Kaiser Joseph der Zweite

und

sein Hof.

Von

Louise Mühlbach.

Dritte und letzte Abtheilung:

Kaiser Joseph als Selbstherrscher.

Achte Auflage.

Berlin, 1864.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Kaiser Joseph

als

Selbstherrscher.

Von

Louise Mühlbach.

Achte Auflage.

Berlin, 1864.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt.

Drittes Buch: Die neue Zeit.

Viertes Buch: Die Reformen und das Volk.

Fünftes Buch: Der Papst in Wien.

Sechstes Buch: Die Reaction.

Siebentes Buch: Des Kaisers Ende.

Erstes Buch.

Der bayerische Erbfolgekrieg.

I.

Der Tod des Churfürsten von Bayern.



In den Galagemächern der kaiserlichen Hofburg zu Wien bewegte sich eine glänzende, von Brillanten, Ordensbändern und Sternen funkelnde Gesellschaft auf und ab. Nicht allein der ganze hohe Adel Wiens, sondern die Aristokratie der ganzen österreichischen Monarchie war an diesem Abend in der Hofburg erschienen, um der Kaiserin Maria Theresia und dem erst kürzlich von seiner Reise heimgekehrten Kaiser Joseph ihre Huldigung darzubringen. — Es war der 1. Januar des Jahres 1778, und da der Neujahrstag der einzige Galatag war, den Kaiser Joseph's neue Verordnungen dem Kaiserhofe gelassen hatten, so beeilte sich Jedermann, diesen Tag zu benutzen und sich im reichsten Costüm und allem Schmuck der Brillanten und Orden darzustellen.

Die Kaiserin Maria Theresia war wie immer in ihren dunklen Trauerkleidern geblieben, und die große Einfachheit ihres dunkelgrauen langschleppigen Gewandes, das durch keine Verzierung, keinen Schmuck gehoben ward, contrastirte seltsam zu den schimmernden Gewändern, den Blumenguirlanden, den funkelnden Brillanten der übrigen Damen. Aber dennoch, trotz ihrer Einfachheit und ihrer unscheinbaren Gewänder, erkannte man in dieser hohen, stolzen Gestalt, welche da umgeben von den kaiserlichen Prinzessinnen die Säle durchschritt, die Kaiserin, die gebietende Frau. Niemand außer ihr trug das Haupt so erhoben und aufrecht, keine andere Frau hatten einen so flammenden, gebieterischen Blick. Maria Theresia war noch immer die Kaiserin und Herrin, aber — sie war eine alte Frau geworden.

Das Alter hatte mit unerbittlichem Finger seine geheimnißvolle Runenschrift durch das einst so strahlende und schöne Antlitz der österreichischen Kaiserin gezogen, und die Sorgen und Mühen ihres sechszigjährigen Lebens waren auf ihrer hohen umwölkten Stirn verzeichnet. Und nicht blos das Alter und die Sorgen hatten das Antlitz der Kaiserin verändert, sondern ein schlimmer Unfall hatte die letzten Spuren einstiger Schönheit, welche Alter und Sorgen vielleicht noch geschont hatten, zerstört. Maria Theresia war, von dem Preßburger Schloß herabfahrend, umgeworfen und so ungestüm gegen einen Stein geschleudert worden, daß sie leblos und blutend neben demselben liegen blieb. Der harte Schlag hatte besonders ihr Antlitz getroffen, das aus mehr als einer, von dem spitzigen Gestein verursachten Wunde blutete, und diese verharrschten, gerötheten Wundennarben entstellten ihr Gesicht und nahmen selbst ihrem Lächeln den Zauber, den es bis dahin trotz ihres Alters immer noch besessen. — Außerdem hatte auch die schöne, hoheitsvolle Gestalt der Kaiserin sich verändert, die schlanke Taille, die ebenmäßige Fülle war untergegangen in der Ueberfülle des Fleisches, und nur langsam, schwerfällig und keuchend bewegte diese kolossale, ungewöhnlich korpulente und fette Gestalt der Kaiserin sich jetzt durch die Säle, in welchen sie einst, umstrahlt von Jugend, Schönheit, Glück und Liebe, an der Seite eines angebeteten Gemahls leicht und anmuthig dahingeschwebt war.

Nur eines war unverändert geblieben an der Kaiserin, das waren ihre Augen, diese großen, brennenden Augen, welche im raschen Wechsel bald aufleuchteten im Blitz der Heiterkeit und des Wohlwollens, bald sich verfinsterten zu flammenden Zornesblicken.

Aber heute war in diesen großen, kühnen Augen der Kaiserin weder Heiterkeit noch auch Zorn oder Unmuth zu lesen, sie blickten vielmehr trübe und gedankenvoll bald im Saal umher, oder hefteten sich zerstreut und theilnahmlos auf die Karten hin, welche die Kaiserin, die sich eben an den Spieltisch gesetzt hatte, in ihrer Hand hielt. Zuweilen schweiften ihre Augen mit einem raschen, forschenden Blick zu ihrem Sohne, dem Kaiser, hin, der neben ihrem Stuhl stand und sich lebhaft und angelegentlich mit einigen Cavalieren unterhielt. Das heitere, blühende Aussehen des Kaisers, seine unbefangene, sorglose Miene schienen alsdann Maria Theresia zu beruhigen, sie wandte sich jetzt mit mehr Aufmerksamkeit den Karten zu und folgte mit theilnahmsvoller Lebhaftigkeit dem Gang des Spiels, das sich eben zu ihren Ungunsten zu entscheiden schien.

In dem großen von Gold und Spiegeln funkelnden Saal war jetzt eine allgemeine Stille eingetreten, denn gleich der Kaiserin hatten auch die Prinzessinnen sich zum Kartenspiel niedergelassen, und zwischen den vier Spieltischen bewegte sich die übrige Gesellschaft nur langsam und vorsichtig umher, und stand in einzelnen Gruppen leise flüsternd da, um das Spiel der Kaiserin nicht zu stören.

Maria Theresia, wie gesagt, war jetzt ganz und gar mit ihren Karten beschäftigt, und in dem Eifer dieser Beschäftigung bemerkte sie gar nicht, daß sich soeben einer der Kammerherren dem Kaiser genähert und ihm leise einige Worte gesagt hatte. Diese Worte schienen aber auf den Kaiser einen tiefen Eindruck zu machen, denn er hatte sich sofort mit raschen Schritten entfernt und durch eine Seitenthür den Saal verlassen.

Niemanden indessen war dieses Fortgehen des Kaisers aufgefallen, denn Joseph, welcher niemals spielte, pflegte, sobald die Kaiserin allabendlich sich an den Spieltisch gesetzt hatte, sich in seine Gemächer zurückzuziehen, und Niemand zweifelte, daß er auch an dem heutigen

Galatage dieser Gewohnheit gefolgt sei, welche ihn heute überdies von dem lästigen Zwange der Etikette befreite.

Auch die Kaiserin Maria Theresia, welche eben bei einem flüchtigen Umblicken die Entfernung des Kaisers bemerkt hatte, schien dieselbe ganz ordnungsmäßig zu finden, sie spielte ruhig weiter und wandte sich dabei mit scherzenden Worten über ihr unglückliches Spiel an den Oberhofmeister von Dietrichstein, der jetzt neben ihren Stuhl getreten war.

Aber in diesem Moment öffnete sich da drüben die Seitenthür, und der Kaiser trat wieder in den Saal ein. Sein Antlitz war bleich und erregt, seine Augen flammten, seine Lippen zuckten vor innerer Bewegung, und mit hastigen Schritten näherte er sich dem Spieltisch der Kaiserin.

Maria Theresia hatte ihn nicht bemerkt; sie hatte eben den Grafen Dietrichstein beauftragt, statt ihrer die Karten zu vertheilen, und lehnte sich, das Ende der Vertheilung erwartend, in ihren Fauteuil zurück. In diesem Augenblick stand der Kaiser hinter ihr, und sich zu seiner Mutter niederneigend, flüsterte er hastig einige Worte in ihr Ohr.

Maria Theresia zuckte zusammen, und die Karten, welche sie eben vom Spieltisch genommen, entsanken ihrer Hand. Mit ungewöhnlicher Leichtigkeit und Hast erhob sie sich von ihrem Lehnsessel, und ohne ihren Mitspielenden nur ein Wort der Entschuldigung und des Bedauerns zu gönnen, verließ sie den Spieltisch und schritt rasch, kaum sich lehnend auf den Arm des Kaisers, durch den Saal dahin nach jener kleinen Seitenthür, durch welche Joseph eingetreten war.

Dieses Fortgehen der Kaiserin war so schnell, so unerwartet geschehen, daß nur der kleinste Theil der Gesellschaft dasselbe bemerkt hatte; selbst die Erzherzoginnen, deren Tische umringt waren von Damen und Cavalieren, hatten nichts davon geahnt und spielten ruhig und gelassen weiter. Aber wie der Kaiser sich seiner Mutter genähert und ihr einige Worte zugeflüstert hatte, so näherte sich jetzt den Prinzessinnen der Oberhofmeister Graf Dietrichstein und flüsterte ihnen einige Worte zu. Sofort ließen die Prinzessinnen die Karten

fallen, und sich von ihren Sitzen erhebend, verließen auch sie ohne Entschuldigung und ohne Gruß den Saal, um sich zurückzuziehen.

Staunend und verwundert schaute die zurückgebliebene Gesellschaft einander an, und leise flüsterte hier und dort Einer dem Andern in's Ohr: etwas Außerordentliches muß geschehen sein! Ein unerwartetes, folgenreiches Ereigniß muß eingetreten sein, sonst würde die Kaiserin nicht auf so ungewöhnliche Art sich entfernt haben!

Aber worin konnte dies Ereigniß bestehen? War es die Aussicht auf einen nahen Krieg, welche des Kaisers Antlitz so aufleuchten machte in Freude und Stolz, war es eine Todesbotschaft, welche der Kaiserin Augen so umdüsterte und eine trübe Wolke auf ihre Stirn herniedersenkte?

Niemand wußte dies zu sagen; in sich gekehrt, verstimmt und sorgenvoll der Zukunft entgegenblickend, zog die glänzende, auserlesene Gesellschaft, welche einige Minuten zuvor noch mit so heiteren, glückstrahlenden Gesichtern sich um die kaiserliche Familie gedrängt hatte, sich zurück, und das Rollen der Wagen, das bald darauf sich von dem Hof der Burg vernehmen ließ und wie ein langanhaltender, grollender Donner die jetzt vereinsamten, glänzenden Säle durchhallte, verkündigte, daß das Galafest beendigt sei und die Hofgesellschaft nach Hause eile, ihre Brillanten und glänzenden Gewänder abzulegen.

Während dies in den Empfangssälen geschah, hatte Maria Theresia, wie gesagt, auf den Arm ihres Sohnes gestützt, sich durch die Seitenthür in das anstoßende Gemach begeben. Sie durchschritt es rasch und trat mit Joseph in das nächste Zimmer ein.

An der Thür desselben trat ihr Fürst Kaunitz entgegen, dicht eingehüllt in einen bis auf die Füße herabwallenden Pelz, die Hände und Arme versteckt in einem Muff, den er zum Schutz gegen die Kälte, welche immer in den Wohnungen der heißblütigen Kaiserin zu herrschen pflegte, sorgsam bis zu seinen Lippen emporgehoben hatte.

Die Kaiserin erwiderte seinen ehrfurchtsvollen Gruß nur mit einem raschen Kopfneigen und schritt vorwärts zu dem Fauteuil hin der da neben dem runden Tisch in der Mitte des Zimmers stand. Athemlos, erschöpft von dem raschen Gang, mehr noch von der inneren

Aufregung, ließ Maria Theresia sich in den Lehnsessel niedergleiten und warf keuchend und nach Athem ringend ihr Haupt zurück an die hohe Lehne des Stuhls. Schweigend und mit ernsten Mienen stand der Kaiser ihr gegenüber, und auf einen Wink seiner Hand schritt Fürst Kaunitz mit seiner gewohnten langsamen und ernsten Würde zu ihnen heran.

Maria Theresia heftete auf ihn ihre großen Augen, in denen ein trübes Feuer glühte. Sage Er, Herr Fürst, sprach sie dann hochaufathmend, ist's wirklich wahr, was mir der Kaiser sagt, ist der Churfürst von Bayern wirklich gestorben?

Ja, Majestät, der Churfürst Maximilian Joseph herrscht nicht mehr in München, er hat es auf immer verlassen, sagte Kaunitz feierlich. Hier ist die Depesche, die unser Gesandter in München sofort nach diesem Ereigniß an mich hat abgehen lassen. — Er wollte der Kaiserin das Papier überreichen, sie lehnte es indessen mit einer raschen Handbewegung ab. Bin jetzt nicht aufgelegt, die Depesche zu lesen. Gebe Er sie meinem Herrn Sohn hin, daß der sie lese, und hab' Er die Güte, nur rasch zu erzählen, wie Alles sich so schnell und unerwartet begeben hat?

Des Fürsten Stirn bewölkte sich, und die Lippen fest aufeinander pressend, reichte er die Depesche dem Kaiser dar. Joseph nahm dieselbe, und indem sein Auge den trüben, angstvollen Blicken des Fürsten begegnete, flog ein sanftes Lächeln über des Kaisers Antlitz hin.

Ich bitte Ew. Majestät, den Herrn Fürsten von dieser Erzählung zu entbinden, und sie mir zu übertragen, sagte der Kaiser fast bittend. Se. Durchlaucht ist ohne Zweifel auch ein wenig erschöpft von dem Weg hierher, und da er die Depesche bereits kennt und gelesen hat, so ist es nicht nöthig, daß er ihr noch einmal zuhört. Ew. Majestät werden daher gewiß erlauben, daß der Fürst sich dort drüben auf dem Fauteuil, der in der Fensternische steht, ein wenig niederlasse, und es dort abwarte, bis ich Ew. Majestät mit dem Inhalt der Depesche bekannt gemacht habe.

Die Kaiserin nickte hastig Gewährung, und der Fürst, dessen Stirn sich jetzt wieder aufgeklärt hatte, wandte sich ab, und schritt

nach dem von Joseph bezeichneten Lehnstuhl hin, der an der äußersten Ecke des großen Gemaches und weit genug entfernt stand, um den Fürsten nicht zu zwingen, das zu hören, was der Kaiser mit seiner Mutter zu sprechen hatte.

Joseph schaute sinnend und lächelnd der hohen, steifen Gestalt des alten Fürsten nach, und erst als dieser sich langsam auf dem Fauteuil in der Fensternische niedergelassen und die schweren seidenen Vorhänge hinter sich zugezogen hatte, so daß er ganz und gar hinter denselben verschwunden war, wandte Joseph sich wieder der Kaiserin zu.

Verzeihen Ew. Majestät, sagte er leise, aber Sie wissen ja, welch einen Abscheu der Fürst vor einigen Worten und Ideen hat, und daß er es nicht vertragen kann, wenn man zu ihm vom Tode und von den Blattern spricht. Beide Worte aber sind der Hauptinhalt dieser Depesche, deshalb bat ich Ew. Majestät, dem Fürsten zu erlauben, daß er sich ein wenig zurückziehen dürfe.

Es war schön von Dir, mein Sohn, daß Du nicht vergaßest, was mir in der Aufregung des Momentes entfallen war, rief die Kaiserin hastig. Aber Du sagst, es sei in dieser Depesche von den Blattern die Rede? Ist denn der Churfürst Maximilian Joseph an den Blattern gestorben?

Ja, Majestät, an den Blattern, wie seine Schwester, meine unglückliche Gemahlin Josepha, sagte der Kaiser ernst.

Seltsam, flüsterte Maria Theresia sinnend. Die Josepha hat mir oft erzählt, daß ihr Bruder die bestimmte Ahnung habe, er werde eines Tages an den Pocken sterben, und daß er deshalb mit ängstlicher Sorgfalt sich vor jeder Ansteckung zu sichern trachte.

Ew. Majestät sehen also, daß man sein Geschick ahnen und wissen, und ihm doch nicht entrinnen kann. Das Schicksal zeichnet dem Menschen seinen Lebensweg vor, und er muß ihn wandern, ob er ein Fürst oder ein Bettler sei! Der Churfürst ahnte, daß er an den Blattern sterben werde, er suchte sorgfältig sich vor jeder Ansteckung zu sichern, und er ist doch an den Blattern gestorben!

Die Kaiserin schüttelte sinnend ihr Haupt. Und wie ist denn die Krankheit zu ihm gekommen? fragte sie.

Durch Ansteckung, Majestät; Sie sehen wohl, Niemand entrinnt seinem Schicksal. Eine junge Dame, Frau von Riva, die Tochter des churfürstlichen Oberhofmarschalls, war zum Besuch nach München gekommen, und logirte bei ihrem Vater im Schlosse selbst. Dort überfiel sie diese unheilvolle Krankheit, die man indeß dem Churfürsten sorgsam zu verbergen suchte. Er hatte in der That keine Ahnung davon, daß der Feind, dem er so angstvoll auszuweichen strebte, bereits mit Posaunenschall in sein Schloß eingeschritten sei, und er war in heiterster Stimmung in Gesellschaft einiger Freunde beim Billardspiel beschäftigt, als der Oberhofmarschall, welcher eben von dem Krankenbett seiner Tochter kam, zu ihm in das Zimmer eintrat. Der Churfürst spielte ruhig weiter; auf einmal aber sah man ihn erbleichen und schwanken, und mit dem Ruf: „Eine Person hier im Zimmer hat die Blattern, ich fühle es!“ sank er ohnmächtig zusammen. Man trug ihn sofort auf sein Lager, und den Bemühungen seiner Aerzte gelang es, ihn nach einigen Stunden wieder zum Leben zu erwecken, aber bald darauf zeigten sich auch schon die Symptome dieser fürchterlichen Krankheit, welcher der Churfürst nach wenigen Tagen der Qualen erlegen ist *). Das, Ew. Majestät, ist der Inhalt dieser Depesche, welche Graf Hartig sofort nach dem Ableben des Churfürsten an Kaunitz abgesandt hat. Befehlen Ew. Majestät, daß ich die Depesche vorlese?

Nein, mein Sohn, ich danke Ihnen, sagte die Kaiserin trübe. Wir wissen, was uns zu wissen nöthig ist. Der Churfürst ist todt, der Sohn meines Feindes, welcher mir einst mein Erbe entziehen wollte und mit mir als Kaiser Karl VII. um meine Lande und um meine Kaiserkrone kämpfte, er ist todt, und seine Herrlichkeit ist in Staub zerfallen, wie die Herrlichkeit seines Vaters.

Ja, er ist todt, der Churfürst Maximilian Joseph, sagte Joseph ernst, der Bruder meiner Feindin, welche zwei Jahre lang den harten Kampf der Ehe mit mir gekämpft hat, ist heimgegangen zu seiner Schwester, der Kaiserin Josepha, zu seinem Vater, dem Kaiser Karl,

*) Wraxall: Memoirs of the Courts of Berlin, Vienna etc. Vol. I. Seite 306.

denen Beiden die Kaiserkrone von Deutschland das Haupt so schwer niedergebeugt hat, daß der Tod allein es wieder aufzurichten vermochte. Ich habe es Josepha, so lange sie lebte, niemals verzeihen können, daß sie meine Gemahlin geworden und mich mit der Schmach dieser schauerlichen Ehe belastet hatte; jetzt aber in dieser Stunde vergebe ich es ihr, vergebe ihr alles Leid, das ich durch sie erduldete, denn in dieser Stunde reicht mir die todte Kaiserin aus dem Grabe den Brautschatz dar und ernennt mich zu ihrem Erben. Dieser Brautschatz heißt Bayern, und wir müssen uns beeilen, ihn anzunehmen, bevor Andere uns zuvorkommen.

Die Kaiserin erbebte und heftete ihre großen Augen mit einem Ausdruck des Schreckens auf das strahlende Antlitz ihres Sohnes.

Will mir der Herr Kaiser ein Gegenstück liefern zu der unglücklichen Theilung Polens? fragte sie hastig. Hab' noch auf meiner Seele und meinem Gewissen diese Last der polnischen Erbschaft liegen, die wir auch ohne Testament und Recht an uns genommen, kann's noch immer nit verwinden, daß ich, blos weil wir die Stärkeren und Kräftigeren waren, dem kleineren unglücklichen Nachbarn Polen nahmen, was sein war, und was er nur nit festhalten konnte, weil seine Hände schwach und fieberkrank waren. Werd' aber nimmer meine Einwilligung geben, daß wir abermals so handeln und uns bereichern auf Kosten eines schwächern Nachbarn. Lasse der Herr Sohn sich das gesagt sein, und versuche Er nit wieder, mich zu Seinem Willen zu bekehren, denn ich sag' Ihm, diesmal wird es Ihm nicht gelingen, und mein' doch, daß ich noch immer die Kaiserin bin, und daß Mein Wille allein mein Land lenkt und regiert.

Der Kaiser verneigte sich. Ew. Majestät müssen mir das Zeugniß geben, daß ich niemals gewagt habe, mich gegen den gebieterischen Willen meiner Kaiserin aufzulehnen, sondern mich demselben immer in Demuth und Gehorsam unterworfen habe. Aber, da wir jetzt mit dem Inhalt der Depesche fertig sind, werden Ew. Majestät wohl erlauben, daß ich den Fürsten aus seinem Versteck hervorhole, damit er Theil nehme an unserer Berathung?

Maria Theresia nickte leicht mit dem Kopf, und indem der Kaiser

rasch das Zimmer durchschritt, schlug er die Vorhänge zurück, hinter welchen der Fürst sich verborgen hatte, um nichts von der fürchterlichen Unterredung zu vernehmen.

Kommen Sie, Durchlaucht, flüsterte Joseph leise und hastig. Helfen Sie mir die Kaiserin überzeugen, daß Bayern unser werden muß. Ich fürchte, es wird einen harten Kampf geben.

Bei welchem wir indeß siegen werden, sagte Kaunitz gelassen, sich von seinem Sitz aufrichtend und dem Kaiser folgend, der sich jetzt wieder seiner Mutter näherte.

Maria Theresia schaute Beiden mit finsteren Blicken und einem trüben Lächeln entgegen. Seh's wohl an Euren Gesichtern und an Euren Mienen, daß Ihr Beide einig seid, sagte sie hastig, daß der Kaiser und der Fürst zwei Bundesgenossen sind, welche es sich vorgenommen haben, meinen Widerstand zu besiegen. Ja, Ihr seid Eurer Zwei, und ich, — ich bin allein, bin immer allein, seit mein schöner und lieber Kaiser Franz mich verlassen hat, bin immer einsam und allein, und muß meinen Willen durchfechten gegen Euch Zwei, oder muß nachgeben wider meinen Willen. Es ist aber nicht rühmlich, denk' ich, sich Zwei gegen Einen zu stellen, und sollt' eigentlich vermeinen, daß des Fürsten Platz an meiner Seite ist, und nit da drüben bei dem jungen Kaiser, der es macht, wie alle Nachfolger es ihren Vorgängern thun, der mir opponirt, und meint, daß er Alles besser weiß, als seine Kaiserin und Mutter. Sag' Er doch, Herr Fürst, will Er mir auch opponiren und wider mich sein? Will Er auch Seine Kaiserin verlassen und ihr die Treue brechen?

Es lebt Niemand auf der Welt, welcher sagen kann, daß Fürst Kaunitz ihm die Treue gebrochen hat, sagte Kaunitz feierlich. Ganz Europa weiß, daß Kaunitz ein Mann von Wort und von Ehre ist, und geleistete Versprechen niemals zurücknimmt. Ich habe Ew. Majestät eines Tages geschworen, daß ich mein ganzes Leben und die ganze Kraft meines Geistes und meines Kopfes dem Dienste Oesterreichs weihen wolle, und ich werde mein Wort treulichst erfüllen, es sei denn, daß Ew. Majestät mich meines Schwurs entbinden und mich gehen heißen.

Ach, das heißt, Er droht mir schon wieder mit seiner Amtsniederlegung? rief die Kaiserin heftig. Er will sich wieder einmal zurückziehen, wenn ich Ihm nit beistimme und will nit mehr mein Minister bleiben, wenn ich Meinem Willen und nit dem Seinen folge. Laß Er es sich aber gesagt sein, daß die Maria Theresia fest entschlossen ist, bis an das Ende ihres Lebens die regierende Kaiserin zu sein, und daß weder ihr Mitregent, noch ihr Minister sie daran hindern sollen. Und jetzt, da Ihr Beide das wißt, jetzt laßt uns frei und offen mit einander reden, und uns zu einer Staatskonferenz mit einander vereinigen. Ich ersuche den Kaiser, hier an meiner Seite Platz zu nehmen, und Er, Herr Fürst, wird die Güte haben, sich mir da gegenüber zu setzen. Mag Ihm gern Aug' in Auge schauen, in Seinem Antlitz lesen, ob sein Herz wahr und aufrichtig meint, was die diplomatischen Lippen sprechen. Und jetzt, da wir Alle unsere Plätze eingenommen, jetzt ersuche ich zuerst den Herrn Kaiser, mir gerade und offen seine Meinung zu sagen, und was Er meint, das wir zu thun haben bei diesem unerwarteten Ableben des Churfürsten von Bayern?

Gerade und offen denn, rief Joseph rasch, ich meine, daß wir sofort unsere Regimenter marschiren lassen müssen, um Bayern, welches jetzt, nach dem Aussterben des Wilhelminischen Mannesstammes zum Mindesten ein eröffnetes Reichslehen ist, zu besetzen, und es dem Hause Oesterreich, welches unbezweifelte Rechtsansprüche auf dieses Reichslehen hat, zu erhalten.

Hat Oesterreich wirklich unbezweifelte Rechtsansprüche an das Churfürstenthum Bayern? fragte Maria Theresia mit erzwungener Ruhe.

Der Kaiser sah seine Mutter mit staunenden und fragenden Blicken an. Haben Ew. Majestät nicht die Gnade gehabt, die Schriften und Aktenstücke zu lesen, welche unsere Geschichtsschreiber und Historiographen auf meinen Wunsch verfaßt haben, und welche ich die Ehre hatte, Eurer Majestät zu übergeben?

Ich habe sie gelesen, sagte die Kaiserin traurig, ich habe diese Dokumente gelesen, aus welchen man zu beweisen sucht, daß Oester-

reich wohlbegründete Ansprüche an Niederbayern habe, weil Kaiser Siegmund im Jahre 1419 seinen Schwiegersohn Albrecht von Oesterreich damit belehnt habe. Ich habe ferner gelesen, daß Oesterreich Ansprüche habe auf die schwäbische Reichsherrschaft Mindelheim, worauf Kaiser Matthias schon im Jahre 1614 dem Erzhause die Anwartschaft gegeben, und welche nachher, als der Churfürst von Bayern 1706 in die Acht fiel, auch wirklich vom Kaiser von Oesterreich in Besitz genommen ward. Hab' ferner all die Aktenstücke gelesen, welche beweisen, daß die Oberpfalz mit allen ihren Grafschaften jetzt nach dem Absterben der Wilhelminischen Linie offenes Reichslehen ist, welches der deutsche Kaiser als Reichseigenthum beanspruchen müßte.

Und alles dies hat Ew. Majestät nicht von der Gültigkeit und dem Recht unserer Ansprüche auf Bayern überzeugt? fragte der Kaiser.

Alles dies hat mich nicht überzeugt, daß wir berechtigt und gezwungen sind, aus eitler Habgier und übermüthiger Herrschaft uns Länder zuzueignen, welche nicht nach unbestreitbarem Erbrecht uns zufallen, und deren Besitz wir vielleicht nur mit Gewalt der Waffen und mit Strömen von Menschenblut erzwingen könnten.

Deren Besitz uns aber eins der schönsten Länder Deutschlands zu Eigen gäbe, rief Joseph feurig, deren Besitz Oesterreich seinem großen Ziel, ein deutsches Kaiserreich zu werden, immer näher führen würde. Wenn die Pfalz, wenn Schwaben und Niederbayern unser ist, dann fließt die Donau nur noch durch Oesterreichische Lande, dann ist unser der Handel der Levante, denn bis zum schwarzen Meer hinab trägt die Donau unsere Handelsschiffe, und eines Tages wird auch der Bosporus sich uns öffnen, und Konstantinopel sich gefallen lassen müssen, ein Hafen für Oesterreichische Schiffe, ein Stapelplatz für Oesterreichische Waaren zu werden. Wenn Bayern unser ist, gehört bald ganz Süddeutschland unserm Hause an, denn wie von einem Magnet angezogen werden auch Württemberg und die kleinern Lande und Grafschaften uns anheimfallen und sich zu Eins verschmelzen mit unserm Oesterreichischen Kaiserstaat, welcher alsdann als ein einiges großes Deutschland dem nordischen Preußen gegenübertreten und fragen wird: ob Preußen den Muth habe, sich loszusagen von

Deutschland und allein dazustehen, oder ob es die patriotische Seelengröße hat, aufzugehen in dem großen Ganzen, und das Preußenthum aufzugeben, um Deutschland anzugehören? O, ich beschwöre Ew. Majestät, wollen Sie jetzt nicht wanken und zaudern, unser Recht anzuerkennen, und die Hand auszustrecken nach dem, was unser ist. Wollen Sie auch bedenken, daß Bayern selbst uns mit angstvollen hoffenden Blicken entgegenschaut, daß es zittert vor den Erbansprüchen des Churfürsten Carl Theodor von der Pfalz, welcher der einzige noch lebende Erbnachfolger des verstorbenen Churfürsten ist. Bayern weiß, daß es von diesem Mann nichts zu hoffen hat, daß er ihm nicht Glück, Wohlstand und die Aussicht auf eine dauernde Dynastie mitbringt, sondern daß er einziehen wird in sein neues Erbe Bayern, umgeben von seinen Maitressen, welche einen ganzen Schwarm natürlicher Kinder mitbringen. Bayern weiß, daß Carl Theodor zu deren Bereicherung, da er ein zärtlicher Vater ist, die bayerischen Lande aussaugen und plündern wird, um seinen Kindern, denen er keine Krone, keine Ehre und keinen Namen geben kann, mindestens Geld und Besitz zu hinterlassen. O, wollen sich Ew. Majestät also des unglücklichen Bayerns erbarmen, wollen Sie es erretten aus den Händen der Wüstlinge, der Pfaffen und Finsterlinge, welche das Ohr Carl Theodor's umlagern und mit ihren unzüchtigen Liedern und ihrem frommen Geplärr ihn betäuben und verwirren, daß er ein willenloses Werkzeug in ihren Händen wird. Ew. Majestät haben die Jesuiten aus Ihren Landen verjagt, vollenden Sie jetzt Ihr Werk, verjagen Sie dieselben auch aus Bayern, wo sie Zuflucht und Schutz gefunden haben, und wo sie herrschen würden, wenn Carl Theodor von der Pfalz der Nachfolger des verstorbenen Churfürsten werden könnte. Haben Sie Mitleid mit dem unglücklichen Bayern, erlösen Sie es von den Wirren und neuen Unruhen und Erbfolgestreitigkeiten, die es unvermeidlich bedrohen, wenn der entnervte, kraftlose alternde Carl Theodor sterben würde und Bayern abermals nach einem Nachfolger zu suchen hätte.

Nun ich mein' doch, daß der Nachfolger für Carl Theodor nit so schwer zu finden ist, und daß der Herzog Carl von Zweibrücken

wohl bereit ist, sein Erbe in Anspruch zu nehmen, rief Maria Theresia heftig. Wenn's aber wahr ist, was der Kaiser sagt, wenn die guten Bayern wirklich so gar groß Verlangen hegen, unsere Unterthanen zu werden und sich Oesterreicher zu nennen, so mögen sie doch den Muth haben, das frei und offen zu bekennen und uns zu ihren selbstgewählten Herrschern auszurufen. Denn ich sag's und wiederhol's, ich will's nit machen, wie der König von Preußen einst uns gethan, will nit aus meinen Archiven alte vergilbte Dokumente hervorsuchen, und damit beweisen, daß das Land, was seit Jahrhunderten Andere besitzen, eigentlich Mein sei, will auch nit für zweifelhaft Recht das Blut meiner Unterthanen vergießen, und mit frevlerischen Händen die Fackel des Kriegs entzünden, daß er abermals den Wohlstand meines Landes und das Glück meiner Unterthanen in Asche lege. Hab' damals aus tiefster Seele und bester Ueberzeugung den König von Preußen einen bösen und ungerechten Mann genannt, weil er also gethan, will jetzt nit thun, wie er gethan hat, und nit an Bayern handeln, wie er an Schlesien gehandelt hat.

Und also soll Oesterreich diese Erbschaft verlieren, welche ihm gebührt, auf welche es ein unbestreitbares Recht hat? rief Joseph schmerzvoll. Also soll ich abermals verdammt sein, mit unthätigen Händen, in müßiger Ruhe von ferne und im Dunklen zu stehen, während die Weltgeschichte mit ehernem Schritt durch Deutschland dahin schreitet, und ihre spähenden Blicke umherirren läßt nach einem Mann, der Deutschland liebt, der den Muth hat, es groß, mächtig und einig machen zu wollen, und ohne Scheu vor dem Gerede der Welt den Augiasstall der deutschen Reichskammer zu reinigen, all das kleine Gewürm und Geschmeiß, welches sich da fest genistet, zu verjagen, und die kleinen Kronen einzuschmelzen, auf daß daraus die einige große Kaiserkrone Deutschlands hervorgehe? O, sagen Ew. Majestät nicht, daß ich diesen schönsten Traumm eines Lebens wieder aufgeben muß, daß es mir nicht vergönnt sein soll, zu thun, was ich muß und kann, dem armen Deutschland seine Einheit und Kraft wiederzugeben, und ihm in Wahrheit ein Kaiser zu sein. Nehmen Sie Ihr Wort zurück, Majestät, sagen Sie nicht, daß Sie Bayern

aufgeben wollen, weil es möglich sei, daß man unsere Rechte auf Bayern bezweifeln kann. Und wären unsere materiellen Rechte noch zweifelhafter, als sie es sind, so haben wir dennoch moralische und politische Rechte auf Bayern, welche Jedermann anerkennen wird und muß, moralische Rechte, denn wir bringen Bayern zum Ersatz für einen despotischen, wollüstigen Herrscher, dessen Ohr von Jesuiten, Maitressen und Wucherern belagert wird, das edle, keusche und uneigennützige Regiment einer tugendhaften Kaiserin, welche den Bayern statt der Finsterniß das Licht, statt der Heuchelei die Wahrheit, statt des Despotismus die Freiheit geben will. Wir haben politische Rechte auf Bayern, denn die alten Erbverträge unseres Hauses scheinen in ahnungsvoller Weisheit den Moment vorhergesehen zu haben, wo Oesterreich nach Innen so groß, sicher und fest steht, daß es nach Außen an Vergrößerung und Machterweiterung denken kann, und deshalb haben unsere Vorfahren uns gewissermaßen schon eine Thür geöffnet und uns den Weg geebnet, der uns über die Grenze Bayerns nach dem Thron und Besitz dieses Landes führt. O, Majestät, es sind unsere erlauchten Ahnen, welche aus diesen bestäubten, mit ihrer Unterschrift gezeichneten Dokumenten die Hand hervorheben und hinüber deutend nach Bayern uns zurufen: „Nehmt, was Euer ist, und was unser Wort und unser Gedanke schon vor Jahrhunderten für Euch bestimmt hat!"

Ja, ich bin der Ansicht des Kaisers, erwiderte Kaunitz langsam. Oesterreich hat das Recht und die Pflicht, sich diese Erbschaft anzueignen, welche der Wille Ihrer Ahnen und die Gunst der Verhältnisse Ihnen darbietet, und welche zurückzuweisen ein Unrecht und ein Fehler wäre. Man muß sich aber in der Politik vor allen Dingen hüten, Fehler zu begehen, weil diese sich immer am bittersten an Demjenigen rächen, der sie begangen hat, und selten auf Andere zurückfallen. Ein Fehler aber wäre es, wenn Oesterreich diesen Moment unbenutzt vorübergehen lassen wollte, wo es seine Macht in Deutschland befestigen und stärken, seine Grenzen erweitern könnte, indem es ohne Schwertschlag eines der schönsten und gesegnetesten Lande Deutschlands sich zu eigen macht.

Ohne Schwertschlag? fragte Maria Theresia hastig. Ew. Durchlaucht meinen also, daß unsere Feinde ganz geduldig zuschauen würden, wie wir uns zueignen, was uns doch sicher nit durch unbestrittenes Recht gehört? Ohne Schwertschlag sollte Bayern unser werden?

Ohne Schwertschlag, wiederholte Kaunitz langsam. Und wer, ich frage Ew. Majestät, wer sollte denn das Schwert nehmen, um uns zu bekämpfen? Frankreich hat durch politischen und Familienbund dem Recht entsagt, feindlich gegen uns aufzutreten.

Ich will Ihm indeß nicht rathen, allzusehr auf Frankreichs Freundschaft zu zählen, unterbrach ihn Maria Theresia. Maria Antoinette herrscht wohl über das Herz König Ludwig's, aber seine Minister herrschen über seinen Kopf, und die werden, wenn es ihre Politik erfordert, gar gern geneigt sein, den Familienbund zu brechen.

Aber Frankreich ist dennoch außer Stande, wider uns aufzutreten, fuhr Kaunitz fort. Seine Finanzen sind erschöpft und es rüstet sich außerdem so eben, einen Krieg zu unternehmen für Nordamerika's Freiheit, einen Krieg, von dem es nur dann Erfolg hoffen kann, wenn seine Kräfte nicht noch durch einen Landkrieg geschwächt werden. Auch von Rußland haben wir nicht zu befürchten, daß es unsern Plänen entgegentrete, denn es ist mit eigenen großen Entwürfen beschäftigt; und wenn wir ihm in der Türkei nicht feindlich gegenübertreten, und allenfalls noch seiner Ländergier den Rest von Polen Preis geben, wird Rußland wenig darauf achten, was sich hier im Innern Deutschlands begiebt, und über das zu sprechen gewiß der Czarin kein Recht zusteht. England liegt uns zu ferne, und der König von Preußen hat es erfahren, was Englands Bundesgenossenschaft in einem Kriege gelten kann. England braucht außerdem seine Soldaten und sein Geld gleich Frankreich für diesen Krieg mit Nordamerika. Wer also sollte uns in den Weg treten und uns hindern, sofort die Lande Bayern von Oesterreichischen Soldaten als Oesterreichs Eigenthum in Besitz nehmen zu lassen?

Wer uns hindern sollte? fragte Maria Theresia hastig. Er hat Frankreich, England und Rußland genannt, aber den ersten und größten Feind meines Hauses, den hat Er vergessen, den Feind, der

es sich zur Aufgabe gemacht hat, überall auf unsern Wegen uns entgegen zu treten, bei jeder Gelegenheit mit der Hardiesse eines echten Parvenue uns zu beweisen, daß er gar keinen Respekt hat vor unserer Kaiserkron' und vor unsern Rechten und Dokumenten, sondern daß es ihm grad' nur Freud' macht, das Alles zu verleugnen; diesen bösen Mann, der mir so viel Thränen und schlaflose Nächte, meinem Lande so viel Menschenleben und Blut, meiner Krone die schönste Provinz gekostet hat, diesen bösen Mann hat Er vergessen!

Ew. Majestät wollen von dem König von Preußen sprechen, sagte Kaunitz mit einem leichten Achselzucken. Es ist sehr erhaben und sehr gnädig, daß Ew. Majestät den Markgrafen von Brandenburg immer noch als einen gefährlichen und furchterregenden Feind betrachten wollen.

Und wenn er's wäre, rief der Kaiser ungestüm, wenn Friedrich der Zweite noch immer der Held, der Feldherr wäre, der er einst gewesen, um so mehr Ehre alsdann für mich, ihn zu besiegen, und die Lorbeeren wieder von seinem Haupte zu nehmen, die er sich einst in seinen Siegesschlachten erworben!

Der Fürst richtete seine großen Augen mit einem seltsam warnenden Ausdruck auf das erregte Antlitz des Kaisers und schüttelte leise mißbilligend das Haupt.

Der König von Preußen ist aber nicht mehr der Held, der Feldherr, der er gewesen, sagte Kaunitz langsam, er bangt sehr für die Lorbeeren, die von seinem gebeugten Haupte herabsinken könnten. Er kennt und fürchtet die Energie des Kaisers Joseph und wird durchaus nicht geneigt sein, seinen Ruhm in die Gefahr zu bringen, von dem Kaiser besiegt zu werden. Er findet es bequemer, auf seinen Lorbeeren zu ruhen, die Flöte zu blasen, schlechte Gedichte zu machen und den Schmeichelreden seiner philosophischen Freunde zuzuhören, bequemer, als in das Feld zu ziehen und zu kämpfen für eine Sache, die ihn gar nichts angeht. Denn was, ich frage Ew. Majestät, was kümmert es den König von Preußen, ob Oesterreich sich im Einverständniß mit dem einzigen berechtigten Erben Bayerns zum Herrscher Bayerns mache? Mit welchem Rechte sollte er es wagen, in dieser

Sache gegen uns aufzutreten, wenn Niemand da ist, der ihn um Hülfe anruft? Er wird geschehen lassen, was er nicht ändern kann, und was zu ändern er überdies kein Recht hat. Wir haben unsere Urkunden und Dokumente, welche uns Bayern als Erbe geben, und der König von Preußen wird sie willig anerkennen, wenn wir auch seine Urkunden und Dokumente, welche ihm Baireuth und Anspach als Erbe geben, dafür anerkennen wollen. Der König von Preußen war ein Held, jetzt ist er nur noch ein alter Handelsmann und Krämer, welcher mit Tabak handelt und nach Vermehrung seines Besitzes trachtet.

Maria Theresia schüttelte unwillig ihr Haupt. Er weiß wohl, Herr Fürst, sagte sie hastig, daß ich den König nimmer geliebt, vielmehr ihm immer in meinem Herzen gegrollt habe. Er ist ein böser Mann und hat mir viel Leids gethan, aber kann's doch nit zugeben, daß Er so geringschätzend und verachtungsvoll von ihm spricht; man wird nit größer dadurch, daß man seine Feinde kleiner hinstellt, und es ist allzeit besser, gegen große Feinde zu kämpfen, als gegen solche, die man verachten kann.

Der König von Preußen ist ein Held, ein Weiser und ein Herrscher, rief der Kaiser begeistert. Gönnen mir also Ew. Majestät das Glück, gegen ihn zu kämpfen und mir Ruhm und Ehre zu erkämpfen, indem ich ihn besiege!

Werd' nimmer solcher eitlen Ruhmbegierde nachgeben, wenn's nit klar und erwiesen ist, daß wir ein Recht auf Bayern haben! sagte die Kaiserin.

Das Recht ist klar und erwiesen, sagte Kaunitz ruhig. Unsere Juristen haben es erwiesen und ihre Schriften darüber drucken lassen. Ich habe Sorge getragen, daß Exemplare dieser Schriften in ganz Deutschland vertheilt werden, damit ganz Deutschland sich von dem Recht des Kaisers überzeuge, die verfallenen Reichslehen einzuziehen. Ich habe außerdem bereits einen geschickten Diplomaten an Carl Theodor von der Pfalz abgesandt, um mit ihm zu unterhandeln, daß er unser Recht anerkenne und freiwillig für sich und seine Erben dem Besitz Bayerns entsage. Auch habe ich schon von seinem Geschäfts-

führer, dem Herrn von Ritter, die Zusicherung, daß der Churfürst Carl Theodor von der Pfalz mit Freuden bereit sein werde, unsere Wünsche zu erfüllen und die Vortheile anzunehmen, die wir ihm bieten.

Und was sind das für Vortheile, die wir dem Churfürsten für Bayern bieten können? fragte Maria Theresia.

Wir bieten ihm zum Ersatz für Bayern unsere Niederländischen Provinzen an, sagte Joseph hastig, er mag sie zu einem Königreich Burgund erheben und über sie herrschen als König. Wir bieten ihm außerdem für das Heer seiner unehelichen Kinder Fürstentitel und Orden, und außerdem einige Millionen Gulden an.

Und putzen die Schande und fröhnen dem Laster, aller Tugend und aller guten Sitte zum Hohn, rief die Kaiserin unwillig.

Der Churfürst liebt seine Kinder leidenschaftlich, fuhr Joseph fort, aber er hegt wenig Liebe für Bayern; er wird auf unsere Pläne eingehen, und Bayern wird unser werden!

Unser, ohne Schwertschlag und Blutvergießen, fügte Kaunitz hinzu, und indem er ein zusammengefaltetes Papier aus seinem Busen hervorzog, legte er dasselbe auseinander und breitete es auf dem Tisch vor der Kaiserin aus.

Sehen Ew. Majestät, da ist eine Karte von Bayern, sagte Kaunitz ruhig, mit dem schlanken weißen Vorderfinger über die Karte hinstreichend. Hier unten sind die Distrikte, welche wir beanspruchen, kraft des Lehnsbriefes Kaiser Sigismund's an Albrecht von Oesterreich.

Wir müssen diese Distrikte von Oberbayern sogleich durch unsere Soldaten besetzen lassen, sagte der Kaiser hastig. Niemand wird unser Recht auf diese Erbschaft bestreiten können, und wir müssen eilen, sie in Besitz zu nehmen.

Die Kaiserin seufzte und blickte mit trübem Sinnen auf die Karte hin. Ja, seufzte sie leise vor sich hin, auf dem Papier sieht Alles gar friedlich und schön aus, und auf dem Papier läßt sich Alles beweisen und erklären! Der Herr Fürst erobert da mit seinem Vorderfinger ganz Oberbayern und es ergiebt sich ihm auf dem Papier. Im Leben mag's anders kommen. Ihr habt da die Berge und die Flüsse, die Wälder und die Landebenen vorgezeichnet, aber nit die

Herzen und die Gesinnung der Menschen; davon steht nichts auf dem Papier, und doch werdet Ihr das Land nimmer gewinnen, wenn Ihr die Herzen nit gewonnen habt.

Wir werden uns die Herzen gewinnen durch offenes und herzliches Entgegenkommen, rief der Kaiser glühend. Wir werden den Bayern ihr kleines Vaterland freilich nehmen, aber wir werden ihnen ein größeres dafür bieten, wir werden ihnen Deutschland bieten, wir werden die Bayern in Deutsche verwandeln und eines Tages werden sie stolz darauf sein, daß sie zuerst den Impuls gegeben, die kleinen zerstückelten deutschen Lande zu einigen zu einem großen, freien, mächtigen Deutschland!

Die Kaiserin antwortete nur mit einem Seufzer, und blickte auf die Karte hin, über welche der schlanke Finger des Fürsten wieder seine Linien zog.

Hier sind die Güter und Länder, sagte Kaunitz ruhig, welche das ausgestorbene Churhaus vom deutschen Kaiser zu Lehen getragen.

Und welche zurückzufordern und zu nehmen ich als deutscher Kaiser berufen und ermächtigt bin, rief Joseph ungestüm.

Und hier endlich, fuhr Kaunitz fort, seinen Finger auf einen andern Theil der Karte heftend, hier ist die Herrschaft Mindelheim, auf welche der Kaiser Matthias dem Hause Oesterreich nicht allein die Anwartschaft gegeben, sondern die bereits schon kraft dieser Anwartschaft Oesterreich zugefallen war, und welche Oesterreich nur aus allzufreigebiger Großmuth dem Churfürsten von Bayern zurückgegeben hat! — Ew. Majestät werden doch ohne Zweifel nicht Willens sein, Ihr Erbgut Preis zu geben, damit der Erste Beste es sich nehmen kann?

Maria Theresia antwortete nicht sogleich, sie hatte ihr Haupt gesenkt und ihre Stirn berührte fast das Papier, auf welchem die bayerischen Lande verzeichnet waren. Neben ihr stand der Kaiser, seine großen blauen Augen in athemloser Erwartung und Spannung auf die Kaiserin gerichtet, ihr gegenüber an der andern Seite des Tisches Kaunitz mit seinem ehernen gleichgültigen Gesicht, seinen kalten undurchdringlichen Mienen. Keiner von ihnen wagte es, die

feierliche Stille dieses Momentes nur durch ein Wort, einen lauten Athemzug zu unterbrechen. Beide waren sich bewußt, daß dieser Augenblick berufen sei, über ein großes und folgenreiches Ereigniß zu entscheiden und Deutschland den Krieg oder Frieden zu geben.

Auf einmal richtete Maria Theresia ihr Haupt wieder empor, und ihre Augen hefteten sich mit einem raschen Blick auf den Kaiser und Kaunitz hin.

Hab's ja gesagt und gewußt, daß Ihr Zwei einig seid, und daß ich nichts werd' ausrichten können gegen Euch Zwei, sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Fühl's wohl, daß in dieser Sach' nit Alles so ist, wie es sein sollt', und weiß gewiß, daß man uns des Länderraubes und der Willkür anklagen wird, wenn wir nit durchkommen und nit siegen in dieser Angelegenheit, aber glaub' auch, daß man unsere Rechte anerkennen und uns für befugt halten wird, die Erbschaft Bayerns zu beanspruchen, wenn es ein fait accompli ist, und wenn es uns gelingt, zu behalten, was wir beanspruchen. Der Erfolg entscheidet in den Augen der Menschen auch über das Recht, und nur wer unterliegt, den schmähen sie. Hat die Welt es dem König von Preußen verziehen, daß er uns Schlesien nahm, wird sie uns auch verzeihen können, daß wir uns Bayern nehmen. So mög's denn geschehen in Gottes Namen, wie der Kaiser und der Fürst es wollen und für Recht erkennen. Das Eine aber bitt' ich, nehmt nichts, was wir nicht das Recht haben zu nehmen. Ich sehe es voraus, es wird doch zum Krieg kommen und ich möchte meine Tage so gerne in Frieden beschließen! *)

Ew. Majestät sollen sie in Frieden und Glück beschließen, aber möge dieser Zeitpunkt noch recht lange auf sich warten lassen! rief Joseph glühend, indem er die Hand der Kaiserin nahm und sie innig küßte. Möchten Sie noch lange leben, damit Sie sehen, wie Oesterreich sich verklärt zu Deutschland, und wie in Oesterreichs Herrlichkeit aufgehen alle die deutschen kleinen Lande, die jetzt verstückelt und einsam umher liegen, ausgesogen und beherrscht von ihren kleinen

*) Der Kaiserin eigene Worte. Siehe: Wraxall I. S. 311.

Tyrannen, die der Reichsgesetze und des deutschen Kaisers spotten, mit frecher Willkür das Mark und den Lebenssaft ihrer Unterthanen aussaugen und in üppiger Lust schwelgen, während ihr Volk vergeht in Hunger und Elend. Das Alles soll anders und besser werden, und dazu haben Ew. Majestät jetzt den ersten Impuls gegeben, indem Sie das unglückliche Bayern bewahren vor dem Schicksal, von einem wollüstigen, verschwenderischen, von schlaffen Beichtvätern und Maitressen beherrschten Fürsten unterjocht zu werden, indem Sie Bayern retten und es Ihrem Scepter unterwerfen!

Möge Gott uns gnädig sein und unser Vorhaben segnen, seufzte die Kaiserin. Ich werde meine Tage in Gebet und frommer Andacht hinbringen, bis diese unglückliche Sach' geordnet ist, und auf meinen Knieen liegend werd' ich zu Gott flehen, daß er mein Volk bewahre vor Krieg und Unheil und mein Gewissen nit belaste mit dem Blut meiner Unterthanen.

Und während Ew. Majestät den Segen des Himmels herabrufen sagte Joseph heiter, wollen Kaunitz und ich Alles dazu thun, daß unserm Unternehmen auch der Segen der Erde nicht fehle, damit unsere Thaten vom Erfolg geheiligt werden. Sie, Herr Fürst, werden uns Bayern erobern mit Ihrer Feder und den Waffen der Diplomatie, und wenn die nicht ausreichen, so werde ich Ihnen zu Hülfe kommen mit andern Waffen, welche hunderttausende unserer Soldaten allen Denen entgegentragen sollen, die es wagen wollen, uns Bayern zu entreißen. Noch in dieser Nacht sollen einige unserer Regimenter marschiren, um zunächst Unterbayern zu besetzen.

O, o, ich sehe es wohl, es wird doch zum Krieg kommen, murmelte die Kaiserin leise vor sich hin.

Aber bevor der Herr Kaiser seine Soldaten marschiren läßt, sagte Kaunitz mit seiner gewohnten Ruhe, ist es nöthig, daß Ihre Majestät die Kaiserin einige Edikte erlasse, welche Ihre Unterthanen und die ganze Welt von dem Stand der Dinge und von Ihrem Recht in Kenntniß setze. Ich habe diese Edikte vorläufig schon aufgezeichnet und sie haben die Billigung Sr. Majestät bereits erhalten. Es fehlt nur noch die Genehmigung und die Unterschrift Eurer Majestät

Und der Fürst zog aus seinem großen Muff ein Papier hervor, das er der Kaiserin darreichte. Maria Theresia nahm es seufzend und überflog das Geschriebene mit flüchtigen Blicken.

Es ist nur eine kurze gedrungene Auseinandersetzung der rechtmäßigen Ansprüche Oesterreichs auf Bayern, sagte Joseph hastig.

Ich sehe es wohl, seufzte die Kaiserin, Ihr habt's verstanden, die Rechtmäßigkeit auf dem Papier zu beweisen, Gott gebe, daß Ihr's auch im Leben könnt! Aber ich will Eure Edikte unterzeichnen, und Euch den Willen thun! Ueber Euch Zwei komme das Blut meiner Unterthanen, wenn die Sache mißlingt!

Sie griff hastig nach der Feder, welche Kaunitz ihr darreichte, und schrieb mit festen energischen Zügen ihren Namen unter das Papier.

Jetzt, rief Joseph aufjauchzend, jetzt ist Bayern unser Eigenthum!

Ja, auf dem Papier! sagte die Kaiserin seufzend. Wer weiß, ob es jemals in Wirklichkeit dahin kommen wird!

II.

Ein Blatt aus der Geschichte.

Maria Theresia's schlimme Befürchtungen sollten nur zu bald zur Wahrheit werden, und die österreichischen Regimenter, welche Niederbayern besetzten, gaben das Signal zu einem Krieg, der nicht blos alle Höfe und alle Diplomaten, sondern auch alle Federn der Juristen und der politischen Schriftsteller in Bewegung setzte. Während die kleinen deutschen Fürsten in banger Sorge um ihre eigene Zukunft jammerten, und klagten über diese „Gewaltthat" Oesterreichs, sich ein Land anzueignen, auf das es gar keine Rechte habe, erschienen Flugschriften über Flugschriften der österreichischen Juristen, in denen das Recht Oesterreichs klar und deutlich erwiesen ward. Aber diesen Flugschriften antworteten die Juristen aller übrigen deutschen

Staaten und Länder mit eben so vielen Flugschriften, in denen eben so klar erwiesen ward, daß Oesterreich nicht die mindesten Ansprüche auf Bayern machen könne, und daß die Besitzergreifung Bayerns eine Gewaltthat sei, die alle deutschen Lande bedrohe, eine freche Verhöhnung des deutschen Rechts und der deutschen Verfassung. Ein wüthender Federkrieg entspann sich jetzt auf beiden Seiten, und in kurzer Zeit ward Deutschland von mehr als dreihundert Büchern überschwemmt, welche die bayerische Erbfolge betrafen und Oesterreich entweder vertheidigten oder angriffen *). Aber dieser Streit, den Oesterreich wie eine Bombe mitten in das deutsche Reich hineinschleuderte, hatte wenigstens doch das Gute, daß das deutsche Volk sich auf einmal wieder seines Deutschthums bewußt ward, und in sich eine Art von deutschem Patriotismus aufdämmern fühlte. Der Bayer, der Hesse, der Württemberger, der Hannoveraner und alle die übrigen deutschen Stämme, sie vergaßen auf einen Moment ihren Sonderpatriotismus und fühlten sich als die Söhne eines Vaterlandes, und jammerten und klagten laut, daß dieses Vaterland von Oesterreich in seinen heiligsten Rechten beleidigt, daß die deutsche Verfassung verletzt und beschimpft worden. Und die Pfaffen und Jesuiten, die unversöhnlichen Feinde Kaiser Joseph's, verstanden es, diesen Patriotismus zu einer höheren Gluth anzufachen, und ihn zu ihren Zwecken zu benutzen. In seltsamer Verdrehung aller Begriffe vereinigten sich auf einmal Pfaffenthum, Jesuitismus und Sektenwesen mit dem Begriff Deutschlands und der deutschen Freiheit, und indem die Priester, die Dunkelmänner und die kleinen deutschen despotischen Fürsten Joseph's kühne vorurtheilslose Gesinnung kannten und fürchteten, verschanzten sie sich hinter dem heiligen Wort des deutschen Patriotismus, um wider Joseph zu kämpfen, den die deutschen Fürsten einen Neuerer nannten, weil er es versucht hatte, Ordnung und Recht in die deutsche Verfassung zu bringen, den die Jesuiten, Pfaffen und Privilegirten als einen Tyrannen verschrieen,

---

*) Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Th. IV. S. 363.

weil sie Joseph als den Feind aller Mißbräuche, aller religiösen Unduldsamkeit und aller Vorrechte Einzelner kannten und fürchteten.

In Bayern allein durfte der Sonderpatriotismus sich rückhaltlos entfalten, und während Alles klagte über die angegriffene deutsche Verfassung, jammerten die Bayern gerade darüber, daß der Kaiser ihnen ihr Bayerthum rauben wolle. Carl Theodor von der Pfalz, dessen Herrschaft man sonst mit Angst entgegen gesehen, ward jetzt von den Münchenern bei seinem Einzug in die Hauptstadt mit glühendem Enthusiasmus begrüßt, und man verzieh ihm freudig sein üppiges Leben, seine Verschwendung, den Schwarm von Jesuiten und Finsterlingen, die er mit sich führte, um sich nur zu erinnern, daß er berufen sei, Bayern seine Selbstständigkeit zu bewahren, und es als ein freies, unabhängiges Land zu erhalten,

Aber der Churfürst selbst war wenig erbaut von diesem Patriotismus, welchen die Münchener und die Bayern überhaupt ihm entgegentrugen. Er wünschte nichts sehnlicher, als wieder heimzukehren nach der Pfalz, und dieser bayerischen Erbschaft enthoben zu sein, welche ihm die Feindschaft und den Zorn Oesterreichs zuziehen mußte, und so ihn nicht allein mit Unruhen und Krieg bedrohte, sondern auch seine Kinder der Fürstentitel, Orden und Millionen berauben könnte, welche Oesterreich ihnen verheißen hatte. Carl Theodor lieh daher den Vorschlägen, welche Oesterreich ihm durch seinen Gesandten machen ließ, ein williges Ohr, und unterzeichnete, wenige Tage nachdem er in München eingezogen war und feierlich Besitz genommen hatte von seinem neuen Lande, eine Convention, in welcher er Oesterreichs Ansprüche auf Bayern anerkannte und zwei Drittheile des Churfürstenthums Bayern für sich und seine Erben an Oesterreich abtrat. — Maria Theresia, froh, die Streitigkeiten endlich auf diese Weise beendigt zu sehen, belohnte den nachgiebigen Churfürsten Carl Theodor mit dem Orden des goldenen Vließes, und schickte sich an, von Bayern Besitz zu nehmen, welches jetzt durch die Convention vom 3. Januar 1778 ihr unbestrittenes Eigenthum war.

Indeß gab es in der Nähe des Churfürsten Carl Theodor eine

Dame, welche in glühendem altbayerischem Patriotismus empört war über diese Nachgiebigkeit des Churfürsten und bereit war, Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um Bayern seine Selbstständigkeit zu erhalten. Diese Dame war die Herzogin Clemens von Bayern. Kaum hatte sie von der mit Oesterreich abgeschlossenen Convention des Churfürsten erfahren, als sie dem Herzog Carl von Zweibrücken, dem rechtmäßigen Erben Bayerns nach dem Tode des jetzigen Churfürsten, davon Nachricht gab und einen Eilboten nach Berlin sandte, um König Friedrich zur Hülfe und zum Schutz Bayerns aufzurufen.

Dieser energische Schritt der bayerischen Patriotin entschied das Schicksal des ganzen Erbfolgestreites. Der Herzog von Zweibrücken protestirte laut gegen die abgeschlossene Convention, und erklärte, derselben niemals beitreten und niemals seine Rechte auf Bayern aufgeben zu wollen. König Friedrich aber erklärte sich bereit, den Herzog von Zweibrücken zu unterstützen und seine Ansprüche an Niederbayern, Oberpfalz und Mindelheim gegen Oesterreich mit den Waffen zu vertheidigen, wenn nicht die österreichischen Truppen sofort das Land räumten.

Vergebens versuchte es Maria Theresia, immer noch bemüht, den Frieden zu erhalten, den Herzog von Zweibrücken, durch Freundschaftsversicherungen, durch Versprechungen zu gewinnen, vergebens bot sie ihm den Orden des goldenen Vließes, eine Million Gulden, und endlich den Titel eines Königs von Burgund, und die Herrschaft über die zum Königreich Burgund erhobenen belgischen Provinzen an; Herzog Carl blieb unerschütterlich. Er erklärte, daß er nichts weiter begehre, als Churfürst von Bayern zu werden, und daß weder die Königskrone von Burgund, noch der Orden des goldenen Vließes, noch die Million ihn reizen könnten, seinen gerechten Ansprüchen auf sein Erbe zu entsagen, und er rief laut den König von Preußen um Hülfe und Beistand an.

König Friedrich erklärte sich eben so laut bereit, „die Rechte des pfälzischen Hauses auf die Nachfolge in Bayern gegen die ungerechten Ansprüche des Wiener Hofes mit seiner ganzen Macht zu ver-

theidigen" *), und zog seine Truppen in Oberschlesien, an der böhmischen und sächsischen Grenze zusammen.

Das war auch für die österreichischen Truppen das Signal zum Ausmarsch, und trotz ihrer Seelenangst, ihres inneren Widerstrebens, ihres Widerwillens gegen diesen Krieg, mußte Maria Theresia darein willigen, daß Kaiser Joseph sich selbst an die Spitze seiner ausmarschirenden Truppen stellte und in's Feld zog, um sich von dem König von Preußen Lorbeeren und Ruhm zu erobern. Diesmal war all ihr Flehen, ihre Vorstellungen vergeblich gewesen, der feurige Thatendrang Joseph's ließ sich diesmal nicht mehr zügeln; wie das Schlachtroß, welches den Klang der Trompeten vernommen hat, glühte er nach Thaten, drängte es ihn vorwärts dem Kampfplatz zu. Der sonst stets so gehorsame und unterwürfige Sohn hatte sich jetzt auf einmal in einen kampfbegierigen ungeduldigen Krieger verwandelt, und Maria Theresia fühlte, daß ihre Hände zu schwach seien, ihn jetzt noch zurück zu halten, um so mehr, als auch Kaunitz diesmal nicht auf ihrer Seite stand, sondern sich frei und offen zu des Kaisers Ansichten bekannte.

Weinend und voll Seelenangst ließ daher die Kaiserin ihren Sohn an der Seite des Feldmarschalls Lacy in's Feld ziehen, und sank ohnmächtig zusammen, als Joseph ihr sein letztes Lebewohl gesagt und sich ihren Armen entrissen hatte.

III.

Die Zauderpolitik.

Mit hastigen Schritten ging Kaiser Joseph in seinem Cabinet auf und ab, zuweilen am Fenster stehen bleibend und mit zerstreuten

---

*) Vergl. Dohm's Denkwürdigkeiten. Th. I. Seite 7.

Blicken hinausschauend auf die weite Ebene, die sich da vor ihm aufthat, und auf welcher österreichische Soldaten aller Waffengattungen im bunten Durcheinander lagerten, dann wieder an den Tisch tretend, und dem Feldmarschall Lacy zuschauend, welcher eifrig mit Landkarten und Plänen beschäftigt war.

Nichts unterbrach die Stille des öden kleinen Gemachs, als zuweilen das Schmettern der Fanfaren, oder das fröhliche Jubeln der an dem Fenster vorüberziehenden Soldaten, die aus ihren fernen Stationsorten soeben im Hauptquartiere von Königsgrätz anlangten.

Lacy, sagte der Kaiser nach einer langen Pause, ich beschwöre Sie, legen Sie Ihre Karten und Pläne bei Seite und lassen Sie mich ein Wort des Trostes, der Beruhigung hören.

Der Feldmarschall legte sofort seine Papiere nieder und stand auf. Ew. Majestät hatten mir indeß befohlen, genau die Stellung, welche der König von Preußen jenseits der Elbe bei Welsdorf einnimmt, und die Stellung des Prinzen Heinrich bei Nienburg auf unseren Karten zu verzeichnen.

Ich weiß, ich weiß, rief der Kaiser ungeduldig. Aber wozu diese Stellungen verzeichnen, da sowohl der König als der Prinz Heinrich, so Gott will, morgen schon ihre Positionen ändern und weiter vordringen werden.

Ew. Majestät glauben, daß der König angreifen wird? sagte Lacy kopfschüttelnd.

Ich bin davon überzeugt.

Und ich bezweifle es; ich glaube, daß es durchaus nicht in dem Plan des Königs liegt, es zu einer Schlacht kommen zu lassen, sondern daß er suchen wird, eine solche möglichst zu vermeiden.

Weshalb sollte der König aber alsdann überhaupt die Feindseligkeiten begonnen haben? fragte Joseph hastig. Erinnern Sie sich nur, daß Er es ist, welcher, obwohl der Churfürst von Bayern selbst uns seine Lande abzutreten bereit ist, es nicht dulden will, im Namen des Herzogs von Zweibrücken und Deutschlands dagegen protestirt und uns mit einer Armee entgegen gerückt ist. Weshalb also sollte er dies Alles thun, wenn er jetzt den Kampf vermeiden wollte?

Er hat dies Alles gethan, weil er sehr gute Spione in Wien besoldet, sagte Lacy achselzuckend, und weil ihm diese Spione berichtet haben, daß Maria Theresia durchaus nicht geneigt ist zum Kriege, und daß sie Alles thun wird, um denselben zu vermeiden. Er hat es gethan, weil er gehofft hat, daß das Schmettern seiner Fanfaren und das Marschiren seiner Truppen noch immer genügt, um Schrecken und Furcht im österreichischen Heer zu verbreiten.

Diese Zeit ist Gott sei Dank vorüber, und sie wird nicht wieder kommen, rief Joseph, das Haupt stolz zurückwerfend. Der König soll sich, hoffe ich, bald überzeugen, daß wir gar wohl den Muth haben, ihm gegenüber zu treten, und daß seine Person für uns kein Schreckbild mehr ist. O, mein Freund, wie furchtbar ist diese Zeit des Wartens, zu welcher der Befehl und das Flehen meiner Mutter mich verurtheilt hat! Welch ein Thor war ich, ihrer Angst nachzugeben, und ihr zu geloben, daß nicht ich der Angreifende sein, sondern es ruhig abwarten wolle, bis der König uns angreift. Jetzt muß ich, gebändigt und gelähmt, die Dinge in müßiger Ruhe erwarten, darf nicht mein Schwert erheben, nicht den alten langjährigen Feind meines Hauses zur Rechenschaft ziehen für all die Unbill, die er uns angethan, bin verurtheilt zum Zaudern und Warten, während meine ganze Seele glüht nach Kampf und Streit, während ich mich sehne, entweder auf dem Schlachtfeld ruhmvoll zu fallen oder mir Lorbeeren zu erkämpfen.

Und dennoch ist es ein Glück, Sire, daß Sie bis jetzt nichts unternommen haben, sagte Lacy bedächtig. Alles kommt darauf an, Zeit zu gewinnen, damit unsere Armee sich immer mehr zusammen ziehe, und unsere Truppen vollständig und schlagfertig dem König gegenüberstehen und jeden Kampf mit ihm wagen können. Noch ist er uns an Stärke überlegen, denn er selber steht mit einem Heer von siebenzigtausend Mann bei Welsdorf an der Elbe, und mehr als funfzigtausend Mann hat Prinz Heinrich bei Nienburg um sich gesammelt.

Aber wir werden diesen hundertzwanzigtausend Mann bald zweimalhunderttausend gegenüber zu stellen haben, rief Joseph ungestüm.

Wir werden sie haben, sagte Lacy bedächtig. Aber dazu bedürfen wir immer noch einiger Tage Zeit; dann aber wird unsere Armee vollzählig sein, dann werden wir, Dank der Zauderpolitik des Königs von Preußen, die Elbe von Königsgrätz bis Arnau und Hohenelb mit zweimalhunderttausend Mann Soldaten besetzt haben, und damit können wir in sicherster Ruhe hinter unsern Verschanzungen und der natürlichen Schutzwehr der hohen Ufer der Elbe, den Feind erwarten. Er wird uns nicht mehr gefährlich sein, und uns keine Lorbeeren mehr abgewinnen.

Also auch dann noch warten, rief Joseph mit schmerzlichem Hohn. Auch dann noch verurtheilt zur Unthätigkeit, zur Geduld, zum Ausharren!

Das Ausharren und Warten ist im Kriege die höchste Tugend, sagte Lacy bedächtig, und Schlachten zu vermeiden ist oft weiser und muthvoller, als Schlachten zu liefern. Der große Moritz von Sachsen hat gesagt: „Schlachten liefern ist nur ein Hülfsmittel, durch welches unwissende Feldherren sich aus einer Verlegenheit ziehen; wenn sie gar nicht wissen, was sie thun sollen, lassen sie es auf eine Schlacht ankommen!“ Ich bin ganz der Meinung des Marschalls von Sachsen, obwohl ich weiß, daß Ew. Majestät mir darüber zürnen werden! Die größte Weisheit besteht für uns darin, daß wir uns auf einen Vertheidigungskrieg beschränken, und wenn wir auch nur Friedrich's Angriffe vereiteln, werden wir schon Großes gethan haben! Wir müssen in diesem Krieg nicht die Angreifenden sein, sondern wir werden sicherer dadurch siegen, daß wir den Feind außer Stand setzen, uns anzugreifen, daß wir ferner durch eine ausgedehnte, wohlgesicherte, Vertheidigungslinie den feindlichen Fortschritten überall Hindernisse entgegen setzen, ihn durch vergebliche Anstrengungen seiner Kraft ermatten und endlich zum feigen Rückzug zwingen. Der König von Preußen ist es gewohnt, durch kühnen und wohlbereiteten Angriff zu siegen, wir wollen also seinen Angriffen einen festen Damm entgegenstellen, und wir haben dabei einen Bundesgenossen, welcher uns mehr hilft und bereitwilliger auf unsere Pläne eingeht, als der treueste Waffengefährte es vermöchte.

Und wer ist dieser Bundesgenosse? fragte Joseph, welcher dem Feldmarschall mit düsterer Miene zugehört hatte.

Dieser Bundesgenosse ist das Alter, sagte Lacy ruhig, das Alter, welches König Friedrich allstündlich daran mahnt, daß die Zeit seiner Siege vorüber ist, und daß seine zitternden welken Hände das Schwert nicht mehr schwingen und keine Lorbeeren mehr pflücken können. Der König von Preußen ist jetzt nicht mehr ein Held, sondern ein alter Mann. Er hat sich in einer verschlossenen Kutsche zu seiner Armee begeben, und als er gestern sein Pferd besteigen wollte, um die Truppen zu mustern, mußte man ihn auf sein Pferd heben, denn er war zu schwach zum Gehen, und deshalb nachher so verstimmt, daß er seinen Generälen die übelste Laune zeigte, und laut diesen Krieg und die ländergierigen Oesterreicher verwünschte. Ueberläufer, welche heute zu uns gekommen, haben uns davon erzählt, und schildern den König als einen kraftlosen, halbtodten Mann.

Und das also ist das Ende eines Heldenlebens, sagte Joseph tief bewegt, das der Schluß eines schönen, großen, ehrwürdigen Daseins! Der Held, der König, der Sieger so vieler Schlachten ist jetzt nur noch ein alter Mann! Das Alter hat die Flügel des stolzen Adlers gelähmt, und die begeisterungsvolle Gluth seiner Dichterseele gebrochen. Das Alter hat den Helden, den Weisen, den Philosophen und den Dichter in einen hinfälligen unwirrschen Greis verwandelt! O Lacy, verlohnt es sich da der Mühe zu leben, zu ringen, nach Erfolgen zu streben, wenn man ein solches Ende eines glorreichen Lebens betrachtet? Möge Gott mich bewahren vor einem solchen Ende, möge er mich sterben lassen in der Fülle meiner Kraft, inmitten meines Wirkens und Schaffens, damit ich aus dem vollen Leben in den vollen Tod gehen kann, nicht langsam hinsiechen und verblühen muß zu einer welken Greisesblume, die ganz lautlos und von selbst von ihrem Stengel fällt! — Und während der Kaiser so sprach, nahmen seine Mienen den Ausdruck tiefer Trauer an, und seine großen blauen Augen füllten sich mit Thränen.

Aber dies, fuhr der Kaiser nach einer kurzen Pause fort, dies sind müßige Wünsche und Betrachtungen, die sich wenig für uns schicken, wie mich däucht. Ihre trübe Schilderung des großen Königs hat mich so melancholisch gemacht. Aber ich hoffe, sie wird übertrieben sein! Der König von Preußen ist noch immer der Held und der Feldherr, der er gewesen, und sein Feuergeist wird ihn vorwärts drängen, er wird diese Politik des Zauderns von sich schütteln, wie der Löwe, aus seinem Schlummer erwachend, die Fliegen von sich schüttelt, welche sich in seine Mähne gesetzt haben, ich hoffe —

Das rasche Heransprengen eines Reiters, der unmittelbar unter dem Fenster anhielt, an welchem der Kaiser stand, unterbrach ihn in seiner Rede, und mit gespannter Aufmerksamkeit schaute Joseph hinaus auf diesen Mann, der jetzt sich vom Pferde schwang. Alsdann kamen um die nächste Ecke noch andere Reiter im vollen Galopp dahergesprengt, und mitten hineinreitend in die Soldatenhaufen, rief der Mann mit lauter angstvoller Stimme einige Worte, welche der Kaiser nicht verstand, die aber Schrecken und Entsetzen auf den Gesichtern seiner Soldaten verbreiteten.

Lacy, sagte der Kaiser hastig, es ist etwas vorgefallen, und die Leute, welche da gleichsam in wilder Flucht herangekommen sind, haben eine schlimme Nachricht gebracht. Sehen Sie nur, unsere Soldaten sprengen auseinander, als ob eine Bombe mitten unter sie gefahren wäre. Der lustige Gesang ist verstummt, Alles rennt bleich und verstört den Zelten zu. Lassen Sie uns doch nachsehen, was dies Alles zu bedeuten hat.

Der Kaiser ging mit hastigen Schritten der Thür zu, als diese geöffnet ward und einer der Adjutanten des Kaisers mit bleichem, verstörtem Angesicht herein trat.

Sire, sagte er hastig, ein Courier von der böhmischen Grenze ist angelangt und bringt eine unglaubliche Nachricht.

Nun, was bringt er? fragte Joseph athemlos.

Er bringt die Nachricht, daß der König von Preußen die Grafschaft Glatz verlassen hat und bei Nachod in Böhmen eingerückt ist.

Der Kaiser stieß einen Schrei des Entzückens aus und sein Antlitz leuchtete auf. Der König von Preußen ist in Böhmen eingerückt, wiederholte er freudig. Das ist eine herrliche Nachricht!

Eine herrliche Nachricht, Sire? fragte der Adjutant erstaunt. Der Bote, welcher diese Nachricht bringt, weiß nicht genug zu erzählen von dem Schrecken und Entsetzen, welches sich in Böhmen verbreitete, sobald sich die preußischen Blauröcke dort zeigten. Die Einwohner der Dörfer haben ihre Habseligkeiten zusammengerafft und sind tiefer in das Land geflohen, die preußischen Truppen haben ohne Widerstand die Grenze besetzt und sind Herren von Böhmen.

Es ist so, wie der Graf berichtet, sagte Lacy, welcher das Zimmer verlassen hatte und jetzt wieder eingetreten war. Ich habe den Mann, der die Nachricht brachte, selbst gesprochen. Er ist der Schulze eines der kleinen Dörfer an der Grenze, und er verließ sein Dorf in dem Augenblick, als der König von Preußen mit seinem Generalstab in dasselbe einzog.

Ich will diesen Mann selbst sprechen, rief der Kaiser lebhaft. Auf einen Wink seiner Hand öffnete der Adjutant die Thür und der Bauer trat ein.

Joseph eilte ihm lebhaft entgegen. Du hast den König von Preußen gesehen? fragte er hastig.

Hab' ihn gesehen, Herr Kaiser, sagte der Mann düster. Hab' auch gehört, wie er befohlen hat, ohne Barmherzigkeit zu fouragiren, und wie er verboten hat, irgendwo Sauvegarden aufzustellen. Hab' gehört, wie er streng befohlen hat, keines Eigenthums zu schonen, sondern Alles zu nehmen, was man braucht! Lag in einem Winkel meiner Kammer verborgen, während der König in meiner Stube sich mit seinen Generälen breit machte, und da habe ich gehört, wie er sagte, die Soldatenweiber sollten allemal mit auf das Fouragiren geschickt werden, weil die es am Tollsten machten. Denn die Leute sollten und müßten fühlen, daß sie den Feind im Lande hätten.*)

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Dohms Denkwürdigkeiten. Th. I. Seite 130.

Ich werde mir dieses Wort des Königs merken! murmelte der Kaiser leise vor sich hin, und seine Augen blitzten auf im Feuer des Zornes. Und wie sah der König aus? fragte er dann laut.

Wie der Teufel, der sich in einen alten Mann verkleidet hat, sagte der Bauer düster. Es blitzt etwas aus seinen Augen wie das höllische Feuer, und seine Stimme ist so sanft und weich, wie die Stimme eines Bräutigams, der mit seiner Braut spricht. Aber was er sagt mit dieser Stimme, das ist boshaft und grausam, und wohin er seine Augen richtet, da sollt' man meinen, daß gleich das helle Feuer aufschlagen müßt'! Auch ist Niemand mit ihm zufrieden, selbst unter seinen eigenen Leuten! Hab's selbst gehört, wie seine Generäle, als der König befahl, wie man das Lager abstechen sollte, dagegen protestirten, und meinten, wenn er's so mache, würden seine Leute alle Augenblicke in Gefahr sein, angegriffen zu werden. Der König schalt sie aber aus und befahl ihnen, seinen Befehlen zu folgen, und als er dann hinausgegangen war, murrten die Generäle und sagten, der König sei ein alter, eigensinniger Mann, der Alles allein thun wolle, und es doch nicht mehr könne. Er habe nicht einmal einen Generalstab angestellt, und Niemand sei da, der für die Armee und ihre Bedürfnisse Sorge trage.*)

Weiter! weiter! rief Joseph unwillig, als der Bauer jetzt schwieg.

Weiter weiß ich nichts zu erzählen, Herr Kaiser. Als der König mit seinen Leuten mein Haus verlassen hatte und es dunkel geworden war, schlüpft' ich aus meinem Versteck hervor und rannt' hinaus vor's Dorf. In der Kirche hatte sich der Herr Pfarrer mit allen Frauen und Kindern versammelt; die lagen auf den Knieen und weinten und beteten; wir Männer aber rannten in's nächste Dorf, wohin der Feind noch nicht gekommen war. Dort gaben uns die Leute Pferde, und so sind wir im vollen Galopp hierher gekommen, um den Herrn Kaiser anzuflehen, daß er sich unserer erbarme, und uns davor behüte, daß wir nicht auch preußisch werden müssen, wie es die Schlesier geworden sind.

---

*) Historisch. Siehe: Dohm I. S. 133.

Ich gebe Euch mein Wort darauf, daß Ihr nicht preußisch werden sollt, sagte der Kaiser ernst. Bleibt nur gut österreichisch, und leistet dem bösen Feind Widerstand, wo und wie Ihr könnt! Kehre Du jetzt mit Deinen Freunden zurück in Euer Dorf, damit Eure Weiber und Kinder nicht schutzlos bleiben. Grüße alle Deine Freunde und alle Leute aus Deiner Gegend von mir, und sage ihnen, sie sollten nicht verzagen, ihr Kaiser wache über ihnen, der werde, so Gott will, gar bald den bösen Feind aus seinen Landen verjagen! — Sie, Herr Graf, haben die Güte, die nöthigen Befehle zu ertheilen, daß dieser Mann und seine Gefährten mit Nahrungsmitteln versehen werden, denn da der König das Fouragiren befohlen hat, werden sie bei ihrer Heimkehr keine Vorräthe mehr in ihrem Dorf finden.

Der Adjutant verneigte sich und verließ, gefolgt von dem Bauer, das Gemach.

Lacy, rief der Kaiser, sich jetzt mit freudestrahlendem Gesicht wieder dem Feldmarschall zuwendend, Lacy, jetzt ist es vorbei mit der Zauderpolitik und dem Hinhalten! Die Stunde der Entscheidung ist gekommen, und getreu meinem Wort bin nicht ich es gewesen, der sie herbeigeführt hat. Der König von Preußen ist es, der mir jetzt einen Namen machen, der mir gestatten wird, aus dem Dunkel und der Unbedeutenheit hervorzutreten an das Licht, um mir Ruhm und Ehre zu erkämpfen und der Welt zu beweisen, daß ich auch ein Feldherr bin, welcher zu siegen und Schlachten zu gewinnen weiß! Jetzt, mein Freund, keine Einwendungen, kein Zaudern mehr! Der König hat uns angegriffen, indem er wider Recht und Billigkeit in Böhmen eingerückt ist! Es wäre ehrlos und feig, jetzt noch vor einem Angriff zurückzuweichen. Erlassen Sie die nöthigen Ordres! Wir brechen heute noch auf und gehen bis Jaromirs vor! Will's Gott, wird der König uns dort erwarten, und ich werde endlich das Glück haben, mich mit dem berühmtesten Feldherrn seines Jahrhunderts zu messen.

IV.

Die heimlichen Friedensunterhandlungen.

Finstere Trauer, stummes Entsetzen herrschte, seit der Kaiser zur Armee gegangen war, in der Kaiserburg in Wien. Die festlichen Räume und Gesellschaftssäle waren geschlossen, kein Ton der Freude, kein Lachen und Scherzen ward vernommen, bleich und verstört schlüpften die Diener und Dienerinnen über die Corridore, bleich, ernst und schweigsam weilten die Erzherzoginnen in ihren Gemächern, traurig und niedergeschlagen lag die Kaiserin Maria Theresia ihren Geschäften ob.

Aber nicht blos in der Kaiserburg, sondern auch in Wien war die Freude verstummt, begegnete man nur ernsten, sorgenvollen Gesichtern. Seit der Courier die Nachricht gebracht, der König von Preußen habe die böhmische Grenze überschritten und also den Angriff begonnen, war ganz Wien in banger Sorge, und angstvoll flüsterte Einer dem Andern in's Ohr: diesmal wird der König sich nicht begnügen, uns eine Provinz fortzunehmen! Diesmal wird er hierher kommen und Wien belagern, wie es vor hundert Jahren die Türken gethan!

Und dieses Geflüster erhob sich bald zum lauten Angstschrei, das seine unheimlichen Klagetöne durch alle Gänge und Zimmer der Kaiserburg erschallen ließ. Die Reichen und Besitzenden begannen schon ihre Prätiosen einzupacken und nach verborgenen Schlupfwinkeln zu suchen, wo sie ihr Geld vergraben könnten, und die Erzherzoginnen und die Damen des Kaiserhofes beschworen schon Maria Theresia mit Thränen der Angst, sie solle Wien verlassen und mit ihrem Hof und ihrer Familie nach Preßburg flüchten.*)

Aber Maria Theresia widerstand mit stolzem Muth diesem

---

*) Vergl. Dohms Denkwürdigkeiten Th. I. S. 137.

angstvollen Flehen ihrer Töchter und ihres Hofes. Ihr Auge, das jetzt fast immer von Thränen umdüstert war, blitzte einmal wieder auf in dem kühnen Jugendfeuer früherer Tage, und das Haupt stolz zurückwerfend, sagte sie: „Ich bleib' in Wien, und wenn der König von Preußen wirklich hierher kommen sollt', so will ich sterben als Kaiserin mit der Kron' auf dem Haupt und nicht als eine landflüchtige Frau, die um Alles gern ihr bischen Leben retten möcht'! Hab' just keine Freud' mehr am Leben, und liegt mir nichts dran, meine Tag' noch weiter zu schleppen, wenn sie meinen Kindern, meinem Land und meinem Volk nit mehr nutzen können. Schweigt also jetzt still, und red' mir Keiner mehr von Furcht, und wenn ich wein' und klag', so soll doch Niemand denken, daß die Maria Theresia jammert um ihr eigen Geschick, und zittert in feiger Furcht! Hab' nimmer in meinem Leben gezittert und nimmer persönliche Furcht gehabt! Aber jetzt zittre ich, denn dieser Krieg bedroht nicht mich, sondern mein armes Volk; es ist nit mein Blut, das vergossen werden wird, sondern das meines Volkes. Deshalb wein' ich und bin traurig, und deshalb wollen wir jetzt auch hingehen und zu Gott flehen, daß er diesen Jammer von uns abwenden, daß er Erbarmen haben möge mit mir und meinem Volk! Kommt, meine Töchter, und Ihr Alle, meine Damen, laßt uns zur Kapelle gehen und beten.

Und zu beiden Seiten gelehnt auf den Arm der beiden Erzherzoginnen Christina und Elisabeth, schlug die Kaiserin den Weg nach der Kapelle ein. Hinter ihr her schlichen die Hofdamen und Kammerfrauen und der ganze Troß ihrer Dienerschaft mit niedergeschlagenen und gelangweilten Gesichtern, ganz entsetzt, schon wieder zu der Kapelle gehen zu müssen, welche man erst vor wenigen Stunden verlassen hatte.

Wann wird denn die Hauskapelle der Kaiserin vollendet sein? flüsterte eine der Hofdamen der andern ins Ohr. Wann werden wir endlich von dieser Marter erlöst werden, die Kaiserin vier bis fünfmal zur Kapelle begleiten zu müssen, um dort jedesmal beinahe eine Stunde auf den Knieen zu liegen und zu beten?

Eine Stunde lang? flüsterte die Andere. Danken Sie Gott, daß Sie gestern so glücklich waren, Ihre Migraine zu haben, und Ihr Zimmer nicht verlassen konnten. Ich hatte die Ehre, die Kaiserin mit der Erzherzogin Elisabeth zur Kapelle zu begleiten, und wir verweilten da so lange, daß mir die Prinzessin versicherte, sie sei zuletzt ihrer Sinne kaum noch mächtig gewesen und habe gar nicht mehr gewußt, was sie betete und antwortete. Und wie geht es der Erzherzogin Marianne heute? Wird sie nicht bald genesen sein und unsere finstern Vergnügungen theilen können?

Glauben Sie mir, flüsterte die erste Hofdame, die Erzherzogin Marianne ist zu gescheidt, um bald zu genesen. Aber für den Moment ist sie wirklich noch leidend; das Geschwür auf der Wange hat sich geöffnet und sich in eine große, tiefe Wunde verwandelt. Aber sie erträgt Alles mit vieler Fassung und Heiterkeit. Gestern empfing sie den englischen Gesandten, der kam, ihr eine Condolenz-Visite zu machen, und ihr in sehr beredten Worten sein Beileid ausdrückte, aber die Erzherzogin lachte. „Glauben Sie mir, sagte sie, für eine Erzherzogin, die vierzig Jahre alt ist und nicht verheirathet, ist ein Loch in der Wange ein Amusement; denn kein Ereigniß, welches die Langeweile und die Gleichförmigkeit meines Lebens unterbricht, kann ein Mißgeschick genannt werden!*)

Die beiden Damen lachten leise, aber als in diesem Moment die Kaiserin still stand und langsam ihr Haupt umwandte, verschwand sofort der frohe Ausdruck aus ihren Gesichtern, und eine frömmelnde Miene annehmend, falteten sie ihre Hände.

Waren Sie es, meine Damen, welche es wagten, die heilige Stille durch Geflüster und Gespräch zu unterbrechen? fragte Maria Theresia strenge.

Ja, Majestät, wir waren es, sagte die erste Hofdame. Wir bereiteten unsere Seelen durch gemeinschaftliches Gebet vor zu der

---

*) Der Erzherzogin eigene Worte. Siehe: The Courts of Europe at the Close of the last Century. By Henry Swinburne. Vol I. p. 342.

heiligen Messe, und wiederholten uns die Gebete des Trostes und der göttlichen Barmherzigkeit.

Die Kaiserin nickte lebhaft mit dem Haupt. Weiß es wohl, daß Sie ein gar frommes und tugendhaftes Fräulein ist, sagte sie, und es freut mich absonderlich, daß Sie auch die Comtesse Julie auf einen bessern Weg gebracht hat, denn die pflegt sonst allzeit nit viel zu beten, und es ist mir lieb, daß sie jetzt sich geändert und erkannt hat, daß das Gebet und die Andacht allein im Stande sind, uns den Weg der Tugend wandeln zu lassen, und uns ohne Anfechtung zu erhalten auf der Bahn des Heils. Werd' Sie Beid' nit vergessen und schon dafür sorgen, daß Sie eine gute und standesgemäße Partie machen! Da ist der Baron von Palmöden, welcher eine Frau bedarf, und der Graf —

Aber die Kaiserin, welche über ihrem Lieblingsthema der Heirathen sogar einen Augenblick ihren Kummer und den Zweck ihrer Wanderung vergessen hatte, unterbrach sich jetzt selbst und sagte mit ernstem Ton: Gehen wir zur Kapelle, meine Damen!

Länger als drei Stunden verweilte die Kaiserin dies Mal in der Kapelle, und während die Mehrzahl ihrer Damen, überwältigt von Ermattung und Langeweile, eingeschlafen waren, oder sich wach zu halten suchten, indem sie leise mit einander plauderten, lag die Kaiserin noch immer auf ihren Knieen, und betete mit aller Inbrunst einer gläubigen Seele. Indem sie betete, entstürzten Ströme von Thränen ihren Augen, und das laute Schluchzen, das krampfhaft aus ihrer Brust hervorquoll, unterbrach zuweilen die flehenden Worte, welche ihre zitternden Lippen stammelten.

Aber allmälig legte sich dieser Sturm ihrer leidenschaftlichen Traurigkeit, allmälig stockten ihre Thränen, und ihre Züge nahmen einen ruhigen, nachdenklicheren Ausdruck an; die Arme, welche sie bisher flehend empor gehoben zum Himmel, sanken herab in ihren Schooß, und die Lippen bewegten sich zu langsameren friedlicheren Gebeten.

Als die Kaiserin alsdann endlich von ihren Knieen sich erhob, hatte ihr Antlitz einen ernsten, entschlossenen Ausdruck, aber nichts

von der trostlosen Traurigkeit und der tiefen Verzweiflung der verflossenen Stunden war mehr in demselben zu lesen. Sie schien einen entscheidenden Entschluß gefaßt zu haben, oder resignirt zu sein über ihr Geschick. Mit raschern Schritten, kaum noch gestützt auf die Arme ihrer Töchter, durchwandelte sie die Corridore, tief in Gedanken verloren, das leuchtende Auge in die Ferne und Weite gerichtet. Erst als sie vor der Thür ihrer innern Gemächer angelangt waren, wandte Maria Theresia sich an ihre Lieblingstochter, die Erzherzogin Christina.

Gelt, Christina, sagte sie mit einem Blick voll unendlicher Zärtlichkeit, hast viel geweint die letzten Wochen her? Bist trostlos und verzagt gewesen in Deinem armen Herzen?

Und kann das wohl anders sein, meine gnädigste Mutter? fragte Christine mit schnell hervorbrechenden Thränen. Hat nicht mein grausamer und ländergieriger Bruder meinen geliebten Gemahl gezwungen, ihn in diesen schlimmen und gefährlichen Krieg, den der Joseph wider göttliches und menschliches Recht begonnen, zu begleiten? O, meine Mutter, wollen Sie doch gnädigst bedenken, daß, wenn Ew. Majestät nicht ein Machtwort sprechen, und den Kaiser zwingen, Frieden zu machen, mein armer, theurer Gemahl vielleicht genöthigt ist, als Feind in Sachsen, in sein Vaterland einzubrechen, und zu kämpfen gegen die Söhne seines eigenen Landes.

Und indem die Erzherzogin sich auf ihre Kniee niederwarf, und ihre gefalteten Hände flehend zu der Kaiserin erhob, fuhr sie fort: o meine Mutter und meine Kaiserin! Haben Sie Erbarmen mit dem Schmerz Ihrer unglücklichen Tochter! Ihre Güte und Liebe ist es, welche mir den Gemahl geschenkt hat, den ich grenzenlos liebe, schenken Sie mir ihn jetzt zum zweiten Mal, indem Sie diesem Krieg Einhalt thun, der ganz Deutschland mit Verderben bedroht, und meinen Gemahl zu einem Verräther an seinem eigenen Vaterlande, oder zu einem meineidigen Soldaten machen wird, der die Fahne verlassen muß, welcher er Treue geschworen! Haben Sie Erbarmen mit Ihren Kindern und Ihrem Lande, enden Sie diesen

ungerechten Krieg, zwingen Sie den habgierigen Kaiser, die ungerechte Beute fahren zu lassen, und sich dem Willen Ew. Majestät unterzuordnen, wie es einem gehorsamen Sohn geziemt!

Die Kaiserin neigte sich mit einem sanften Lächeln zu ihrer Tochter nieder, und hob sie auf. Weine nicht mehr, meine Tochter, sagte sie, zärtlich ihre beiden Hände auf die Wangen Christinens legend. Es soll, so Gott will, noch Alles gut werden. Hab' heute mit aller Kraft meines Herzens zu Gott gefleht, daß er meine Seele erleuchte und mir sage, was ich thun und lassen soll. Und mein' auch, daß ich seine Antwort vernommen hab', und daß es seine Stimme gewesen, welche meinem Herzen Rath und Trost zugeflüstert. Was diese Stimme gesagt hat, das will ich thun, und wenn es uns zu einem glücklichen Ziele führt, so ist das alsdann Gottes Werk! Sei also ohne Furcht für Deinen schönen Gemahl, meine Tochter, Gott wird Alles zum Guten lenken! Aber laß auch in Deinem armen geängsteten Herzen keinen Groll aufkommen gegen Deinen Bruder Joseph! Er ist nit so schlimm und so störrisch, als Du sagst, sondern ist uns allzeit ein guter und gehorsamer Sohn gewesen, zweifle auch nicht, daß er es ferner sein wird! Geht jetzt meine Töchter, überlaßt alle Eure Sorge Gott allein, er wird's schon machen.

Sie küßte Christine zärtlich auf die hohe, weiße Stirn, nickte der Erzherzogin Elisabeth einen freundlichen Abschiedsgruß zu und trat in ihr Cabinet zurück.

Als die Thür desselben sich hinter ihr geschlossen hatte, und sie allein und unbeachtet war, durcheilte die Kaiserin mit raschen Schritten das Gemach und trat zu dem Bilde ihres Gemahls hin. Lange schaute sie es an mit großen, starren Augen, und grüßte es mit einem sanften Neigen ihres Hauptes.

Hab' zu Gott gebetet, sagte sie leise, und jetzt bet' ich noch zu Dir, mein Franzel! Wenn das, was ich thun will, nit recht und gut ist, so sag' mir's, mein Franzel, so flüstere mit Deiner lieben Engelsstimme ein einzig Nein, und ich werd's lassen, und meine Händ' in den Schooß legen, und Alles geschehen lassen. O mein

Franzel, wenn ich schier verzagen wollt' und mich so einsam fühlt' und allein, da hab' ich oft in meinem Herzen Deine liebe Stimme gehört, und es ist mir gewesen, als ob ich auf meinen Lippen den sanften Hauch Deines Kusses fühlte, und als ob Du in mein Ohr flüstertest: „hebe Dein Haupt empor, meine Theresia, und geh' muthig weiter auf Deiner Bahn! Gott ist mit Dir, und das Auge Deines Franzel wacht über Dir!" — O sprich, sprich, mein Geliebter, gieb mir ein Zeichen, wenn ich das lassen soll, was ich vorhab'! —

Sie verstummte, und schaute mit gefalteten Händen und sehnsuchtsvollen Blicken zu dem Bilde des Kaisers empor. Eine lange Pause trat ein, nichts regte sich, kein Laut unterbrach die tiefe Stille in dem Gemach der Kaiserin.

Schaust mich immer noch an so mild und zärtlich, wie Du es sonst gethan, sagte sie endlich, und ein wunderbares Lächeln flog jetzt über Maria Theresia's Antlitz hin. Schüttelst nit Dein Haupt und räthst mir ab, flüsterst kein Nein in meinem Herzen? Will's denn glauben, daß Du mit mir zufrieden bist, und daß das, was ich thun will, das Rechte ist! So soll's denn auch rasch und eifrig gethan sein, und Deine Maria Theresia wird es noch einmal wieder beweisen, daß *sie* die regierende Kaiserin ist!

Sie nickte dem Bilde einen Abschiedsgruß zu und trat dann von demselben zurück. Eine feste Entschlossenheit, eine feurige Thatkraft leuchtete jetzt aus ihrem Angesicht, alle ihre Bewegungen hatten jetzt wieder die stolze, hoheitsvolle Energie früherer Tage.

Mit entschlossener Hand griff sie nach der silbernen Klingel, die auf ihrem Schreibtische stand und schellte heftig. Sofort zeigte sich an der geöffneten Thür des Vorsaals das demüthige, fragende Gesicht des Kammerhusaren.

Mein Geheimsekretair Koch soll sogleich zu mir kommen, befahl die Kaiserin hastig. Auch soll man sofort meinen Wagen nach dem Baron Thugut senden. Ich lasse den Baron bitten, sofort zu mir zu kommen.

Das Gesicht des Kammerhusaren verschwand und wenige Minu-

ten nachher trat der Geheimsekretair Koch, der vertraute und treue Diener der Kaiserin, in das Cabinet der Kaiserin ein. —

Eine halbe Stunde später rollte der Wagen der Kaiserin wieder in den Hof der Burg ein, der Kammerhusar trat in das Cabinet und meldete den Baron von Thugut.

Die Kaiserin winkte hastig mit der Hand, ihn einzulassen, und auf der Schwelle ihres Arbeitszimmers erschien jetzt die kleine, gedrungene Gestalt des Baron Thugut.

Maria Theresia ging ihm mit ungewohnter Lebhaftigkeit einige Schritte entgegen, ihre Wangen glühten vor innerer Erregung, und ein kühnes Feuer blitzte aus ihren Augen.

Hör' Er, und antwort' Er mir auf das, was ich Ihn fragen will, sagte die Kaiserin rasch. Aber eh' Er's thut, bedenk' Er wohl, daß Gott Seine Antwort hört, und daß er Ihn strafen wird, wenn Er eine Lüge spricht.

Ein seltsames, spöttisches Lächeln flog durch die harten eisernen Züge des Barons Thugut hin, und mit dem Tone leisen Spottes erwiderte er: Ew. Majestät wissen wohl, ich bin so lange im Reich der Ungläubigen gewesen, daß ich in gewissem Sinne selber ein Ungläubiger geworden bin! Ich glaube daher nicht ganz fest, daß Gott meine Antwort hören wird, aber ich weiß, daß Ew. Majestät sie hören wird, und das genügt! Ich werde also, das schwöre ich Ew. Majestät, aus wahrer und offener Ueberzeugung auf die Frage antworten, welche Ew. Majestät die Gnade haben wollen, mir vorzulegen!

Nun denn, was denkt Er von diesem Krieg um die bayerische Erbfolge? Meint Er, daß es ein gerechter Krieg ist, und daß wir in demselben auch den Sieg erlangen werden?

Der Baron blickte die Kaiserin erstaunt an, und ließ dann seine kleinen dunklen Augen hinüber gleiten zu dem Tisch, an welchem der Geheimsekretair Koch saß, und eifrig mit Schreiben beschäftigt war.

Red' Er ohne Scheu, sagte die Kaiserin, welche diesen Blick Thuguts verstanden hatte. Der Koch ist ein treuer und ver-

schwiegener Diener, und er kennt das Geheimniß, welches ich jetzt vorhabe. Sprech' Er also nur frei heraus! Was hält Er von diesem Krieg? Meint Er, daß wir im Recht sind, wenn wir Bayern nehmen?

Im Recht, Majestät? fragte Thugut mit seiner scharfen, schneidenden Stimme. Nur Der ist im Recht, der den Erfolg für sich hat, denn nur der Erfolg allein entscheidet. Der Herr von Schröter hat in einer gar gründlichen und gelehrten Schrift und mit vielen Aktenstücken bewiesen, daß Oesterreich der natürliche und berechtigte Erbe Bayerns ist; Kaiser Joseph und mein erhabener Protektor, der Fürst Kaunitz, haben den Deduktionen des Herrn von Schröter Glauben geschenkt, und wollen, was der auf dem Papier bewiesen, jetzt auch durch die Praxis beweisen. Der König von Preußen hat natürlich Schröters herrliches Werk nicht gelesen, denn er liest keine deutschen Schriften, und haßt die deutsche Sprache, obwohl er jetzt für die sogenannte deutsche Freiheit ins Feld gerückt ist, und mit seinem Schwert einen Strich durch Herrn von Schröters Rechtfertigung Oesterreichs ziehen will. Alles kommt darauf an, wer von beiden Parteien nun siegen wird, denn der Siegende hat immer Recht. Wenn wir das Glück haben, den König von Preußen zu besiegen, und Bayern zu behalten, dann haben wir Recht gehabt, es zu nehmen, und Deutschland wird es zufrieden sein, denn Deutschland ist immer zufrieden mit dem fait accompli. Wenn aber unglücklicher Weise der König von Preußen uns besiegen und aus Bayern zurückdrängen wird, dann haben wir Unrecht gehabt, diesen Streit anzufangen, und durch ganz Deutschland, durch ganz Europa wird man Zeter schreien über Oesterreichs Habgier und Ungerechtigkeit!

Will mich der Möglichkeit solcher Gefahr nicht aussetzen, sagte die Kaiserin rasch. Will's nicht erleben, daß man uns anklagt der Habgier und des ungerechten Guts, sondern will Frieden haben mit Gott, meinem Gewissen und der ganzen Welt! Dazu soll Er mir behülflich sein!

Ein leises boshaftes Lächeln flog über Thuguts Antlitz hin.

Ich zweifle, Ew. Majestät, sagte er, daß ich Gott und dem Gewissen gegenüber ein annehmbarer Vermittler bin, aber mit der Welt nehm ich's wohl auf, und wenn mich Ew. Majestät der gegenüber gebrauchen können, so habe ich die Ehre, Ew. Majestät meiner eifrigsten Dienstbeflissenheit zu versichern.

Er soll mir jetzt beweisen, sagte die Kaiserin, daß ich damals wohl Recht hatte, als ich Ihn im Knabenseminar traf, und um Seines schmucken Aussehens willen, und wegen Seiner guten Censur, Ihm seinen schlimmen Namen „Thunichgut" in den bessern „Thugut" verwandelte. Hoff' jetzt, daß er meinem Namen Ehre machen, und pünktlich und gut thun wird, was ich Ihm auftragen werd'! Will Ihn zu König Friedrich von Preußen als Unterhändler schicken.

Selbst der Baron Thugut, der Mann, welcher sonst sich zu rühmen pflegte, daß es nichts mehr auf der Welt gäbe, was ihn in Erstaunen zu setzen vermöchte, selbst Thugut konnte einen leisen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken. Zu dem König von Preußen wollen mich Ew. Majestät senden? fragte er hastig.

Die Kaiserin nickte bejahend.

In diesem Augenblick ward die Thür des Vorzimmers geöffnet und der Kammerhusar brachte auf einem goldenen Teller zwei Briefe.

Die Antwort Sr. Durchlaucht des Fürsten Gallitzin, sagte er, indem er der Kaiserin die Briefe präsentirte.

Maria Theresia nahm sie hastig, und indem sie das eine nicht versiegelte Papier auseinanderschlug, rief sie: jetzt haben wir Alles, was wir bedürfen, und Er kann und muß jetzt auf der Stelle abreisen. Da ist ein Paß für Ihn, als den Geheimsekretair des russischen Gesandten Fürsten Gallitzin; da ist ferner ein Brief von Gallitzin an den König, und Er ist der Ueberbringer dieses Briefes. Das ist der Vorwand, unter welchem Er zu dem König von Preußen geht!

Und die eigentliche Absicht dieser Reise? fragte Thugut.

Die wird Er wissen, sobald Er den Brief kennt, den Ich selber

an den König geschrieben, und dessen Ueberbringer Er sein soll. Lese Er dem Herrn Baron jetzt sogleich mein Schreiben an den König vor, Koch!

Der Geheimsekretair erhob sich sofort und las: „Mein Herr Bruder und Vetter! Durch die Abberufung des Baron von Riedesel und durch das Einmarschiren der Truppen Eurer Majestät in Böhmen sehe ich mit äußerster Empfindlichkeit das Herannahen eines neuen Krieges. Mein Alter und meine Wünsche für die Erhaltung des Friedens sind aller Welt bekannt, und ich kann davon keinen reelleren Beweis geben, als durch den Schritt, den ich jetzt vorhabe. Mein mütterliches Herz ist geängstigt von dem Gedanken, zwei Söhne und einen geliebten Schwiegersohn bei der Armee zu haben. Ich thue diesen Schritt, ohne den Kaiser, meinen Sohn, davon in Kenntniß gesetzt zu haben, und welches auch der Erfolg desselben sein wird, so fordere ich doch, daß er vor aller Welt ein Geheimniß bleibe! Meine Wünsche gehen dahin, die Negotiationen wieder anzuknüpfen, welche der Kaiser bis jetzt dirigirt, und die er zu meinem lebhaftesten Bedauern wieder abgebrochen hat. Der Baron Thugut wird Ew. Majestät dieses Schreiben zu eigenen Händen übergeben; ich habe ihn mit den nöthigen Instruktionen und Vollmachten versehen. Indem ich sehnlichst wünsche, daß Ew. Majestät meine Wünsche unserer Würde und Zufriedenheit gemäß erfüllen könnten, bitte ich Sie mit denselben Gefühlen dem lebhaften Verlangen zu entsprechen, welches ich hege, unser gutes Einvernehmen für immer wieder herzustellen zum Wohl der Menschen und auch unserer Familien, und verbleibe Eurer Majestät wohlgeneigte Schwester und Cousine Maria Theresia."*)

Jetzt begreift Er, nicht wahr, was ich von Ihm will? fragte die Kaiserin.

Ew. Majestät wollen, daß ich den Frieden zu Stande bringe,

---

*) Das Original dieses Briefes, der in französischer Sprache geschrieben ist, befindet sich in Groß-Hoffinger: Lebens- und Regierungsgeschichte Josephs II. Th. IV. S. 39.

sagte Thugut. Aber welche Art von Frieden? Bedingungsweisen Frieden, oder Frieden um jeden Preis?

Ein zorniger Blitz ihrer glühenden Augen traf das Antlitz des verwegenen Fragers. Ist Oesterreich in der Lage, daß es den Frieden um jeden Preis annehmen muß? fragte sie stolz.

Nein, Majestät, es ist in der Lage, daß es sogar den Krieg um jeden Preis annehmen kann, und wie mir scheint, hat sich der Kaiser einen ziemlich hohen Preis gestellt. Das schöne Bayern ist es wohl werth, einen Krieg für dasselbe zu wagen! Aber, erlauben mir Ew. Majestät noch Eine Frage: was wird der Kaiser, was werden Lacy und Laudon mit der Armee thun, während wir unterhandeln?

Sie werden warten, sagte die Kaiserin hastig. Hab' an meinen Sohn, den Herzog von Toscana, geschrieben, der soll zum Kaiser in's Lager reisen und sein Gemüth besänftigen, denn er wird zuerst gar zornig werden, wenn er erfährt, was wir gethan haben. Bin aber immer noch die regierende Kaiserin, und bin Gott allein verantwortlich für meine Thaten! Werd' also dem Kaiser und meinen Feldmarschällen und Generälen befehlen, alle feindlichen Attaquen zu vermeiden und keinen Angriff zu machen. Erst wenn, was ich nit fürchten mag, die Unterhandlungen sich wieder zerschlügen, erst dann müssen wir den Krieg mit Ernst und Nachdruck führen. Dann ist für den Kaiser die Zeit gekommen, zu handeln, und für mich, zu beten! Aber wir wollen zuerst für unsere kranken Zustände die heilsame Arznei der Friedensunterhandlungen versuchen, und erst wenn die nit anschlagen, ist's Zeit, mit einer blutigen Operation die Heilung zu wagen.

Ew. Majestät haben Recht, sagte Thugut mit einem grausamen Lächeln, was Arzneien nimmer heilen, das heilt das Eisen, und wo kein Eisen mehr hilft, hilft das Feuer.*) Sind die Bedingungen,

---

*) Thuguts eigene Benutzung des alten ärztlichen Spruches. Siehe Hormayr: Beiträge zur Vaterländischen Geschichte.

welche ich im Namen Ew. Majestät dem König von Preußen zu machen habe, lindernde Arznei, Eisen oder Feuer?

Sie sind Balsam, wie ich hoffe, rief die Kaiserin, und ich denk' damit die Wunden zu heilen, welche der unselige Krieg schon jetzt meinem Lande geschlagen hat. Hab' dem Koch meine Propositionen dictirt, und Er kann sie jetzt mit mir durchgehen. Dann aber eil' Er sich abzureisen, denn mich verlangt sehr eine baldige Antwort vom König von Preußen zu erhalten, und der Welt den Frieden zu sichern.

V.

Der Bruderzwist.

Alle Vorbereitungen waren beendet, alle Ordres und Parolen ausgetheilt. Noch einmal war der Kaiser im Laufe des Tages in Begleitung Lacy's und seines Generalstabes durch das Lager geritten, um Alles selbst zu prüfen, und selbst in Augenschein zu nehmen. Ueberall hatten sie ihm freudig entgegengejauchzt, und überall hatten ihm die Officiere versichert, daß die Soldaten glühten vor Kampfbegier und sich danach sehnten, der preußischen Armee entgegen zu ziehen, um eine entscheidende Schlacht zu wagen.

Und dieser Wunsch der Soldaten sollte endlich in Erfüllung gehen! Sechs Monate waren vergangen mit Unterhandlungen, mit kleinen Scharmützeln und einem unnützen Federkrieg. Die deutschen Gelehrten hatten sich die Hände wund geschrieben über das Recht oder Unrecht Oesterreichs, die Höfe und Cabinette aller europäischen Staaten hatten ihre Diplomaten in Bewegung gesetzt, um mit den Künsten der Diplomatie die Zwistigkeiten der beiden größten Staaten Deutschlands zu schlichten. Aber diese Künste sowohl, als die Gelehrsamkeit der Juristen war dies Mal zu Schanden geworden, und hatte nicht ein Haarbreit an der Sachlage des Streits geändert.

Oesterreich behauptete nach wie vor im Recht zu sein, indem es Bayern als Erbschaft sich zu eigen machte, und Preußen, das sich zum Ritter und Retter des bedrohten Bayerns aufgeworfen, erklärte nach wie vor, es werde es nicht dulden, daß Oesterreich der deutschen Reichsverfassung und allem göttlichen und menschlichen Recht zum Hohn sich ein deutsches Land mit Gewalt zueigne, für dessen Besitz natürliche und berechtigte Erben vorhanden seien.

Aber jetzt sollte dieser Zwist endlich sich zu einem offenen und ehrlichen Schwerterkampf erheben, endlich sollte es vorbei sein mit der Zauderpolitik und der Unschlüssigkeit. Der König von Preußen hatte die Entscheidung herbeigeführt, er hatte die Grenzen Oesterreichs überschritten, und dieses hatte jetzt wohl das Recht und die Pflicht, diese ihm angethane Beleidigung zu rächen und den Feind aus seinem Lande zu vertreiben.

Endlich also sollte es jetzt zur Schlacht kommen! Selbst Lacy's abmahnende Stimme war verstummt, und er wagte es nicht mehr, dem Kaiser von weiser Zurückhaltung und klugem Zaudern zu predigen. Er las in den flammenden Augen und dem freudigen, stolzen Lächeln des Kaisers, daß alle Abmahnungen der Weisheit jetzt vergeblich sein, oder daß sie nur zur Folge haben würden, den ungestümen Sinn des Kaisers zu reizen und ihn zu voreiligen Thaten und zu allzuraschem Handeln zu verleiten. Mit kühnem Geist und tiefer Sachkenntniß hatte der Kaiser selbst den Schlachtplan entworfen, und seine Generäle hatten ihn gutgeheißen.

Drüben am andern Ufer der Elbe stand der König von Preußen mit seinem Heer bei Lauterwasser, wohin er es von Nachod vorgeschoben, vergeblich nach einem Uebergangspunkt über die Elbe spähend und überall der Gefahr ausgesetzt, bei solchem Uebergang von der österreichischen Armee, die jenseits hinter Redouten und hinter dem Wall stand, den die Natur ihr in dem steilen Elbufer aufgeworfen, überfallen und mit einer Niederlage zurückgeworfen zu werden.

Was der König von Preußen daher nicht wagen durfte, das wollte der Kaiser jetzt unternehmen. Er wollte mit seiner Armee

über die Elbe gehen, alsdann dem König entgegenziehen und ihn zu einer Schlacht zwingen. Sobald also die Nacht angebrochen war, sollten die Colonnen sich in Bewegung setzen, um weiter abwärts an einer seichten und bequemen Stelle die Elbe zu durchwaten und dann am jenseitigen Ufer im Geschwindmarsch so weit vorzurücken, daß, wenn der Tag anbrach, die Armee den Preußen schlagfertig gegenüber stand.

Der Kaiser hatte also, wie gesagt, noch einmal mit seinen Generalen einen Ritt durch das Lager gemacht, um zu sehen, ob alle seine Befehle und Anordnungen pünktlich ausgeführt worden. Ueberall hatte er die prompteste Ordnung und Kriegsbereitschaft gefunden, überall hatten ihm die Truppen entgegen gejubelt und ihm mit lautem Zuruf dafür gedankt, daß er sie endlich zur Schlacht führen wollte.

Wir werden siegen, ich fühl's, wir werden siegen, sagte der Kaiser zu Lacy, als er sich wieder mit ihm in seinem Cabinet befand. Eine unaussprechliche Freudigkeit ist in mir, wie ich mir denke, daß man sie nur nach einer gewonnenen Schlacht oder vor seinem Tode empfinden kann!

Vor seinem Tode? fragte Lacy erstaunt. Ew. Majestät meinen, daß man seinem Tode mit Freudigkeit entgegen geht?

Und warum sollte man das nicht? rief der Kaiser mit einem schönen Lächeln. Wenn man stirbt, hat man da nicht die größte und blutigste Schlacht gewonnen, hat man da nicht das Leben überwunden und besiegt? Muß man da also nicht voll Freudigkeit sein, und in jauchzender Siegerlust?

Solche Worte klingen traurig aus dem Munde Ew. Majestät, sagte Lacy seufzend. Ihnen muß das Leben noch in allem Glanz einer strahlenden Hoffnung entgegenleuchten, und nur ein Greis, der viel gelitten hat in einem langen und entblätterten Leben, nur der kann einen so düstern Ausspruch über das Leben thun.

Ich habe auch viel gelitten, Lacy, sagte der Kaiser, indem er seine Hand sanft auf des Grafen Schulter legte und ihn freundlich anschaute. Ich bin noch jung, meinen Sie, aber glauben Sie mir

nur, ich habe mehr gelitten in meinen jungen Jahren, als ein Greis im Lauf eines langen Lebens, und alle meine persönlichen Wünsche und Träume von Glück sind schon entblättert. — Aber alles dies ist jetzt vergessen, der morgende Tag wird Alles ausgleichen! Ich werfe meine Vergangenheit zu den Todten und beginne ein neues Dasein, und trete in eine neue Welt. O, mein Freund, begreifen Sie denn mein ganzes Glück? Ich soll nicht mehr dazu verdammt sein, ein müßiger Zuschauer zu sein, und zu zehren von den Titeln und Würden, welche der Zufall mir in meine Wiege gelegt? Ich soll es endlich versuchen dürfen, mir selber ein wenig Ruhm zu erwerben, und zu beweisen, daß ich es wohl werth bin, von einem Lacy und einem Laudon Freund genannt zu werden. Jetzt bin ich nicht mehr blos der Mitregent, jetzt bin ich der Soldat, und will's Gott, werde ich mir morgen einen Lorbeer erobern, den ich als herrlichsten Schmuck um meine durchlöcherte Krone legen will. O, wie lange habe ich einem solchen Tage entgegen geseufzt, und wie habe ich dem Schicksal gegrollt, daß es mir denselben nicht schenken wollte! Wie vieler Jahre hat es bedurft, um mich jenen fürchterlichen Tag vergessen zu lassen, wo die Kaiserin die mir schon gewährte Erlaubniß zurücknahm, und mich nöthigte, daheim zu bleiben, statt in's Feld zu rücken gegen König Friedrich von Preußen, der uns Schlesien nahm. Damals empfing mein Herz einen Stoß, von dem es sich nie wieder ganz erholt hat, und der mich jedesmal geschmerzt hat, wenn ich der Kaiserin, meiner Mutter, zur Seite stand. Aber heute ist diese alte Wunde verharrscht, und das Bewußtsein, einer neuen schönen Zukunft entgegen zu gehen, erfüllt mich jetzt mit einer unendlichen Wonne und Genugthuung. Jetzt möchte ich meiner Kaiserin alle die Vorwürfe und den Groll, den ich früher heimlich in meinem Herzen gehegt, vergeben, und selbst den Jesuiten und Priestern, die damals Schuld daran waren, daß ich nicht zur Armee durfte, selbst Denen könnt' ich heute ein freundlich Gesicht machen! Heute liebe ich die ganze Welt und —

Der Kaiser unterbrach sich und schaute starren Blickes hinüber nach der Thür, welche sich eben geöffnet hatte, und auf deren

Schwelle jetzt ein junger Mann erschien, dessen Antlitz, obwohl ihm die glänzenden Augen des Kaisers fehlten, doch eine große Familienähnlichkeit mit dem Josephs zeigte.

Der Großherzog von Toscana! rief Feldmarschall Lacy erstaunt.

Mein Bruder Leopold! sagte Joseph mit leiser, zitternder Stimme, aber ohne dem Großherzog entgegen zu gehen, ohne ihm die Hand zur Begrüßung darzureichen.

Das bleiche, kränkliche Antlitz des Großherzogs verfinsterte sich, und das Lächeln verschwand von seinen blassen schmalen Lippen.

Ew. Majestät laden mich nicht ein, näher zu treten? Sie heißen mich nicht willkommen? fragte er düster.

Der Kaiser hielt noch immer seine großen flammenden Augen starr und unverwandt auf ihn gerichtet, und vor seinen scharfen, forschenden Blicken schlug Leopold jetzt die Augen nieder.

Mein Bruder, rief Joseph hastig, Sie sind hierher gekommen, um mir eine schlimme Botschaft zu bringen!

Ich bin gekommen, um Ew. Majestät zu begrüßen und einige Stunden des Zusammenseins mit Ihnen zu genießen, sagte der Großherzog gelassen, indem er, ohne eine weitere Einladung seines Bruders abzuwarten, die Thür hinter sich schloß und weiter in das Zimmer vorschritt.

Nein, nein, rief der Kaiser, das ist nicht wahr! Es ist nicht die bloße Sehnsucht, mich zu sehen, welche Sie veranlaßt hat, hierher zu kommen. Sie sind mir niemals ein so zärtlicher Bruder gewesen, daß ich das glauben dürfte! — Und indem er jetzt dem Großherzog hastig einige Schritte entgegen trat, fuhr er fort: Ich beschwöre Sie, mein Bruder, haben Sie Mitleid mit mir, sagen Sie mir, weshalb Sie kommen? Sie haben Aufträge und Briefe von der Kaiserin, nicht wahr?

Ich bin allerdings der Ueberbringer eines Briefes von unserer kaiserlichen Mutter, sagte Leopold sanft, auch geruhten Ihre Majestät, mir mehrere mündliche Aufträge an Ew. Majestät zu ertheilen, aber —

Nun, — aber? fragte Joseph, als sein Bruder stockte.

Aber ich muß wünschen und bitten, daß Ew. Majestät mir für dieselbe eine geheime Audienz bewilligen wollen?

Wenn Ew. Majestät erlauben, werde ich mich zurückziehen, sagte Lacy, rasch auf die Thür zuschreitend.

Joseph nickte ihm stumm einen Abschiedsgruß zu und blickte ihm nach, bis die Thür sich hinter ihm schloß. Dann wandte er seine Augen, in denen jetzt ein düsteres Feuer glühte, wieder auf das blasse, verlegene Angesicht seines Bruders hin.

Jetzt, mein Bruder, sind wir allein, sagte er athemlos, jetzt — aber nein, sprechen Sie noch nicht! Gönnen Sie mir noch einen Moment der Sammlung! Mein Gott, es müssen sehr schlimme Aufträge sein, wenn die Kaiserin Sie sandte, um sie auszurichten! Still, ich bitte, still, sagen Sie kein Wort! Lassen Sie mich erst Ruhe gewinnen!

Ich erwarte Ihre Befehle, reden zu dürfen! sagte Leopold, sich ehrfurchtsvoll verneigend.

Der Kaiser ging mit hastigen Schritten einigemal auf und ab, seine Wangen waren bleich geworden, seine Lippen zitterten, und schwer und keuchend kam der Athem aus seiner Brust hervor.

Luft, Luft, murmelte er leise. Ich habe ein Gefühl, als sollte ich ersticken! — Er näherte sich dem Fenster, und es öffnend, athmete er in langen Zügen die kalte Winterluft ein, die sich wie kühlender Balsam auf seine brennend heiße Stirn legte.

Alsdann drückte er das Fenster wieder zu und wandte sich an den Großherzog, welcher mit übereinandergeschlagenen Armen ruhig neben der Thür an der Wand lehnte.

Jetzt, mein Bruder, sagte Joseph beklommen, jetzt bin ich bereit, zu hören. Haben Sie die Güte, zu sprechen.

Nun denn, Ew. Majestät, so bitte ich vor allen Dingen um Entschuldigung, wenn das, was ich zu sagen gezwungen bin, nicht den Beifall Eurer Majestät gewinnen sollte, bat Leopold mit sanfter einschmeichelnder Stimme.

Joseph warf einen raschen, forschenden Blick auf das verlegene

Antlitz seines Bruders. Sie sind vollkommen entschuldigt, mein Bruder, sagte er fast verächtlich. Ihre Botschaft scheint Ihnen selber schwer genug zu werden. Führen wir die Dinge also rasch zu Ende! Geben Sie mir die Briefe der Kaiserin, und sagen Sie mir, was Sie zu sagen haben!

Der Großherzog nahm einen dicken versiegelten Brief aus seiner Brusttasche hervor und reichte ihn dem Kaiser.

Hier ist der Brief der Kaiserin, oder vielmehr die Briefe, welche sie Ew. Majestät zur Einsicht sendet! Aber um dieselben zu verstehen, müssen Sie erlauben, daß ich einige erläuternde Worte vorausgehen lasse. Die Kaiserin hat es vorgezogen, statt Ihnen selber ausführlich zu schreiben, mich zu beauftragen, Ihnen alles das zu sagen, was sich schwer schreiben läßt.

Die Kaiserin hat Furcht gehabt, murmelte Joseph in sich hinein.

Ja, Furcht, eine ungerechte Handlung zu begehen, sagte Leopold, mit leiser, frömmelnder Stimme, Furcht, Gott zu beleidigen, indem sie einen Krieg begönne, dem der Segen Gottes fehlte, Furcht, wider die Gebote Gottes zu sündigen, welche verbieten, seines Nachbars Hab und Gut sich widerrechtlich anzueignen!

O, mein Bruder, jetzt sind Sie wieder ganz Sie selbst, rief Joseph höhnisch, ganz der Sohn und Diener der frommen Priester, deren schönes bayerisches Nest ich bedrohte, und die darum Tod und Verderben gegen mich speien! Ich sehe es schon, wenn ich morgen das Unglück haben würde, in der Schlacht zu fallen, so werden Sie, mein Erbe und Nachfolger, sich beeilen, Frieden zu schließen, und dem König von Preußen, und der wahnwitzigen Amazone Herzogin Clemens und den armen Bayern ihren Willen zu thun, indem Sie unser Erbe fahren ließen und das schönste Stück von Deutschland den Jesuiten und Pfaffen als Beute überließen. O, das würde Ihnen Heil und Ehre bringen bei den heiligen Schwarzröcken, die Ihnen ohne Zweifel dann ewigen Ablaß gewähren würden für alle Ihre großen und kleinen Sünden, von denen Ihre Gemahlin nichts wissen darf! Aber hoffen Sie nichts, ich werde den morgenden Tag

überleben, ich werde dem König von Preußen eine Schlacht liefern, in der ich Sieger zu bleiben hoffe.

Sie wollen morgen eine Schlacht liefern? fragte Leopold.

Das denke ich zu thun, rief Joseph mit strahlenden Augen.

Dann war es die höchste Zeit, daß ich kam, sagte Leopold feierlich, die Gnade Gottes hatte meine Schritte noch zur rechten Zeit hierher geleitet, um den Gräueln des Krieges zuvor zu kommen! — Mein Bruder, die Kaiserin läßt Sie beschwören, nicht weiter zu gehen auf Ihrem Wege. Mit den Thränen und Gebeten einer zärtlichen Mutter fleht sie zu Ihnen, abzulassen von Ihrem Werke. Mit dem Ernst und der Macht einer regierenden Kaiserin befiehlt sie Ihnen, das Schwert in die Scheide zu stecken und zu warten auf das Resultat der Unterhandlungen, welche die Kaiserin so eben mit dem König von Preußen begonnen hat.

Der Kaiser stieß einen wilden Schrei aus und eine dunkle Gluth ergoß sich über sein Angesicht. Die Kaiserin hat Unterhandlungen angeknüpft? fragte er. Ohne mein Wissen, ohne meine Zustimmung?

Die Kaiserin bedarf keiner Zustimmung zu Dem, was sie unternimmt, sie allein ist die Selbstherrscherin; kraft ihres Willens und ihrer Macht hat sie die Unterhandlungen wieder aufgenommen und hofft sie zu einem glücklichen Ende zu führen.

Das ist nicht wahr, das ist nicht möglich! rief Joseph glühend. So fürchterlich kann mich meine Mutter nicht demüthigen, so grausam kann sie mich nicht verhöhnen wollen, daß sie das Schwert, welches sie selbst in meine Hand gelegt, jetzt zu einer Ruthe machen will, mit welcher sie meine Ehre zu Tode geißelt. Nein, es ist nicht wahr, es ist eine elende, erbärmliche Priesterlüge, und ich glaube ihr nicht. Maria Theresia hat ein edles, großmüthiges Herz, eine starke, muthige Seele, sie wird nicht feige zurückbeben vor der Gefahr! Dieses Alles ist eine elende List der Pfaffen und Jesuiten, und Maria Theresia weiß nichts davon, nur mein frommer Bruder Leopold war es fähig, eine solche Botschaft von seinen Beichtvätern, den Herren Jesuiten, zu übernehmen, die eine solche List erfunden

haben. Aber diesmal sind Sie gescheitert mit Ihrer frommen Weisheit, mein Bruder, ich glaube Ihrem frommen Mährchen nicht. Nehmen Sie hier Ihr Paket zurück! Es ist nicht die Handschrift der Kaiserin, welche die Adresse geschrieben hat.

Es ist die Handschrift ihres Geheimschreibers Koch.

Ich bin nicht verpflichtet, seine Handschrift zu respectiren, und habe jetzt keine Zeit, mich mit albernen Späßen zu belästigen. Warten wir damit bis übermorgen. Nach einer gewonnenen Schlacht ist man mild und versöhnlich gestimmt, und deshalb verspreche ich Ihnen, übermorgen herzlich zu lachen über diese Intrigue, welche Sie da mit Ihren frommen Pfaffen ausgeheckt haben, und dann auch dieses Paket zu entsiegeln und die Aechtheit oder die Unechtheit seines Inhalts zu prüfen. Aber heute nicht! Nehmen Sie Ihr Paket zurück, denn ich habe keine Zeit, mich damit zu beschäftigen, ich habe ernstere Dinge zu thun! Aber bleiben Sie bei uns, nicht als der Abgesandte der Priester und Frommen, sondern als der Bruder des Kaisers, welcher morgen das Glück haben wird, seine erste Schlacht zu schlagen und seine ersten Lorbeeren zu gewinnen. Um dieser schönen Aussicht willen bin ich bereit, Alles zu vergessen, was Sie gesagt haben, und Sie nur anzusehen als meinen geliebten Bruder, der gekommen ist, Zeuge zu sein von den Heldenthaten der Armee und von dem wenn auch geringen Talent seines Bruders, Schlachten zu führen! Geben Sie mir Ihre Hand, Leopold, vergessen wir alles Andere, am Vorabend einer Schlacht wollen wir uns erinnern, daß wir Brüder sind und daß wir uns lieben!

Aber dies ist nicht der Vorabend einer Schlacht, rief Leopold heftig, die Kaiserin befiehlt Ihnen inne zu halten und das Ende der Unterhandlungen abzuwarten.

Ich sagte Ihnen schon, daß ich diese Intrigue durchschaue und an dieses Mährchen nicht glaube.

Und ich brachte Ihnen diese Papiere, welche Sie überzeugen sollen, daß dieses Mährchen Wahrheit ist! Sie wollen diese Papiere nicht lesen?

Nein, ich will es nicht!

Nun denn, so werde ich es thun, rief Leopold, indem er mit einer heftigen Bewegung das Couvert öffnete und die Papiere herausreißend eines derselben dem Kaiser darhielt.

Hier, lesen Sie! sagte er laut und hart. Die Kaiserin befiehlt es Ihnen durch meinen Mund, und als ein guter und gehorsamer Unterthan werden Sie gehorchen!

Ich werde Allem gehorchen, was die Kaiserin mir befiehlt, rief Joseph, nur muß ich gewiß sein, daß sie es wirklich ist, welche befiehlt. In diesem Falle aber zweifle ich nicht allein, sondern ich bin überzeugt, daß nicht meine Mutter, nicht die hochherzige Maria Theresia es war, welche Ihnen diese Aufträge gegeben.

Ueberzeugen Sie sich, sagte Leopold ruhig, ihm immer noch das Blatt darreichend. Es ist ein von der Kaiserin eigenhändig geschriebenes Billet an Sie, mein Bruder. Wenn Sie kein Rebell sind, werden Sie es lesen!

Joseph warf auf das bleiche, harte Antlitz seines Bruders einen angstvollen, flehenden Blick. Sie wollen also kein Erbarmen haben, mein Bruder? fragte er. Sie wollen meine Angst, meine Weigerung, meine Verzweiflung nicht verstehen? Hören Sie, Leopold, noch ist es Zeit, beweisen Sie mir ein einzig Mal, daß Sie mich lieben, o, nur dies Eine Mal. Bedenken Sie mein armes, freudenloses Leben, meine einsame Jugend, haben Sie Mitleid mit meinem armen oft gedemüthigten und enttäuschten Dasein, gönnen Sie mir endlich einen Tag des Triumphes, des selbstständigen Handels, einen Tag des Ruhms und der Freude!

Und was verlangen Ew. Majestät von mir? Was soll ich thun? fragte der Großherzog.

Der Kaiser trat dicht an ihn heran, und ihm beide Hände auf die Schultern legend, schaute er ihn mit tiefen zärtlichen Blicken an. Die Majestät verlangt nichts von Dir, sagte er sanft, aber der Bruder bittet Dich, habe Mitleid mit ihm. Einmal in Deinem Leben zeige Dich ihm als Freund, einmal beweise Dich ihm hülfreich, es ist ein großer und feierlicher Moment, dem wir gegenüberstehen, bedenke das wohl! Die Pfaffen haben von unserer Jugend

an zwischen uns gestanden, sie haben unsere Herzen einander entfremdet, sie haben Dich gelehrt, den armen Joseph zu hassen, den sie Dir als einen Gottesleugner und Religionsverspötter geschildert haben. O, ich weiß ja, alles Ueble, das ich erduldet, alles Unglück, das ich erlitten habe, ist mir immer von den Pfaffen gekommen, und ich rechne es zu meinem Unglück, daß sie mir auch das Herz meines Bruders entfremdet haben! Aber die göttliche Liebe, hoffe ich, ist doch stärker als der Priesterhaß; und kraft dieser göttlichen Liebe flehe ich Dich an, Leopold, öffne mir Dein Herz, gieb mir meinen Bruder wieder, gieb mir endlich die Liebe, welche unsere Feinde mir entzogen haben! Und dann, wenn Du mich liebst, wirst Du mir auch meine Bitte erfüllen wollen. Sieh, Leopold, es ist zu spät, ich kann nicht mehr zurück! Die Armee kennt bereits meinen Entschluß, und jauchzend hat sie erfahren, daß es morgen endlich zur Schlacht geht. Alle Vorbereitungen sind getroffen, alle Ordres ertheilt. Die Entscheidung ist vor der Thür, ich kann nicht mehr zurück. Mit höhnendem Uebermuth ist der Feind in unser Land eingedrungen, derselbe Feind, der einst mit frecher Verspottung alles Völkerrechts und aller Verträge uns Schlesien genommen hat, und der sich jetzt geberdet, als wären es das Völkerrecht und die Verträge, welche er zu vertheidigen komme! Seine Anwesenheit in diesem Lande ist ein uns angethaner Hohn, eine Beschimpfung Oesterreichs, und ganz Europa schaut auf uns, und ist begierig, zu sehen, wie Oesterreich diese Beschimpfung rächen wird. Wenn ich jetzt noch unthätig und feige bei Seite trete, wenn ich dem Feind den Rückzug aus der schwierigen Position gestatte, in welche er sich hineingewagt, dann ist es auf ewig um meinen Ruf gethan, und alle Welt wird schreien, daß ich die gute Gelegenheit vorübergehen ließ, daß ich es nicht verstanden, den Krieg zu leiten, daß ich meine Armee in's Feld geführt, wie die Kinder ihre bleiernen Soldaten, um damit Krieg zu spielen, aber den blutigen Ernst feig vermeidend. Bedenke das Alles, mein Bruder, bedenke, daß es nicht blos meine, sondern Oesterreichs Ehre ist, welche auf dem Spiele steht! Sieh, in Deiner Hand allein liegt es, sie zu bewahren. Rette mich, rette Oesterreich

durch eine großmüthige Lüge! Kehre zurück zu der Kaiserin, sage, Du habest das Unglück gehabt, das Dir anvertraute Briefpaket zu verlieren, und Deinen mündlichen Aufträgen hätte ich keinen Glauben schenken wollen. Fordere also von der Kaiserin neue schriftliche Instructionen! Während der Zeit wird Alles gethan sein! Ich werde weiter gehen können auf der Bahn des Ruhms und der Ehre, ich werde den Feind über unsere Grenzen zurückdrängen, und Maria Theresia wird sich von den Ereignissen bestimmen lassen, die sie nicht mehr ändern kann! Laß uns also diese unseligen Papiere verbrennen, mein Bruder, Niemand außer uns hat sie gesehen, und Gott wird Dir wohl diese kleine Nothlüge verzeihen, mit der Du die Ehre und die Zukunft Deines Bruders gerettet hast!

Gott würde es mir nicht verzeihen, wenn ich gegen mein Gewissen und gegen meine Pflicht handelte, und das fordern Ew. Majestät von mir, sagte Leopold, vollkommen ungerührt von dem leidenschaftlichen, angstvollen Flehen des Kaisers. Ich soll diese mir anvertrauten Papiere vernichten und diese Ehrlosigkeit mit einer Lüge begleiten? Und diese Lüge soll Ihnen Zeit verschaffen, um diesen so ungerechten, so fluchwürdigen Krieg weiter zu führen! Nimmermehr! Im Namen Ihrer Kaiserin und Herrin, der Sie Gehorsam schuldig sind, gleich wie der Geringste Ihrer Unterthanen, fordere ich Sie auf, diesen Brief der Kaiserin zu lesen und die darin enthaltenen Befehle zu erfüllen! O, haben Sie doch Erbarmen mit sich, mein Bruder, bedenken Sie, daß es Ihr ewiges Heil ist, welches auf dem Spiel steht, bedenken Sie —

Still, unterbrach ihn Joseph mit lauter, gebieterischer Stimme. Antworten Sie mir auf meine Frage: wollen Sie meine Bitte erfüllen?

Nein, das will ich nicht! Die Kaiserin verlangt, daß dieser unselige Zwist friedlich beendigt werde, sie will alles Blutvergießen vermeiden, und Sie müssen ihr gehorchen!

Aber ich werde es nicht! rief Joseph mit flammenden Blicken, mit hoher Zornesröthe auf den Wangen. Ich bin der Mitregent der Kaiserin, und mir, als dem Mann und dem Soldaten, liegt es

ob, die Ehre Oesterreichs zu wahren gegen alle ihre Feinde, und säßen diese Feinde auch auf Oesterreichs eigenem Thron! Ich werde diese Papiere nicht lesen, und ich werde thun, was Sie verweigerten. Niemand außer Ihnen, der Kaiserin und mir, wissen bis jetzt von diesen Papieren und von den Befehlen der Kaiserin, ich werde also nur in Ihren und in den Augen der Kaiserin ein Rebell sein, aber Gott wird mir verzeihen, und die Welt wird sagen, daß ich Recht gethan, dem Feinde Oesterreichs mit dem Schwert entgegen zu treten. Sie wollten die Papiere nicht, wie ich Sie darum anflehte, behalten, Sie verlangten, daß ich sie an mich nehmen sollte, nun denn, so geben Sie sie mir und genügen Sie dem Befehl der Kaiserin!

Nein, sagte Leopold, welcher längst schon die Papiere wieder in seine Brusttasche geschoben hatte, nein, jetzt werde ich Ihnen dieselben nicht geben, denn ich weiß, daß Sie sie vernichten wollen.

Es ist nicht Ihre Sache, davor zurückzuschrecken; geben Sie die Papiere her!

Nein, ich werde es nicht thun!

Der Kaiser stieß einen dumpfen Schrei aus, und mit flammenden Blicken, mit zuckenden Lippen und hoch gehobenem Arm näherte er sich dem Großherzog.

Gieb her die Papiere, sagte er mit dumpfer Stimme.

Wie, Sie wollen mich schlagen? rief Leopold, entsetzt zurückweichend.

Gieb her die Papiere, oder ich schlage Dich zu Boden, wie man ein Thier niederschlägt, das uns beißen will, schrie der Kaiser, mit hoch erhobener, drohender Faust jetzt dicht vor Leopold stehend.

Schweigend, mit keuchendem Athem, mit todesbleichen Wangen standen sich einen Moment so die Brüder einander gegenüber, sich anstierend mit Blicken voll tödtlichen Hasses, voll zorniger Drohung.

Sag' noch einmal Nein, sagte Joseph mit leisem, unheimlichem

Geflüster, wage es noch einmal, mir diese Papiere zu verweigern, und meine Hand trifft Dein feiges, heuchlerisches Gesicht und entehrt Dich auf ewig, denn ich werde Dir niemals Genugthuung geben!

Leopold antwortete nicht, unverwandt die starren Blicke voller Haß auf Joseph gerichtet, wich er zurück, immer weiter, und immer gefolgt von dem Kaiser, der in athemloser Spannung die Antwort seines Bruders erwartete.

Jetzt war Leopold dicht an der Thür, jetzt stand der Kaiser vor ihm mit hoch erhobener Hand, ihm drohend mit wilden Blicken, jetzt senkte sich seine Hand schon nieder, jetzt — mit einem raschen, wilden Ruck riß der Großherzog die Thür auf und stürzte in's Vorzimmer. Schnell, wie eine gereizte Tigerkatze, sprang er vorwärts, gerade zu dem Feldmarschall Lacy hin, welcher, der Befehle des Kaisers gewärtig, im Vorzimmer geblieben war.

Auf der Schwelle der Thür stand der Kaiser, bleich, athemlos, mit wuthblitzenden Augen seinem Bruder folgend, die Hand noch immer drohend gegen ihn erhoben.

VI.

Die Unterwerfung.

Herr Feldmarschall Lacy, sagte Leopold athemlos, keuchend, ich stelle mich unter Ihren Schutz, unter den Schutz des Mannes, welchen die Kaiserin Maria Theresia zu ihrem Feldmarschall ernannt hat, und der Sie Treue und Gehorsam geschworen haben.

Und der ich Treue und Gehorsam bewahren werde bis zu ihrem letzten Athemzug! sagte Lacy ernst und feierlich.

Der Kaiser ächzte laut auf, und sein erhobener Arm sank schwer und matt an seiner Seite nieder.

Ein bleiches, grausames Lächeln flog über das Antlitz des Groß=

herzogs hin. Er senkte rasch die Hand in seine Brusttasche, und die Papiere hervorziehend, reichte er sie Lacy hin.

Nehmen Sie die Papiere, sagte Leopold. Die Kaiserin Maria Theresia hat mich ermächtigt, falls der Kaiser sie zu lesen verweigert, dieselben dem Feldmarschall Lacy zu übergeben und ihm im Namen der Kaiserin zu gebieten, daß er sofort in meiner Begleitung sich mit diesen Papieren zum Kaiser verfüge und ihm dieselben vorlese. Kommen Sie also, Excellenz, lesen Sie dem Kaiser die Papiere vor!

Lacy verneigte sich, und ohne ein Wort zu sagen, schritt er an der Seite des Großherzogs der Thür zu.

Der Kaiser trat zurück in das Zimmer, und auf einen Sessel niedertaumelnd, verhüllte er sich mit beiden Händen das Gesicht.

Nichts unterbrach jetzt die Stille, als die dröhnenden Schritte des Großherzogs und Lacy's, welche eben eintraten und die Thür hinter sich schlossen.

Eine lange Pause trat ein. Der Großherzog hatte sich in die Fensternische gestellt, und die Arme über die Brust gekreuzt, schien er mit vollkommen wiederhergestellter Ruhe die weitere Entwickelung dieser Scene zu erwarten.

Joseph saß noch immer gebeugt und mit verhülltem Angesicht da, während Lacy mit den Papieren in der Hand in streng militairischer Haltung an der Thür stand, die weiteren Befehle des Kaisers erwartend.

Als diese immer noch nicht erfolgten, und kein Wort, kein Wink des Kaisers das athemlose Schweigen unterbrach, richtete Lacy sich höher empor und trat militairisch steif einen Schritt vorwärts.

Befehlen Ew. Majestät, fragte er, daß ich Ihnen die Briefe vorlese, welche Se. Kaiserliche Hoheit der Großherzog mir im Namen und auf Befehl der Kaiserin übergeben hat?

Lesen Sie, sagte der Kaiser dumpf, ohne die Hände von seinem Antlitz zu ziehen.

Jetzt näherte sich Lacy dem Tisch, neben welchem der Kaiser saß, und die aus verschiedenen Briefen, Zetteln und Aktenstücken bestehenden Papiere auf demselben ausbreitend, nahm er zuerst das

von der Kaiserin eigener Hand an den Kaiser gerichtete Schreiben und las:

„Mein lieber Kaiser und Sohn! Ihnen, als meinem Mitregenten und vielgeliebten Sohn, beeile ich mich, Einsicht zu geben in die von mir mit dem König von Preußen angeknüpften Unterhandlungen. Dieselben werden hoffentlich zu einem günstigen Resultat führen, und ich werde dadurch nicht allein das Glück haben, mein Volk vor einem blutigen und unheilvollen Kriege beschützt zu haben, sondern auch meinen geliebten Sohn und Kaiser, nach dem sich mein Herz sehnt, und um dessen Sicherheit ich schmerzlich besorgt bin, so lange er im Feld steht, wieder an meiner Seite zu haben. Ich bitte Sie aber, so lange die Unterhandlungen dauern, nichts zu unternehmen, was eine Fortsetzung derselben unmöglich macht, und in keiner Weise mit Ihren Truppen den Angreifenden oder Herausfordernden zu machen, wie mir seinerseits der König von Preußen versprochen hat, daß er während dieser Zeit keinen weiteren Angriff unternehmen und seine Truppen nicht weiter vorrücken lassen wird. Ich werde von nun an Ew. Majestät regelmäßig von dem weiteren Verlauf der Unterhandlungen Nachricht geben und sende Ihnen anbei genaue und wörtliche Abschrift der zwischen mir und dem König von Preußen gewechselten Briefe, wie auch der gegenseitig gemachten Propositionen und Bedingungen. Indem ich Gott bitte, daß er meinen vielgeliebten Sohn und Kaiser bald wieder in meine mütterlichen Arme zurückführe, verbleibe ich Ihre wohlgewogene Mutter und Kaiserin Maria Theresia."

Ein tiefer Seufzer, der mehr einem schmerzlichen Stöhnen glich, stieg aus der Brust des Kaisers empor. Langsam ließ er die Hände niedersinken von seinem Antlitz, das jetzt todesblich war, und seine großen Augen mit einem unendlich trüben und schmerzlichen Blick auf Lacy heftend, fragte er: Lacy, ist es wirklich wahr und möglich? Ist es vorbei mit meinen Hoffnungen und mit unsern stolzen Siegerplänen?

Der Feldmarschall antwortete nur mit einem Seufzer und mit einem leisen Zucken seiner Achseln.

Lesen Sie weiter, sagte der Kaiser sanft, meine Augen sind trübe und vermögen nicht zu lesen!

Lacy gehorchte, und nachdem er den ersten Brief der Kaiserin an den König, mit welchem Maria Theresia die Initiative ergriffen hatte, vorgelesen, las er die Antwort des Königs, in welchem dieser bereitwillig auf die Pläne der Kaiserin eingeht und ihr verspricht, seine Schritte so einzurichten, daß Maria Theresia nichts für das Leben ihres geliebten Kaisers zu fürchten habe.

Als Lacy das las, zuckte der Kaiser zusammen, eine flammende Röthe flog einen Moment über sein Antlitz hin und machte dann einer noch tödtlicheren Blässe Platz. Er öffnete hastig die Lippen wie zu einem heftigen Wort, dann aber raffte er sich gewaltsam zusammen und hörte still und schweigend der weiteren Lectüre zu.

Noch zwei andere Briefe der Kaiserin und des Königs folgten, voller Versicherung gegenseitiger Verehrung und voll Betheuerungen, Alles zu thun, um Deutschland den Frieden wiederzugeben. Alsdann kamen die Friedens-Propositionen der Kaiserin und die hinzugefügten Bemerkungen des Königs.

Maria Theresia verpflichtete sich in diesen Propositionen, von den bis jetzt in Bayern in Besitz genommenen Ländern nur so viel zu behalten, als etwa die Revenue einer Million betrage, und das Uebrige dem Churfürsten zurückzuerstatten, oder die jetzt mit Besitz belegten Landstriche Bayerns gegen andere zu vertauschen, über die sie sich mit dem Churfürsten einigen wolle, und die nicht den Werth einer Million Einkünfte übersteigen sollten.

Alsdann folgten die Gegenpropositionen des Königs. Diesen zufolge sollte Oesterreich alle seine Ansprüche auf Bayern fahren lassen, sich mit einem kleinen District von Oberbayern begnügen, die Ansprüche des Churfürsten Carl Theodor, so wie später des Herzogs von Zweibrücken anerkennen und heilig halten.

Weiter, weiter, rief Joseph hastig, als Lacy jetzt schwieg.

Weiter ist nichts vorhanden, sagte Lacy, dies ist das letzte Papier, das in dem Couvert enthalten ist!

Und auf diese unverschämten und höhnenden Propositionen des

Königs sollen wir nicht die einzig mögliche Antwort ertheilen können! rief der Kaiser schmerzlich, die Antwort mit dem Schwert, das allein noch die gethane Beschimpfung auslöschen kann! O Lacy, Lacy, es ist fürchterlich, zu denken, daß ich abermals meine Hände in den Schooß legen und demüthig und ergeben wie ein Schulknabe abwarten soll, was meine gestrengen Züchtiger und Lehrer über mich beschlossen haben!

Es ist eine schwere Pflicht, welche Ew. Majestät da zu erfüllen haben, seufzte Lacy, aber es ist eine Pflicht, und Ew. Majestät dürfen sich ihr nicht entziehen!

Ich darf mich nicht ihr entziehen, wiederholte Joseph mit einem tiefen Schmerzensausdruck, indem er aufsprang, ich muß —

Auf einmal traf sein irrer flackernder Blick das Antlitz des Großherzogs, der immer noch ruhig in der Fensternische stand.

Sie sind noch hier? fragte Joseph mit dem Anschein des Erstaunens. Ich dächte, Ihre Hiobsbotschaften wären zu Ende, und Ew. Kaiserliche Hoheit hätten mir nichts mehr zu sagen!

Ich warte auf die Antwort für Ihre Majestät die Kaserin, sagte Leopold ruhig.

Ah, Sie wollen mich höhnen, rief Joseph, bebend vor Zorn, Sie wollen mich höhnen, denn Sie wissen es wohl, daß es auf die ausgesprochenen Befehle der Kaiserin keine Antwort mehr giebt, sondern daß man denselben schweigend und unterwürfig gehorchen muß. Da Sie aber durchaus eine Antwort begehren, so will ich sie Ihnen geben! Doch achten Sie wohl auf meine Worte und hüten Sie sich, eins derselben zu vergessen. Sagen Sie der Kaiserin, ich werde mich, wie es einem gehorsamen Unterthan gezieme, ihren Befehlen fügen und so lange die von Ihro Majestät ohne mein Wissen und hinter meinem Rücken angeknüpften Unterhandlungen dauerten, nichts Feindliches gegen den König von Preußen unternehmen, ihn nicht zu einer Schlacht drängen, obwohl ich wüßte, daß die Welt mir meine Unthätigkeit als einen Fehler und eine Ungeschicklichkeit anrechnen würde, und daß nicht blos meine Feinde, sondern auch meine wenigen Freunde mich fortan für einen thörichten Prahler halten würden, der sich großer Entwürfe rühme, und wenn es zur That kommen

solle, sich feig und kleinlaut zurückziehe. Sagen Sie Ihro Majestät, ich würde nichts destoweniger gehorchen, aber sagen Sie ihr ferner: wenn die Kaiserin wirklich im Stande sei, auf diese nachtheiligen, demüthigenden Bedingungen des Königs von Preußen einzugehen und Frieden zu schließen, so würde ich niemals nach Wien zurückkehren und niemals mich der Kaiserin wieder nähern, sondern in Aachen, oder in irgend einer andern freien Reichsstadt, nach Sitte der alten deutschen Kaiser meine Residenz nehmen *).

O, Majestät, rief Lacy entsetzt, ich beschwöre Sie, nehmen Sie Ihr Wort zurück.

Ich nehme es nicht zurück, sondern ich befehle dem Abgesandten der Kaiserin, ihr getreulich und genau meine Botschaft auszurichten, sagte Joseph stolz.

Und ich werde dem Befehl Sr. Majestät, des Mitregenten meiner Kaiserin, zu gehorchen wissen, sagte der Großherzog von Toscana. Ich werde ihr genau jedes Ihrer Worte wiederholen. Weiter haben Ew. Majestät mir nichts zu befehlen?

Ja, rief Joseph hoch athmend, ich habe Ihnen noch zu sagen, daß Sie, wenn Sie Ihre Botschaft an die Kaiserin ausgerichtet haben, und heimgekehrt sind in Ihr Land, Sie alsdann Ihre frommen Väter berufen, und Ihnen gebieten mögen, für Ihren Bruder eine Todtenmesse zu lesen, denn Sie haben in dieser Stunde Ihren Bruder Joseph verloren. Er ist Ihnen gestorben für immerdar.

Der Großherzog begegnete den stolzen, herausfordernden Augen Joseph's mit einem Blick voll finstern Hasses. Ich kann nicht verlieren, was ich nie besessen habe, sagte er kurz. Ich habe niemals einen Bruder Joseph gehabt. Hätte ich den besessen, und wäre es mein Bruder Joseph gewesen, welcher da vorher vor mir stand, so würde ich nicht zurückgewichen sein, sondern ich würde mein Schwert gezogen, und den Beleidiger zur Rechenschaft gefordert haben. Aber es war nur der Kaiser Joseph, welcher mir gegenüber stand, und deshalb duldete ich und schwieg. Und deshalb allein werde ich auch

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Dohm's Denkwürdigkeiten. Th. I. Seite 143.

ferner dulden und schweigen, nur werde ich es vermeiden, mit dem Kaiser Joseph zusammen zu treffen.

Unsere Wege sind getrennt, und ich hoffe, daß wir einander nie wieder begegnen, rief der Kaiser heftig.

Ich hoffe es auch, sagte Leopold sanft, denn jedenfalls würde unser Begegnen niemals ein freundliches sein! Leben Sie wohl!

Leben Sie wohl, und wo möglich auf Nimmerwiedersehen!

Ohne ein weiteres Wort, einen weiteren Blick, durchschritt der Großherzog das Zimmer und öffnete die Thür. Der Kaiser schaute ihm mit gerunzelter Stirn und finstern Blicken nach, Feldmarschall Lacy war weiter zurückgetreten in den Hintergrund, und blickte mit steigender Angst bald auf den enteilenden Großherzog, bald auf das düstere Gesicht des Kaisers.

Jetzt schloß Leopold hinter sich die Thür, und gleichsam von diesem Geräusch aus seiner dumpfen Erstarrung aufgeschreckt, zuckte Lacy zusammen und eilte vorwärts zu dem Kaiser hin.

Rufen Sie ihn zurück, Sire, flehte er mit zitternder Stimme, ich beschwöre Ew. Majestät, lassen Sie ihn nicht so von Sich scheiden. Er ist Ihr Bruder, Sire, er ist der Lieblingssohn Ihrer Mutter, und er ist die Hoffnung und der Trost aller Derjenigen, welche vor Ew. Majestät zittern, und sich berechtigt glauben, mit bangen Sorgen in die Zukunft zu schauen!

Ja, er ist der Anführer meiner Feinde, sagte Joseph, er ist das Haupt der frommen Partei, welche ewig im Finstern schleicht, und heimlich mir ihre Flüche und Verwünschungen entgegenschleudert, und mir ewig Steine und Hindernisse in den Weg schieben wird. Aber ein Tag wird kommen, wo ich dieser finstern Brut ihr frommes Eulennest zerstören und aufräumen werde in meinem Hause. An jenem Tage werde ich auch des heutigen Begegnens mit dem Großherzog Leopold gedenken!*)

---

*) Dieser heftige Zwist, den Joseph im Lager mit dem Großherzog Leopold hatte, trennte wirklich die beiden Brüder für immer. Sie vermieden es, zusammen zu sein, und sprachen niemals mehr mit einander. Kaiser Joseph ließ daher später nicht seinen nächsten Thronfolger, den Großherzog Leopold,

Sire, ich beschwöre Sie noch einmal, flehte Lacy, rufen Sie den Großherzog zurück, wenn nicht als Ihren Bruder, so doch als den Abgesandten der Kaiserin. Verbieten Sie ihm als Solchem, der Kaiserin die drohenden Worte zu wiederholen, welche Ew. Majestät vorher nur in der Aufregung des Momentes gesprochen haben, nehmen Sie die mündliche Botschaft zurück, und —

Lacy, unterbrach ihn der Kaiser mit lauter, zürnender Stimme, ich habe heute einen Bruder und eine Schlacht verloren. Wollen Sie mich nun auch noch den Freund verlieren lassen?

Er schaute Lacy mit einem so glühenden und zugleich so schmerzlichen Blick an, daß diesem die Thränen in die Augen traten. Sire, sagte er tief bewegt, vergeben Sie Ihrem treuesten und ergebensten Diener, wenn ich es gewagt, Ihnen zu widersprechen, und entziehen Sie mir Ihre Freundschaft nicht, denn Ew. Majestät wissen wohl, daß diese Freundschaft den Hauptinhalt meines Lebens und mein einzig Glück ausmacht. Ich habe kein Weib, keine Kinder, ich habe nichts, was ich liebe, als Sie allein, und wenn ich Sie verlöre, so würde ich mich verkriechen in irgend einem dunklen Winkel der Erde, und niemals sollte die Welt wieder von Lacy hören.

Sie werden mich nie verlieren, mein theurer geliebter Freund, rief der Kaiser, indem er mit einer raschen Bewegung seine beiden Arme um Lacy's Hals warf und ihn innig umarmte. Mein Gott, ich leide so grenzenlos, und es ist mir, als ob mir eben der Tod eines meiner liebsten Freunde verkündet wäre. Und ist es nicht so, Lacy? Ist mir nicht die schönste und größte Hoffnung meines Lebens gestorben? Die Hoffnung, mir endlich Ruhm und Ehre auf dem Schlachtfeld zu erobern, und der Welt zu beweisen, daß es außer dem König von Preußen noch Feldherren und Schlachtensieger in Deutschland geben kann? O Lacy, meine ganze Seele glühte diesem Ziel entgegen, und wie ein wildes Roß bäumte sich mein Herz auf

---

sondern dessen Sohn und Erben Franz zum König von Rom krönen, und selbst an das Sterbebett des Kaisers durfte sein Nachfolger nicht kommen. Erst nach Joseph's wirklichem Tode sollte, seinem ausdrücklichen Befehle gemäß, sein Erbe und Nachfolger Leopold durch Couriere benachrichtigt und gerufen werden.

bei dem Gedanken: Du wirst morgen dem alten siegreichen Feind deines Hauses gegenüberstehen, du wirst ihm wenigstens einen Zweig jener Lorbeeren entreißen, die er sich auf den Schlachtfeldern gegen Oesterreich erobert hat! — O, ich hätte Jahre meines Lebens freudig hingegeben, wenn ich mir damit dies Ziel hätte erkaufen können, denn, — ich will Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, Lacy, — denn ich hasse diesen König Friedrich, den die Welt den Großen nennt, ich hasse ihn so glühend, wie ich ihn einst zu lieben glaubte. Er ist schuld an all' dem Unglück, das mein Haus seit fast vierzig Jahren betroffen hat, sein Ruhm sind unsere Niederlagen, sein Glanz ist unsere Dunkelheit. Ich würde es ihm vergeben können, daß er uns Schlesien genommen hat, aber ich werde es ihm niemals vergeben, daß er mich zu der elenden und unwürdigen Rolle eines Nachahmers erniedrigt hat! Denn was ich auch unternehmen und thun mag, immer hat er es schon zuvor gethan, immer ist er vor mir dagewesen, und hat das Alles seinem Volk aus ruhiger Reflexion der Klugheit gegeben, was ich meinem Volk aus wärmster Begeisterung der Liebe darbringen will. Wenn ich meinem Volk die Aufklärung geben und es befreien will von dem Druck der Priester, er hat es vor mir gethan; wenn ich die Künste, die Wissenschaften, die Industrie unterstützen und fördern will, er hat das Alles schon längst vor mir gethan; wenn ich den Zeloten und Eiferern Duldung anempfehlen, die Geknechteten schützen, die Unterdrückten erheben will, er hat von den Juden längst schon den Bann genommen und allen Seelen die Erlaubniß ihrer Existenz gegeben! Wenn ich endlich mich selber auszeichnen möchte in den Künsten, die ich am meisten liebe, wenn ich in der Kriegskunst und in der Musik mir Ruhm erwerben möchte, er hat es schon früher gethan, und seine Flöte und seine Lorbeern sind älter, als mein Violoncell und mein Schwert. O, ich hasse ihn, ich hasse ihn, denn seine Größe ist der Stein, an welchem meine Originalität zerbricht, immer wird er mir im Wege stehen und mit seinem Glanz einen Schatten auf mein Leben und meine Thaten werfen! O Lacy, das ist ein Gedanke, der mich in Verzweiflung bringt, der wie eine glühende Kohle in meinem Hirn brennt. Dieser

Mann zwingt mich, für seiner Nachahmer zu gelten, und doch fühle ich, daß ich es nicht bin, und doch handle ich nur nach eigener freier Entschließung! Aber Niemand wird es mir glauben, und er selber auch nicht! Mir ist es, als sähe ich das spöttische Aufblitzen seiner furchtbaren Adleraugen, das höhnische Lächeln seines Mundes, wenn er eines Tages von den neuen Einrichtungen und Gesetzen des Kaisers Joseph hört, und sich einbildet: „das hat er Mir nachgeahmt!" O, er wird mich dahin treiben, daß ich in toller Unvernunft zu viel thue, um nur nicht blos das zu thun, was er schon gethan hat! Er ist der böse Dämon meines Hauses, und nicht blos, daß er uns Länder und Schlachten abgewonnen, hat er mir auch meine Zukunft und meine Originalität geraubt. Lacy, ist es nicht furchtbar, zu denken, daß es da einen Feind unsers Hauses giebt, der uns in allen Dingen besiegt hat, selbst in dem Großen und Guten, was wir thun wollen?

Aber Ew. Majestät gehen da in der Aufregung des Moments zu weit, sagte Lacy mit einem sanften Lächeln. Es ist wahr, der König von Preußen hat viel gethan, und er hat es Ew. Majestät schwer gemacht, etwas Originales zu thun, das er nicht schon versucht hat. Aber Eins hat der König noch nicht gethan, und das ist gerade das Eine, in welchem Ew. Majestät ihm dereinst glänzend und siegreich voran gehen werden! Er hat nichts für Deutschland gethan, er hat es selbst niemals versucht, ein Deutscher zu sein! Inmitten eines deutschen Landes, auf einem deutschen Thron sitzend, ist er doch nur der Beschützer fremder Kunst, fremder Wissenschaft und fremder Industrie. Er verachtet und ignorirt die deutschen Gelehrten, die deutschen Dichter, die deutschen Industriellen, und die Sprache der Deutschen nennt er die Sprache der Barbaren. Der geringste französische Witzkopf ist ihm besser bekannt, als die größten Gelehrten Deutschlands, und während er für Voltaire schwärmt, und sich italienische Oper und fränzösische Maler und Bildhauer hält, ist ihm Lessing und Winkelmann ganz unbekannt, und mißachtet er den deutschen Meister Gluck. Das ist der große und schöne Unterschied zwischen Ew. Majestät und dem König von Preußen, und den wird

die Welt und Nachwelt anerkennen müssen. Der König von Preußen ist nur zufällig der Fürst eines deutschen Landes, Sie aber sind ein deutscher Fürst, und zu Ihnen wird sich dieses Deutschland flüchten, das er verstieß, an Ew. Majestät wird es sich anklammern mit allen seinen Wünschen und Hoffnungen, seinen Träumen und seiner Begeisterung. Friedrich der Zweite ist nur der König Preußens, Sie aber werden einst der Kaiser Deutschlands sein, und das deutsche Volk, welches Er verstieß, wird in Ihnen seinen Retter und Erlöser begrüßen und erkennen.

Er wird auch das zu verhindern wissen, rief der Kaiser leidenschaftlich, er hat mich schon ausgespürt auf diesem meinem Wege, den ich selbstständig vor ihm wandeln wollte, uud schon wieder stellt er sich mir entgegen, um mich zu bekämpfen. Ja, Sie haben Recht, es ist mein höchstes Ziel, ein deutscher Fürst zu sein, mir den Namen eines Kaisers von Deutschland auch der Wahrheit nach zu verdienen. Unter meinem Scepter wollte ich alle diese zerstückelten, auseinandergerissenen Länder des schönen Deutschlands vereinen, Ein Land sollte es werden, Ein Volk und Ein Vater und Fürst. Hinwegräumen wollte ich den Kehricht der alten, so oft verhöhnten und mißbrauchten deutschen Reichsverfassung, hinwegräumen auch den lächerlichen und unglücklichen Theaterschmuck so vieler kleiner Throne und Fürsten, und unter dem Dach einer einzigen Krone wollte ich das deutsche Volk sammeln in dem großen einigen und einzigen Hause seines deutschen Vaterlandes. Das war und ist mein Ideal, und deshalb wollte ich jetzt Bayern meine Hand darreichen und dies deutsche Land erretten von den Priestern, den Jesuiten und all den finstern Gewalten, die mit dem wollüstigen und frömmelnden Carl Theodor über Bayern herrschen werden, deshalb rief ich ihnen zu, zu mir zu kommen, und ihr elendes Bayernthum hinzugeben an das große und herrliche Deutschthum! Aber da kommt wieder dieser König von Preußen, und weil er meine Gedanken durchschaut hat, reißt er mir mit hämischer Schadenfreude mein eigen Banner aus der Hand und pflanzt es vor sich auf und giebt, indem er mich bekämpft, sich das Ansehen, als ob Er für Deutschland in die Schranken träte, als ob

Er die heilige Verpflichtung übernommen, deutsche Freiheit, deutsches Recht und deutsche Tugend zu beschützen. Ach, ist es nicht eine zugleich lächerliche und abscheuliche Farce, welche wir da spielen sehen? Der König von Preußen, der Mann, der niemals Deutschland gekannt hat, dem es immer nur ein Gegenstand für seinen Witz und seinen Spott gewesen, er nennt sich jetzt plötzlich den Vertheidiger Deutschlands; die Herzogin Clemens, die Freundin der Obscuranten, der Rosenkreuzer und Jesuiten legt über ihre von mir bedrohten Freunde jetzt plötzlich die deutsche Fahne hin und schreit: „Ihr rettet Deutschland, wenn Ihr uns errettet," und aus allen diesen kleinen deutschen Raubnestern und Schlössern recken die kleinen deutschen Fürsten, welche fühlen, daß ich über ihnen schwebe in der Luft, wie der Habicht über dem Taubennest, ihre Hälse empor, und schreien: „Deutschland ist bedroht, rettet uns, dann werdet Ihr Deutschland gerettet haben!" — Und Maria Theresia läßt ihr Ohr betäuben von diesem tollen Geschrei und der König von Preußen findet, daß das ein himmlischer Gesang ist, der Victoriagesang, mit dem er mich abermals bei Seite gedrängt und überschrieen hat! O, Lacy, ich hasse ihn, glühend, unaussprechlich. Denn nicht genug, daß er mich besiegt hat ohne Schwertschlag, so wird er mich jetzt auch noch lächerlich machen! Muß die Welt mich nicht verlachen und verspotten, wenn sie diesen Brief des Königs an meine Mutter liest, in welchem er ihr verspricht, daß er seine Schritte so einrichten werde, daß Maria Theresia nichts zu fürchten brauche für ihr Blut, und für einen Kaiser, den er liebe und hochachte, obwohl er in den Angelegenheiten Deutschlands mit ihm in den Prinzipien differire *). Bin ich ein verhätscheltes Muttersöhnchen, dem man lächelnd erlaubt, mit Knallbonbons zu spielen und sich einzubilden, daß das Kanonen sind, welche es abfeuert? — und ich soll ihm nicht beweisen können, daß ich kein Knabe bin, den er zu schonen nöthig hat, sondern daß ich ein Mann bin, den er, so Gott will, eines Tages zu fürchten hat? Der alte entnervte Heldengreis steckt sich hinter den mit Rosenkrän-

*) Groß-Hoffinger, Urkundenbuch zur Lebensgeschichte Joseph's II. S. 41.

zen und Scapuliren verbrämten Reifrock meiner Frau Mutter, und bläst ihr in's Ohr, daß dieser Krieg ein sündhafter sei! O Lacy! Soll ich denn niemals Gelegenheit haben, Rache zu nehmen an diesem König, der meiner Mutter schon so viele Thränen und mir so viele Enttäuschungen und geknickte Hoffnungen gekostet hat? Muß ich denn wirklich auch dies Mal wieder mein Schwert in die Scheide stecken und mich in Demuth beugen unter den Willen meiner Mutter?

Sie ist die regierende Kaiserin, sagte Lacy ernst, und Ew. Majestät werden Ihrem Volk und uns Allen ein leuchtendes Beispiel des Gehorsams geben!

Ach, ich weiß es wohl, seufzte Joseph, ich muß abermals dies arme ungestüme Herz besiegen, und schweigen und dulden!

Er ging mit hastigen, unsichern Schritten einige Mal auf und ab, bald halblaute Worte vor sich hin murmelnd, bald düstere, schmerzliche Blicke auf das Fenster werfend, durch welches man da draußen das bunte Gewimmel der Soldaten sehen konnte, welche das Lager abzubrechen begannen, indem sie mit voller frischer Kehle dazu Lieder voll Kampflust und Siegesfreudigkeit sangen.

Auf einmal blieb der Kaiser stehen, und sich mit einer stolzen Bewegung des Hauptes an Lacy wendend, sagte er: Herr Feldmarschall, ich nehme meinen Plan zurück. Die Kaiserin Königin Maria Theresia hat befohlen, und es ist an uns, zu gehorchen! Treffen Sie alle nöthigen Anordnungen, ertheilen Sie Ihre Befehle, verkünden Sie der Armee unsern umgeänderten Beschluß: Wir werden dem König nicht bis über die Elbe entgegenmarschiren und ihm eine Schlacht liefern, wir werden nicht unser Lager abbrechen, sondern wir werden hier bleiben und warten!

Sire, rief Lacy begeistert, in dieser Stunde haben Sie in Wahrheit einen Sieg gewonnen, den Sieg über Sich selbst!

Der Kaiser sah ihn mit einem schmerzlichen Lächeln an. Aber dieser Sieg ist schwerer als der, welchen ich mir morgen zu erkämpfen hoffte, sagte er seufzend. Doch es nutzt nichts mehr, davon zu reden. Gehen Sie, Lacy, und ertheilen Sie Ihre Befehle! Wir wollen warten. Da wir das Schwert nicht ziehen dürfen, mein Freund, so

lassen Sie uns beten, beten, daß Gott sich meiner erbarme, und dem armen Kaiser von Oesterreich eines Tages gestatte, Revanche zu nehmen an dem König von Preußen!

VII.

Die Revanche.

Feldmarschall Lacy hatte das Kabinet des Kaisers verlassen, und die Generäle und Stabsofficiere zu sich berufend, hatte er ihnen den Beschluß des Kaisers mitgetheilt und mit ihnen die nöthigen Verabredungen getroffen.

Der Kaiser war allein geblieben, und ganz seinen trüben und schmerzlichen Gedanken hingegeben, war er lange in seinem Kabinet auf und ab gegangen. Dann trat er an's Fenster und schaute mit düsterm Blick hinaus auf das Treiben seiner Soldaten.

Jetzt wissen sie es schon, sagte der Kaiser leise vor sich hin, jetzt ist es schon wie ein Unkenruf durch das Lager gegangen: „Der Kaiser will keine Schlacht! Wir werden nicht über die Elbe gehen! Im Moment der That hat der Kaiser Furcht bekommen und wagt es nicht, dem alten Heldenkönig gegenüber zu treten!“ — Ja, ja, so sagen und denken sie, meine tapfern Soldaten, ich seh's an den finstern Mienen, mit denen sie ihre schon halb abgebrochenen Zelte wieder ordnen. Sie singen nicht mehr bei der Arbeit, wie vorher, sie sind nicht mehr fröhlich und guter Dinge. Ihr Muth ist gebrochen, ach, und der meine auch! Und diese Schlacht, welche wir nicht geschlagen haben, nützt dem König von Preußen mehr, als es ein neuer Sieg würde gethan haben. Denn jetzt denken meine Soldaten: der Kaiser fürchtet sich vor dem König von Preußen, und da sinkt ihnen der Muth, und Friedrich der Zweite wird wieder das Schreckbild, vor dem die Oesterreicher fliehen! O Friedrich, Friedrich, wann wird denn für mich die Stunde der Vergeltung schlagen?

Ein leises Klopfen an der Thür ließ sich gerade in diesem Moment vernehmen, und auf das Herein des Kaisers erschien einer seiner Adjutanten, um zu melden, da draußen stehe ein Husar von den galizischen Regimentern, die unmittelbar an der Elbe, dem Lager des Königs von Preußen gegenüber, postirt seien, und verlange durchaus und mit dringendem Flehen, den Kaiser in's Geheim zu sprechen, weil er ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe.

So lassen Sie ihn eintreten und ziehen Sie sich alsdann zurück, sagte Joseph gelassen.

Der Adjutant zögerte. Sire, sagte er, dieser Mann hat ein gar finsteres und tückisches Ansehen, und ich wollte mir daher erlauben, Ew. Majestät anzuflehen, nicht allein mit ihm zu bleiben, sondern mir gnädigst zu gestatten, daß ich ihm zur Seite bleibe.

Ach, Sie glauben, daß dieser Mann hierher gekommen sei, mich zu ermorden? fragte Joseph lächelnd.

Der Soldat ist ein Pole, bemerkte der Adjutant schüchtern.

Nein, er ist ein Oesterreicher, sagte der Kaiser stolz, denn Galizien ist eine österreichische Provinz. Ich fürchte meine Oesterreicher nicht. Lassen Sie also diesen Mann eintreten, ich will mit ihm allein sprechen.

Der Adjutant verneigte sich und trat in das Vorzimmer zurück. Alsbald hörte man da draußen das Klirren von Sporen, das Auftreten eines festen Schrittes, und in der Thür erschien eine hohe muskelkräftige Gestalt in der kleidsamen, phantastischen Tracht der galizischen Scharfschützen.

Der Kaiser erwiderte den militairischen Gruß des Soldaten mit einem leichten Kopfneigen und winkte ihm mit der Hand, näher zu treten. Ein zweiter Wink gebot dem Adjutanten, die Thür nach dem Vorzimmer zu schließen, und der Kaiser war jetzt allein mit dem Soldaten.

Jetzt sprich, sagte der Kaiser, und wenn Du mir etwas Wichtiges zu sagen hast, so sage es, denn ich habe Deinen Wunsch erfüllt, Du bist ganz allein mit mir.

Der Soldat richtete sein Haupt, welches er bis dahin ehrfurchts-

voll geneigt hatte, höher empor und blickte Joseph mit großen, blitzenden Augen an.

Bin gekommen, Ew. Majestät einen großen Dienst zu leisten, sagte er, aber Ew. Majestät müssen mir auch versprechen, daß Sie mich dafür belohnen wollen, wie es einem Kaiser geziemt.

Wenn Du mir wirklich einen großen Dienst leisten kannst, so soll auch Dein Lohn groß sein, mein kaiserliches Wort darauf, sagte der Kaiser ernst.

Der Soldat nickte. Ich nehm' Ihr Wort an, Herr Kaiser, und also hören Sie! Hab' die Wache auf dem Vorposten dicht an der Elbe. Hab' da oft gelegen, hinter dichtem Gebüsch versteckt, und während mich Niemand sehen konnt', hab' ich Alles gesehen und auf Alles Acht gehabt! Hab' also oft gesehen, daß der König von Preußen, so alt und gebrechlich er auch aussieht, doch ein gar muthiger und unerschrockener Herr ist, denn er wagt sich beim Recognosciren sehr weit vor, kommt oft ganz nahe heran bis zum Elbufer. Freilich weiß er und denkt er nicht, daß da drüben hinterm dichten Gebüsch Scharfschützen liegen, und daß ein guter Schütze ihn, wenn er so sorglos da drüben reitet, leicht vom Pferd holen könnt'. Was aber der König von Preußen nit gedacht hat, das habe ich gedacht.

Und was hast Du gedacht? fragte der Kaiser mit gespannten, erwartungsvollen Mienen.

Hab' gedacht, daß ich ein guter Schütze bin und daß meine Kugel noch nimmer ihren Mann verfehlt hat, und hab' auch darüber nachgedacht, was für ein berühmter, großer und reicher Mann ich doch werden müßt' und werden würd', wenn ich mir den König da drüben vom Pferd schöss' und damit Oesterreich von seinem schlimmsten und auffässigsten Feind befreite und uns Allen endlich einen dauernden Frieden gäbe. Und wie ich das gestern wieder dacht', Herr Kaiser, da kommt just der König da drüben hervorgeritten auf seinem Schimmel. Grad' der Stelle gegenüber, wo ich, hinterm Gebüsch versteckt, auf Vorposten stand, macht er Halt; ganz deutlich konnt' ich sein blasses, runzlichtes Gesicht sehen, mit den großen, fürchterlichen Augen darin, die wie ein helles Höllenfeuer zu mir

herüberblitzten. Den Krückstock hielt er in der Hand, und damit zeigt' er vom Pferd aus herüber nach uns und fuchtelte mit dem Stock hin und her, just als wenn er seinen Generälen vormacht', wie er den Feind da drüben durchprügeln wollt'. Und wie ich das sah, da stieg mir's Blut in's Gesicht und ich richtet' mich auf in meinem Versteck und zog den Hahn an meinem Gewehr auf. Bin ein guter Scharfschütz, Herr Kaiser, und auf was ich anlege, das treffe ich auch.

Weiter, weiter, murmelte der Kaiser, als der Soldat jetzt schwieg und einen wohlgefälligen, lächelnden Blick auf seine Büchse warf, die ihm im Arme ruhte.

Nun also, ich hob meine Büchse und wollt' eben auf den König anschlagen, da fiel mir ein — .

Da fiel Dir ein? fragte der Kaiser, dem der Angstschweiß in hellen Tropfen auf der Stirn stand.

Da fiel mir ein, daß es am Ende doch besser sein möcht' erst den Kaiser zu fragen, ob er's erlaubt, daß ich den König todt schieße, und was er mir dafür zu Lohn verspricht.

Ach, rief der Kaiser aufathmend, das war ein guter Gedanke von Dir!

Der Soldat nickte. Hab' also still mein Gewehr wieder zurückgezogen, fuhr er fort, und gleich nach der Ablösung hab' ich den Hauptmann gebeten, mir auf sechs Stunden Urlaub zu geben, weil ich gern in's Lager gehen und da einen alten Bekannten von mir sprechen möcht'. Das war keine Unwahrheit, Herr Kaiser, denn ich kenne Sie schon von damals her, als Sie Ihre Reise in Galizien machten. Da haben Sie ein Nachtquartier genommen im Dorfe Zacopane bei meinem alten Vater und haben ihn am andern Tage reichlich beschenkt, daß er noch ein Stück Ackerland mehr kaufen konnt' und mir erlaubte, mein Mädel zu heirathen und das Ackerland zu bewirthschaften. Bin also blos in's Hauptquartier gekommen, um meinen alten Bekannten, den Herrn Kaiser, zu sprechen, und nun bin ich da und frage: Wollen Ew. Majestät mir erlauben, daß ich meinen Anschlag ausführe? Wenn Sie's erlauben, so stehe ich Ihnen mit meinem Kopf dafür, daß der König von Preußen nicht acht Tage

mehr leben soll. Ich hab' einen festen Arm, ein scharfes Auge und ich weiß ganz genau, wie weit meine Büchse mit Sicherheit trägt, denn sie hat schon manchem Bosniaken das Lebenslicht ausgeblasen.

Und was hat Dein Hauptmann zu Deinem Vorhaben gesagt? fragte Joseph.

Mein Hauptmann? Hab' ihm gar nichts gesagt von meinem Vorhaben. Werd' nit so dumm sein, irgend einem Menschen etwas davon zu verrathen, könnt' ja ein Anderer meinen schönen Einfall sich zu Nutze machen und mich um Lohn und Ehre bringen.

Demzufolge, fragte der Kaiser aufathmend, demzufolge bin ich der Einzige, den Du in Dein Vertrauen gezogen hast?

Der Allereinzige, Herr Kaiser, und ich denk', Sie werden mein Vertrauen nicht mißbrauchen.

Nein, ich werde das nicht und zum Dank, daß Du Deinem Kaiser vertrautest, schenke ich Dir hier diese zwei Goldstücke.

Der Soldat nahm hastig das von dem Kaiser ihm dargereichte Geld und betrachtete es mit einem freudigen Lächeln, dann aber verfinsterte sich sein Gesicht und unter seinen buschichten Augenbrauen hervor einen düstern Blick auf den Kaiser werfend, sagte er: ist der Kopf des Königs von Preußen nicht mehr werth, als zwei Dukaten?

Er ist mehr werth als alle Dukaten, die ich in meinem Schatz hab', sagte der Kaiser ernst, und kein Mensch auf Erden kann ihn bezahlen. Hab' Dir blos den Weg bezahlen wollen, den Du hierher gemacht hast in's Hauptquartier, um mich zu sprechen. Aber ich werde Dich auch noch ferner belohnen, wenn Du mir feierlich zuschwören willst, daß Du keinem Menschen auf der Erde auch nur ein Wort von Dem verrathen willst, was Du mir anvertraut hast, und daß Du niemals wieder ein Wort davon über die Lippen bringen willst. Wenn Du mir dies feierlich zuschwören willst, so will ich Dich frei geben vom Dienst und Dich heute noch in Deine Heimath schicken, wo ich Dir eine Anstellung als Grenzjäger verspreche. Wenn Du aber Deinen Schwur brichst, so bist Du verloren und mußt Deine Schwatzhaftigkeit mit dem Tode büßen.

Herr Kaiser, ich werd' meinen Schwur nimmer brechen. Ich

gelobe und schwöre, daß ich nimmer und zu keinem Menschen auch nur ein Wort von Dem erzählen will, was ich Ew. Majestät gesagt und anvertraut hab', und das ich, so lange ich lebe, es als ein Geheimniß in meinem Herzen begraben will.

Schwöre mir das bei Gott und der heiligen Jungfrau.

Ich schwöre es bei Gott und der heiligen Jungfrau, rief der Soldat feierlich, indem er seine rechte Hand zum Himmel emporhob. Und jetzt, Herr Kaiser, da ich den Schwur geleistet hab' und Niemand also jemals außer uns Beiden etwas erfahren wird von Dem, was ich thun will, selbst nicht der Beichtvater in der letzten Beicht' — jetzt frage ich Ew. Majestät: wann soll ich den König herunter schießen und wann kann ich dann zurückgehen in meine Heimath?

Ein zürnender, glühender Blick des Kaisers traf den Soldaten. Soldat, sagte er mit lauter, feierlicher Stimme, das Geld, das ich Dir gegeben, bewahre zum ewigen Andenken daran, daß Dein Schutzgeist Dich gewarnt und noch zu rechter Zeit Deine Hand gehalten hat, als Du auf den König schießen wolltest. Siehst Du denn nicht ein, welche abscheuliche That Du begangen hättest, wenn dies gekrönte Haupt durch Dich gefallen wäre? Ich hoffe und glaube wohl, daß jeder brave Soldat sein Leben wagen wird, um in der Schlacht und im Gefecht den König gefangen zu nehmen, aber keiner, sage ich, wird so gottlos und heimtückisch sein, ihn aus dem Hinterhalt vom Pferde zu schießen und sich selber zu einem feigen Mörder zu erniedrigen.

Der Soldat starrte den Kaiser mit maßlosem Erstaunen an und kein Wort der Erwiderung kam über seine Lippen.

Der Kaiser fuhr fort: Ich will Dir aber Deinen bösen Gedanken diesmal noch verzeihen, weil Du ihn noch nicht zur Ausführung gebracht und weil Du Niemanden etwas davon gesagt hast außer mir. Wenn aber Dein Gedanke zur That geworden wäre, so hätte ich Dich noch heute als einen gemeinen und niederträchtigen Mörder ohne Absolution am Galgen aufknüpfen lassen. Danke also Gott, daß er Dich errettet und erlöst hat. Und nun kein Wort weiter davon! Es ist schon spät und Du kannst diese Nacht hier bleiben.

Aber ich hab' nur sechs Stunden Urlaub vom Hauptmann bekommen, sagte der Soldat hastig, ich muß also gleich wieder zurück.

Der Kaiser betrachtete ihn mit finstern, mißtrauischen Blicken. Ich werde selber dem Hauptmann Deine Entschuldigung bringen, sagte er. Zudem habe ich Dich ja eben vom Kriegsdienst freigesprochen und Dir zum Lohn für Deine Verschwiegenheit erlaubt, wieder in Deine Heimath zurückzukehren.

Und es bleibt wahr? rief der Soldat aufjauchzend; und das wollen der Herr Kaiser mir doch erfüllen, obwohl Sie mich eben so sehr gescholten haben, daß mir das Herz im Leib' noch zittert?

Das will ich Dir gewähren, wenn Du mir versprichst, ein ordentlicher Mensch zu bleiben und niemals mehr einen Menschen, und wär's auch nur einen Bosniaken, aus dem Hinterhalt und anders als im offenen Krieg zu erschießen.

Das verspreche ich Ew. Majestät von ganzem Herzen, rief der Soldat feurig.

Dann kannst Du jetzt gehen, um zu essen und der Ruhe zu pflegen. Warte, ich will Jemand beauftragen, für Dich zu sorgen.

Der Kaiser klingelte und sofort öffnete sich die Thür und der Kammerdiener Günther trat ein. Günther, sagte der Kaiser, ich übergebe Dir diesen Mann, und so lange er hier bleibt, wirst Du ihn nicht einen Augenblick verlassen. Er wird mit Dir essen und bei Dir schlafen, und Du wirst dafür sorgen, daß er gut gepflegt wird.

Günther verbeugte sich und gab dem Soldaten einen stummen Wink, ihm zu folgen.

Joseph schaute den Beiden nach, bis die Thür sich hinter der hohen, muskulösen Gestalt des Soldaten schloß, dann hob der Kaiser seine großen, blauen Augen mit einem Blick unendlicher Dankbarkeit zum Himmel empor.

Mein Gott, flüsterte er, ich habe heute viel geklagt, und doch bist Du mir heute gar gnädig gewesen! Du hast meinen Namen vor ewiger Schande und vor dem Fluch der Mit- und Nachwelt bewahrt, denn wenn dieser Mensch seine entsetzliche That ausgeführt hätte, würde doch Niemand geglaubt haben, daß er sie allein er-

sonnen hätte! Was für ein Zetergeschrei würde man in der ganzen Welt erhoben haben, wenn ein österreichischer Soldat den König von Preußen erschossen hätte, fuhr der Kaiser fort, indem er mit großen Schritten, die Arme über der keuchenden Brust zusammengeschlagen, auf und ab ging; und wie würde man mit hohnlachender Verachtung auf mich gedeutet und gesagt haben, ich hätte den König feig aus dem Hinterhalt erschießen lassen, weil ich nicht den Muth gehabt, ihm auf offenem Felde entgegen zu treten! Mein Gott, das Leben des Königs von Preußen ist mir jetzt kostbarer, als mein eigenes Leben, denn sein Leben ist meine Ehre! Ich weiß es ja, die Verleumdung und der Neid der Welt ist immer bereit, wenn irgend ein außerordentlicher Todesfall in unserer Nähe geschieht, ihn Oesterreich aufzubürden. Hat nicht der Parteihaß den Kaiser Ferdinand beschuldigt, als Gustav Adolph bei Lützen fiel? Und als zu Ende des vorigen Jahrhunderts der bayerische Churprinz Joseph Ferdinand, welcher Spanien als Erbschaft erhalten sollte, plötzlich starb, hat man da nicht in ganz Europa gesagt, der österreichische Gesandte in Madrid, Fürst Mansfeld, habe dem Tod den Weg gezeigt zum Schlafzimmer des kleinen Erben von Spanien? O, die Welt ist immer bereit gewesen, Oesterreich zu verleumden, und sie würde uns auch jetzt angeklagt haben, wenn dieser Unglückliche seine That ausgeführt hätte. Mein Gott, ich danke Dir, daß Du diese Schmach von mir abgewandt und meinen Namen behütet hast vor so furchtbarer Verleumdung! —

Aber wie? fuhr der Kaiser nach einer Pause fort, während er noch immer mit großen Schritten auf und ab ging, wie, wenn nun ein Anderer von den Scharfschützen das ausführte, was dieser nur beschlossen hatte? Wenn einer dieser wilden Grenzjäger in seiner Rohheit und Unwissenheit sich einbildete, daß es ein ebenso lohnenswerthes und gutes Stück Arbeit wäre, den König von Preußen zu erschießen, als die Pascher, Räuber und Wilddiebe, gegen die er an den Grenzen von Ungarn und Galizien Jagd zu machen hat?

Und wie der Kaiser das dachte, erbleichte er und der Angstschweiß stand auf seiner Stirn.

Ich muß durchaus ein Mittel ersinnen, den König und mich selber vor dieser furchtbaren Gefahr zu behüten, murmelte der Kaiser angstvoll in sich hinein, sein Leben und meine Ehre steht auf dem Spiel.

Lange noch, bis spät in die Nacht, vernahmen die Diener im Vorzimmer den raschen, unruhigen Schritt des Kaisers, und vergeblich harrte Günther des Rufs seines kaiserlichen Herrn, um ihm beim Auskleiden behülflich zu sein. Als er endlich es wagte, schüchtern und unhörbar die Thür des Kabinets zu öffnen, sah er den Kaiser in voller Uniform da drüben in dem Lehnstuhl sitzen. Das bleiche Haupt zurückgesunken an die hohe Lehne des alten Lederstuhls, die beiden Hände auf die breiten Seitenarme des Stuhls gelegt, war Joseph eingeschlafen. Ein bleicher Strahl der eben aufgehenden Sonne beleuchtete das Antlitz des Kaisers, das selbst im Schlummer noch den Ausdruck der Angst und Sorge beibehalten hatte.

Der treue Kammerdiener wagte es, sich dem Kaiser zu nähern und ihn leise zu berühren. Sire, sagte er mit flehender Stimme, Ew. Majestät sollten die Gnade haben, sich entkleiden zu lassen und ein wenig auf dem Feldbett auszuruhen. Es ist jetzt die vierte Nacht, daß Ew. Majestät die Kleider nicht verlassen haben.

Joseph hatte langsam seine Augen aufgeschlagen und schaute Günther mit sinnenden Blicken an. Hätte freilich die andern drei Nächte ruhig in mein Bett gehen und schlafen können, wie ein ehrsamer Spießbürger, der weiß, daß es nichts auf der Welt giebt, was seinen Schlaf beunruhigen wird, sagte er seufzend. Diese Nacht aber durft' ich mich nicht behaglicher Ruhe hingeben, und ich bin in den Kleidern geblieben, weil ich früh auf sein mußte. Mein Gott, fuhr der Kaiser wie von heftigem Schrecken ergriffen fort, was ist aus dem Grenzjäger geworden, den ich Dir zur Bewachung übergeben, und wie konntest Du es wagen, ihn so lange allein zu lassen?

Sire, er ist nicht allein, der zweite Kammerdiener schläft mit ihm zusammen auf einem Lager, und ich hatte die Thür, welche vom Vorzimmer in unsere Schlafkammer führt, geöffnet, so daß ich, während ich aufblieb und den Ruf Ew. Majestät erwartete, den Soldaten

doch immer im Auge behielt. Er schläft ruhig und fest und scheint sehr glückliche Träume zu haben, denn er lacht und singt im Schlaf.

Laß ihn schlafen, Günther, und wecke ihn nicht, sagte der Kaiser aufathmend. Aber wenn er erwacht, so hab' wohl Acht auf ihn, laß ihn mit Niemand sprechen und bleib' immer an seiner Seite. Jetzt aber gieb mir einen Trunk frischen Wassers zum Frühstück.

Günther eilte hinaus und kehrte nach wenigen Minuten mit dem Verlangten zurück. Der Kaiser leerte das Glas auf einen Zug. O, sagte er dann erleichtert, wie wohl mir das thut, wie köstlich dieses Frühstück ist, welches mir der liebe Herrgott da unten in den geheimnißvollen Tiefen seiner Erde brauen läßt. Keiner meiner Köche ist im Stande, mir ein so wohlschmeckendes und gesundes Frühstück zu bereiten.

Und doch würde der Aermste von Ew. Majestät Unterthanen nicht damit zufrieden sein, sagte Günther, und Jammer und Noth würden sie schreien, wenn sie mit einem Glase Wasser zum Frühstück sollten abgefunden sein.

Die Menschen sind niemals zufrieden mit Dem, was sie leicht haben können, sagte der Kaiser lächelnd, und nur was zu erlangen ihnen Beschwerde macht, das scheint ihnen reizvoll und begehrenswerth. Wenn ich ihnen eines Tages die Brunnen zudeckte und verböte ihnen, Wasser zum Frühstück zu trinken, so würden sie von Stund' an schreien, es gäbe kein schöneres Frühstück als Wasser, und ich sei ein Barbar, es ihnen zu verbieten. Wenn ich wollte, daß meine Unterthanen allesammt assa foetida zu ihrer Lieblingsspeise machten, so hätte ich nur nöthig, es ihnen zu verbieten, um sie rasend darnach zu machen. Aber siehe, da schickt die Sonne mir einen Strahl in's Fenster herein, der mich mahnen soll, daß es die höchste Zeit zum Aufbruch ist. Eile Dich, Günther. Man soll mein Pferd vorführen, einige Ordonnanzen sollen aufsitzen, und den Feldmarschall Lacy lasse ich bitten, sofort zu mir zu kommen, um mich auf einer Inspektionstour zu begleiten.

Eine Viertelstunde später verließ der Kaiser in Begleitung des

Feldmarschalls Lacy und gefolgt von nur wenigen Ordonnanzen das Hauptquartier.

Sie werden sich schnell entschließen müssen, Freund Lacy, einen ziemlich weiten Ritt mit mir zu machen, sagte der Kaiser, indem er mit ungeduldiger Hand sein Pferd zu rascherem Lauf anfeuerte. Und hatten wir es nicht gestern schon im Sinne, heute früh auf zu sein, und aufzusitzen? Wir haben also Wort gehalten, nur daß unsere Armee nicht hinter uns ist, und daß die Fanfaren unser Herz nicht schwellen machen in Glück und Siegesvorahnung. Ach, Freund, was für schwache, thörichte Kinder sind wir Menschen doch alle! Meinen immer, uns selber unser Schicksal zu bestimmen, dünken uns so kühn, daß wir uns selbst unsern Himmel über uns wölben könnten, und sind doch gar armselige, winzige Geschöpfe, Liliputer vor den Augen Gottes, denn unsere Schwerter zerbricht er wie Stecknadeln, und meine glorreiche Kaiserkrone ist vor ihm nicht mehr werth, als das Stückchen Eierschale auf dem kahlen Kopf des Küchleins, das eben aus dem Ei gekrochen ist. Ach, Lacy, und was vermeint' ich nicht für einen schönen Himmel über mir gewölbt zu haben, einen Himmel, der mir nicht voll Geigen, sondern voll Schwerter und Lorbeerkränze hing, und nun genügt das bloße Rauschen eines Weiberrockes, um meinen Himmel mit solchem Gewitter zu verfinstern, daß die Schwerter alle zur Erde fallen und stumpf werden, und die Lorbeerkränze zu nichts mehr gut sind, als sich Suppe damit zu kochen für den verdorbenen Magen. Gestern hoffte ich, heute ein Held zu werden, und heute bin ich gar nichts, als ein Schulknab', der zur Strafe für einen übermüthigen Streich auf Erbsen knieen muß. Ach, und diese Erbsen thun meiner kaiserlichen Majestät so weh, daß ich schier aufschreien möcht' vor Jammer und Weh, wenn's nicht eigentlich gar so sehr zum Lachen wär', daß einem Kaiser, dem Feldherrn einer Armee, das geschieht. Mein Gott, so lachen Sie doch, Lacy, denn Sie sehen ja, daß ich mir alle Mühe gebe, Sie zu erheitern und Ihnen den Morgenschlaf aus den Augen zu bringen.

Ich sehe, Sire, daß Sie traurig sind, und ich kann nicht lachen, wenn Ew. Majestät leiden, sagte Lacy weich.

Der Kaiser schwieg eine Zeit lang und ritt langsam vorwärts. Lacy, sagte er dann ernst, fast feierlich, Lacy, ich habe Unrecht zu murren gegen mein Schicksal, das sich mir heute gar gnädig erwiesen hat. Ich erzähle Ihnen das ein ander Mal. Jetzt sagen Sie mir nur dies: glauben Sie, daß die Disciplin bei unsern Soldaten so mächtig ist, daß sie sogar die Gedanken des Menschen in ihnen zu unterdrücken vermöchte?

Ich glaube es nicht, Sire, ich bin davon überzeugt, erwiderte der Feldmarschall. So lange der Soldat im Dienst und in Reih' und Glied ist, so hört sein freies, denkendes Menschenthum auf, und er ist nichts als ein willenloses Werkzeug in der Hand seines Vorgesetzten.

Darauf hatte ich gerechnet, und darauf habe ich meinen Plan gemacht, sagte der Kaiser leise vor sich hin. Kommen Sie rascher, Freund, wir wollen heute die ganze Kette der Vorposten besichtigen; ich habe da einen Befehl zu ertheilen, dessen Veranlassnng ich Ihnen später mittheilen will.

Eben hatten sie den äußersten Vorposten erreicht; der Kaiser sprengte voraus bis dicht an das Ufer der Elbe und schaute mit spähenden, scharfen Blicken hinüber zu dem jenseitigen Ufer. Nichts ließ sich dort erblicken, öde und kahl lag das Land da, und nur am äußersten Horizont bemerkte man einzelne schwarze Punkte, welche vielleicht die äußersten Vorposten der Preußen bezeichnen mochten.

Der Kaiser winkte den kommandirenden Officier der Vorposten zu sich heran. Wagen die Preußen sich über jene Linie da hinten hinaus? fragte er.

Es nähern sich täglich bedeutende Trupps weit vorwärts, Sire, sagte der Officier. Wahrscheinlich preußische Generäle, die der König zum Recognosciren ausgeschickt hat, und die einen Uebergangspunkt über die Elbe erspähen sollen. Oft kommen die Herren Preußen sogar dem Ufer ziemlich nahe, und die Grenzjäger, welche schärfere Augen haben als das beste Fernrohr, behaupten, daß fast immer der König selber unter den Recognoscirenden sei.

Es ist möglich, daß sie Recht haben, sagte Joseph rasch, und daß der König sich unsern Vorposten im Eifer der Recognoscirung

nähert. Für diesen Fall will ich Ihnen einen Befehl ertheilen. Sobald die äußersten Wachen den König erkennen, sollen sie das Gewehr präsentiren, mit dem Säbel salutiren, und so lange stehen bleiben, bis der König nicht mehr zu sehen ist. Meine Soldaten sollen durch dies Salutiren die hohe Achtung bezeugen, die dem gekrönten Haupt, dem berühmten Feldherrn und meinem persönlichen Freund, gebührt. Ich verlange daher, daß dieser Befehl auf das Genaueste und Pünktlichste befolgt und jedes Mal dem ablösenden Officier mitgetheilt werde *).

Der Kaiser grüßte den Officier mit einem leichten Neigen des Hauptes und ritt weiter, die Elbe hinunter. Bei jedem neuen Vorposten blieb er stehen, überall wiederholte er ernst und scharf denselben Befehl, den er dem ersten Wachtposten gegeben, überall machte er es den Posten zur Pflicht, unterm Gewehr zu stehen, so lange sie des Königs ansichtig wären.

Spät erst am Nachmittag kehrte der Kaiser heim von dem beschwerlichen Ritt, dessen Anstrengung er indessen gar nicht empfunden zu haben schien, denn sein Antlitz war jetzt wieder so heiter und ruhig, wie es vor der Ankunft des Großherzogs von Toscana gewesen, und seine Augen strahlten im Feuer edler Begeisterung.

Lacy, sagte er, indem er den Arm des Feldmarschalls nahm und ihn in sein Gemach führte, ich bin Ihnen noch eine Erklärung schuldig wegen meines heutigen Befehls, der Sie, wie ich wohl bemerkt habe, überraschte, und Ihnen eine zu weit getriebene Höflichkeit gegen meinen verhaßten Feind däuchte. Nicht wahr, es kommt Ihnen sonderbar vor, daß ich heute meinen Vorposten die äußerste und schmeichelhafteste Artigkeit gegen diesen Mann anempfehle, den ich als meinen gefährlichsten Feind betrachte, von dem ich Ihnen gestern noch mit so glühendem Haß sprach, und Ihnen schwur, daß ich Revanche an ihm nehmen wollte?

Wenn ich Ew. Majestät die Wahrheit sagen soll, so war ich allerdings ein wenig erstaunt über Ihre Sinnesänderung, sagte Lacy

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Groß-Hoffinger I. Seite 431.

lächelnd. Ich dachte mir, Ew. Majestät hätten mir beweisen wollen, daß dieser Haß gar nicht so ernst gemeint sei und daß Ihr edles Herz gar nicht mehr daran denke, Revanche nehmen zu wollen.

Doch, Lacy, es ist mir gar sehr ernst mit meinem Haß, rief der Kaiser hastig, und ich halte meinen Schwur. Ich habe meine Revanche an dem König von Preußen schon genommen. Ich habe ihn vor der Kugel eines Mörders bewahrt! *)

VIII.

Der Brief an die Kaiserin von Rußland.

Mit glühenden Wangen und hochwallendem Busen ging Maria Theresia in ihrem Kabinet auf und ab, zuweilen einen zornflammenden Blick auf die Papiere werfend, die hochaufgethürmt auf ihrem Schreibtisch lagen, dann wieder in heftiger Erregung weiter wandelnd und gar nichts fühlend von den Beschwerden, welche ihr sonst das Gehen zu verursachen pflegte. Es waren schlimme Nachrichten, welche die Kaiserin so erregt und ihr Blut so in Wallung gebracht hatten, schlimme Nachrichten von allen Seiten, die schlimmsten aber aus Böhmen von dem Heer. Denn immer noch, obwohl schon über ein Jahr verflossen war seit dem Beginn des Streites, standen sich die Oesterreicher und Preußen einander in Böhmen gegenüber, immer noch, wie es schien, bereit, den Krieg über die Zukunft Bayerns entscheiden zu lassen.

Maria Theresia, erschreckt von der drohenden Botschaft, welche ihr Joseph beim Beginn des Krieges durch den Großherzog von Toscana gesandt, hatte die Unterhandlungen mit dem König von Preußen abgebrochen, und sich schweren und traurigen Herzens in die

*) Diese ganze Begebenheit ist historisch. Siehe darüber Riedler's Archiv für 1831 und Groß-Hoffinger I. Seite 427.

Feindseligkeiten gefügt, um nur den gereizten Sinn ihres kaiserlichen Sohnes zu sänftigen.

Aber dennoch war es nicht zu einer entscheidenden Schlacht gekommen, denn indem die Kaiserin die Friedensunterhandlungen aufgab, hatte sie ihrem Sohn und ihren Feldherren den strengsten Befehl ertheilt, niemals angriffsweise zu verfahren, niemals eine Schlacht anzubieten, sondern ihr so lange als möglich auszuweichen, und eine Schlacht nur anzunehmen, wenn das Ablehnen nicht mehr mit der Ehre verträglich erscheine.

Indeß, das Schlachtenanbieten hatte diesmal nicht in dem Plan und dem Willen des Königs von Preußen gelegen, und gleich Maria Theresia schien auch Friedrich jede Schlacht vermeiden zu wollen und der Entscheidung durch das Schwert sorgsam aus dem Wege zu gehen. Mit kühnem Geist hatte der König wohl die neue Fehde gegen Oesterreich, den alten Urfeind seines Hauses, aufgenommen, aber das Alter hatte doch die Schwingen seines Genius gelähmt, und mit verzweiflungsvollem Schmerz hatte der Feldherr so vieler Schlachten sich plötzlich jetzt auf dem Kriegsschauplatz als einen alten hinfälligen Greis gefühlt, dessen gichtkranke Hand wenig im Stande war, das Schwert zu führen, und dessen gebrochene Gestalt weniger für den Sitz auf dem Schlachtroß, als für die Polster des Lehnstuhls sich eignete.

Verdrießlich, heftig und traurig, wie man ihn nie zuvor gesehen, war der König in diesem Feldzug immer gewesen, und die verdrießliche Laune des kranken Greises hatte den Heldengeist des Feldherrn gelähmt. Statt eine Schlacht zu wagen, hatte er sich mit Fouragiren und Plänkelgefechten begnügt, und das verzweifelnde, von Krankheiten, Noth und Entbehrungen auf das Aeußerste gebrachte preußische Heer hatte den von ihm besetzten Theil von Böhmen in eine Wüste verwandelt. Der Winter hatte sich endlich der Leiden Böhmens erbarmt; er hatte diesen Scheinkrieg, der wenig Blut, aber viel Thränen und viel Menschenwohl gekostet hatte, auf eine Zeit lang beendet, und die beiden feindlichen Heere hatten die Winterquartiere bezogen.

Maria Theresia hatte die Zeit, welche den thatendurstigen und

kampfbegierigen Sohn zur Ruhe und zum Abwarten nöthigte, für ihre Wünsche zu benutzen gesucht, und war eifrig bemüht gewesen, auf's Neue den Weg der Unterhandlungen einzuschlagen. Graf Mercy hatte im Namen der Kaiserin die Hülfe und den Beistand Frankreichs nachsuchen, und zugleich hatte Baron Thugut dem König von Preußen neue Friedensvorschläge machen müssen.

Bis heute hatte also Maria Theresia sich der freudigen Hoffnung hingegeben, diesen unseligen Krieg, den man in Norddeutschland den Kartoffelkrieg, in Süddeutschland den Zwetschkenrummel höhnend benannte, und der so viel Geld und so wenig Blut kostete, endlich durch einen Frieden beendet zu sehen, welcher nicht durch das Schwert des Kriegers, sondern durch die Feder des Diplomaten herbeigeführt worden.

Aber der heutige Tag hatte diese Hoffnungen der Kaiserin vernichtet. Zwei Couriere waren soeben eingetroffen, der eine aus Frankreich, der andere aus Böhmen von dem Kaiser. Mit dem ersten meldete der Graf Mercy, daß Frankreich es nicht blos ablehnte, die Rolle eines Vermittlers anzunehmen, sondern Oesterreich entschieden zur Beendigung eines Krieges rathe, den Frankreich zu seinem Bedauern für einen ungerechtfertigten und nicht zu billigenden Krieg von Seiten Oesterreichs erklären müsse.

Mit dem zweiten Courier war ein Brief Kaiser Joseph's angelangt, welcher der Kaiserin meldete, daß die Winterruhe vorüber sei, und der Krieg, wie er hoffe, nun in einer würdigeren und entschiedeneren Weise fortgesetzt werden solle. Schon sei den Oesterreichern das Kriegsglück günstiger gewesen, denn dem General Wurmser sei es gelungen, den Prinzen von Hessen-Philippsthal zu überrumpeln und ihn sammt der preußischen Besatzung aus der Festung Habelschwert zu verdrängen. Auch bereite der Kaiser sich vor, jetzt mit seiner Armee dem König entgegen zu ziehen, ihn zu einer Schlacht zu zwingen und Böhmen endlich von dem verhaßten, grausamen Feind zu befreien.

Das waren die Nachrichten, welche Maria Theresia so heftig erregt und ihre Seele mit Angst und Schrecken erfüllt hatten.

Ich will endlich Frieden haben, einen entschiedenen, festen Frieden, sagte die Kaiserin ernst vor sich hin, immer noch auf und ab wandelnd. Will nicht in den Tod gehen, belastet mit dem Schrecknis eines neuen Krieges, und verfolgt von dem Blut und den Thränen meines armen Volks. Nein, nein, es soll jetzt ein End' haben mit diesem Krieg, von dem alle Welt behauptet, daß er ein ungerechter ist, und der jetzt mein Gewissen belastet wie ein Verbrechen. Will aber Ruh' haben mit meinem Gewissen, will die Last abschütteln, auf daß ich mit freier Brust und leichtem Herzen dereinst zu meinem Franzel kommen kann, und nit nöthig hab', vor ihm mein Aug' zu Boden zu schlagen. Friede soll sein, ich will's, und denk' wohl, ich bin noch immer die regierende Kaiserin, und kann wohl durchsetzen, was ich will! Und gleich heut soll's geschehen! Gleich heut will ich dazu thun, daß dies unselige Kreuz von mir und meinem Land genommen werde! Will den Joseph schon zwingen, keine Schlacht zu wagen, und will's mir gar sehr verbitten, daß er Händel sucht und Schlachten anfängt. Ruhe soll werden, Ruhe und Frieden, und wenn mir der Joseph auch darüber zürnen wird, so denk' ich wohl, daß mein Volk, daß ganz Deutschland und ganz Europa mich dafür segnen wird, wenn ich den Frieden mach'!

Ganz erfüllt von diesem Gedanken trat Maria Theresia zu dem Schreibtisch hin und ließ ihre Augen mit einem hastigen Blick über die Papiere und Bücher hinschweifen. Auf einmal flog eine glühende Röthe über ihr Antlitz hin, und ein zorniges Feuer blitzte in ihren Augen auf, als sie hastig ein Heft gedruckter Papiere emporhob.

Hat der Schrötter schon wieder eine Broschüre drucken lassen, sagte sie unwillig, bläst schon wieder die Lärmtrompet', und will beweisen, daß wir Recht haben, Bayern zu nehmen! Muß dem streitsüchtigen Menschen befehlen, endlich den Mund zu halten, und sich nicht zu kümmern um Sachen, die ihn ganz und gar nichts angehen! Will's ihm heut gleich sagen, denn es soll und muß Friede sein, und die Schwerter und die Federn sollen ruhen. Will gleich in dieser Stund' den Kaunitz hier haben, und mit ihm berathen, was zu thun ist. — Die Kaiserin nahm die Handklingel von ihrem

Schreibtisch und schellte. Zwei Boten! befahl sie dem eintretenden Kammerhusaren. Der eine an den Fürsten Kaunitz: ich lasse Se. Durchlaucht bitten, sogleich zu mir zu kommen. Der andere an den Hofrath von Schrötter: soll in einer Stund' zur Audienz hier sein!

Und jetzo, sagte die Kaiserin, als sie wieder allein war, jetzo überlegen wir einmal, was zu thun ist, und wie ich's anfangen muß, um mein Ziel zu erreichen.

Sie hatte sich auf den Fauteuil vor ihrem Schreibtisch niedergleiten lassen, und neigte sich über den Berg von Papieren und Aktenstücken, die da vor ihr lagen. Mit tiefem Ernst und besonnener Ruhe beschäftigte sie sich mit der Durchsicht derselben, bald die einen ganz zu Ende lesend, bald die andern rasch überfliegend und bei Seite schiebend.

Seh' nirgends einen Ausweg und einen Anknüpfungspunkt, sagte sie, sorgenvoll ihr Haupt schüttelnd, als sie eben noch einmal den letzten Bericht ihres Gesandten in Paris gelesen hatte. Kann mich nit so weit demüthigen, daß ich noch einmal mich an den König von Preußen selber wend' und ihm abermals Friedensvorschläge mache. Er ist ein gar hochmüthiger Mann und wird zuletzt vermeinen, er könnt' noch unverschämtere Forderungen machen, als er schon gemacht hat, und die Folge davon könnt' sein, daß ich, um die Beleidigung zu rächen, doch zuletzt mit dem Krieg Ernst machen müßt'! Nein, es geht nicht, wieder unmittelbar mit dem König zu verhandeln. Aber wen nehm' ich als Mittelsperson? Frankreich hat es abgelehnt und die Marie Antoinette hat bei ihrem störrischen Mann nichts weiter ausrichten können, als daß er in dieser Sach' nit grad'zu und öffentlich gegen Oesterreich auftritt. Ist ein sehr wenig complaisanter Schwiegersohn, der König Ludwig, und wenn nit die Marie Antoinette jetzt wieder in gesegneten Umständen wär' und man ihr daher alles Aergerniß ersparen müßt', so sollt' Frankreich wohl erfahren, daß Oesterreich sich wenig kümmert um seinen Beifall oder sein Mißvergnügen. Aber so müssen wir schweigen und den Uebermuth meines Schwiegersohnes hingehen lassen, und wenn die Marie Antoinette dies Mal einen Dauphin bekommt, so will ich ihrem

störrischen König auch nit mehr gram sein! — Hab' sehr gerechnet auf Frankreichs Vermittelung und es kränkt mich gar sehr, daß es mich jetzt im Stich läßt und daß ich halt nit weiß — Aber da ist noch ein Schreiben von meinem Gesandten in Rußland, das ich noch nit gelesen hab'! Wollen sehen, was das enthält.

Die Kaiserin nahm das Papier und las, und während des Lesens nahm ihr Antlitz einen immer gespannteren und staunenderen Ausdruck an.

„Der König sehnt sich gar sehr, dieser russischen Hülfe überhoben zu sein, las sie halb laut. Die Kaiserin von Rußland ist bereit, ihm ein Hülfscorps zu stellen und hat schon ein solches an die Grenze von Galizien vorrücken lassen. Aber sie verlangt, daß dieses Hülfscorps nicht unter preußischem Obercommando stehe, sondern frei und selbstständig handeln solle; außerdem fordert die Kaiserin zur Fortsetzung ihres Türkenkrieges von dem König von Preußen Subsidien im Betrage von zwei Millionen Thalern. Der König ist sehr ungehalten darüber und die sehr gefährliche Allianz der beiden Mächte ist durch diese stolzen und übermüthigen Forderungen Rußlands ein wenig gelockert worden. Dies wäre für Oesterreich ein günstiger Moment, um die Allianz ganz aufzulockern, Preußen mit Rußland zu entzweien und sich selber zum Alliirten Rußlands zu machen. Wenn die Kaiserin-Königin von Oesterreich es über sich gewinnen könnte, an die Kaiserin von Rußland zu schreiben und in einem freundschaftlichen Ton ihre Vermittelung anzurufen — "

Nein, unterbrach sich Maria Theresia in ihrer Lektüre, nein, das werde ich nimmer thun! Es ist gegen meine Ehre und gegen meine Prinzipien.

Sie warf das Papier unwillig bei Seite und ein düsteres Feuer brannte in ihren Augen. Werd' nimmer mich dazu hergeben, an diese fürchterliche Frau zu schreiben, welche über die Leiche ihres Gemahls hinweg sich zu dem Thron gedrängt hat, dessen Hoheit sie beschimpft durch ihr sittenloses Leben und die Schaar ihrer Favoriten und Liebhaber. Nein, nein, werd' nimmer die Freundin sein können dieser Kaiserin von Rußland und nie soll gesagt werden, daß die

Maria Theresia sich so tief gedemüthigt habe, um Rußlands Freundschaft zu werben.

Und während sie so sprach, strahlte das Antlitz der Kaiserin in stolzer Entschlossenheit und der edle und kühne Ausdruck ihrer schönen Jugendzeit verklärte einen Moment ihre Züge.

Das Eintreten des Kammerhusaren unterbrach jetzt die Kaiserin in ihrem Selbstgespräch. Der Bote, der auf Ew. Majestät Befehl zu dem Fürsten Kaunitz gesandt worden, ist eben zurückgekehrt, meldete der Kammerhusar. Se. Durchlaucht lassen Ew. Majestät um gnädige Verzeihung bitten, daß sie dem Befehl der kaiserlichen Majestät nicht gehorchen können. Der Herr Fürst ist krank und muß das Bett hüten, kann es auch morgen noch nicht verlassen!

Der helle Glanz war längst schon von dem Antlitz der Kaiserin gewichen, und mit finsterer Miene winkte sie dem Kammerhusaren, hinaus zu gehen.

Kenn' diese Art des Krankseins gar wohl, rief die Kaiserin unwillig, als sie wieder allein war, hab's alle Mal erlebt, daß mir der Kaunitz krank wird, wenn's eine zweifelhafte Sach' giebt und er es nit mit mir, aber auch mit dem Kaiser Joseph nit verderben möcht'. Wie sich, wenn's draußen Gefahr giebt, der Fuchs in seinen Bau zurückzieht, so kriecht der Kaunitz jederzeit in sein Bett, wenn er nit weiß, ob er's mit mir oder dem Kaiser am besten halten soll. Wollt' auch, daß ich könnt' heut' in mein Bett gehen, und die Augen schließen, und nichts sehen und nichts hören von Dem was da draußen geschieht! — Aber nein, fuhr die Kaiserin nach einer langen Pause fort, hab' nit das Recht dazu, muß schon tapfer auf dem Platz bleiben und mein Amt getreulich verwalten, und wenn mir der Kaunitz dabei nit helfen will, nun, so muß ich mir schon selber helfen. Die Sach' muß heut' in Ordnung kommen und jede Minute Zögerung vergrößert die Gefahr, denn der Joseph ist gar streitsüchtig und will durchaus den Krieg! Ich will's nit leiden und ich darf's nit leiden! O mein Gott, zeig' mir also ein Mittel, wie ich's hindern kann!

Die Kaiserin begann wieder die Papiere durchzusehen und die Berichte ihrer Gesandten an den verschiedenen Höfen zu lesen.

Während des Lesens verdüsterte sich ihr Antlitz mehr und mehr, steigerte sich die Angst ihrer Seele.

Alle diese Berichte brachten ihr Kunde von der Unzufriedenheit der Höfe, von dem Mißtrauen und Uebelwollen, mit welchem man überall auf Oesterreich hinblickte. Alle diese Berichte ermahnten zum Frieden, zur schleunigen Beilegung des Streites, damit nicht eine allgemeine Erhebung der europäischen Mächte und eine furchtbare Demüthigung des ganz allein stehenden und ganz verlassenen Oesterreichs die Folge längeren Widerstrebens sei.

Mein Gott, mein Gott, rief die Kaiserin mit hervorstürzenden Thränen der Angst, wie kann ich's ändern? Wie kann ich's ändern? Wo ist die Hand, die mich leiten, der Freund, der mir beistehen kann? Wo finde ich denn einen Vermittler, der mächtig und groß genug ist, um den Frieden anzubahnen? Wo —

Auf einmal stockte die Kaiserin und ihre Thränen versiegten. Mit hastiger Hand suchte sie unter den Papieren nach dem Bericht ihres Gesandten in Petersburg, den sie vorher so verächtlich bei Seite geworfen, und als sie ihn gefunden, begann sie noch einmal zu lesen.

Tiefe Stille herrschte jetzt in dem Kabinet der Kaiserin, nur zuweilen unterbrochen von den Seufzern Maria Theresia's oder von dem Knistern des Papiers, das sie in ihren zitternden Händen hielt.

Auf einmal ließ die Kaiserin diese Hände mit dem Papier sinken, und ihr Haupt zurückwerfend, rief sie mit einem schmerzlichen Wehelaut: Das ist der Weg der Rettung, aber es ist schmerzlich, ihn zu gehen. Muß ich ihn denn wandeln? Muß ich?

Sie raffte sich wieder zusammen, und mit einer zornigen Handbewegung die Thränen aus ihren Augen fortschleudernd, begann sie wieder zu lesen.

Und wieder trat eine tiefe Stille ein. Dann legte Maria Theresia das Papier hin, und ihr Antlitz hatte jetzt einen finstern, aber entschlossenen Ausdruck.

Ich muß meinem Volk, meinem Vaterland und meinem Gewissen dies Opfer bringen, sagte sie mit lauter feierlicher Stimme. Ich muß meinem Land und meinem Volk und mir selber Frieden geben, und

da es kein anderes Mittel giebt, denselben herbeizuführen und den weitern Krieg zu vermeiden, so werde ich mein armes Herz demüthigen und an die Kaiserin von Rußland schreiben, um ihre Vermittelung in Anspruch zu nehmen. Du allein, mein Gott da droben, Du allein weißt, wie furchtbar mir dies Opfer ist, aber Du willst, daß ich es bringe, und ich unterwerfe mich! Rasch denn an's Werk! Was man zu thun für nöthig hält, muß man sogleich und ohne Zaudern thun!

Mit hastiger Hand griff die Kaiserin nach einem Blatt Papier und nahm die Feder, aber schon, indem sie zu schreiben beginnen wollte, stockte ihre Feder.

Nein, rief sie angstvoll, nein, ich kann diese Frau nicht meine Schwester nennen. Ich kann ihr, die ich verachte, nicht schön thun und ihr schmeicheln! Meine ganze Seele bäumt sich dagegen auf, und mir ist es, als nähme ich auf mein Haupt einen Theil der Schmach, mit welcher diese Frau ihre Kaiserkrone befleckt hat! — Und ihre angstvollen, von Thränen umdüsterten Blicke auf das Bildniß des Kaisers Franz werfend, das über ihrem Schreibtisch hing, rief Maria Theresia in Todesangst: o mein Franzel, mein Geliebter! Kannst Du Dein armes Weib verlassen in dieser Noth? So hilf mir doch und steh' mir bei, und nimm diesen Kelch von mir! — Aber nein, nein, dies Alles ist vergeblich, seufzte sie dann, die Zeit vergeht, und während ich zaudere, rüstet der Joseph sich zur Schlacht. Muthig also, mein Herz, und trink' den Kelch.

Sie griff abermals nach der Feder und begann zu schreiben. Oft noch hielt sie zögernd inne, und wenn sie dann weiter schrieb, seufzte sie hoch auf und es kam wie leises Wimmern aus ihrer wogenden Brust hervor. Zuweilen auch wiederholte sie laut und mit fliegendem Athem die Worte, welche sie schrieb, und diktirte ihrer Hand, was sie nur zögernd zu schreiben wagte. Dann schrak sie zusammen vor ihrer eigenen Stimme und schwieg, um eiliger weiter zu schreiben.

Und endlich war das schwere Werk vollbracht. Maria Theresia schrieb jetzt die Schlußworte ihres Briefes an die Kaiserin von Rußland, und mit lauter, feierlicher Stimme wiederholte und diktirte sie

sich diese letzten Worte: „Ich überlasse Eurer Majestät allein die Wahl der Versöhnungsmittel, welche Ew. Majestät im Verein mit Frankreich für die billigsten und tauglichsten zur Herstellung des Friedens halten, und ich hege die Ueberzeugung, daß ich mein Heil und meine Würde in keine bessern Hände legen konnte. In solcher Hoffnung verbleibe ich Ew. Majestät treu ergebene Schwester und Freundin Maria Theresia.“ *)

Mit einem lauten Schmerzensschrei ließ Maria Theresia jetzt die Feder sinken. Ihre ganze Gestalt bebte, glühendes Roth brannte auf ihren Wangen und krampfhaftes Schluchzen kam aus ihrer Brust hervor. Noch einen angstvollen, schaudernden Blick warf die Kaiserin auf den eben vollendeten Brief, dann schlug sie ihre beiden Hände vor ihr glühendes, zuckendes Angesicht und weinte laut und bitterlich.

Allmälig legte sich der Paroxysmus ihrer Verzweiflung, verstummte das krampfhafte Schluchzen, das aus ihrer Brust hervor kam. Maria Theresia ließ die Hände wieder von ihrem Antlitz gleiten, das jetzt todesbleich war.

Es muß zu Ende geführt werden, sagte sie mit zuckenden Lippen, alles Zaudern ist vom Uebel.

Sie nahm den Brief, faltete ihn zusammen und schrieb mit raschen Federzügen die Adresse: An Ihro Majestät die Kaiserin Katharina von Rußland.

Dann nahm sie die Klingel, aber dies Mal nicht die große silberne, mit welcher sie dem Kammerhusaren läutete, sondern eine kleine goldene, welche sie nur leise bewegte, so daß sie nur einen einzigen schrillenden Laut vernehmen ließ.

Sofort öffnete sich die kleine Tapetenthür, die in das zweite Büreauzimmer der Kaiserin führte, und der Geheimsekretair Koch erschien in derselben.

---

*) Adam Wolf: Oesterreich und Maria Theresia. S. 568. Dieser Brief der Kaiserin Maria Theresia an Katharina II. wird noch heut im kaiserlichen Archiv zu Petersburg aufbewahrt. Coxe, der den Brief wörtlich mittheilt, erzählt, daß er ihn selbst in Petersburg gesehen und davon Abschrift genommen habe. Siehe: Coxe History of the house of Austria. Vol. IV. p. 392.

Die Kaiserin winkte ihn mit einer hastigen Handbewegung zu sich und reichte ihm den Brief dar.

Ein Courier an die Kaiserin von Rußland, sagte sie, sogleich soll er abgehen! Siegle Er den Brief, aber nehm' Er zuvor Abschrift davon, damit wir dieselbe dem Kaiser, meinem Sohn, senden können. Alsdann schicke Er ihn ab! Hab' gethan, um was Er und viele meiner Diener mich schon lange gebeten! Hab' an die Kaiserin von Rußland geschrieben! Still, sag' Er kein Wort! Mein Herz ist noch nit stark genug, und meine Lippen wagen es noch nit, davon zu sprechen! Geh' Er und thue Er, wie ich ihm gesagt!

Der Geheimsekretair hatte das Kabinet noch nicht verlassen, als sich da drüben die Thür öffnete und der Kammerhusar hereintrat.

Der Hofrath von Schrötter, sagte er, ist kaiserlichem Befehl gemäß so eben angelangt, und meldet sich Eurer kaiserlichen Majestät zur Audienz.

Ein Ausdruck wilder, grausamer Freude flog über das blasse Antlitz der Kaiserin. Ach, der Mann kommt mir eben genehm, sagte sie leise vor sich hin, bin grad' in der rechten Stimmung, ihn zu empfangen, und es wird mir das Herz leicht machen, ihm die Wahrheit zu sagen!

Sie winkte mit der Hand und befahl, den Hofrath von Schrötter eintreten zu lassen.

IX.

Fürstendank.

Der Hofrath von Schrötter, noch ganz entzückt über den kaiserlichen Befehl, der ihn zu der Ehre einer Audienz beschied, trat in das Kabinet der Kaiserin. Sein Herz klopfte hoch in freudiger Erwartung, alle seine Pulse schlugen, und das Blut kreiste mit hastiger Ungeduld durch seine Adern.

Die Stunde der Anerkennung und der Belohnung war endlich erschienen. Er hatte so lange sie erhofft, so lange ihr entgegen geseufzt. Sein ganzes Leben war Arbeit, Studium und Resignation gewesen; unter dem Aktenstaub und hinter dem grünen Tisch der Kanzlei war seine Jugend verblüht; jetzt war er ein Mann von mehr als vierzig Jahren, und war doch niemals ein Jüngling gewesen, und hatte niemals in seinem Herzen einen andern Wunsch gehegt, als den Ehrgeiz, sich einen Namen zu machen, mit Ehre und Anerkennung in der Reihe der Gelehrten eine Stelle einzunehmen, und eine Autorität zu werden in der juristischen Welt.

Und schon sah er sich dem Ziel so vieler Nachtwachen, so vieler unter Aktenstaub, in düstern Archiven durchlebten Tage näher geführt, schon nannten die Juristen seines Vaterlandes ihn einen großen Mann, schon begann man in Deutschland den Namen des Schriftstellers zu nennen, der auf eine so geschickte Weise die Rechte Oesterreichs auf die bayerische Erbschaft dargelegt. Es hatte nur noch an der Anerkennung des Kaiserhofes gefehlt, um seinen Namen mit dem hellen Sonnenglanz des Ruhms zu verklären, und ihm endlich den herrlichsten Lohn zu geben für seine treuen Dienste, für so viel Arbeit, Entsagung und vernichtete Jugendblüthen eines im strengen Dienst der Büreaukratie zerriebenen Herzens.

Und jetzt, dachte er, sollte ihm dieser herrliche Lohn werden, jetzt sollte er aus den Händen seiner Kaiserin den Lohn seiner Arbeit empfangen, von ihren Lippen das Lob seines Namens hören!

Dieser Gedanke war so überwältigend, daß der starke Mann davon seine hohe Gestalt zittern fühlte, und ein gewisses schlotterndes Beben seiner Kniee empfand, wie er es niemals zuvor gehabt, selbst damals nicht, als er vor den Herren Examinatoren stand, seine Examina machte und zum Doctor juris promovirte! Matt und bleich, und doch unendlicher Freude voll, lehnte daher der Hofrath von Schrötter jetzt an der Thür des Kabinets der Kaiserin, und erwartete hochklopfenden Herzens die Erlaubniß der Kaiserin, sich ihr zu nähern.

Aber Maria Theresia öffnete ihre stolzen Lippen noch immer

nicht zu dieser Erlaubniß. Sie saß unbeweglich auf ihrem Lehnstuhl und schoß zornvolle Blicke auf den gelehrten Herrn von Schrötter. Schwerer und immer schwerer zogen sich die Wolken auf ihrer Stirn zusammen, und endlich waren diese Wolken herangereift zu einem Ungewitter, das bereit war, sich mit Donner und Blitz über dem Haupt des unglücklichen gelehrten Juristen zu entladen.

Die Kaiserin ergriff die Broschüre, welche neben ihr auf dem Tisch lag, als sei sie ein Schwert, mit dem sie einem verhaßten Feind entgegen treten wollte, und sich langsam von ihrem Sitz erhebend, schritt sie durch das Gemach gerade auf den Herrn von Schrötter hin.

Hat Er das geschrieben? fragte die Kaiserin, indem sie ihm die Broschüre darreichte.

Ja, sagte Herr von Schrötter freudig, ich habe das geschrieben.

Lese Er einmal laut den Titel, befahl die Kaiserin.

Herr von Schrötter las: „Ihro Kaiserlich Königlich Apostolischen Majestät Gerechtsame und Maßregeln in Absicht auf die bayerische Erbfolge.“ —

Und seine erste Schrift, wie heißt die?

Sie führte den Titel: „Unparteiische Gedanken über verschiedene Fragen bei Gelegenheit der Succession Maximilian Joseph's.“

Er bekennt sich also zu beiden Schriften?

Ich bekenne mich freudig dazu, Ew. Majestät.

Demzufolge ist Er also der Mann, welcher die Mitschuld trägt an diesem unseligen Streit, der jetzt wieder einmal Deutschland durchrast? fragte die Kaiserin mit flammenden Blicken. Er ist es, der sich unterstanden hat, seine Feder zu einem Schwert zu machen, welches die Bande des Friedens zerhaut und das Blut tausender bis dahin friedliebender und glücklicher Menschen kostet? Was hat Er, frage ich Ihn, zu schaffen gehabt mit dieser Sach'? Unparteiisch nennt Er seine Gedanken? Und hat doch seine Nas' nur in meine Archive gesteckt, um da etwas hervorzusuchen, was seinem Zweck dienlich war, und es ist Ihm richtig gelungen, da einige verstaubte Aktenstücke zu finden, aus denen Er der Welt meint beweisen zu können, daß Oesterreich ein Recht hat auf Bayern. Und da hat Er's austrompetet in alle

Welt, und hat Wunder gemeint, was für ein Heldenstück Er ausübt, und wie schön Er meine Sach' geführt hat.

Auch hatten Ew. Majestät mich selber durch den Herrn Fürsten von Kaunitz Ihrer Zufriedenheit versichern lassen, sagte Herr von Schrötter schüchtern, und des Kaiser Joseph's Wunsch war es, daß ich eine zweite Schrift in dieser Sach' erließ.

Ich dank's Ihm nimmer, daß Er den Wunsch des Kaisers erfüllt hat, rief die Kaiserin heftig, denn Seine Tinte hat sich in Blut verwandelt, und was Er in behaglicher Ruhe in seiner Studirstube ausgeheckt, das treibt jetzt meine armen Soldaten hinaus in Sturm und Kälte, es kostet ihren Müttern und Vätern Kummer und Sorge. Was hat Er, frag' ich Ihn, sich zu scheeren um all' diese Dinge? Was kümmert Ihn der Churfürst von Bayern und seine Erbschaft? Hat wohl gemeint, ich würd' aus Dankbarkeit für Ihn von der bayerischen Erbschaft ein klein Stückel abfallen lassen, und Seine Schriften da würden Ihm zum Mindesten ein Landgut abwerfen?

Nein, Majestät, das hab' ich nicht gemeint, rief Herr von Schrötter erglühend, ich bin nur der Ansicht gewesen, daß es meine heilige Pflicht als Jurist und als Staatsdiener wäre, den Beweis zu führen, daß Oesterreich mit seiner Forderung an Bayern in seinem Recht sei!

Und in Seinem Hochmuth bildet Er sich ein, daß Ihm das auch gelungen ist? fragte die Kaiserin hohnlächelnd. Denkt wohl, die Welt kümmert sich um sein Geschreibsel und wird Raison annehmen von dem Hahn, der da auf seinem Strohhaufen steht und kräht, und sich einbildet, ein Adler zu sein und in die Sonne zu fliegen, blos weil er eine Feder hinterm Ohr hat? Beweisen wollt' Er der Welt, daß Oesterreich im Recht sei mit seiner Forderung? Was geht es Ihn an? Was hat Er zu schaffen mit Oesterreich?

Es war meine Pflicht als Schriftsteller und Publicist, die Sache meines Vaterlandes zu führen, rief Herr von Schrötter bebend und erglühend vor Aufregung und Zorn.

Ja, ja, kenne diesen Hochmuth der Herren Schriftsteller, sagte die Kaiserin verächtlich. Bilden sich ein, daß sie der Riese Atlas sind, der das Vaterland auf seinen Schultern trägt, und daß Alles

über den Haufen fallen muß, wenn sie ihren Kopf fortziehen. Muß Ihm aber sagen, daß ich nicht so gar viel von den aufgeblasenen Herren Scribenten halte, und daß mich bedünken will, die Welt wäre viel glücklicher und die Regierungen hätten ein viel bequemeres Leben, wenn es gar keine Schriftsteller auf der Welt gäbe. Und müßt Ihr denn einmal durchaus schreiben und kommt's über Euch wie die Krankheiten, welche die Kinder durchmachen müssen, um gesund zu werden, nun meinetwegen, so singt den Mond an und die Sonne, erfindet Euch Romane, und macht Theaterstücke zum Amüsement der Leute, aber laßt Eure Händ' fort von dem, was Euch nichts angeht, und scheert Euch nicht um die Regierungen, von deren Thun und Treiben Ihr gar nichts versteht, und die ganz und gar nichts darnach fragen, daß Eure neugierigen Augen und Eure superklugen Zungen da sind. Er hat's für seine Pflicht gehalten, als Schriftsteller die Sach' seines Vaterlandes zu führen? Das Vaterland wird wohl nit nöthig haben, mit seiner Sach' auf die Feder eines Schriftstellers zu warten, und wenn seine Sach' schlimm ist, wird seine Tinte und sein Gänsekiel daran nichts bessern können. Da hat Er geschrieen in die Welt hinaus, und auf seinem Aktenbündel und seinen Dokumenten gegackert, daß Jedermann neugierig worden ist und sein Geschreibsel gelesen hat. Und was ist der Erfolg davon gewesen? Daß hundert andere Schriftsteller in andern Landen auch gemeint haben, es sei ihre Pflicht, die Sach' in die Hand zu nehmen und Euch zu beweisen, daß Ihr Unrecht habt, und daß sie Recht haben. Und ein Federkrieg ist daraus geworden, daß man vermeinen sollt', der böse Geist sei unter die Gänse gefahren und habe ihnen die Federn ausgerupft, um sie Euch Schriftstellern hinter die Ohren zu stecken. — Und so habt Ihr Schriftsteller jetzt mit Eurem Geschreibsel die Köpfe verwirrt, daß Niemand mehr weiß, wer Recht und wer Unrecht hat, und daß, wenn Einer aufsteht und schreit: „Oesterreich hat Recht, der Herr von Schrötter hat's gesagt,“ gleich zehn Andere da sind, die schreien: „Preußen hat Recht, der Herr von Herzberg hat's bewiesen!“

Aber dieser Kampf gerade ist nothwendig, um endlich aus den gährenden Elementen die Wahrheit siegreich hervorsteigen zu lassen,

sagte Herr von Schrötter mit lauter, vor Aufregung zitternder Stimme. Und deshalb bereue ich es auch nicht, jene beiden Schriften verfaßt zu haben, und deshalb bin ich noch immer überzeugt, daß sie genützt haben!

So? Er ist immer noch davon überzeugt? rief die Kaiserin, indem sie, von der kühnen Entgegnung Schrötter's auf das Aeußerste gebracht, mit zornblitzenden Augen und glühenden Wangen einen Schritt ihm näher trat, als wollte sie ihn durchbohren mit ihren Blicken und ihn mit ihrer drohend erhobenen Hand zerschmettern. Er meint immer noch, daß seine Schriften genützt haben? Hör' Er denn, ich will Ihm sagen, was sie genützt haben! Sie haben dazu genützt, daß der Kaiser, welcher ein Gelüst' auf Bayern hatte, sich damit vermeint rechtfertigen zu können, wenn er den Krieg um diese Erbschaft anfinge; sie haben dazu genützt, daß alle Welt Gelegenheit gehabt hat, die Dokumente, auf die wir unsere Ansprüche gründen, genau kennen zu lernen und zu prüfen, um sich zu überzeugen, daß sich gar Mancherlei sagen ließ gegen unsere Ansprüche. Sie haben dazu genützt, daß das Unheil des Krieges über mein Land ausgebrochen ist, daß das Blut meines Volkes vergossen wird um eine zweifelhafte Sach'! Sie haben dazu genützt, daß meine Nächte schlaflos und meine Tage voll Kummer sind, und daß ich endlich jetzt in der Verzweiflung meines Herzens, um das Unglück und den Krieg abzuwenden und meinem Oesterreich den Frieden wiederzugeben, mich so weit gedemüthigt hab', den Beistand Rußlands anzurufen, und die stolze und übermüthige Czarin zu bitten, daß sie diese Angelegenheit in die Hand nehme und Schiedsrichterin sei in diesem Streit, der ganz Deutschland zerfleischt und in Aufruhr setzt. Daran ist Er schuld, Er mit seiner Juristen-Klugheit und seinem superklugen Schriftstellerwesen, Er hat dies Elend und diesen Jammer verschuldet, und Er auch wird Schuld sein an meinem baldigen Tode. Denn ich sag's Ihm, dieser unselige Krieg hat mein Herz gebrochen und ist der letzte Nagel worden zu meinem Sarg*). Wenn dann

*) Der Kaiserin eigene Worte.

mein Volk weint und klagt, und ich hoff', es wird weinen und mich bedauern, dann zähl' Er die Thränen und freu' Er sich an dem Kummer, denn Er hat das verschuldet, Er hat mir mein Grab graben helfen, und ich werd' Ihm das gedenken, und aus der Stille meines Grabes hervor werde ich Ihn anklagen und meine zürnende Stimme soll Ihn verfolgen und Ihm keine Ruhe geben und keinen Frieden, denn —

Majestät, nicht weiter, ich beschwöre Sie, nicht weiter, rief Herr von Schrötter, indem er bleich, zitternd und angstvoll bis an die Thür zurückwich und mit weit aufgerissenen stieren Augen die drohende, hochaufgerichtete Gestalt betrachtete, welche mit ihren zornblitzenden Augen, mit ihrem glühenden Antlitz ihm als die zerschmetternde Göttin der Rache erschien.

Schonen Sie mich, ächzte er matt und zusammenbrechend, oder ich werde todt zu Ihren Füßen niederfallen.

Und das, meint Er wohl, würde ein rechtes Unglück für Oesterreich sein, sagte die Kaiserin verächtlich, und es würd' gar nicht mehr vorwärts gehen können, wenn der Schriftsteller Hofrath von Schrötter die Feder nicht mehr führt! Sterben wird Er nicht von dem, was ich Ihm gesagt hab', aber daran gedenken soll Er sein Leben lang, und merken soll Er's sich, daß ich nit will, daß Er noch einmal in dieser Sach', die Ihn gar nichts angeht, seine Stimme zu erheben wagt, und daß ich Ihm ernstlich befehl', seine Feder ruhen zu lassen. Das wollt' ich Ihm blos sagen, und dazu hab' ich Ihn herrufen lassen! Jetzt kann Er gehen, ich habe Ihm nichts mehr zu sagen!

Aber ich habe Ew. Majestät noch Etwas zu sagen, rief Herr von Schrötter, ich muß mich vertheidigen!

Er muß sich vertheidigen? sagte die Kaiserin, indem sie mit einem Blick glühender Verachtung die ganze Gestalt Schrötter's überflog. Vertheidige Er sich vor Gott, wenn Er es vermag, ich bin nicht gewillt, seine Vertheidigung anzuhören!

Aber Ew. Majestät —

Still, unterbrach ihn Maria Theresia. Wer wagt es, noch zu reden, wenn die Kaiserin ihn entlassen hat? Es war an Ihm zu

hören, aber nicht zu reden! Die Audienz ist zu Ende! Geh' Er heim, und ich rath' Ihm als gute Freundin, beherzige Er meine Worte wohl!

Sie nickte ihm kaum merklich mit dem Kopf einen Abschiedsgruß zu und that einige Schritte rückwärts. Aber als Herr von Schrötter auch jetzt noch nicht ging, als er es wagte, die Lippen zu öffnen, als er mit leiser, aber fester Stimme sagte: Ew. Majestät müssen mich hören, — da trat die Kaiserin heftig zu dem Tisch und schellte so laut, daß das Tönen der Glocke die Worte des Sprechenden überdeckte.

Der Herr Hofrath von Schrötter ist entlassen, sagte die Kaiserin zu dem eintretenden Kammerhusaren. Man öffne ihm die Thüren, daß er hinaus gehen kann.

Herr von Schrötter stieß einen tiefen, schmerzlichen Seufzer aus; einen langen, traurigen Blick auf die Kaiserin werfend, verneigte er sich tief und trat dann schwankenden Schrittes und todesbleich in den Vorsaal zurück.

Maria Theresia schaute ihm nach, bis die Thür sich hinter seiner hohen, gebeugten Gestalt geschlossen hatte, dann sagte sie aufathmend: Ah, das hat mir wohl gethan, und ich fühle mich leicht und frei, wie ich's seit langer Zeit nit gewesen bin. Und jetzt, da ich mir die Last des Zorns von meiner Seel' herunter gewälzt hab', jetzt werd' ich auch wieder inbrünstigen und demüthigen Herzens zu meinem Herrgott beten und ihn in Demuth und Unterwürfigkeit anflehen können, daß er mir seinen Segen geb', damit das wohl gedeih', was ich heute unternommen hab'. Ja, beten will ich, und sogleich! Eine Mess' will ich hören, meine ganze Seele sehnt sich darnach!

Sie schellte die Diener herbei, befahl ihren Hofstaat zusammenzurufen und den Hauscaplan zu benachrichtigen, daß die Kaiserin sofort eine Messe zu hören wünsche.

Eine Viertelstunde später begab sich Maria Theresia, gefolgt von ihren Damen, in den neben ihrem Wohnzimmer belegenen kleinen Vorsaal. Nichts war in demselben enthalten als einige Betpulte, und über dem großen Marienbilde da drüben brannte eine nie verlöschende Lampe. Maria Theresia ging feierlichen Schrittes zu dem

ersten der Betpulte hin und ließ sich langsam auf demselben niedergleiten. Die Hofdamen knieten vor den andern Schemeln und hinter ihnen die minder hochgestellten Dienerinnen. Eine tiefe Stille trat ein, man hörte nichts als die leise gemurmelten Gebete der Kaiserin und ihrer Frauen. Auf einmal ließ sich ein Ton vernehmen gleich dem Ton des Glöckleins in der heiligen Messe, ein schrillendes Geräusch folgte, wie von unsichtbaren Geisterhänden fortgeschoben öffnete sich auf einmal der mittlere leer gelassene Raum des kleinen Saals und verschwand seitwärts unter dem getäfelten Fußboden, auf dem die Kaiserin mit ihren Damen kniete. Durch den weiten nun geöffneten Raum befand man sich plötzlich jetzt auf dem hohen Chor der neuen kaiserlichen Hauskapelle. Drunten vor dem Altar stand der Priester, hinter ihm die Chorknaben mit den Weihkesseln; leise ziehende, immer höher anschwellende Orgelklänge ließen sich vernehmen, aus den Weihkesseln stiegen blaue Wolken auf und kräuselten sich empor bis zu den Füßen der Kaiserin, die ganz Andacht und Frömmigkeit dem heiligen Dienst ihr Herz und ihren Sinn zugewandt hatte.

Während die Kaiserin also betete und ihrer Frömmigkeit Genüge that, kehrte Herr von Schrötter in seine Wohnung zurück, die er vorher mit so jauchzendem Herzen, so seligen Hoffnungen verlassen hatte. Nicht Einen Blick hatte er gehabt für seine alte treue Haushälterin, die ihm die Thür seines Hauses geöffnet hatte, und die er sonst immer mit einem freundlichen Wort zu begrüßen pflegte, mit einer zornigen Handbewegung hatte er den Diener zurückgewiesen, der ihm, da es die Stunde seines gewöhnlichen Mittagsmahls war, die Thür zu dem kleinen Eßsalon geöffnet hatte; ohne ein Wort zu sagen, war er an der geöffneten Thür vorüber die Treppe hinaufgegangen, langsam, schwankenden Schrittes, sich mühsam an dem Geländer haltend, als fürchte er rückwärts zu fallen, als sei ihm der Weg zu schwer, um ihn ohne Stütze zu gehen.

Drunten am Fuß der Treppe standen die alte Haushälterin und der langjährige Diener des Hofraths, und schauten starr vor Verwunderung ihrem Herrn nach, den sie niemals noch so bleich, so stumm, so schwach gesehen, und der ihnen jetzt nur wie der grausige

Schatten dieses hohen, stolzen, thatkräftigen Mannes erschien, welcher vor kaum einer Stunde dieselbe Treppe so raschen, mächtigen Schrittes hinabgekommen war.

Auf einmal schreckten sie Beide zusammen und horchten. Es war ihnen gewesen, als ob sie da aus dem Studirzimmer ihres Herrn ein Gelächter gehört hatten, aber ein so lautes, wildes, fürchterliches Gelächter, wie nur ein Wahnsinniger es ausstoßen kann. Dann wieder ward Alles still; die alte Haushälterin und der Diener, von seltsamen Schauern ergriffen, standen immer noch und lauschten. Jetzt ließ sich ein lautes Geräusch vernehmen, es war, als ob man mit Ungestüm die Meubles hin= und herrückte, dann klang es schwer und dumpf, als ob ein schwerer Gegenstand zur Erde fiel.

Das ist unser Herr! Es ist ihm ein Unglück geschehen! riefen Beide zugleich, und sie eilten die Treppe hinauf und stürzten in das Studirzimmer ihres geliebten Herrn.

Da, mitten in dem Zimmer, umgeben von Büchern und Akten, den einzigen treuen Gefährten und Freunden seines arbeitsvollen, studienreichen Lebens, da lag Herr von Schrötter am Boden, bleich, keuchend wie ein Sterbender, überfluthet von seinem eigenen dampfenden Blut, das in hellen Strömen aus seinem Munde floß.

Er hat einen Blutsturz gehabt, jammerte die alte Haushälterin. Hülfe, schnell, schnell, Hülfe!

Der Diener stürzte von dannen, um den Arzt zu rufen; aufgelöst in Thränen kniete die alte Haushälterin am Boden neben ihrem geliebten Herrn.

Er starrte sie an mit halb erloschenen Augen, und um seine Lippen zuckte ein seltsames, geisterhaftes Lächeln.

Das ist Fürstendank! murmelte er so leise, daß seine Worte wie Seufzer verhallten. So lohnen es die Fürsten, wenn die Schriftsteller sich erinnern, daß sie ein Vaterland haben!

Was sagen Sie? fragte die alte Frau, die sich vergeblich bemüht hatte, seine Worte zu verstehen. O mein theurer, geliebter Herr! Sehen Sie mich nicht so starr an! Was ist es, das Sie beunruhigt?

Er machte eine Bewegung, als wollte er sich aufrichten, und hob den Kopf rasch empor. Das ist die Dankbarkeit Oesterreichs! sagte er mit lauter, schallender Stimme, das ist —

Sein Kopf sank kraftlos zurück und auf seinen Lippen zeigten sich wieder diese purpurrothen Tropfen, mit denen das Leben und der Geist aus dem gebrochenen Körper des schwer gedemüthigten Mannes zu entfliehen trachtete.

In diesem Moment trat der Arzt herein, gefolgt von dem athemlos keuchenden Diener. Leise hob man den Kranken empor und trug ihn auf sein Lager.

Der Doctor neigte sich zu ihm nieder und prüfte seinen Puls, und ein tiefer Schatten flog über sein Antlitz. Er winkte die Haushälterin und den Diener in eine Fensternische.

Es ist keine Hülfe mehr, sagte er leise. Irgend eine furchtbare Nervenerschütterung, eine ungeheure Aufregung hat ihn überwältigt, und dieser Zustand ist die Folge davon. Es ist ein Blutsturz, von dem er sich nicht wieder erholen wird. Er hat nur noch einige Stunden zu leben! —

Maria Theresia, die fromme Kaiserin, lag noch auf ihren Knieen und betete die frommen, christlichen Gebete voll Liebe und Demuth, und Friede, Ruhe und Ergebung war in ihrem Herzen und leuchtete von ihrem Angesicht. Die Messe war noch nicht beendigt, und kein Gedanke der edlen frommen Kaiserin richtete sich reuevoll auf das arme Opfer ihres kaiserlichen Zorns, auf den beklagenswerthen Mann, der, während Maria Theresia betete, seinen letzten Todesseufzer aushauchte. *)

---

*) Diese ganze Scene ist historisch. Siehe: Hormayr, Oesterreichischer Plutarch, Bd. 6.

X.

Friedrich der Große.

König Friedrich verweilte immer noch in seinem Lager zu Wildschütz, und vergeblich hoffte seine Armee von Tag zu Tag, daß endlich dieser Zustand des Harrens und der Unthätigkeit aufhören werde, daß endlich der König sich an die Spitze seiner Armee stellen und das ersehnte Wort: „Vorwärts, dem Feind entgegen!“ aussprechen werde. Sehnsuchtsvoll richteten sich an jedem Morgen die Blicke der Soldaten auf dieses kleine graue Häuschen da drüben am Ende des Dörfchens, in welchem der König sein Quartier genommen; immer noch hofften sie, den König wieder zu sehen, nicht gebeugt, zitternd auf seinen Stab gestützt, wie er ihnen immer in diesem Krieg erschienen war, sondern hochaufgerichtet, mit flammenden Blicken, mit kühnem Schritt, wie er vor ihnen hergeeilt war zu den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

Aber diese Hoffnung war immer vergeblich gewesen; in thatenloser Ruhe mußten die Soldaten in ihrem Lager verweilen, und in diesem Lager herrschte Mangel an Allem, was nicht blos zur Bequemlichkeit, sondern zur Nothdurft des Lebens gehörte. Es fehlte an Nahrungsmitteln für die Menschen, an Fourage für die Pferde, welche ihre Reiter nicht mehr zu tragen vermochten, sondern von ihnen mühsam fortgeführt werden mußten *). Krankheiten und Seuchen aller Art wütheten unter den Soldaten und machten die tapfersten Krieger traurig, siech und schwach wie Greise.

Längst schon verstummt war der fröhliche Gesang und das heitere Lachen, mißmuthig schlichen die Soldaten ihren täglichen Lagerbeschäftigungen nach, finster und mit heimlichen Flüchen erduldeten sie

---

*) Dohm's Denkwürdigkeiten, Th. I. Seite 157.

die Qual der Entbehrungen, des Hungers und der Krankheiten, und verstohlen richteten sich oft ihre Blicke hinüber nach dem jenseitigen Ufer der Elbe, wo die österreichischen Armeen lagerten. Da drüben herrschte Frohsinn und Heiterkeit, oft trug der Wind die Klänge der fröhlichen Lieder, mit denen die österreichischen Soldaten sich belustigten, hinüber zu den Preußen, und wenn sie zur Mittagszeit die hohen Rauchsäulen aus dem Lager der Oesterreicher aufwirbeln sahen, da ward den Preußen gar sehnsuchtsvoll und schmerzlich zu Sinn, und gar verbrecherische Gedanken von Desertion und Flucht regten sich in ihren zermarterten und geängstigten Seelen.

Und nicht Alle vermochten diesen verlockenden schlimmen Gedanken zu widerstehen. Das fröhliche Lied, die wirbelnden Rauchsäulen, welche sie den langentbehrten Genuß warmer, kräftiger Fleischspeisen ahnen ließen, die Verzweiflung ihrer trostlosen Lage, die Hoffnung, sich den Krankheiten zu entziehen, die im preußischen Lager wütheten, das Alles war es, was die armen Preußen verführte. Um mehr schon als achttausend Mann, die theils zu den Oesterreichern desertirt, theils den Krankheiten erlegen waren, hatte sich das preußische Heer seit dem Beginn dieses Feldzugs verringert, und doch war noch keine einzige Schlacht geschlagen, doch hatte der König sich immer nur auf Scharmützel, kleine Vorpostengefechte und gegenseitige Neckereien beschränkt.

Wie oft hatten die preußischen Soldaten, zitternd vor Kampfbegier, den Oesterreichern so nahe gestanden, daß der Marsch eines halben Tages genügt haben würde, um ihnen gerade gegenüber zu sein, und wie freudig wären sie bereit gewesen, mit den Oesterreichern endlich den entscheidenden Kampf zu wagen, und wär's auch nur gewesen, um ihnen ihr gut eingerichtetes Lager und ihre Eßwaaren abzugewinnen.

Aber immer wieder, wenn sie der Entscheidung glaubten ganz nahe zu sein hatte, der König, als sähe er den herausfordernden Feind da drüben nicht, es vermieden, den Kampf zu beginnen, und statt des Kampfes war den Soldaten nur das Fouragiren erlaubt.

Indeß auch dies war eine Erlaubniß, von welcher die preußischen

Soldaten wenig Vortheil mehr zu ziehen vermochten, und das wenig dazu geeignet war, ihren Hunger und ihre Noth zu lindern. Das arme Böhmen war ausgeplündert und leer, es bot den Hungernden keine Hülfsmittel, den Kranken keine Pflege mehr dar; denn die Böhmen, voll Haß und Ingrimm gegen den Feind, der mit so schonungsloser Grausamkeit ihnen ihr Eigenthum nahm und ihre Felder verwüstete, die Böhmen waren zu ganzen Schaaren aus dem vom Feinde besetzten Theil Böhmens ausgewandert, und hatten sich hinüber gerettet zu den Oesterreichern. Und dennoch bestand der König darauf, daß sein Heer noch ferner seinen Unterhalt aus Böhmen ziehen müsse, und alle Vorstellungen, alle Bitten seiner Generäle hatten bei ihm nur ein übelgelauntes, mürrisches Nein zur Antwort gehabt.

Dieses fortgesetzte Nein hatte endlich das Heer zur Verzweiflung getrieben, und seit einigen Tagen herrschte unter den Soldaten eine Gährung und Aufgeregtheit, welche die Officiere zu ängstigen begann, und die sie weder durch Drohungen, noch durch gute Worte mehr zu beschwichtigen vermochten.

Wir wollen dem König unsere Noth klagen! Wir wollen mit dem König selber sprechen, und er muß uns hören, wenn er noch der alte Fritz ist! riefen die Soldaten wild durcheinander, und mit diesem Ruf wälzte sich ein Haufen Artilleristen dem Quartier des Königs zu.

In Reih und Glied stellten sie sich vor demselben auf, die blitzenden, herausfordernden Augen unverwandt auf die Fenster gerichtet, hinter denen der König verweilte.

Wir wollen unsern König sprechen! Hurrah! Es lebe unser König! brüllten die Soldaten. Wo ist unser alter Fritz! Will der alte Fritz die Klagen und Bitten seiner armen Soldaten nicht mehr hören?

Ich will sie hören! sagte eine sanfte Stimme, die indeß doch das Geschrei der Soldaten übertönte, und in dem geöffneten Fenster erschien der König in seiner wohlbekannten Uniform, mit dem Hut auf dem Kopf.

Die Soldaten empfingen ihn mit lautem, dreimaligem Hurrahruf, und aller Noth, alles Unheils vergessend, strahlten ihre Augen

vor heller Liebeslust, erglänzte das Roth der Freude auf ihren eingefallenen Wangen.

Was wollt Ihr? fragte der König, als der Jubel verstummt war.

Zuerst wollten wir unsern König sehen, sagte einer der Soldaten, indem er vortrat und im Namen seiner Kameraden das Wort ergriff. Ja, wir wollten endlich einmal den alten Fritz wieder sehen, denn wir konnten's schier gar nicht mehr glauben, daß unser großer König noch bei uns sei in diesem jammervollen Lager und uns ohne Erbarmen hier so umkommen und hungern sähe!

Ihr seht jetzt, daß ich da bin, sagte Friedrich mit einem sanften Lächeln, und Ihr seht, daß ich auch nicht viel besser daran bin, als Ihr. Oder meint Ihr, daß dies hier ein passendes Schloß ist für Euren König?

Eine elende Hundehütte ist's, rief der Soldat, und alle seine Gefährten riefen es empört ihm nach, eine elende Hundehütte ist's!

Seid Ihr blos gekommen, um mir das zu sagen? fragte der König, als wieder Stille eingetreten war.

Nein, Herr König, zuerst wollten wir Euch sehen, und dann —

Nun, und dann?

Dann wollten wir Euch bitten, unserer Noth ein Ende zu machen. Kann unser König uns nicht satt machen, so muß er wenigstens unsere Pferde sättigen. Der Mensch kann wohl schon eine Zeit lang Hunger und Durst vertragen und als ein rechtschaffener Soldat ausharren trotz Entbehrung und Noth, aber das arme Vieh hat kein Ehrgefühl und kennt keine Pflichten, und wenn's eben hungert, so wird's krank, und kann sich nicht zusammen nehmen und sich nicht auf die Zukunft vertrösten. Es kann blos hungern oder sterben. Und wenn unsere Pferde noch lange hungern sollen, so sterben sie, und es ist ein Unrecht vor Gott und den Menschen, wenn man das arme Vieh, das sich nicht selber helfen kann, hungern läßt; und darum, Herr König, darum sind wir hergekommen, und flehen Euch an: Fourage! Gebt uns Fourage für unsere Pferde!

Das ganze Corps brüllte und schrie es nach: Fourage! Gebt uns Fourage für unsere Pferde!

Und immer wilder, immer fanatischer ward dieser Ruf, denn mit Entsetzen hatten die Soldaten gesehen, daß der König sein Fenster geschlossen hatte und in den Hintergrund seines Zimmers zurückgetreten war. Die Verzweiflung gab ihnen Riesenkräfte, wie Donner rollte ihr Ruf: Fourage! Gebt uns Fourage für unsere Pferde!

Auf einmal rief eine machtvolle, gebieterische Stimme: Still, Ihr Alle! Still, sage ich!

Sie kannten Alle diese Stimme gar wohl, diese Stimme, welche sie so oft zu Siegen und Schlachten geführt, und vor der sie auch jetzt mit erzitterndem Herzen verstummten.

Da dicht vor ihnen, auf der kleinen, aus elenden Feldsteinen aufgeführten Treppe, die zur Thür des Hauses führte, stand der König, und hinter ihm drängten sich seine Generäle und Adjutanten in buntem Gemisch durcheinander, und von allen Seiten eilten die Stabsofficiere herbei und stellten sich zu beiden Seiten des Königs neben der Steintreppe auf.

Sire, sagte einer der Generäle leise zu dem König, sollen wir die Empörer mit Gewalt forttreiben?

Ein zorniger Blick des Königs traf den Fragenden wie ein zerschmetternder Blitz.

Und warum sollten wir das? fragte er scharf. Warum wollten wir meinen armen Soldaten das Recht nehmen, mir ihre Klagen mitzutheilen, da das Ohr meiner Generäle taub und verstopft dagegen zu sein scheint? Sprecht, meine Kinder, sprecht, was wünscht Ihr von mir?

Futter für unsere Pferde, Herr König, denn unsere Pferde fallen um, wie die Fliegen!

Der König wandte sich wieder seinen Generälen zu. Seht, sagte er, sie zornig anblickend, diese braven Leute fordern nichts für sich, sie verlangen nur, daß man für ihre Pferde sorgt. Sie haben Recht! Weshalb sorgen meine Herren Generäle nicht dafür, daß Ordnung herrscht, und daß meine Soldaten gehörig verproviantirt sind? Warum läßt man nicht besser fouragiren?

Sire, wagte einer der Generäle zu sagen, das Fouragiren in

dieser Gegend ist unnütz. Wir haben auf Befehl Eurer Majestät fouragirt, so lange es noch ein Heubündel, eine gefüllte Scheune, eine Rauchkammer und Küche gab. Jetzt gleicht die ganze Gegend rings umher einer öden Wüste.

Der König schaute den kühnen Sprecher mit zornblitzenden Augen an. Leere Ausflüchte, rief er rauh und mit jener Verstimmung, welche ihn seit Beginn dieses Feldzuges niemals verlassen hatte. Ihr seid es, die meinen Soldaten die Fourage entziehen, und während Eure Pferde im Ueberfluß schwelgen, müssen die Pferde meiner armen Soldaten verhungern.

Aber Ew. Majestät —

Kein aber! Ich weiß, daß es so ist, und ich befehle daher, daß die Herren Generäle, Adjutanten und Stabsofficiere meiner Suite sofort alle die Fourage, die sich bei ihnen findet, hierher vor die Thür meines Quartiers schaffen lassen. Die Soldaten der reitenden Artillerie da sollen so lange hier stehen bleiben und warten, bis die Fourage kommt, damit sie davon ausgetheilt bekommen *). Seid Ihr's zufrieden, Kinder?

Ja, Herr König, wir sind's zufrieden! riefen die Soldaten wild durcheinander, jubelnd, lachend und fröhlichen Muthes, wie man sie lange nicht gesehen.

Aber mit düstern Gesichtern, mit finstern Mienen standen die Generäle da, tief ergriffen von dem unerwarteten und demüthigenden Befehl, den der König erlassen.

Friedrich indessen schien die Verstimmung seiner Generäle gar nicht zu gewahren. Er stand, auf seinen Krückstock gelehnt, den Hut tief in die Augen gedrückt, und schaute zur Erde nieder. Nur zuweilen, wenn ein Soldat, mit einem Heubündel beladen, daher kam und ihn vor der Thür ablud, warf der König einen raschen Blick darauf hin und senkte ihn dann schnell wieder nieder.

Die Artilleristen, welche erst laut gejubelt und gelacht hatten, waren allmälig still geworden und blickten mit angstvollen, fragenden

*) Vergl. Dohm's Denkwürdigkeiten, Th. I. S. 158.

Gesichtern bald auf den König und seine Generäle, bald auf die wenigen Bündel Heu, welche von den dazu commandirten Soldaten, unter Anführung eines Officiers, aus den Quartieren der königlichen Suite herbeigeschafft wurden.

Endlich näherte sich der Officier dem König und meldete, daß das Geschäft zu Ende sei und daß sich nirgends mehr in den Quartieren ein Bündel Heu auffinden lasse.

Der König schaute empor und ließ einen fast traurigen Blick auf die kleinen Hügel von Heubündeln hinüber gleiten.

Das ist Alles, was Ihr gefunden habt? fragte er.

Alles, Sire.

Nun, rief er den Artilleristen zu, theilt Euch in das, was da ist. Wenn die Herren meiner Suite eigennütziger gewesen wären und mehr für ihre Pferde zurückbehalten hätten, würdet Ihr jetzt mehr bekommen haben. Aber Ihr seht, meine Herren Generäle und Adjutanten sind brave und tapfere Krieger, wie Ihr. Hatten auch nur das Nothdürftigste, und da Ihr ihnen auch dies noch nehmt, werden ihre Pferde hungern, wie die Euren, wenn Ihr nicht tüchtig zu fouragiren versteht. Habe Euch nur den Beweis geben wollen, daß wir Alle nicht besser daran sind wie Ihr, und daß die Herren meiner Suite nicht im Ueberfluß schwelgen, wenn Ihr darbt. Jetzt nehmt, was da ist, und verlangt nicht von mir, daß ich Euch gebe, was ich nicht habe.

Die Artilleristen standen noch immer still und ohne sich zu rühren da, fast beschämt nach dem Heu hinüberschielend. Aber die Gesichter der Generäle und Adjutanten hatten sich aufgeklärt, und mit Blicken voll Bewunderung und Liebe schauten sie auf den König hin, der ihnen eine so glänzende Ehrenerklärung gegeben, und dessen seltsamen Befehl sie erst jetzt verstanden.

Der König indessen schien jetzt ebensowenig ihre erheiterten Gesichter zu bemerken, als vorher ihre düstern. Er schaute mit ernsten, sorgenvollen Mienen nach den Soldaten, die sich jetzt mit wilder Begierde auf das Heu gestürzt hatten, und einander in wahrer Angst den Besitz der einzelnen Bündel streitig machten. Er

sah, wie Wenige nur glücklich und triumphirend, mit einem Bündel Heu beladen, von dannen zogen, wie Viele aber leer, mit unverhohlenem Mißmuth sich abwandten und ihren Zelten zuschlichen *).

Auch der König wandte sich ab, stumm und ohne Gruß ging er an den Generälen vorüber in das Haus und kehrte in sein Zimmer zurück.

Jetzt, als er sich allein und unbeobachtet fühlte, wich die strenge Ruhe aus dem Antlitz des Königs. Mit einer verzweiflungsvollen Geberde warf er seinen Hut von sich und ließ sich auf den ledernen Lehnstuhl, das einzige Meuble, das sich außer einem Tisch und einem Bett in diesem düstern, kleinen Gemach befand, niedergleiten.

Es geht nicht mehr so, murmelte der König vor sich hin, wir müssen Ernst machen im Guten oder im Bösen! Wir müssen vorwärts oder rückwärts gehen! Dieser Krieg ist nichts als eine Misère, nichts als das Werk eines erschöpften Greises, der keine Kraft und keinen Schwung mehr besitzt. Wie oft, ach wie oft habe ich nicht in diesem Feldzug Boileau's Verse wiederholt:

„Malheureux, laisse en paix ton cheval vieillissant
De peur, que tout à coup essoufflé, sans haleine
Il ne laisse en tombant son maître sur l'arène.“ **)

Warum ich diesen Krieg begonnen habe? Warum bin ich nicht in meinem Land geblieben, nur beschäftigt, mein Volk glücklich zu machen und seinen Wohlstand zu sichern!

Der König schwieg, und schwer aufseufzend senkte er sein Haupt tiefer auf seine Brust. So saß er eine lange Zeit, ganz hingegeben seinen sorgenvollen Betrachtungen. Aber auf einmal richtete er sein Haupt empor und aus seinen großen Augen blitzte jetzt wieder das kühne Feuer seines Heldengeistes.

Warum ich diesen Krieg unternommen habe? fragte er mit lauter voller Stimme. Ich habe ihn unternommen für deutsche Ehre und

*) Dohm's Denkwürdigkeiten, Th. I. S. 158.

**) Des Königs eigene Worte. Siehe: Supplément aux Oeuvres posthumes. Vol. III. p. 49.

deutsches Recht! Wie schwer die Last des Krieges meinem Alter auch sein mag, ich will sie mit Heiterkeit ertragen, wenn ich nur dadurch den Frieden und die Ruhe Deutschlands für die Zukunft consolidiren kann. Ich habe diesen Feldzug nicht begonnen aus Uebermuth, sondern ich habe ihn begonnen, weil ich den tyrannischen Principien einer habgierigen Regierung einen Damm entgegensetzen und einen ungemäßigten Ehrgeiz zurückdrängen mußte, der keine Grenzen kennt, als die, welche eine hinlänglich starke, feindliche Macht ihm anweist *).

Deshalb bin ich in den Kampf gezogen, und deshalb will ich auch ausharren, bis ich der Gerechtigkeit und der deutschen Ehre zum Siege verholfen habe. Aber dieses Zaudern und diese Unthätigkeit muß jetzt ein Ende haben, es demoralisirt meine Soldaten und nimmt ihnen das Vertrauen auf ihre eigene Kraft. Entweder vorwärts, oder rückwärts! Vorwärts also!

Gleichsam, als habe dies Wort ihn selber elektrisirt, sprang der König rasch von seinem Lehnstuhl empor, und das kühne Feuer seiner Heldenzeit blitzte wieder in seinen Augen auf.

Vorwärts also! rief er noch einmal, und mit einer hastigen Bewegung griff er nach der Handklingel und schellte.

Sogleich die Herren Generäle und Stabsofficiere hierher beschieden, befahl er dem eintretenden Kammerdiener. In einer Viertelstunde müssen die Herren hier sein!

Alsdann ging er, die Hände auf dem Rücken gefaltet, das Haupt ein wenig in den Nacken zurückgelehnt, langsam auf und ab. Eine edle Begeisterung leuchtete von seinem Angesicht, ein kühnes Feuer blitzte aus seinen Augen, der Greis von achtundsechszig Jahren hatte sich wieder in den Helden so vieler siegreichen Schlachten verwandelt, und die unverwelkten Lorbeeren früherer Tage glänzten wieder auf seiner hohen Stirn.

Mit diesem Gesicht und diesen Feueraugen der Vergangenheit begrüßte der König seine Generäle, die genau zu der befohlenen Zeit

---

*) Des Königs eigene Worte. Oeuvres posthumes. Vol. XII. p. 36.

eintraten und erwartungsvoll und schweigend sich in dem kleinen niedern Gemach aufstellten.

Der König ging auf und nieder und wartete, bis sie Alle versammelt waren, dann blieb er mitten in dem Gemach stehen, und ein Blitz seiner Augen fuhr an den Gestalten seiner Generäle hin.

Messieurs, sagte der König laut, wir brechen morgen von hier auf.

Die Generäle empfingen diese Nachricht in ehrfurchtsvollem Schweigen.

Wir gehen morgen über die Elbe und dem Feind entgegen! sagte der König mit lauter Stimme.

Bei diesem Wort strahlten alle Gesichter auf, wie von einem Sonnenstrahl getroffen, und wie aus einem Munde riefen Alle: Es lebe unser König! Er lebe hoch!

Der König bemühte sich ein strenges Gesicht zu machen. Still, Ihr alten Knaben, sagte er, was sollen denn die jungen Burschen da draußen thun, wenn Ihr schon solch' Geschrei macht! Seid Ihr also freudig, und meint, es müsse gelingen, den Uebergang über die Elbe zu machen? Red' Er zuerst, General-Major von Keller, Er hat sich in der Affaire des Arrièregardegefechtes das Recht erworben, überall mitzusprechen. Was meint Er, werden wir die Elbe passiren können?

Wir werden es, Ew. Majestät. Ich habe gestern bei einer Recognoscirung einen Punkt entdeckt, wo wir hinüber können, ohne von den Kugeln des Feindes allzusehr molestirt zu werden.

Gut! Jetzt Ihr andern Herren! Sagt mir Eure Meinung!

Der König hörte mit Aufmerksamkeit den Urtheilen seiner Generäle zu und sein Antlitz ward immer heiterer und freudiger.

Ich sehe, daß wir Alle übereinstimmen, sagte er dann, und daß wir Alle entschlossen sind, den Angriff endlich zu wagen. Vorwärts also! Mögen sich meine Soldaten morgen ihre Fourage im Lager der Oesterreicher suchen. Jetzt, Messieurs, nehmen Sie ihre Schreibtafeln, ich will Ihnen die Ordres du jour für morgen ertheilen.

Und mit dem alten gewohnten Feuer, dem scharfen klaren Geist seiner großen Tage dictirte Friedrich seinen Generälen seine Ordres,

wies er Jedem seine Stelle an in der Schlacht, zu welcher er morgen die Oesterreicher zu zwingen beabsichtigte.

Jetzt zu Pferde, meine Herren, zu Pferde, sagte er dann. Ich habe Ihnen, als wir Berlin verließen, versprochen, an den Tagen der Schlacht an Ihrer Spitze und zu Pferde zu sein, und ich werde Wort halten. Ueberall, wo die Gefahr ist, werden Sie auch den König finden. Gott Mars muß einmal ein Auge zudrücken und mir meine siebenundsechszig Jahre in Gnaden verzeihen! Heute will ich einen Proberitt machen, damit mein alter Leib es inne wird, daß die Zeit träger Ruhe vorüber ist! Zu Pferde also! Der General-Major von Keller soll uns die Uebergangsstelle an der Elbe zeigen.

XI.

Der Abschied von der Flöte.

Wenige Minuten später standen die Pferde des Königs und seiner Suite bereit, und Friedrich schritt lebhaft hinaus, um sich in den Sattel zu schwingen. In jugendlicher Hast trat er heran und hob den Fuß empor, aber dann flog ein schmerzhaftes Zucken durch seine Gestalt, und er mußte den Fuß wieder sinken lassen.

Der Heldengeist hatte des Körpers vergessen und der Gicht, die ihn seit einigen Wochen wieder plagte. Aber der kranke Körper war jetzt doch mächtiger, als der kühne Geist, der ihn bewohnte, und lähmte seine Schwingen.

Friedrich mußte es sich gefallen lassen, von seinen Lakayen auf sein Pferd gehoben und auf den Sattel gebracht zu werden. Aber einmal im Sattel und die Füße in den Bügeln, drückte er seinem Pferde so heftig die Flanken, daß es hoch aufbäumte und im rasenden Galopp vorwärts jagte.

Vielleicht hatte der König, indem er das that, einer augenblick-

lichen Regung seines Zorns über seine eigene Hinfälligkeit nachgegeben, vielleicht wollte er seinen Begleitern beweisen, daß er noch immer der kühne und gewandte Reiter von ehemals sei.

Aber wieder hatte er nicht an sein Alter und seine Hinfälligkeit gedacht, und wieder erinnerten die heftigen Schmerzen ihn daran, die ihm die rasche Bewegung seines Pferdes verursachte.

Er hielt es an und erwartete seine Suite, die im vollen Galopp ihm gefolgt war.

Langsam, meine Herren, lassen Sie uns langsam reiten, sagte der König matt. — Sie ritten langsam weiter, der König schweigsam und stumm, die Generäle verstohlene Blicke der Angst auf den König werfend, dessen Antlitz immer bleicher ward, dessen Lippen zitterten, wie von großen Schmerzen.

Aber er ertrug seine Qual, und keine Klage, kaum ein Seufzer entfuhr seinen Lippen. Wenn sein Körper ihm Schmerzen verursachte, war sein Geist doch noch mächtig genug, sie zu überwinden oder mindestens zu ertragen. Erst als er die Stelle erreicht, die vom General von Keller als zum Uebergang tauglich bezeichnet worden, und als er sie genau besichtigt hatte, wandte er sein Pferd um und kehrte in das Lager zurück.

Aber vor seinem Quartier angelangt, genügte es nicht, den König vom Pferde zu heben, wie man ihn hinaufgehoben. Man mußte ihn bis in sein Zimmer und bis zu seinem Lehnstuhl tragen, denn die ungewohnte Anstrengung hatte seine Glieder steif und unbeweglich gemacht.

Als er auf seinem Lehnstuhl niedergelassen war, winkte der König heftig mit der Hand und befahl Allen, hinauszugehen. Er wollte allein sein, er mußte allein sein, um sich zu sammeln, um Niemand seine Schmerzen zu zeigen.

Mit einem tiefen Seufzer legte er sein Haupt zurück an die Lehne des Stuhls, und wieder murmelten seine schmerzlich zuckenden Lippen: Malheureux, laisse en paix ton cheval vieillissant! — Dann schwieg er und schloß die Augen, und saß eine lange Zeit unbeweglich da, schweigend, verloren in ein schmerzliches und bitteres Nachdenken.

Es ist vorbei mit mir, murmelte er dann leise vor sich hin, und zum ersten Mal vielleicht nicht im leichten Spott, sondern aus tiefer Ueberzeugung sich der Worte der Bibel bedienend, fuhr er fort: Der Geist ist willig, doch das Fleisch ist schwach! — Die Jugend hat mich verlassen und das Alter mit seinem Krückstock und seinem Aschenmantel hockt vor meiner Thür, und es findet mich allein!

So sprechend, ließ der König einen langen, schmerzvollen Blick in dem öden, düstern Gemach umherschweifen. Auf einmal zuckte es wie ein freudiger Blitz in seinen Augen auf, und seine Blicke hefteten sich mit einem immer sanftern, mildern Ausdruck auf den Tisch — auf den kleinen, dunklen, mit Leder bezogenen Kasten, der da zur Seite der Papiere und Landkarten stand.

In diesem Kasten war seine Flöte, die treue Freundin seiner guten und seiner schlimmen Tage, die langjährige Gefährtin des Heldengreises. Er hatte sie in der letzten Zeit vernachlässigt, und nicht ein Mal hatte er in der Mißstimmung, die ihn während dieses Feldzugs verfolgte, seine Flöte aus ihrem Gefängniß entlassen.

Jetzt aber streckte er die Hand nach ihr aus, jetzt fühlte er, daß es ihren schmeichelnden Tönen vielleicht gelingen möchte, seine Qualen zu lindern, und daß er ihr allein sie zu klagen vermöchte.

Komm, meine Freundin, komm, sagte er leise, ich will Dir meine Schmerzen klagen, und ich weiß, daß Du besser als die Menschen mein Herz verstehen wirst!

Er setzte die Flöte an die Lippen und begann zu blasen. Aber auch die Flöte schien alt geworden zu sein und schwach, wie ihr königlicher Freund! Mühsam nur und zitternd kamen die Töne aus ihr hervor, jeder Ton begleitet von einem leisen Pfeifen und Zischen, wie als ob der Wind durch zerfallene Ruinen pfeift*). Mitten in dem angefangenen Adagio unterbrach sich der König und ließ die Hand, welche die Flöte hielt, langsam niedergleiten.

Es ist vorbei! sagte er mit einem lauten, schmerzlichen Seufzer.

---

*) Der König mußte zur Zeit des bayerischen Erbfolgekrieges das Flötenblasen aufgeben wegen seiner zitternden Hände und des Verlustes seiner Vorderzähne. Preuß, Friedrich der Große. Th. 1. S. 221.

Der letzte Sonnenstrahl aus den Tagen meiner Jugend ist erloschen! O beneidenswerthe Jugend! Sie kann wenigstens ihre Schmerzen noch singen, wenn sie von keinen Freuden mehr zu singen hat! Das Alter aber muß ganz und gar verstummen und schweigend sein großes Leid, über das die Menschen lachen würden, in sich hineinfressen!

Er schwieg, und seine großen blauen Augen, in denen noch das ewige, unvergängliche Feuer der Jugend erglänzte, richteten sich mit einem Ausdruck tiefen Schmerzes, vorwurfsvoller Klage zum Himmel empor. — Das Alter hatte die Schwingen des Adlers gebrochen und ihn, den kühnen Bewohner sonniger Höhen, verurtheilt, gleich den niederen Sterblichen auf der Erde umherzukriechen, und ihre Misère zu erdulden. Er würde darüber nicht geklagt haben zu den Menschen, aber er klagte es dem Himmel und den Höhen, zu denen er sich nie mehr aufschwingen sollte.

Immer noch schaute der König schweigend, mit zuckenden Lippen empor und seine Augen füllten sich mit Thränen, die langsam über seine Wangen niederflossen.

Der König wehrte ihnen nicht, denn er war allein mit Gott und seinem Schmerz, oder er war sich seiner Thränen vielleicht nicht einmal bewußt, bis sie von seinen Wangen niederrollten auf die Hand, welche auf seinem Schooß ruhte und welche noch immer die Flöte hielt.

Diese brennende Thräne schien Friedrich aus seinem Schmerz zu erwecken; er senkte seinen Blick nieder auf seine Hand und ein rührendes, trauriges Lächeln überflog sein Angesicht.

Nun, sagte er leise, es wird einem alten Manne wohl erlaubt sein, über der Leiche seiner letzten und einzigen Jugendfreundin eine Thräne zu vergießen! Nun will ich sie begraben!

Er legte die Flöte in ihr Futteral, und wie er dann den Deckel krachend schloß, klang es wie das Rollen der ersten Scholle auf einem frischen Grab.

Der König hatte ein Gefühl, als ob es so sei; in sich erschauernd, setzte er den Kasten auf den Tisch.

Sie ist begraben, sagte er. Lebe wohl auf Nimmerwiedersehen!

In diesem Moment vernahm man von draußen lautes Jubeln

und Singen, und tausend und abertausend Stimmen riefen: Es lebe unser König! Es lebe der alte Fritz!

Sie jubeln, weil sie die Nachricht erhalten haben, daß es morgen zur Bataille gehen sollte! sagte der König leise. Aber ihre Hoffnung ist umsonst, wie die meine! Es hieß vorwärts oder rückwärts! Da ich nicht mehr vorwärts kann, muß ich mich wohl entschließen, rückwärts zu gehen. Wir werden morgen aufbrechen gen Schlesien, wenn auch nicht besiegt vom Kaiser, so doch von meinem Alter, und das ist, weiß Gott, die schlimmste aller Niederlagen, denn man kann sie nicht mit neuen Lorbeeren auswetzen.

Draußen jubelten und schrieen die Soldaten noch immer; allmälig läuterte sich aber dieses wüste Schreien und Jubeln zu reinern Tönen, und ein vielstimmiger Gesang schmetterte durch die Luft und machte die Fensterscheiben des Königlichen Gemachs erbeben, als ob leise Geisterhände daran klopften, um den König zu erwecken aus seiner Trauer und ihn zurückzurufen in die Vergangenheit.

Denn es war ein Lied aus schönern Zeiten, was die Soldaten sangen, und mit vollen Orgeltönen tönte es zu Friedrich herein, dieses Lied der Erinnerung an seine große Zeit, und hochauf seufzte der König, als seine Soldaten jetzt sangen:

„Vom sternenhellen Himmel sah'n
Schwerin und Winterfeldt —
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held!

Gott aber wog bei Sternenklang
Der beiden Heere Krieg!
Er wog, und Oestreichs Schale sank
Und Preußens Schale stieg." *)

Und Preußens Schale stieg! wiederholte Friedrich leise. Ich werde sie nicht mehr steigen lassen und die goldenen Tage sind für mich vorbei! Nun, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, wenn ich

*) Gleim, Lieder eines preußischen Grenadiers.

es nicht thue, so mögen es meine Nachfolger thun, mögen sie Preußens Schale hoch emporsteigen lassen! Ich habe gethan, was ich konnte! Wenn ich aber jetzt statt vorwärts rückwärts gehen muß, so bin nicht ich daran Schuld, sondern das Alter und die Gicht, und ich kann nicht wie Cicero's weiser Lehrer Posidonius bei einem Schmerzensanfall ausrufen: „O Gicht, Du magst es anstellen, wie Du willst, nie werde ich gestehen, daß Du ein Uebel seiest.“ Ich bemühe mich, den Schmerz zu ertragen, aber ich fühle ihn. Nun, und vielleicht ist's gut, daß es so ist, denn diese Schmerzen bereiten mich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele bald zu verlassen. Und ich sage mit Marc Aurel: „Man unterwerfe sich Allem, was die ewigen Gesetze der Natur uns zu ertragen auferlegen, ohne Murren!“ *)

Draußen hatten die Soldaten ein anderes Lied angestimmt, und lauter und vieltausendstimmiger noch als zuvor sangen sie jetzt:

„Und wenn der große Friedrich kommt,
Und klopft nur auf die Hosen,
So flieht die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.“

Tempi passati! seufzte der König, aber es flog doch schon wieder ein leises Lächeln durch sein Antlitz hin und seine Augen begannen wieder zu leuchten. Er hörte dem fröhlichen, übermüthigen Lied andächtig zu, und immer heller ward sein Antlitz und immer strahlender sein Blick.

Eh bien, man muß die Dinge eben so nehmen, wie sie kommen, sagte er nach einer langen Pause fast heiter. Kann ich nicht mehr fechten und nicht mehr Flöte blasen, so kann ich doch noch schreiben und meine Zunge rühren. Und meine Feder und meine Zunge sollen jetzt den Herren Franzosen immer noch möglichst lästig fallen! Mein Lobgedicht auf Voltaire ist noch nicht ganz vollendet, ich will's heute zu Ende bringen, damit es in der Akademie zu Berlin zur Ge-

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres posthumes Vol. XII. Seite 47.

dächtnißfeier des gestorbenen Dichterkönigs vorgelesen werden kann.*) Freilich wird die französische Akademie mein Französisch wieder tüchtig kritisiren, aber wie soll man in Böhmen richtig Wälsch schreiben? Ich thue, was ich kann, aber ich weiß wohl, daß meine Arbeit nicht dessen würdig ist, den sie feiern soll; jedenfalls benutze ich die Freiheit meiner Feder, um in Berlin das laut vortragen zu lassen, was man in Paris sich kaum in's Ohr zu sagen wagt.**)

Der König zog den Tisch näher zu sich heran, und die Feder nehmend, begann er an dem Manuscript zu schreiben, das aufgeschlagen auf dem Tisch vor ihm lag.

XII.

Waffenstillstand.

Tiefe Ruhe herrschte um ihn her; die Soldaten, welche ihr Lied dicht vor den Fenstern des Königs begonnen hatten, waren jetzt weiter hinab in das Lager gegangen, und ihr fröhlicher Gesang verhallte in der Ferne.

Der König schrieb hastig weiter; auf einmal ward die Stille durch ein schüchternes Klopfen an der Thür unterbrochen, und auf des Königs Ruf trat sein Kammerdiener herein.

Sire, sagte er, der Herr, welcher schon zweimal zu Ew. Majestät in's Lager gekommen, ist wieder da und bittet um Audienz.

Der König zuckte zusammen in freudigem Schreck und seine großen

---

*) Voltaire war im Mai 1778 gestorben, und im Lager zu Böhmen dichtete Friedrich seine Lobrede auf ihn, die alsdann Ende des Jahres in einer außerordentlichen Sitzung der Akademie zu Berlin vorgelesen und darauf gedruckt ward.

**) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres posthumes. Vol. XII. Seite 35.

Augen richteten sich mit so flammenden, durchbohrenden Blicken auf den Kammerdiener, daß dieser ganz verschüchtert die Augen senkte.

Thugut, der Baron Thugut ist wieder da? fragte der König.

Ich weiß nicht, ob er so heißt, Sire, er sagte, ich sollte Eurer Majestät den Secretair des Fürsten Gallizin melden!

Er ist's, er ist's, murmelte der König. Laß den Herrn sogleich zu mir eintreten!

Hätte der Kammerdiener gewagt aufzuschauen, so würde er gesehen haben, welch ein strahlendes Lächeln das Antlitz des Königs erhellte und wie freudig seine Augen aufleuchteten.

Aber dieses Lächeln und diese leuchtenden Augen waren längst schon wieder verschwunden, als der Baron Thugut eintrat, und der König empfing ihn mit vollkommen gleichgültigem und ruhigem Gesicht.

Nun, mein Herr Baron, sagte er, die tiefen Verbeugungen des heimlichen Abgesandten der Kaiserin von Oesterreich mit einem kaum merklichen Kopfneigen erwidernd, Sie kommen zum dritten Mal? Wenn der böse Feind zum dritten Mal kommt, muß er entweder die arme Seele erbeuten, oder er muß auf immer auf sie verzichten.

Sire, ich fürchte, er muß auf immer auf sie verzichten, sagte Thugut lächelnd, vorausgesetzt, daß Ew. Majestät mir gnädigst gestatten wollen, Ihr schmeichelhaftes Wort auf mich zu beziehen und mich für den bösen Feind gelten zu lassen.

Und Sie finden das schmeichelhaft? fragte Friedrich lächelnd.

Ja, Sire, denn der böse Feind oder der Teufel ist ein gar großer und mächtiger Herr, und ich, der leider nicht das Glück hat an Gott zu glauben, ich glaube an den Teufel.

So? Und weshalb glauben Sie an den Teufel und nicht an Gott?

Weil ich dem Teufel überall begegnet bin und überall in jeder Stadt seinen Thron aufgerichtet gesehen habe, während ich die Spuren Gottes überall vergeblich gesucht habe unter den Menschen und seine Throne nirgends entdecken konnte.

Für einen Abgesandten der Kaiserin Maria Theresia sind das sehr freie Ansichten, sagte der König lächelnd. Aber lassen Sie hören, was bringen Sie mir? Nur muß ich Ihnen zu allererst sagen, daß

ich nicht gesonnen bin, Verhandlungen wieder anzuknüpfen. Die Kaiserin-Königin hat meine letzten Vorschläge entschieden abgelehnt und damit sind sie für immer beseitigt. Wenn Sie also nichts wollen, als neue Vorschläge machen, neue Bedingungen, unter denen Sie Bayern oder ein Stück von Bayern gewinnen wollen, so sage ich Ihnen zum Voraus: Es ist umsonst! Ich unterhandle nicht mehr! Oesterreich muß seine Ansprüche auf Bayern fahren lassen und Deutschlands Gesetze heilig halten, oder es muß mit Waffengewalt erkämpfen, was wir ihm nimmer gutwillig lassen werden.

Sire, ich komme auch nicht mit den alten Vorschlägen, sondern mit einem ganz neuen Vorschlag, den ich im Namen der Kaiserin-Königin Eurer Majestät vortragen soll. Hier sind meine Creditive, wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollen, dieselben anzusehen, und hier habe ich die Ehre, Ew. Majestät ein eigenhändiges Schreiben meiner Souverainin zu überreichen.

Und das da? fragte der König, auf eine mit Bindfaden zusammengebundene Rolle Papier deutend, die der Baron noch in der Hand hielt.

Das da, Majestät, sind meine Acten und Dokumente, sämmtliche zwischen Ew. Majestät und der Kaiserin-Königin gepflogene Verhandlungen enthaltend.

Ich glaube Ihnen schon bemerkt zu haben, mein Herr, daß ich mich auf Verhandlungen nicht mehr einlassen will, sagte Friedrich rasch, und ohne eine Antwort abzuwarten, erbrach er das Schreiben der Kaiserin und las es rasch.

Baron Thugut benutzte diese Zeit, um mit vollkommenster Seelenruhe den Bindfaden, der seine Acten zusammenhielt, zu lösen und die Papiere auf einem Stuhl auszubreiten.

Dieser Brief hier enthält weiter nichts, als Ihre Beglaubigung, mein Herr Baron. Die Kaiserin beruft sich im Uebrigen auf die mündlichen Aufträge, die sie Ihnen gegeben. Reden Sie also, Herr Baron.

Sire, die Kaiserin-Königin, beseelt von dem lebhaften Wunsch, ihren Völkern und ganz Deutschland den Frieden wiederzugeben, und

die Ruhe Europa's aufrecht zu erhalten, hat die Vermittlung Rußlands und Frankreichs angerufen, um die Streitigkeiten zu schlichten, die zu der Kaiserin-Königin tiefstem Schmerz zwischen ihr und Eurer Majestät ausgebrochen sind. Damit nun diese beiden Mächte, welche Beide sich willig und bereit erklärt haben, die ihnen angebotene Vermittlerrolle zu übernehmen —

Sagen Sie richtiger, unterbrach ihn der König lebhaft, daß diese beiden Mächte der Kaiserin-Königin den dringenden und etwas peremptorisch ausgesprochenen Rath gegeben haben, ihren Ansprüchen auf Bayern zu entsagen und Frieden zu machen! —

Baron Thugut verneigte sich und fuhr fort: Damit nun diese beiden Mächte ihr Vermittlungswerk glücklich zu Stande bringen können und der Friede während dieser Zeit durch keine militairischen Zwischenfälle gestört werden kann, schlägt Ihre Majestät die Kaiserin-Königin Sr. Majestät, dem König von Preußen, vor, einen Waffenstillstand eintreten zu lassen, der mit dem heutigen Tage beginnen soll.

Der König hatte bis dahin Thugut mit großen, forschenden Augen angesehen, jetzt bei dessen letzten Worten schlug er plötzlich die Augen nieder, vielleicht, um den schlauen Diplomaten nicht in seinen Augen die freudige Ueberraschung wegen seines willkommenen Vorschlags sehen zu lassen.

Sind Sie durch's Lager gekommen? fragte der König nach einer Pause.

Ja, Sire!

Haben Sie den Jubel meiner Soldaten gehört? Hat man Ihnen gesagt, daß ich morgen über die Elbe gehen will, um Ihrem Kaiser eine Schlacht anzubieten, und daß ich meinen Generälen schon ihre Ordres ertheilt habe?

Ja, Sire, ich habe Alles das gesehen und gehört!

Und in dem Augenblick, wo ich den entscheidenden Kampf beginnen will, wo meine Soldaten jauchzen vor Kampfeslust, kommen Sie und verlangen Waffenstillstand. Sie sehen, daß ich nur aus persönlicher Rücksicht auf die Wünsche der Kaiserin mich jetzt noch

entschließen könnte, ihr zu willfahren und den Waffenstillstand anzunehmen, und daß Sie mir im Namen Ihrer Monarchin einige Garantieen für einen für mich und für Deutschland ehrenvollen Frieden geben müssen. Lassen Sie also hören.

Baron Thugut nahm jetzt seine Akten, die er auf den Tisch vor dem König hinlegte, und die diplomatischen Unterhandlungen begannen.

Es war eine lange Unterredung, welche der König mit dem heimlichen Gesandten der Kaiserin hatte, und als nach derselben der König den Baron Thugut entließ, sagte er, leicht mit dem Kopfe nickend: Nun wohl denn, ich will der Kaiserin dieses Opfer bringen. Ich nehme den Waffenstillstand an, und statt morgen, wie ich beabsichtigte, vorwärts über die Elbe zu gehen, werde ich morgen rückwärts nach Schlesien gehen, und meine Armee die Winterquartiere einnehmen lassen.

Und Ew. Majestät versprechen gnädigst, der Kaiserin-Königin billige Friedensbedingungeu zu machen und dieselben dem russischen Gesandten Fürsten Repnin mitzutheilen?

Ich verspreche es, und die Kaiserin-Königin möge fest auf die Erfüllung meines Versprechens rechnen! Leben Sie wohl!

Der Gesandte wandte sich der Thür zu, aber schon im Begriff, dieselbe zu öffnen, ward er vom König zurückgerufen.

Herr Baron, sagte der König mit einem eigenthümlichen Lächeln, indem er auf den Bindfaden deutete, welcher von den Akten abgefallen und auf dem Tisch des Königs zurückgeblieben war, Herr Baron, Sie haben da etwas vergessen, nehmen Sie Ihr Eigenthum zurück. Ich bereichere mich nicht gern mit dem Eigenthum Anderer. *)

Baron Thugut, ein wenig beschämt, steckte seinen Bindfaden zu sich und entfernte sich.

Der König schaute ihm mit einem sinnenden Lächeln nach, dann, als er verschwunden war, wandten sich seine leuchtenden Augen lang-

---

*) Des Königs eigene Worte.

sam dem Himmel zu. Ist das nun Zufall oder Schicksal? sagte er leise. Wer von ihnen Beiden hat mir diesen ehrenvollen Ausweg aus meinen Nöthen bereitet? Vespasian hat gesagt: „Ein Kaiser muß stehend sterben.“ Vielleicht gelingt's mir auch noch, so zu sterben!

XIII.

Der Friede zu Teschen.

Und so ist es denn mit dem Krieg zu Ende, seufzte Joseph, einen traurigen Blick auf die Depeschen werfend, mit denen der Courier so eben aus Wien im Lager eingetroffen war. Und so ist es denn auch zu Ende mit meinen Hoffnungen! Ich verlasse das Schlachfeld nicht mit einem Lorbeerkranz, sondern mit einer Narrenkappe, und Jedermann wird das Recht haben, mich zu verlachen, und meiner Heldenthaten zu spotten! Mag es drum sein! Ich werde wohl noch eines Tags Gelegenheit finden, diesen Flecken von meiner Stirn fortzulöschen, und der Welt zu beweisen, daß ich nicht der Narr bin, für welchen man mich halten muß, und daß ich wohl im Stande gewesen wäre, mit meiner Armee von dreimalhunderttausend Mann Besseres zu leisten, als unthätig und zwecklos umher zu ziehen, und mit feiger Kriegsgewandtheit jeder Schlacht aus dem Wege zu gehen. O, jetzt wünsche ich mir nicht mehr den Tod! Ich habe ihn mir oft erfleht, als den Befreier von all' diesen Fesseln, welche meine Brust zerdrücken, jetzt aber flehe ich zu Gott, daß er mir das Leben läßt, so lange noch läßt, bis ich frei bin, bis ich mein Schwert ziehen und mich rächen kann an Denen, die mich beleidigten! Wenn ich ihn dann aber endlich errungen habe, diesen Lorbeer, nach dem sich mein Herz sehnt, wenn ich die Schmach und Lächerlichkeit dieser Tage auslösche, und mit den Siegesfanfaren einer großen Schlacht das elende Geklimper dieses Zwetschkenrummels begraben

habe, dann, mein Gott, dann bin ich's zufrieden, zu sterben und auszuruhen von diesem großen Kampf mit den Verhältnissen, in dem ich bis jetzt noch immer der Unterliegende gewesen! Dann, — aber nein, unterbrach sich der Kaiser, nein, keine Klagen mehr. Alles dies ist unnütz, und es ist jetzt keine Zeit mehr zu melancholischen Betrachtungen! Es muß gehandelt werden, Lacy und Laudon müssen sogleich hier sein, und dann —

Eben öffnete der Adjutant die Thür und meldete die Feldmarschälle Lacy und Laudon. — Der Kaiser ging ihnen lebhaft entgegen, und reichte ihnen seine beiden Hände dar.

Depeschen aus Wien, meine Herren Feldmarschälle, sagte Joseph, mit der erhobenen Hand auf die Papiere deutend, die auf dem Tisch am Fenster lagen. Ich habe sie gelesen, und bitte, daß auch Sie Beide Kenntniß davon nehmen. Lesen Sie, meine Freunde, lesen Sie!

Die beiden Herren traten zu dem Tisch, und während sie alsdann die Papiere lasen, ging der Kaiser mit hastigen Schritten, sein Antlitz zuckend vor innerer Bewegung, auf und ab.

Haben Sie gelesen, Laudon?

Ja, Sire, ich habe gelesen.

Und auch Sie, Lacy?

Auch ich, Majestät.

Nun denn, so bitte ich die Herren, mir ihre Meinung zu sagen. Was ist zu thun?

Zu schweigen, und sich zu unterwerfen, sagte Laudon mit einem tiefen Seufzer.

Die Waffen niederzulegen, und ruhig abzuwarten, was die Herren Gesandten aller Mächte in Teschen zu Stande bringen werden!

Ja, ja, Ihr habt Recht, sagte Joseph mit einem spöttischen Lachen, es ist nichts weiter zu thun! Dreimalhunderttausend Mann stehen da kampfgerüstet und warten nur des Wortes, das ihnen erlaubt, ihr Schwert zu erheben, und auf den verhaßten Feind los zu gehen. Ein Kaiser und zwei große und berühmte Feldherren sind bereit, dieses von einer großen tapfern Armee ersehnte Wort zu sprechen, aber ihre Lippen verstummen vor dem Ton einer schwachen Weiberstimme, die

aus Wien herübertönt. Dreimalhunderttausend Schwerter senken sich vor den Federn von sieben Diplomaten, die sich in Teschen versammeln, um einen Frieden zusammen zu leimen, der nicht haltbarer sein wird wie ein Kartenhaus, und den wir gezwungen sind zu respectiren. O wahrlich, es ist ein lustig Ding um diesen Krieg! Länger als ein Jahr ziehen zwei Armeen in künstlichen Wendungen nebeneinander her, bramarbasirend, und von Heldenthaten träumend, und sich doch mit kleinen Scharmützeln, mit Fouragiren und Plänkeleien begnügend. Millionen sind ausgegeben, Städte und Dörfer sind niedergebrannt, Tausende von Menschen irren obdachlos umher, unbebaut und wüste liegen ganze Landstriche da, und alle Greuel des Krieges sind über Deutschland gekommen, nur der Krieg selber nicht! Und doch ist Deutschland besiegt, und doch legt dieser Friede, den sie in Teschen zusammen leimen werden, Deutschland eine Kette an, die es nimmer und nimmer wieder von seinem Nacken streifen wird, und die ihm viel Wunden und viel Blut kosten wird! Ihr seht mich verwundert an, als ob Ihr mich nicht verständet. Habt Ihr die Note nicht gelesen, welche die Kaiserin von Rußland an Oesterreich gesandt hat?

Ohne eine Antwort abzuwarten, stürzte Joseph zu dem Tisch hin, nahm eins der Papiere auf und hob es hoch empor. Dies Papier, sagte er heftig, enthält nur Worte, aber es sind eben so viele Dolchstöße, welche Rußland der Freiheit und Unabhängigkeit von Deutschland in's Herz stößt. Rußland macht sich damit zum Garanten deutscher Verfassungen, deutscher Freiheit und deutschen Rechts. Rußland giebt sich das Ansehen, als wäre es berechtigt, in den Angelegenheiten Deutschlands nicht blos eine vermittelnde, sondern eine entscheidende Stimme zu haben, und als müßten die deutschen Fürsten sich gehorsam seiner Entscheidung unterwerfen. Wahrlich, Ludwig der Vierzehnte hat niemals stolzer und anmaßender Deutschland gegenüber gesprochen, als es Katharina von Rußland jetzt thut! *)

*) Die Note, welche Katharina von Rußland an Oesterreich richtete, war nicht eine Antwort auf den Brief der Kaiserin Maria Theresia, sondern war schon vor dem Eintreffen desselben von Petersburg abgegangen. Die Czarin

Und denken zu müssen, daß wir selber es sind, welche Rußland das Recht gegeben, so zu sprechen, daß wir selber das unglückliche Deutschland an die Kette gelegt, und es zu einem Vasallen von Rußland gemacht haben! O, erst nach langen Zeiten und nach schweren Erfahrungen wird man begreifen, welch' eine Last man Deutschland aufgelegt hat mit der russischen Protection und Vermittelung, und wenn die böse Sieben der Gesandten in Teschen jetzt die Angelegenheiten Deutschlands auf ihre Weise ordnet, so wird Oesterreich nicht blos Bayern verlieren, sondern Deutschland wird seine Freiheit und Unabhängigkeit verlieren an Rußland. Und Ihr meint, daß ich mich dem unterwerfen soll, daß ich, der deutsche Kaiser schweigen soll zu dieser Demüthigung, daß ich, der Mitregent von Oesterreich, den Frieden unterzeichnen soll, den sie wider meine Absicht und meinen Willen da zurecht machen wollen?

Ew. Majestät sind in dieser Sache nur der Mitregent, sagte Lacy traurig. Maria Theresia ist die regierende Kaiserin, in ihrer Hand allein lag die Entscheidung und sie hat entschieden!

Nun wohl denn, sie hat entschieden, rief Joseph heftig, aber auch ich habe entschieden. Entsinnen Sie sich, Lacy, was ich meinem Bruder sagte, als er zu mir hierher kam? Ich sagte ihm, daß, wenn die Kaiserin einen Frieden eingehen wolle, der nicht der Ehre und den Rechten Oesterreichs entspräche, ich nicht zu ihr nach Wien zurückkehren, sondern in irgend einer andern deutschen Stadt meine Residenz aufschlagen würde.

Ich entsinne mich dessen, Sire!

Und ich frage Sie Beide, halten Sie diesen Frieden, den wir

---

ermahnte darin die Kaiserin, die Verfassungen und Verträge Deutschlands heilig zu halten, und drohte, daß, wenn Oesterreich sich nicht entschlösse, nach aller Billigkeit und Menschlichkeit sich mit Preußen und den andern Mächten zu vergleichen, sie, die Kaiserin von Rußland, in ernsthafte Betrachtung werde ziehen müssen, was sie dem Interesse Deutschlands, dem Interesse der Prinzen, die ihre Freunde seien und ihre Unterstützung nachgesucht hätten, und vor Allem ihren Verpflichtungen gegen Alliirte schuldig sei. Siehe: Adam Wolf, Oesterreich und Maria Theresia. S. 569.

haben werden, für ehrenvoll? Glauben Sie, daß es sich mit der Ehre Oesterreichs, daß es sich mit meiner persönlichen Ehre verträgt, wenn die Diplomatie jetzt diesen Krieg entscheidet, in welchem unsere Schwerter nicht eine einzige entscheidende That wagen durften?

Feldmarschall Lacy antwortete nur mit einem Achselzucken und einem schweren Seufzer.

Feldmarschall Laudon murrte halblaut vor sich hin: c'est une chienne de guerre diplomatique. *)

Der Kaiser betrachtete mit glühenden Augen diese beiden hochherzigen tapfern Krieger, die jetzt so kleinlaut und niedergeschlagen ihm gegenüber standen.

Ich werde nicht nach Wien zurückkehren, sagte er dann entschlossen. Die Welt soll mindestens sehen, daß ich nicht Theil habe an dieser Demüthigung Oesterreichs, an diesem Unglück Deutschlands. Ich werde nicht nach Wien zurückkehren, sondern in Frankfurt oder Aachen meine Residenz aufschlagen. Mögen Sie jetzt entscheiden, meine Herren, ob Sie mir folgen, und mit der Armee mir die Treue bewahren wollen, oder ob Sie einsam mich fortziehen lassen wollen als einen Kaiser ohne Land, ohne Unterthanen und ohne Freunde?

Für einen Soldaten giebt es da keine Wahl, sagte Laudon traurig. Ich habe der Kaiserin Treue und Gehorsam geschworen! Bis zu ihrem Tode bin ich der Soldat der Kaiserin, und nur ihr darf ich gehorchen und dienstbar sein!

Der Feldmarschall hat Recht, sagte Lacy traurig, unsere Pflicht bindet uns an die Kaiserin, und der Soldat darf niemals zögern, seine Pflicht zu erfüllen. Aber auch Ew. Majestät sind Soldat, auch Sie haben der Kaiserin Treue geschworen, und Sie dürfen Ihren Fahneneid nicht brechen.

Aber ich habe auch Deutschland Treue geschworen, ich habe auch gegen Oesterreich heilige Pflichten zu erfüllen, rief Joseph heftig.

Aber Ew. Majestät, erwiderte Lacy, werden diese heiligen Pflichten gegen Oesterreich schlecht erfüllen, wenn Sie sich jetzt von der Kaiserin

---

*) Laudon's eigene Worte.

trennen, wenn Sie Ihrem Volk das traurige Beispiel einer Uneinigkeit zwischen Mutter und Sohn geben, wenn Sie den Feinden Ihres Oesterreichs gestatten, von dieser Uneinigkeit Vortheil zu ziehen, um von der Nachgiebigkeit der Kaiserin Concessionen zu erhalten, die Ew. Majestät durch Ihre Gegenwart zu verhindern im Stande wären. O Majestät, ich beschwöre Sie, geben Sie einen Vorsatz auf, der für Oesterreich ein Unglück wäre, haben Sie den Muth, sich selber zu überwinden, und über Ihr gedemüthigtes und empörtes Herz den Panzer strenger Pflichterfüllung zu legen. Das Schicksal hat Ihnen in diesem unseligen Kriege nicht gestatten wollen, sich als ein Held der That zu zeigen; seien Sie also ein Held des Leidens, und tragen Sie Ihren gerechten Schmerz mit einer großen starken Seele!

Ach Lacy, Sie wollen aus mir einen Märtyrer machen! seufzte der Kaiser mit einem traurigen Lächeln. Das Märtyrerthum ist eine gar traurige Berühmtheit, und man muß erst sich an tausend Wunden verblutet haben, um sie zu erlangen. Und Sie, Laudon? fragte der Kaiser, sich an den Feldmarschall wendend, der bisher schweigend und verdrießlich vor sich hingestarrt hatte. Nicht wahr, Sie begreifen meinen Zorn, und billigen meinen Plan? Denn ich weiß, auch Sie haben mit schwerem Herzen den Jammer dieses Krieges ertragen, ich weiß, auch Sie haben nur mit kummervollem Sinn sich dem Befehl der Kaiserin gefügt und die Gelegenheit unbenutzt gelassen, dem Feinde eine Schlacht zu liefern und sich neue Lorbeern zu pflücken. Ich weiß, daß Ihr tapferes und kühnes Herz nichts sehnlicher wünscht, als die Fortsetzung dieses Krieges, daß Sie meine Empörung und meinen Schmerz begreifen, und es daher auch billigen werden, wenn ich nicht heimkehren will nach Wien, nicht unterthänig und gehorsam mich diesen Friedensbedingungen fügen will, von denen ich im Voraus weiß, daß sie demüthigend und schmachvoll für Oesterreich sein werden.

Der greise Feldmarschall neigte ernst sein Haupt, und seine kleinen grauen Augen richteten sich mit einem düstern Feuer auf das bewegte Antlitz des Kaisers.

Ew. Majestät haben Recht, sagte er mit lauter, feierlicher Stimme, Oesterreichs Nachgiebigkeit in dieser Sache wird ihre herben Früchte

tragen; ich begreife daher den Unwillen vollkommen, mit dem Ew. Majestät dem bevorstehenden Frieden entgegensieht, und betrachte jedes rechtliche Mittel, solchen Friedensschluß zu verhindern, als ein Gebot der Staatsklugheit.

O, rief Joseph mit strahlenden Augen, Laudon giebt mir Recht, Laudon billigt meinen Entschluß, nicht nach Wien zu gehen! Das rechtfertigt mich vor meinen eigenen Augen, und giebt mir die Gewißheit, daß ich den kühnen Schritt wagen darf!

Ew. Majestät haben mich nicht zu Ende sprechen lassen, sagte Laudon ernst. Ich sagte, jedes rechtliche Mittel sei Ihnen erlaubt, den Friedensschluß zu hintertreiben. Aber das Mittel, welches der Zorn Eurer Majestät gerathen, ist kein rechtliches Mittel. Das Schauspiel eines Zwistes zwischen Mutter und Sohn ist in jeder Hinsicht ein beklagenswerthes und trauriges.

Aber habe ich nicht Recht in diesem Zwist, unterbrach ihn der Kaiser, bin ich es nicht, der gekränkt, gedemüthigt ist?

Laudon fuhr fort: Aber die Welt ist glücklicher Weise noch nicht so verderbt, daß sie in solchem Zwist dennoch nicht die Partei der Mutter gegen den Sohn nehmen sollte, selbst wenn das Recht auf seiner Seite stände. Und welchen Eindruck würde dieses Verfahren des kaiserlichen Sohnes auf das österreichische Volk machen, welches sich unter der patriarchalischen Regierung Maria Theresia's glücklich fühlt, und die Kaiserin liebt als ihrer Aller Mutter! Diese Liebe des Volks zu seiner Kaiserin hat in den Zeiten der Gefahr Wunder gewirkt, und selbst den Staat gerettet! Ew. Majestät ist von der Vorsehung erkoren, einst mit der österreichischen Monarchie auch diese Liebe der Unterthanen zu erben, und wollen und dürfen darum auf dieses Erbtheil nicht verzichten, oder in der Fremde einen Ersatz für die Liebe Ihrer Oesterreicher suchen. Ganz Oesterreich schaut jetzt auf Sie hin und hofft von Ihnen eine glückliche und segensreiche Zukunft. Aber wie wollen Ew. Majestät jetzt Ihren Völkern das Beispiel eines mit seiner erhabenen Mutter in Zwist lebenden Sohnes geben, und dann von ihnen die Erfüllung der kindlichen Pflichten erwarten, über welche Sie selber sich hinweggesetzt

haben? Wie wollen Sie dereinst gehorsame Unterthanen verlangen, wenn Sie selber kein gehorsamer Sohn und Unterthan sind?*)

Und als Laudon mit lauter zürnender Stimme so fragte, flammten seine Augen höher auf und richteten sich mit einem Ausdruck edlen Zornes auf das Antlitz des Kaisers. — Joseph schlug vor diesem kühnen Blick das Auge nieder und seufzte.

Hören Sie ihn, mein Kaiser, flehte Lacy, hören Sie die edle Stimme des alten Feldherrn, der oft für seine Kaiserin sein Blut vergossen hat!

Der Kaiser neigte sinnend sein Haupt und leises Aechzen, qualvolle Seufzer drangen aus seiner Brust hervor. Ich kann nicht nach Wien zurückkehren, murmelte er leise, ich kann nicht heucheln und meiner Mutter mit Liebe und Ergebenheit entgegentreten!

Ein tapferer Soldat muß jeden Feind überwinden können, Sire, auch den Feind in seiner eigenen Brust, sagte Laudon.

Ueberwinden Sie sich selber, Sire, und von den Schmerzen und Unannehmlichkeiten der Gegenwart wenden Sie Ihr Auge auf die glanzvolle und große Zukunft, die Ihrer harrt, sagte Lacy.

O mein Gott, wißt Ihr denn, was Ihr von mir fordert? rief Joseph außer sich. Ihr fordert von einem Sclaven, der das Joch von seinem Nacken streifen und frei sein könnte, daß er ohne Murren sein Joch weiter trage, und die Sclaverei freiwillig und aus eigener Wahl dulde. Ihr fordert von mir Unterwerfung und Gehorsam, während meine ganze Seele sich aufbäumt in Zorn und Empörung über die Schmach, die man mir aufbürdet.

Wir verlangen von dem zukünftigen Selbstherrscher, daß er ein guter Unterthan sei, rief Laudon streng.

Wir flehen zu dem großen und edlen Sinn unsers Kaisers, daß er um Oesterreichs willen seinen Stolz beuge, und ihm sein gekränktes Ehrgefühl zum Opfer bringe, bat Lacy.

Joseph schaute Beide mit traurigen Blicken an. Nun denn, sagte er matt, ich habe den Freund und den Soldaten gehört, jetzt

---

*) Laudon's eigene Worte. Siehe: Groß-Hoffinger I. S. 371.

will ich auch den Staatsmann noch hören. Ich hatte Kaunitz meinen Vorsatz mitgetheilt, und um seinen Rath gefragt. Seine Antwort ist heute angelangt, aber ich habe das Schreiben noch nicht geöffnet, weil ich von Ihnen Beiden erst eine Meinung hören wollte. Ihr seid Beide wider mich, und so soll Kaunitz denn jetzt die Entscheidung geben. Dort liegt der Brief. Ich bitte Sie, Lacy, öffnen Sie denselben und lesen Sie uns vor.

Lacy suchte das noch versiegelte Schreiben unter den Papieren hervor und öffnete es. Dann las er mit lauter Stimme das von des Fürsten eigener Hand geschriebene Billet, das so lautete:

„Ew. Majestät haben mich mit einem Schreiben beehrt, und begehren in demselben meinen Rath. Ich bemerke aber seit einiger Zeit, daß man meinen Vorschlägen seltener beipflichtet und also meinen Rath entbehren kann. Diese Betrachtung hatte in mir den Gedanken erweckt, meine Stelle niederzulegen und den Rest meiner Tage in Zurückgezogenheit den Freunden und den Wissenschaften zu leben. Der Entschluß Eurer Majestät, Ihre Residenz nach Frankfurt oder Aachen zu verlegen, bestimmt mich nun, meinen Vorsatz sogleich auszuführen. Denn unmöglich kann ich wünschen, daß man von mir einst sage, ich hätte während meiner Verwaltung nicht zu verhindern gewußt, was die Welt mit Staunen vernehmen, alle österreichischen Völker mit tiefem Kummer erfüllen und dem Staat höchst verderblich sein wird."

Eine Pause trat ein, als Lacy dies lakonische Schreiben zu Ende gelesen hatte. Mit traurigen, gespannten Mienen blickten die beiden Feldherren auf den Kaiser hin.

Er stand da mit über einander geschlagenen Armen, das Haupt rückwärts gelehnt, die großen blauen Augen mit einem Blick fragenden, vorwurfsvollen Schmerzes gen Himmel gerichtet, die zitternden Lippen fest auf einander gepreßt. Allmälig senkte sich sein Blick niederwärts, und die Augen, welche in den ziehenden Wolken des Himmels sein Schicksal gelesen zu haben schienen, wandten sich jetzt den beiden Feldherrn zu.

Ihr habt mich aufgefordert, ein guter Unterthan und ein guter

Soldat zu sein, sagte er langsam und mit bebender Stimme. Ich will es sein, ich will mir Eure Achtung verdienen, und ich will Oesterreich einen Staatsmann erhalten, der ihm in guten und schlimmen Tagen genutzt hat! Mein Geschäft ist hier zu Ende, ich kehre heut noch heim nach Wien!

Ein schönes Lächeln verklärte das harte, durchfurchte Antlitz Laudon's, und lebhaft mit dem Kopfe nickend, sagte er: Ich wußt' es wohl, daß mein Kaiser nicht anders handeln würde.

Lacy stieß einen Freudenruf aus und zu dem Kaiser hinstürzend, nahm er seine Hand und drückte sie voll unendlicher Zärtlichkeit an sein Herz.

Sire, ich habe Sie geliebt, so lange Sie leben, sagte er innig, von heute an aber gehört Ihnen nicht blos mein Herz, sondern auch meine Seele!

Liebt mich immerhin ein wenig, sagte Joseph tief aufathmend, die Liebe meiner Freunde muß mich entschädigen für vieles Leid. So sei es denn, wir reisen heute noch ab nach Wien. Und Lacy, fuhr er mit traurigem Lächeln fort, es ist doch nicht ganz so, wie ich es Euch geklagt, und nicht ohne einen Sieg gefeiert zu haben, kehre ich zu meiner Mutter zurück. Ich habe heute eine große Schlacht gewonnen, nur daß sie mir keine Lorbeeren eingetragen, und daß die Wunden, die ich bekommen, nicht auf der Stirn, sondern in meinem Herzen bluten! Auf denn nach Wien zu meiner Mutter, der regierenden Kaiserin!

XIV.

Mutter und Sohn.

Wien feierte heute einen doppelten Freudentag. Es war der zweiundsechszigste Geburtstag Maria Theresia's und zugleich der Tag der Friedensfeier. Denn der Krieg war nun wirklich beendet, und

der lange und ermattende Scheinkampf war nun endlich mit einem wirklichen und dauernden Frieden abgeschlossen. Drei Monate hatten die sieben Gesandten von Oesterreich, Preußen, Rußland, Frankreich, Bayern, Zweibrücken und Sachsen in Teschen unterhandelt und gestritten. Drei Monate lang hatte Joseph noch immer die Hoffnung genährt, diese Unterhandlungen scheitern und aus dem Friedenscongreß einen wirklichen Krieg aufblühen zu sehen. Aber diese Hoffnung war vergeblich gewesen, das Friedenswerk war zu Stande gekommen. Oesterreich mußte, Dank diesem Frieden, das ganze bayerische Erbtheil, mit Ausnahme des Innviertels, wieder an den Churfürsten Carl Theodor zurückgeben, und die mit demselben früher abgeschlossene Convention für nichtig und erloschen erklären.

Das war das Ende eines Krieges, der Preußen neunundzwanzig Millionen Thaler und durch Krankheit und Elend mehr Menschen gekostet hatte, als eine große Schlacht der Opfer fordert. Das war das Ende eines Krieges, der Oesterreich viel Niederlagen und Demüthigungen eingetragen, und auf viele Jahre hinaus seine böhmischen Provinzen, in denen die Preußen mit wilder Barbarei gehaust, zu Grunde gerichtet hatte.

Und dennoch freute sich ganz Wien der Kunde des in Teschen abgeschlossenen Waffenstillstandes, und dennoch nahm Maria Theresia mit strahlendem Angesicht die doppelten Glückwünsche an, mit denen man ihr zu ihrem Namenstag und zu dem Friedensschluß gratulirte. Die Gesandten aller europäischen Höfe waren heute in ihren Galla-Uniformen zur Kaiserburg gefahren, um der Kaiserin zu huldigen, und das Volk, welches sich zu vielen Tausenden vor dem Schloß aufgestellt hatte, empfing jeden der Gesandten mit lautem Freudengruß und brachte der Kaiserin, der „Friedensmutter“, jauchzende Vivats dar.

So oft Maria Theresia, welche im vollen kaiserlichen Ornat, mit der Krone auf dem Haupt, in dem großen Audienz-Saal die Cour der Gesandten und der hohen Aristokratie empfing, dieses Jubelrufen des Volks vernahm, verklärte sich ihr Gesicht und ein freudiger Glanz leuchtete in ihren Augen auf. Aber immer wieder senkte sich alsdann ein trüber Schatten auf ihre Stirn nieder, und

immer wieder wandten sich ihre Augen mit einem ängstlichen, erwartungsvollen Ausdruck der Thür zu.

Das machte, die Kaiserin vermißte an diesem ihrem Ehrentag an ihrer Seite den Kaiser, ihren Sohn. Seit drei Monaten war er heimgekehrt nach Wien, und nicht ein Wort der Verständigung, des Mißfallens oder der Uebereinstimmung war zwischen Mutter und Sohn gewechselt worden. Geflissentlich hatte der Kaiser es vermieden, mit Maria Theresia allein zu sein, niemals war er seit seiner Rückkehr im Staatsrath erschienen, und wenn man ihm Verfügungen und Dokumente zur Unterschrift vorgelegt, so hatte er sie, nachdem er gesehen, daß sie schon die Unterschrift der Kaiserin trugen, schweigend, ohne irgend eine Bemerkung, einen Widerspruch unterzeichnet.

Aber gerade diese stumme Nachgiebigkeit, dieses sanftmüthige Unterordnen des Kaisers beängstigte Maria Theresia. Sie hätte eine stürmische Scene dieser kalten, schweigenden Ruhe vorgezogen, sie hätte lieber von Joseph Vorwürfe hören mögen, als ihn sich so kalt, so ergeben und doch so unnahbar gegenüber zu sehen.

Ich muß diesem beängstigenden Zustand ein Ende machen, sagte Maria Theresia zu sich selber, ich muß Joseph zwingen, sich mit mir auszusprechen.

Und dieser neue Entschluß machte sie freudig und zuversichtlich, und verscheuchte die Schatten von ihrer hohen Stirn. Mit ungetheilter Aufmerksamkeit wandte sie sich jetzt wieder dem glänzenden Gesellschaftskreise zu, der sie umgab, und mit einem stolzen, selbstzufriedenen Lächeln nahm sie die Glückwünsche entgegen, welche die Gesandten aller europäischen Mächte ihr darbrachten. Selbst für den preußischen Gesandten hatte sie freundliche und zuvorkommende Worte, und von diesem sich ab- und dem neben ihm stehenden russischen Gesandten zuwendend, sagte sie mit lauter Stimme: Ich bin vor Freuden über diesen Frieden außer mir. Ich habe keine Vorliebe für den König von Preußen, aber ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, er hat edel gehandelt. Er hat mir versprochen, billige Bedingungen zu machen, und er hat Wort gehalten.*)

*) Historisch. Siehe: Groß-Hoffinger I. S. 411.

Aber nachdem die feierliche Gratulations-Cour beendigt war, und die Kaiserin wieder in ihre Privatgemächer zurückgekehrt war, sandte sie sofort einen ihrer Kammerherrn zu Joseph und ließ ihn um seinen Besuch bitten.

Wenige Minuten später öffnete sich die Thür und Kaiser Joseph trat ein.

Maria Theresia ging ihm mit einem freundlichen Lächeln entgegen, und ihm beide Hände darreichend, sagte sie zärtlich:

Ich dank' Dir, mein Sohn, daß Du meinem Ruf gefolgt bist. Mein mütterlich Herz hatte gar groß Verlangen, Dich zu sehen, und ich sehnte mich, Dich, meinen Kaiser und Mitregenten, an meiner Seite zu haben.

Sie hielt ihm noch immer ihre beiden Hände entgegen, aber Joseph schien das nicht zu sehen, denn er nahm sie nicht an, sondern verneigte sich tief und ehrfurchtsvoll.

Ich bin weder der Kaiser noch der Mitregent, sagte er, sondern nur Ew. Majestät gehorsamster Sohn und Unterthan, und als solcher habe ich schon heute früh meiner erhabenen Kaiserin und Mutter meine Glückwünsche zu ihrem heutigen schönen Ehrentag dargebracht.

Was versteht mein Sohn darunter? fragte die Kaiserin hastig. Nennt er meinen Geburtstag einen Ehrentag, oder die Friedensfeier, die wir heute begehen?

Den Geburtstag meiner Kaiserin nenne ich für mich am liebsten einen Freudentag, sagte Joseph ausweichend.

Also die Friedensfeier nennst Du einen Ehrentag? fragte Maria Theresia dringend.

Nun, er muß es doch wohl sein, sagte Joseph mit leisem Hohn. Haben wir uns nicht mit den andern Mächten eine Menge Complimente gesagt, und in Wien um des Teschner Friedens willen neunundneunzigtausend Te Deum gesungen und geschossen?*)

Du bist jedoch mit diesem Frieden nicht einverstanden, mein

---

*) Des Kaisers eigene Worte.

Sohn? fragte die Kaiserin, welche es durchaus zu einer Erklärung und Verständigung bringen wollte.

Ich habe indeß, um Ew. Majestät nicht zu betrüben, den Frieden genehmigt und die Garantie darüber geleistet, sagte Joseph ernst und kalt.

Aber Du thatest es mit widerstrebendem Herzen, nicht wahr, und indem Du es thatest, zürntest Du mit mir, und nanntest Deine Mutter eine alte, verzagte Frau, welche zittere vor dem Kriege und feig der Entscheidung durch das Schwert ausweichen wollte? Ist es nicht so?

Indem ich diesen Frieden unterzeichnete, dachte ich an meinen Ahnherrn, Carl den Fünften, und wage es, mein Betragen mit dem seinen zu vergleichen. Er mußte nach einem widrigen Feldzug in Afrika endlich mit seiner Flotte nach Spanien zurückkehren, — er stieg zwar auch zu Schiff, war aber der letzte, der es that. So war auch ich der letzte, der den Friedenstractat unterzeichnete. *)

Und weiter hast Du mir über diese Angelegenheit nichts zu sagen? Du bist also einverstanden mit diesem Frieden?

Es geziemt einem Unterthan und Sohn nicht, sich aufzulehnen gegen die Beschlüsse seiner Kaiserin und Mutter.

Aber Du bist nicht blos der Unterthan und Sohn, Du bist der Kaiser und der Mitregent.

Nein, Majestät, ich bin wie einer der venezianischen Generäle, der im Kriege die Landarmee commandirt und dazu die Bestallung der Republik erhält, — wenn die Feldzüge vorbei sind, so bekommt er eine Pension und hat sich um nichts weiter zu kümmern. **)

O, mein Sohn, dies sind sehr harte und bittere Worte, rief die Kaiserin schmerzlich. Ich sehe es wohl, Dein Herz hat sich von mir gewendet und Du zürnst mir, weil ich einen sichern und versöhnenden Frieden einem zweifelhaften Krieg vorgezogen.

---

*) Des Kaisers eigene Worte.

**) Desgl.

Ich wage es nicht, Ew. Majestät zu zürnen, und wenn dieser Friede wirklich so versöhnend und sicher ist, so wünsche ich Ew. Majestät Glück dazu!

Maria Theresia seufzte tief auf. Ich sehe es wohl, sagte sie traurig, Du weichst mir aus, Du willst mir nicht Rede stehen und mich nicht in Dein Herz sehen lassen.

Des Kaisers Antlitz überflog ein trauriges Lächeln. O Majestät, ich habe kein Herz mehr, sagte er achselzuckend, in meiner Brust ist nur ein großes Grab, und darin sind alle meine persönlichen Hoffnungen begraben!

Ich denke nicht, daß es dem zukünftigen Kaiser von Oesterreich ziemt, so gar hoffnungslos und verzagt zu sein! rief die Kaiserin.

Ich sprach auch nicht von dem Kaiser, Majestät, sondern nur von dem armen Joseph von Habsburg und dessen persönlichen Wünschen. Was den zukünftigen Kaiser anbetrifft, so hat der noch gar viele Wünsche und Hoffnungen. Zuerst die Hoffnung, daß die Zeit seiner Herrschaft noch fern sein und Ew. Majestät Oesterreich noch lange erhalten bleiben möge! Dann den Wunsch, Oesterreich zu nützen. Da wir Frieden haben, und ich als General pensionirt bin, so biete ich mich, um nützlich zu sein, Ew. Majestät als Diplomat an. Das ist auch ein ganz ehrenvolles Amt, und man kann mit der Feder und der Zunge ebenso gut und vielleicht noch besser Krieg führen, als mit dem Schwert. Ich bitte Ew. Majestät, mich zu Ihrem Gesandten bei einer auswärtigen Macht anzunehmen.

Ah, Du willst uns schon wieder verlassen und auf Reisen gehen? rief Maria Theresia schmerzlich.

Ich bitte Ew. Majestät um Ihre Einwilligung zu einer langen Reise. —

Aber mein Sohn vergißt, daß er hier in Wien nothwendig ist, daß ich seines Raths, seines Beistandes bedarf, daß der Kaiser und der Mitregent —

Majestät, unterbrach sie Joseph rasch, an Ihnen allein ist es zu regieren, an mir zu gehorchen, und ich weiß sehr wohl, daß das Wort Mitregent, das hinter meinem Namen steht, nur ein leerer

Titel ist, den mir die Gnade Ew. Majestät bewilligt hat. Ich bin hier in Wien durchaus nicht nothwendig, aber ich kann anderswo Ew. Majestät nützlich sein, und ich bitte deshalb um Urlaub.

Und wohin gedenkst Du zu gehen, mein Sohn?

Ich bitte Ew. Majestät um Urlaub zu einer Reise nach Rußland, zur Kaiserin Katharina!

Zur Kaiserin Katharina? rief Maria Theresia, indem sie fast entsetzt einen Schritt zurücktrat. Du willst zu dieser Frau gehen? —

Ich will zu dieser Frau gehen, unterbrach sie Joseph, in derselben Eigenschaft, wie Baron Thugut zu dem König von Preußen ging, als der Gesandte Eurer Majestät, nur daß ich es nicht heimlich und hinterrücks thue, sondern Ew. Majestät erst davon benachrichtige!

Und was beabsichtigt der Kaiser mit dieser Reise nach Rußland? fragte Maria Theresia, die sich den Anschein gab, die Anspielung des Kaisers nicht verstanden zu haben.

Ich beabsichtige, uns die Freundschaft der Kaiserin von Rußland zu gewinnen.

Die Freundschaft dieser schlimmen und lasterhaften Frau! rief Maria Theresia erglühend. Das ist ein Besitz, den ich nicht begehre!

Und doch waren es Ew. Majestät, welche sich zuerst an die Kaiserin von Rußland wandten und ihr das Recht gaben, sich zu einer Schiedsrichterin in unsern und in Deutschlands Angelegenheiten aufzuwerfen. Ew. Majestät haben den bösen Feind citirt, und da er gekommen ist, müssen wir nun suchen, ihn zu beschwören und ihn uns zum Freunde zu machen, daß er uns nicht schade! Wenn Rußland einmal mitsprechen und regieren soll in Deutschland, so ist es besser, es steht uns zur Seite, als daß wir es uns gegenüber auf Preußens Seite sehen.

Aber Rußland ist seit lange Preußens Bundesgenosse, rief die Kaiserin sinnend.

Es kommt also darauf an, ihm diesen Bundesgenossen zu entziehen. Es ist eine Fortsetzung des Zwetschkenrummels, und vielleicht gewinnen wir wenigstens auf dem diplomatischen Felde Preußen eine Schlacht ab und entziehen ihm einen Bundesgenossen. Das zu

versuchen ist meine Absicht. Ich wiederhole also meine Bitte: erlauben mir Ew. Majestät, eine Reise nach Rußland zu machen!

Die Kaiserin sah ihn mit einem langen, zärtlichen Blick an. Es ist also Dein Wunsch, mein Sohn, diese Reise zu unternehmen?

Ja, Majestät, es ist mein Wunsch.

Weil es so ist, gebe ich meine Einwilligung, nicht weil ich mit dem Plan und Zweck dieser Reise übereinstimme, sagte Maria Theresia lebhaft. Ich wünschte aber meinem Sohn zu beweisen, wie gern ich ihm gefällig sein und ihm jeden Wunsch befriedigen möchte.

Der Kaiser verneigte sich, ohne ein Wort zu erwidern.

Maria Theresia seufzte und ein schmerzlicher Ausdruck zuckte über ihr Antlitz hin.

Wann gedenkst Du diese Reise anzutreten?

Sobald als irgend möglich, denn wenn mich nicht Alles täuscht, ist es gerade jetzt der richtige Zeitpunkt, um Preußen den vielgeliebten Bundesgenossen zu entreißen und ihn zu uns herüberzuziehen!

Ich werde also bald wieder meinen geliebten Sohn und Kaiser entbehren müssen? fragte die Kaiserin zärtlich. Und ich fürchte fast, mein Sohn scheidet ohne Bedauern von mir, und wird auf dieser großen Reise wenig seiner Mutter gedenken, deren zärtlichste Wünsche ihn überall hinbegleiten!

Ich werde auf dieser Reise stets meiner Kaiserin gedenken und mich erinnern, daß ich eine Mission zu erfüllen und meiner Kaiserin einen Bundesgenossen zu erwerben trachte. Aber ich habe zu dieser Reise noch viele Anordnungen zu treffen, viel vorzubereiten, und vor allen Dingen muß ich sogleich den Fürsten Kaunitz benachrichtigen, daß Ew. Majestät mir Ihre Einwilligung gegeben haben. Ich bitte also Ew. Majestät, mich gnädigst entlassen zu wollen.

Es sei, wie der Kaiser es wünscht, sagte Maria Theresia, mühsam ihre schmerzliche Aufregung bezwingend.

Joseph verneigte sich tief, und ohne ein Wort, einen Blick wandte er sich um und schritt der Thür zu. Die Kaiserin blickte ihm athemlos, mit hochwallendem Busen, mit zitternden Lippen nach. Ein Gefühl unaussprechlichen Schmerzes überkam sie, und nicht mehr

im Stande, ihr Herz zu bezwingen, rief sie mit lauter, zärtlich flehender Stimme: o, mein Sohn, mein Joseph!*)

Der Kaiser, welcher schon die Thür geöffnet hatte, wandte sich um. Er sah die Kaiserin, welche da stand mit von Thränen überströmtem Antlitz, die Arme ihm entgegenbreitend.

Aber Joseph eilte nicht vorwärts, sich in diese Arme zu stürzen. Er machte eine tiefe, ceremoniöse Verbeugung und sagte laut: Ich empfehle mich meiner gnädigen Kaiserin!

Dann schritt er rasch vorwärts in den Vorsaal hin und drückte die Thür hinter sich zu.

Maria Theresia stieß einen tiefen Schmerzensschrei aus und ihre Arme sanken nieder. O, o, ich bin eine arme, beklagenswerthe Mutter, ächzte sie. Mein Sohn liebt mich nicht mehr! Ich habe sein Herz verloren!

---

*) Seit dem Teschener Frieden war das Verhältniß zwischen Maria Theresia und Joseph ein durchaus kaltes und gezwungenes, und die Kaiserin beklagte sich oft laut und öffentlich darüber. So sagte sie zu dem spanischen Gesandten: „Die Könige von Spanien und Neapel sind von Kindern umgeben, welche ihre Aeltern lieben, ehren und alle guten Eigenschaften besitzen, die man von Söhnen verlangen kann. Ich habe nicht dies Glück. Beklagen Sie mich, Herr Gesandter, beklagen Sie mich!" — Diese letzten Worte wiederholte die Kaiserin mehrere Male mit dem Ausdruck des größten Schmerzes. — Bald darauf nahm der spanische Botschafter Gelegenheit, um gleichsam zufällig über die Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern zu reden. Da unterbrach ihn Joseph und sagte, sichtbar gereizt: „Wenn Aeltern kein Vertrauen zu ihren Kindern haben, so sind ihnen diese auch keines schuldig." — Siehe: von Raumer, Beiträge zur neuern Geschichte. Bd. V. S. 479.

Zweites Buch.

In Russland.

I.

Fürst Potemkin.

Fürst Potemkin hatte sich so eben erst von seinem Lager erhoben, und begab sich langsamen, schweren Schrittes in sein Cabinet. Zwei Pagen in goldstrotzenden Anzügen flogen vor ihm her, und rissen, tief bis zur Erde sich neigend, vor ihm die Thüren auf, zwei andere Pagen gingen hinter ihm, und trugen die lange Schleppe des sammetnen, mit Gold und Juwelen besetzten Schlafrocks, der langhin wallte hinter der hohen colossalen Gestalt des Fürsten. Hinter den Pagen folgten vier Kammerdiener des Fürsten, sein Dejeuner und seine türkische Tabakspfeife tragend.

Potemkin betrat sein Cabinet. Schweigend und mit düsterm Gesicht ließ er sich auf die mit den schönsten Cashemir-Shawls bedeckte Ottomane niedergleiten, und nahm aus den Händen der vor ihm knieenden Pagen die Tasse Chocolade entgegen, die sie auf goldenem mit Perlen besetzten Teller ihm darreichten. Dann aber, als dünke ihn diese Arbeit zu schwer, ließ er die Tasse wieder sinken, und sein Haupt rückwärts lehnend an die Kissen, sagte er müde: eingießen!

Sofort erhob sich einer der Pagen, und da der Fürst geruhte, den Mund zu öffnen, näherte er die spitz auslaufende, wie eine pompejanische Lampe gestaltete Tasse, dem Munde des Fürsten, und ließ langsam die Chocolade in den Mund des Fürsten träufeln. Die Pagen und Kammerdiener und die sechs Officiere des Fürsten, welche

in seinem Cabinet sein Kommen erwartet hatten, standen, während der Fürst sein Frühstück einsog, in steifer, militairischer Haltung ehrerbietig und schweigsam da, die Blicke mit einem Ausdruck unaussprechlicher Ehrfurcht auf den Fürsten, den allmächtigen Günstling der allmächtigen Czarin, gerichtet.

Potemkin indeß würdigte sie Alle keines Blickes. Nachdem er seine Chocolade geschlürft und dem Pagen erlaubt hatte, ihm mit dem gestickten Nesseltuch den Mund zu trocknen, öffnete er abermals seine Lippen. Sofort näherte sich ihm der Kammerdiener, welcher den Dienst der Pfeife zu versehen hatte, mit der türkischen Pfeife, und das goldene, wundervoll verzierte Gefäß auf den türkischen Teppich, der den Fußboden bedeckte, niedersetzend, schob er die Bernsteinspitze des langen Schlauches zwischen die halbgeöffneten Lippen des Fürsten.

Wieder trat eine tiefe Stille ein, wieder blickten die Pagen, Kammerdiener und Officiere in schweigender Ehrfurcht auf Potemkin hin, der jetzt große Rauchwolken aus seiner Pfeife zog, und mit trüben, gelangweilten Blicken ihren bläulichen Wirbeln folgte.

Was ist die Uhr? fragte endlich Potemkin mit schwerer Zunge.

Zwölf Uhr Mittag, beeilte sich einer der Officiere zu sagen.

Viel Leute im Vorsaal? fragte Potemkin.

Sämmtliche Minister, die ganze Generalität, der ganze hohe Adel, und eine ungeheure Zahl von Bittstellern und Supplicanten haben sich heut' wie immer zum Lever Seiner Durchlaucht eingefunden.

Wie lange sind sie schon im Vorzimmer?

Seit drei Stunden erwarten sie den glücklichen Augenblick, wo es ihnen vergönnt sein wird, Ew. Durchlaucht zu sehen!

Der Fürst rauchte ruhig weiter, ohne sich durch den Gedanken an die im Vorsaal seit drei Stunden wartende Hofgesellschaft stören zu lassen.

Erst, nachdem seine Pfeife ausgeraucht war, erwachte er aus seinem sinnenden, trüben Schweigen und erhob sich langsam von der Ottomane.

Zwei seiner Kammerdiener eilten herbei, jeder mit fragendem

Blick dem Fürsten eine goldgestickte reich verzierte Uniform, deren jede indeß von anderer Farbe, anderem Schnitt und anderer Stickerei war, darreichend, um zu wissen, ob Se. Durchlaucht heute geruhen wollten, die Feldmarschalls-Uniform, die Großkammerherrn-Uniform, oder den goldgestickten, wundervoll mit Pelz verbrämten Rock eines russischen Fürsten anzulegen.

Potemkin stieß sie Beide mit einer stummen Handbewegung fort, und schritt vorwärts. Sein braunes Haar, das lang und dicht war wie die Mähne eines Löwen, hing unordentlich und struppig um sein schönes Antlitz nieder, hier und dort noch die Spuren der Daunenbetten tragend, aus deren weichen Pfühlen Potemkin sich erst erhoben hatte; der vorn geöffnete Schlafrock ließ ziemlich unverhohlen die nachlässige Unterkleidung sehen, die mit Gold und Perlen gestickten Pantoffeln bedeckten seine Füße, deren nicht ganz saubere Strümpfe schlotternd niederhingen und einen Theil seiner kräftigen Waden sehen ließen.

In diesem harmlosen und kostbaren Negligé näherte sich der Fürst der Thür des Vorsaals. Sofort öffneten die dienstthuenden Officiere diese Thür und riefen mit lauter Stimme: Se. Durchlaucht der Fürst!

Dieser Name schien auf einmal wie ein Sonnenblick die vom dreistündigen Warten ermüdeten Gesichter der Hunderte, die da im Vorsaal warteten, zu erhellen, und Generäle und Minister, Greise und Jünglinge, die höchsten Würdenträger, die Fürsten aus altadeligem Geschlecht, und die Herzöge und Fürsten, welche die allmächtige Laune der Czarin vielleicht erst gestern geschaffen, neigten sich gleich demuthsvoll vor der hohen, stolzen Gestalt des Mannes, der allmächtiger noch war, als die Kaiserin, weil er keinem Willen sich beugte, während sie vor Einem Willen doch sich beugte, vor dem Willen Potemkin's!

Potemkin ging schweigend und stolz durch die Reihen seines Hofes dahin, hier und dort mit nachlässigem Kopfneigen irgend einen General, einen einflußreichen Minister grüßend, und stolz an Andern vorüberschreitend, die mit sehnsuchtsvoll flehenden Blicken ihn anschauten und jeder seiner Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit

und der glühenden Hoffnung folgten, endlich doch noch von ihm bemerkt zu werden.

Aber Potemkin schien heute wenig geneigt, irgend Jemand zu bemerken, und auf irgend ein Gespräch sich einzulassen. Er nahm die Huldigung des Hofes wie eine schwere Regierungssorge hin, der er sich unterwerfen müsse, und näherte sich bald wieder der Thür seines Cabinets.

Ist der Juwelier da, den ich herbestellen ließ? fragte er den Officier an der Thür, und als dieser bejahete, sagte Potemkin: Soll zu mir kommen; dann der Polizeiminister!

Er trat wieder in sein Cabinet ein, und während er seinen Kammerdienern erlaubte, ihn anzukleiden, trat der Juwelier Artankopf in das Cabinet. Bleich, mit verstörten Mienen blieb der Mann an der Thür stehen, die Anrede des Fürsten erwartend, der eben seine langen Mähnen der nothwendigen Procedur des Kämmens unterziehen ließ, und dabei auf einem Lehnstuhl sitzend wie ein Jongleur kleine goldene Bälle auf und nieder warf.

Gut, Artankopf, daß Du da bist, sagte Potemkin lächelnd. Ich habe eine Bestellung für Dich.

Der Juwelier neigte sich bis zur Erde nieder und murmelte einige unverständliche Worte, auf die Potemkin indeß nicht achtete.

Ich sah da gestern in Deinem Laden einen sehr schönen Tafelaufsatz von Gold mit allerliebsten Statuetten.

Er ist eine bestellte Arbeit, beeilte der Juwelier sich zu sagen.

Ach, bestellt, sagte Potemkin lächelnd, ich kann ihn also nicht kaufen?

Unmöglich, Durchlaucht!

Ich bestelle also bei Dir zwei eben solche Tafelaufsätze, hörst Du, von derselben Arbeit, und besonders von demselben Gewicht. Wie viel Goldwerth hat der Aufsatz?

Sechszigtausend Rubel, Durchlaucht!

Die Augen Potemkin's leuchteten höher auf. Eine hübsche Summe, sagte er. Also, hörst Du, zwei solcher Tafelaufsätze sollst Du für

mich arbeiten! Ich bestelle sie bei Dir! Sie müssen in acht Tagen fertig und hier abgeliefert sein.

Und die Bezahlung? wagte der Juwelier zu fragen. Wann wollen Ew. Durchlaucht die Gnade haben zu zahlen?

Ich will Dich gleich in dieser Minute bezahlen, sagte Potemkin lächelnd. Ich ernenne Dich zum ersten Hofjuwelier der Kaiserin, unserer allergnädigsten Herrin.

Der Juwelier schien indeß wenig entzückt über diese große Gunst, sondern blickte den Fürsten mit verzweiflungsvoller Angst an.

Ich beschwöre Ew. Durchlaucht, sagte er mit zitternder Stimme, wollen Sie die Gnade haben, keinen Scherz mit mir zu treiben. Ich bin Familienvater, und wenn ich diese ungeheure und wahrhaft fürstliche Bestellung, welche Ew. Durchlaucht bei mir zu befehlen die Gnade haben, ausführen soll, so muß ich sogleich auf Bezahlung rechnen dürfen, wenn ich nicht ruinirt werden soll.

Du wirst meine Bestellung ausführen, oder Du wirst jedenfalls ruinirt werden, sagte Potemkin lächelnd, indem er seine goldenen Bälle weiter tanzen ließ. Wenn Du sie nicht ausführst, wirst Du in acht Tagen eine Reise nach Sibirien antreten, um einige Jahre zu prüfen, ob die Goldschmiedearbeit oder der Zobelfang eine amüsantere Beschäftigung ist.

Ich werde die Bestellung ausführen, sagte der Juwelier seufzend. Aber wann werden Ew. Durchlaucht die Gnade haben, mich zu bezahlen?

Bezahlen? sagte Potemkin lachend. Zum Teufel, ich habe Dich bezahlt, Du bist Hofjuwelier, das ist eine mehr als genügende Bezahlung! Geh! Und denk' ein wenig an Sibirien! Geh!

Mit einer stolzen Handbewegung entließ Potemkin den Juwelier, der bleich, mit Thränen in den Augen, kaum im Stande sich aufrecht zu halten, hinaus schwankte.

Potemkin blickte ihm lächelnd nach, und seine vorher so matten und schlaffen Züge hatten jetzt einen lebhaften, glänzenden Ausdruck. Einhundertzwanzigtausend Rubel Goldwerth, murmelte er vor sich hin, während er die Feldmarschalls-Uniform anlegte. Ich lasse das

Zeug einschmelzen und in Münzen umprägen. Zahlbare Münze ist immer besser, als goldene Tafelaufsätze!

In diesem Moment öffnete sich wieder die Thür und der Polizeiminister Narischkin trat ein.

Hinaus, Ihr Alle! rief Potemkin laut, und sofort stürzten die Pagen, die Kammerdiener, die Officiere den Thüren zu und verschwanden hinter den schweren goldflimmernden Portièren.

Jetzt, mein Herr Polizeiminister, lassen Sie Ihren Bericht hören, sagte Potemkin, indem er sich vor seinem Toilettenspiegel niederließ, und sich damit beschäftigte, seine blendend weißen Zähne mit einem feinen Leinentuch abzureiben und seine langen Nägel mit der goldenen Scheere zu kürzen.

Der Polizeiminister Narischkin blieb vor dem Fürsten in ehrfurchtsvoller gebeugter Haltung stehen, und begann mit halblauter Stimme seinen Bericht über alles das, was sich seit den letzten zwei Tagen in Petersburg begeben hatte.

Potemkin hörte ihm mit gelangweilten Mienen zu, oft mit seinem lauten Gähnen die Worte des Ministers übertönend, und ganz und gar, wie es schien, mit den Angelegenheiten seiner Toilette beschäftigt.

Sie sind und bleiben ein alter Narr, unterbrach er dann auf einmal den Polizeiminister mitten in seinem Bericht. Erzählen mir da, wie viel Diebstähle, wie viel Banquerotte und kleine unschuldige Scandale in unserer guten Stadt Petersburg vorgekommen sind. Was gehen mich diese Dinge an, sie sind langweilig, wenn es sich nicht um irgend eine schöne Mordthat, oder einige pikante Scandalosa aus der Hofgesellschaft handelt. Wenn ich Sie herrufen ließ, um mir Bericht zu erstatten, so mußten Sie errathen können, worüber ich Bericht haben will.

Ew. Durchlaucht befehlen also ohne Zweifel, daß ich Bericht erstatte über den Kaiser Joseph, der sich seit zwei Tagen hier in Petersburg befindet?

Sie sind wirklich nicht ganz so dumm, als Sie aussehen, denn Sie haben's errathen! Erzählen sie mir von dem Kaiser! Was thut er, was treibt er?

Und indem der Fürst so fragte, lehnte er sich in seinen Fauteuil, und starrte mit seinen großen schwarzen Augen den Minister an.

Er setzt das Leben fort, wie er es in Moskau geführt hat, sagte Narischkin achselzuckend. Er scheint wirklich ganz sein Kaiserthum in der Burg zu Wien zurückgelassen zu haben, und als einfacher Graf von Falkenstein hierher gekommen zu sein.

Freilich ist er hierher gekommen als sein eigener Gesandter, rief Potemkin lachend, aber der deutsche Kaiser Joseph hätte sich in der That keinen schlechteren Gesandten wählen können, als den Grafen von Falkenstein*). Wie arm und elend muß doch dieses Deutschland sein, wenn sein Kaiser nicht mehr Luxus machen kann, als ein einfacher russischer Gutsbesitzer!

Er ist, nachdem er hier in Petersburg angelangt war, zu Fuß, nur begleitet von einem Bedienten, der ihm den Mantelsack trug, durch die Stadt gegangen, und dann, in einem Gasthof einkehrend, hat er sich dort einfach zwei Zimmer geben lassen.

Ja, ich weiß, rief Potemkin, er hat die Passion, lieber im Gasthof, als in einem Schloß zu wohnen, und diese Passion ist leicht zu erklären. Wenn er als Gast der Kaiserin in einem ihrer Schlösser wohnte, würde es der Anstand erfordern, daß er kaiserliche Geschenke machte und glänzende Douceurs gäbe. Das will er vermeiden, der kleine Graf von Falkenstein. Hat deshalb auch, als ihn unsere erhabene Kaiserin nach Sarskoe-Selo einlud, nur unter der Bedingung angenommen, daß er dort in einem Gasthof logiren kann. Unsere große Czarin hat ihm das versprochen, und weil kein Gasthof da ist, muß der kaiserliche Gärtner jetzt sein Haus zum Gasthof einrichten und ein Schild vor seiner Thür aushängen. Der Kaiser wird nichts ahnen und glauben im Gasthofe zu logiren. So wird Rußlands Kaiserin im Großen wie im Kleinen dem guten Kaiser von Oesterreich Nasen drehen und ihn nach ihrer Pfeife tanzen lassen. Weiter, weiter, Närischkin. Erzähl' mir von dem Grafen Falkenstein. Er

---

*) Potemkin's eigene Worte. Siehe: Kaiser Joseph II. Von keinem Reichsbiographen.

hat sich, wie er mir selbst sagte, in diesen Tagen unsere Kunstschätze und Sammlungen angeschaut, und Du hast ihn, wie's einem guten Polizeimann geziemt, überall beobachtet. Nun, war er ganz geblendet von unserm Glanz?

Der Graf von Falkenstein hat, wie es scheint, viel Selbstbeherrschung, Durchlaucht, und läßt sich nicht blenden. Er sieht Alles mit still beobachtenden Blicken an, und selbst die überraschendsten Huldigungen scheinen ihm durchaus nur natürlich.

Habt Ihr ihm denn so viel überraschende Huldigungen bereitet? fragte Potemkin düster.

Ihre Majestät hat es befohlen, und hat selbst einige sinnreiche Schmeicheleien, mit denen man ihn überraschen sollte, erfunden.

Ja, ja, sie scheint diesem kleinen Kaiser sehr geneigt, murrte Potemkin. Schwärmt mit ihm von großen Plänen, die ich in ihrem Kopf entstehen ließ, und vergißt — Ach, ach, was sind's für Huldigungen, die Ihr dem Grafen von Falkenstein auf Befehl der Kaiserin dargebracht?

Vorgestern, Durchlaucht, besuchte der Kaiser die Akademie der Wissenschaften, man überreichte ihm einen Atlas mit Landkarten, und als er ihn aufschlug, fand er darin unter Anderm eine Karte, auf welcher seine eigene Reise, wie er sie von Wien nach Mohilew, Moskau und Petersburg gemacht, der ganzen Länge nach und mit verschiedenen durch Zeichnungen hervorgehobenen Einzelnheiten dargestellt und gestochen war.*)

Nicht übel, sagte Potemkin mit einem spöttischen Lächeln, doch leider nicht ganz neu, denn in Paris ist dem kleinen Grafen Falkenstein schon Aehnliches geschehen. Weiter, Narischkin!

Von dort begab sich der Kaiser in die Akademie der Künste, und da legte ihm der Präsident eine Mappe mit Kupferstichen vor, unter denen ihm wieder sein eigenes, meisterhaft ausgeführtes Portrait entgegenschaute, mit der Unterschrift: multorum providus urbes et mores hominum inspexit.

---

*) Theodor Mundt: „Der Kampf um das schwarze Meer." S. 141.

Wer hat diese Unterschrift angegeben? fragte Potemkin rasch.

Ihro Majestät die Kaiserin selber, erwiederte der Polizeiminister, sich bei dem Namen der Kaiserin tief verneigend.

Das ist in der That eine erhabene Schmeichelei, rief Potemkin, und ich wette, der kleine Kaiser war ganz berauscht davon!

Es scheint, Durchlaucht, daß er eine gute Portion dieser Götterspeise der Schmeichelei vertragen kann, der Kaiser blieb ganz gelassen dabei, und das ruhige, halb spöttische Lächeln, das immer seine Lippen umspielt, verließ ihn auch dabei nicht einen Moment. Mit diesem halben Lächeln betrachtete der Kaiser gestern auch unsere kaiserliche Münze, wo die ungeheure Menge von Silberbarren, die er dort fand, ihn nur zu der Frage veranlaßte: ob immer so viel Silber in der Münze vorhanden sei?*)

Potemkin lachte laut auf. Das ist eine schlaue Frage, sagte er, der kleine Falkenstein beweist damit, daß er uns ein wenig hinter die Coulissen geschaut hat, und ganz wohl begreift, daß wir überall zu seinem Empfang unsern besten Festtagsputz angelegt haben, den wir wieder in die Truhe packen, wenn er fort ist.

Ja, es scheint wirklich, als ob der Kaiser von Oesterreich nicht an den enormen Reichthum Rußlands glaubt, seufzte der Minister, denn obwohl er die ungeheuren Silberbarren in der Münze gesehen hatte, fragte er doch nachher auf der kaiserlichen Bank mit seinem fürchterlichen Lächeln: ob die Bank auch wohl im Stande sein würde, all ihr ausgegebenes Papiergeld gegen baares Geld einzutauschen?

Und man bejahte es ihm?

Man bejahte es ihm natürlich, Durchlaucht.

Das war ein Meisterwerk der Effronterie, rief Potemkin lachend. Aber diese Antwort gefällt mir, und ich werde die Herren Bankdirektoren beim Wort nehmen, und ich werde sie noch heute prüfen. Gehen Sie hin, Narischkin, sagen Sie, man solle mir sofort hunderttausend Rubel senden. Ich bedarf das Geld zu einem Feste, das ich meiner angebeteten Kaiserin geben will. Man solle mir das

---

*) Theodor Mundt: „Der Kampf um das schwarze Meer." S. 143.

Geld in einer Stunde senden, aber baar! Gehen Sie, eilen Sie, Narischkin!

Ich eile, Durchlaucht, nur bitte ich um die Gnade, mir die kaiserliche Ordre einzuhändigen, denn Ew. Durchlaucht wissen wohl, die Bank darf keine Gelder auszahlen, ohne einen Befehl der Kaiserin und ohne ihre Unterschrift.

Ach, ich möchte doch sehen, ob diese Herren es wagen werden, meine Handschrift zurückzuweisen, rief Potemkin mit blitzenden Augen. Er sprang auf und zu seinem Schreibtisch tretend, warf er rasch einige Worte auf ein Blatt Papier.

Da steht die Forderung mit meiner Unterschrift, sagte er, dem Minister das Papier darreichend. Trag' es den Herren Bankdirectoren hin, und sag' ihnen, daß ich dieses Geld noch heute haben will. Wenn sie nach der Unterschrift der Kaiserin fragen, so sag', daß ich ihnen dieselbe morgen senden werde, aber das Geld bedarf ich noch heute! Geh!

Narischkin verbeugte sich vor dem Fürsten so tief, wie er es nicht vor dem Großfürsten Paul, dem Sohn und Nachfolger der Kaiserin, gethan haben würde, und verließ dann auf den Spitzen seiner Zehen das Gemach des allmächtigen Günstlings.

II.

Der preußische und der österreichische Gesandte.

Fürst Potemkin blickte dem Polizeiminister mit düstern Blicken nach, und da er sich jetzt allein und unbeachtet fühlte, sank er wieder auf den Fauteuil nieder, es verschwand der stolze Ausdruck von seinem Antlitz und finstere Wolken lagerten sich auf seiner Stirn.

Es geht etwas hier vor, murmelte er in sich hinein, eine Intrigue ist im Werk, und meine Feinde hoffen mich zu stürzen. Ich sah das

gestern an den freudeleuchtenden Augen Panins. Oh, dieser Panin ist mein Feind, und ich hasse ihn fast so sehr wie ich den Alexis Orloff hasse. Ich weiß, daß sie auf mein Verderben sinnen, daß sie nichts unversucht lassen, mich zu stürzen! Ein Glück für mich, daß Orloff nicht hier ist, daß er mit seiner persönlichen Gegenwart nicht die Pläne des Grafen Panin unterstützen kann! Jeden für sich allein fürchte ich nicht, aber wenn sie Beide zusammen sind, dann ist Orloff die geladene Kanone, Panin die brennende Lunte, und der Schuß wird fallen und mein Haupt zerschmettern!

Und als höre er schon jetzt das Fallen dieses Schusses, so entsetzt sprang der Fürst empor und faßte mit seinen beiden Händen nach seinem Haupt. So stand er eine Weile unbeweglich, bleich, mit großen Augen in das Leere starrend, mit keuchendem Athem da. Aber dann allmälig verschwand die Spannung aus seinen Zügen und ein mattes Lächeln glitt darüber hin. Er ließ die Arme von seinem Haupt niedergleiten und sank langsam wieder in den Lehnstuhl zurück.

Noch fliegt die Kugel nicht, murmelte er leise. Sie steckt noch in der Kanone, und man muß daher bedacht sein, sie in ihrem Lauf zu vernageln. Die Kanone Orloff zu vernageln, ah, das ist ein glücklicher Gedanke! Aber freilich, man kann eine Kanone nicht vernageln, wenn man sie nicht hat, und Orloff ist nicht hier, er hat sich zurückgezogen auf seine Güter, wie die Spinne in ihr Netz. Aber er webt Etwas, ich weiß und fühle es, er webt sein Netz, und denkt mich darin zu fangen! Was ist's? Wo find' ich die Fäden dieses Netzes? Oh, hab' ich sie erst, so wär's ein Leichtes, sie mit meinen Zähnen zu zerreißen, aber — wo sind diese Fäden, und wie sind sie angeknüpft? Panin lächelt, wenn er mich sieht, und versichert mich seiner ewigen Freundschaft. Wenn das der Graf Panin thut, so heißt das, er will mir die Augen verblenden, daß ich nicht sehen kann, und glaubt sich seinem Ziele schon ganz nahe. Der Großfürst ist freundlich und zärtlich gegen Panin, und scheint durch ihn sich der Kaiserin selbst versöhnt zu haben. Als ich gestern im Salon der Kaiserin an dem Großfürsten vorüberging, ohne ihn zu grüßen, rief er mir einen Fluch nach, und nachher hörte ich, wie er sich ganz laut

zur Kaiserin beklagte über das, was er meine Grobheit und Unverschämtheit nannte. Und Katharina hörte ihn ruhig und lächelnd an, sie zürnte ihm nicht wegen seiner ungebührlichen Ausdrücke, sie befahl ihm nicht zu schweigen, obwohl sie sah, daß ich in ihrer Nähe stand und jedes Wort hören mußte. Das macht, Katharina zittert nicht mehr vor mir und sie hat keine Furcht mehr vor meinem Zorn. Aber sie soll es büßen beim ewigen Gott, sie soll es schon wieder lernen, vor mir zu zittern, und sich zu beugen unter meinen Willen, sie soll es fühlen, daß sie einen Herrn hat, und daß Potemkin dieser Herr ist!

Und jetzt flammten seine Augen, und er schwang seine geballte Faust hoch empor, drohend, zum zerschmetternden Schlag bereit.

Ja, ja, ich werde sie demüthigen, murmelte er dann zwischen seinen fest auf einander gepreßten Zähnen hervor, ich werde wie der Löwe das Netz zerreißen, mit welchem die heimtückischen Spinnen mich einzufangen gedenken, aber dazu muß ich erst dieses Netz sehen und wissen, wo die Fäden angesponnen sind! Oh, oh, ist es nicht zum rasend werden, daß ich, Potemkin, vor dem ganz Rußland sich in den Staub beugt, den alle Welt allmächtig nennt, daß ich zittere vor Spinngeweben und vor diesen kleinen, jammervollen Schleichern, die ein Tritt meines Fußes zerschmettern würde, wenn sie es nicht verständen, wie die Mäuse, immer von dannen zu huschen, und in ihr Mauseloch zu kriechen, sobald sie meinen Schritt hören, und erst hervorzukommen, wenn ich schlafe, um an meiner Macht zu nagen. Potemkin, Potemkin, sei also auf Deiner Huth, denn die feindlichen Mäuse wachen, wenn Du schläfst!

Er versank wieder in sich selbst und starrte mit großen düstern Blicken in das Leere. Graf Panin beherrscht in gewissem Grade noch immer das Ohr der Kaiserin, sagte er dann leise vor sich hin. Sie hört auf ihn in allen politischen Angelegenheiten, und ihre Freundschaft zu dem alten König von Preußen ist Panins Werk. Er will dieses Bündniß, er will die Freundschaft Preußens, und Katharina stimmt ihm bei. Dies ist der einzige Punkt, in dem sie mit ihrem Sohn, dem Großfürsten, harmonirt; gleich ihm liebt sie

den König Friedrich; das ist die Brücke, welche sich Panin zwischen Beiden gebaut hat. Wie, wenn ich diese Brücke zerstörte, wenn es mir gelänge, die Kaiserin anderen Sinnes zu machen? Um Panin und durch ihn Orloff zu stürzen, müßte ich die Kaiserin zu einer ganz neuen Politik bestimmen, müßte sie veranlassen, den entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Auf diesem entgegengesetzten Wege würde sie meinem Todfeind Orloff nicht begegnen, denn Orloff ist preußisch gesinnt, und er hält sich deshalb fern vom Hofe, weil der Oesterreicher hier ist. Oh, warum ist dieser Kaiser Joseph ein so stolzer und geiziger Mann, daß es unmöglich ist, sich für ihn zu interessiren! Wenn er zu mir käme, wenn er mir diesen Vorzug vor allen andern Großen dieses Reiches gewährte, er, der alle Einladungen ablehnt, und zu keinem der Großen in's Haus geht, wenn er bei mir eine Ausnahme machte! Ah, das wäre ein Triumph, den ich ihm mit all meiner Macht und meinem Einfluß lohnen wollte! Aber er thut es nicht! Dieser übermüthige Kaiser wagt es, mir zu trotzen, er verschmäht meine Einladung, und durch diesen Trotz drängt er mich mit Gewalt hinüber auf die Seite des Königs von Preußen. Aber auf dieser Seite finde ich Orloff und Panin und den Großfürsten, meine drei Todfeinde, welche Katharina mit Preußen verbinden. Ich kann ihre Politik nicht annehmen, denn das hieße, mich ihnen unterordnen; ich kann nur meinen eigenen Weg gehen, und auf diesen Weg muß ich Katharina mit mir herüberziehen, damit ich sie trenne von meinen Feinden. Wie fange ich es an? Was soll ich thun, was muß ich thun, um —

Ein lautes, dreimaliges Klopfen an der Thür ließ den Grafen verstummen.

Se. Excellenz der Graf von Görtz, Gesandter Sr. Majestät des Königs von Preußen, wünscht Sr. Durchlaucht seine Aufwartung zu machen, meldete der eintretende Officier.

Führen Sie den Herrn Gesandten in den kleinen Salon, sagte Potemkin gelassen, und sagen Sie der Excellenz, daß ich sehr bald bereit sein würde, sie zu empfangen.

Ach, der Herr Graf von Görtz finden es für nöthig, mich auf-

zusuchen, sagte Potemkin leise vor sich hin, indem er wieder nachlässig in seinen Lehnstuhl zurücksank. Das heißt also, der König von Preußen bedarf meiner, und die Intrigue meiner Feinde ist noch nicht ganz so weit gediehen, um dem König eine Garantie des Gelingens zu gewähren. Er bedarf meiner, überlegen wir also ein wenig.

Und der Fürst, ohne im Mindesten darauf Rücksicht zu nehmen, daß der preußische Gesandte ihn erwarte, überließ sich seinem Nachdenken, und überlegte, wie er den Abgesandten des preußischen Königs aufnehmen wolle.

Fast eine halbe Stunde war vergangen, bevor der Fürst mit seinem Ueberlegen zu Ende war und sich aus seinem Lehnstuhl erhob, um sich in den kleinen Salon zu begeben, wo der Graf von Görtz seiner harrte.

Aber trotz dieser beleidigenden Zögerung trat der Gesandte des Königs von Preußen dem Fürsten doch mit seinem verbindlichsten Lächeln entgegen, und erwiederte den nachlässigen Gruß des Fürsten mit einer tiefen und respectvollen Verbeugung.

Potemkin ließ sich im vollen Gefühl seiner Würde auf den Divan niedergleiten, und erst dann deutete er auf einen Fauteuil ihm gegenüber hin, den der Graf sich beeilte einzunehmen.

Se. Majestät der König von Preußen hat mich beauftragt, mich zu Ew. Durchlaucht zu begeben, und in seinem Namen bin ich hier, sagte Graf Görtz feierlich.

Potemkin nickte nur leicht mit dem Kopf, ohne diese feierliche Introduction einer weitern Antwort werth zu halten.

Se. Majestät hat mir einen sehr schmeichelhaften Auftrag gegeben, fuhr der Graf fort.

Entledigen Sie sich desselben, sagte Potemkin gelassen.

Graf Görtz verneigte sich, und indem er sich dann erhob, zog er aus der Brusttasche seines reichen, goldgestickten Gewandes ein Etui hervor, das er dem Fürsten überreichte.

Se. Majestät der König, mein allergnädigster Herr, voll Anerkennung für Ew. Durchlaucht große und leuchtende Thaten, wünscht Sr. Durchlaucht ein glänzendes Zeichen seiner Zuneigung und Ge-

wogenheit zu geben, sagte Graf Görtz feierlich. Er hat deshalb beschlossen, Ew. Durchlaucht den höchsten und glänzendsten seiner Orden zu verleihen, und Ew. Durchlaucht zum Ritter des schwarzen Adlerordens zu ernennen, dessen Insignien ich die hohe Ehre habe, in diesem Etui Ew. Durchlaucht zu überreichen.

Potemkin nahm das Etui, und ohne es zu öffnen, setzte er es mit vollkommener Gleichgültigkeit auf den Tisch, der neben ihm stand. Kein Zug seines Antlitzes verrieth die stolze Genugthuung, die er innerlich empfinden mochte; müde und gelangweilt, wie zuvor, blieben seine Mienen.

Ach, sagte er achselzuckend, Se. Majestät sendet mir den schwarzen Adlerorden. Ich bin dem König von Preußen zwar sehr verbunden für diese Auszeichnung, aber doch weiß ich in der That nicht mehr, wie ich die Menge von Auszeichnungen der Art, die ich schon habe, neben einander ordnen kann, und nun soll ich auch den großen Orden des Königs von Preußen noch da anbringen.*)

Sagen Sie selbst, Herr Graf, fuhr er lachend fort, indem er auf seine Brust deutete, welche in doppelter Reihe mit Ordenskreuzen behangen war, wenn ich alle die großen Bänder dieser Orden anlege, werde ich da nicht das Aussehen eines Bandhändlers haben, der sich selber als Aushängefenster dient, und die Proben seines Lagers spazieren führt?**)

Ew. Durchlaucht führen da, um mich Ihres Ausdrucks zu bedienen, die Proben Ihrer Schätze spazieren, aber es sind zugleich die Proben Ihrer Verdienste, Ihres Heldenmuthes, Ihrer Staatsklugheit und Weisheit. Es wäre eine zu weit getriebene Bescheidenheit, wenn Ew. Durchlaucht nicht alle diese kostbaren Proben der bewundernden Welt zeigen wollten, und wenn diese dann den großen Orden meines Herrn, des Königs von Preußen, auf Ihrer Brust vermissen sollte.

---

*) Potemkin's eigene Worte. Siehe: Dohm's Denkwürdigkeiten. Thl. I. Seite 413.

**) Potemkin's eigene Worte. Siehe: Masson, Mémoires secrètes sur la Russie. Vol. I., pag. 161.

Nun denn, um Sr. Majestät dem König von Preußen gefällig zu sein, werde ich ihn tragen, und sage Sr. Majestät meinen herzlichsten Dank für seinen Orden. Sie haben mir weiter nichts zu sagen, Herr Graf?

Graf Görtz warf einen langen, fragenden Blick in dem Salon umher und ließ denselben besonders auf den schweren Sammetvorhängen der Fenster verweilen.

Ich hätte allerdings Ew. Durchlaucht noch eine geheime Mittheilung zu machen, sagte er, nur müßte ich wissen und überzeugt sein, daß Niemand uns belauschen könnte.

Ah, Sie fürchten die Vorhänge dort, rief Potemkin, der den Blicken des Grafen gefolgt war. Untersuchen Sie dieselben doch und überzeugen Sie sich, daß Niemand dort verborgen ist.

Graf Görtz verneigte sich. Die Versicherung Ew. Durchlaucht genügt vollkommen, sagte er, sitzen bleibend. Erlauben mir also Ew. Durchlaucht, zu Ihnen ein offenes und zutrauliches Wort zu reden?

Im Namen Ihres Monarchen? fragte Potemkin, indem er gleichgültig und zerstreut mit seinen Ordenskreuzen spielte.

Im Namen meines Monarchen! Ew. Durchlaucht wissen, daß der auf acht Jahre geschlossene Allianztraktat zwischen Rußland und Preußen sich jetzt seinem Ende naht.

Wirklich, thut er das? fragte Potemkin nachlässig. Ich wußte es nicht, Herr Graf, denn ich bekümmere mich wenig um diese *kleinen* Dinge der Politik.

Ew. Durchlaucht haben mehr das große Ganze im Auge und leiten das mit dem kühnen Auge des Feldherrn, dem nichts entgeht. Aber dieser Allianzvertrag mit Rußland gehört für Preußen zu den großen Dingen der Politik, und der König wünscht nichts sehnlicher, als die Erneuerung desselben. Er weiß sehr wohl, wie gefährlich für seine Absichten das Erscheinen des Kaisers Joseph am hiesigen Hofe ist, und ich bin deshalb beauftragt, Ew. Durchlaucht vertraulich um Rath zu fragen, ob Sie meinen, daß, um den Besuch des Kaisers Joseph zu contrebalanciren, es rathsam sei, den Kron-

prinzen von Preußen auch am hiesigen Hofe einen baldigen Besuch machen zu lassen!

Potemkin erwiederte diese Frage nur mit einem lauten, schmetternden Lachen. Oh, oh, rief er dann, was seid Ihr doch Alle für zaghafte, ängstliche Leute! Nicht einmal Eure Besuche wagt Ihr ohne Umstände zu machen und anzunehmen! Als Kaiser Joseph seinen Besuch in Petersburg bei meiner erhabenen Monarchin annoncirte, ließ Katharina erst in vertraulicher Weise bei Eurer preußischen Majestät anfragen, ob ihm dieser Besuch auch nicht unangenehm sei, und jetzt, da der Kronprinz von Preußen auch unser prächtiges Petersburg kennen lernen möchte, fragt die preußische Majestät wiederum erst bei mir an, ob dieser Besuch zweckmäßig ist.

Ja, Se. Majestät wendet sich mit dieser Frage ausschließlich und direct an Ew. Durchlaucht, und von Ihnen allein wünscht der König Rath in dieser Angelegenheit zu empfangen, obwohl mancher Andere vielleicht glücklich wäre, dem König Rath zu ertheilen.

Mancher Andere? Das heißt Panin, — haben Ew. Excellenz den Minister in dieser Angelegenheit nicht um Rath gefragt?

Nein, Durchlaucht, ich habe es nicht gethan, und werde es nicht thun, denn von Eurer Durchlaucht allein wünscht der König Rath anzunehmen.

Zum ersten Mal flog jetzt ein Lächeln der Befriedigung über Potemkins Angesicht, und er nickte mehrmals lebhaft mit dem Kopf. In diesem Fall bin ich bereit, Sr. Majestät zu dienen, so viel es in meinen Kräften steht, sagte er rasch. Wenn der König sich vertrauensvoll und ausschließlich, verstehen Sie mich wohl, sich ausschließlich zu mir halten will, so bin ich bereit, mich mit der ganzen Kraft meines Wollens ihm zu weihen und seine Interessen zu verfechten.

Wie sehr der König von Preußen bereit ist, ausschließlich sich zu Ew. Durchlaucht zu halten, möge Ihnen dies eigenhändige Schreiben Sr. Majestät beweisen, sagte Graf Görtz, einen Brief hervorziehend und ihn dem Fürsten darreichend.

Potemkin nahm ihn ohne irgend ein Zeichen der Ueberraschung, und das Siegel erbrechend, schlug er langsam das Papier auseinander.

Dann, nachdem er mit flüchtigen Blicken die Zeilen überflogen hatte, reichte er das Papier dem Grafen Görtz dar.

Se. Majestät schreibt eine etwas undeutliche und unverständliche Handschrift, sagte er, ich bitte Sie daher, mir gütigst dies Schreiben Ihres Souverains vorzulesen.

Graf Görtz, die Absicht Potemkins sehr wohl begreifend, ihm den Inhalt des königlichen Briefes mitzutheilen, nahm das Papier und las mit lauter Stimme, und langsam genug, um jede Phrase ihre gehörige Wirkung thun zu lassen, dieses so überaus schmeichelhafte und freundliche Schreiben des Königs an den Fürsten Potemkin.

Der König begann seinen Brief damit, daß er behauptete, er dürfe nach vielfachen und genügenden Beweisen gar nicht bezweifeln, daß der Besuch des Kaisers von Oesterreich nichts Anderes bezwecke, als die bestehende Verbindung zwischen Preußen und Rußland aufzulösen und ein neues System der Politik zu schaffen. Alsdann erging sich der König in großer Extase über das erhabene Genie des Fürsten, und bat ihn, die Sache Preußens zu unterstützen und des Königs Interessen bei jeder Gelegenheit aufrecht zu halten. Dafür versprach Friedrich wiederum dem Fürsten in jeder Beziehung beizustehen und ihm, wo und wie er es wünsche, nützlich und förderlich zu sein, nicht blos jetzt, sondern auch in der Zukunft, wo er ihm vielleicht von größerm Einfluß sein könne als jetzt.*)

Eine lange Pause trat ein, als der Graf zu Ende gelesen. Potemkin hatte sich in den Divan zurückgelehnt, und seine großen Augen zu dem reichbemalten Plafond emporgerichtet, schien er sinnend den Inhalt dieses Briefes zu überlegen.

Da sind einige Phrasen, die ich nicht verstehe, sagte Potemkin dann, und für die ich um einige Erklärungen bitten möchte.

Ich bin beauftragt, Ew. Durchlaucht alle die Erläuterungen zu geben, die Sie nur wünschen mögen.

---

*) Dieser Brief ist historisch, und sein Inhalt findet sich angegeben in von Dohm's Denkwürdigkeiten, Thl. I. S. 412, und v. Raumer, Beiträge zur neuern Geschichte, Thl. V. S. 435.

Nun denn, was bedeutet dieser Satz, den Se. Majestät hier gebraucht: „Der König wird versuchen, das möglich zu machen, was unmöglich scheint?"

Das bedeutet, daß der König erfahren hat, daß Ew. Durchlaucht den Wunsch hegen, Herzog von Kurland zu werden, und daß Seine Majestät Alles dazu thun werden, um diesen Wunsch Eurer Durchlaucht zu erfüllen, daß er den König Stanislaus und die Republik Polen, von denen Kurland als Lehen abhängt, bewegen will, es an Ew. Durchlaucht zu übertragen, und daß er dazu beitragen will, den Herzog Biron, der alsdann Kurland verlieren würde, zu entschädigen, indem er ihm bedeutende Vortheile für seine schlesischen Besitzungen zugestehen würde *). Es bedeutet dieser Satz ferner, daß der König gern bereit ist, dem zukünftigen Herzog von Kurland unter den deutschen Prinzessinnen eine Gemahlin zu verschaffen.

Nun wahrlich, rief Potemkin lachend, dieser unbestimmte und deutungsfähige Satz ist sehr reich an Inhalt. Aber der König legt in der That zu viel Werth auf das kleine Herzogthum Kurland, von dem ich nicht behaupten möchte, daß es mir für die Träume meiner Zukunft genügend erscheint, und welches ich, wenn ich es haben möchte, wohl erlangen und mir zu eigen machen könnte, ohne Se. Majestät deshalb bemühen zu müssen. Was aber die Heirath mit einer deutschen Prinzessin anbelangt, so weiß ich in der That nicht, ob meine gnädige Kaiserin Katharina es wünscht, daß ich mich vermähle, und ich muß diesen Punkt von ihr abhängig sein lassen. Aber nun erklären Sie mir noch den Schlußsatz! Was versteht der König darunter, wenn er sagt, er wünsche mir nützlich und förderlich zu sein, nicht blos jetzt, sondern auch in der Zukunft, wo er vielleicht von größerem Einfluß sein könne, als jetzt?

Graf Görtz ließ noch einmal seine Blicke spähend und mißtrauisch in dem Salon umhergleiten, dann neigte er sich vorwärts, dichter zu Potemkin hin, und sagte mit gedämpfter Stimme: Se. Majestät leistet Ihnen in diesen Worten das Versprechen, Ew. Durch-

*) Dohm. Th. I. S. 413.

laucht in so weit mit dem Großfürsten zu versöhnen, daß im Fall des Todes der Kaiserin Ihnen keine Gefahr droht, sondern Ihre Person, Ihre Ehren und Besitzthümer gesichert sind *).

Diesmal war der Fürst nicht im Stande, seine innere Aufregung zu unterdrücken, er zuckte lebhaft zusammen, und eine tiefe Gluth übergoß sein Angesicht.

Wie, fragte er hastig und leise, besitzt der König die Macht, meine innersten Gedanken zu lesen, und —

Er vollendete seinen Satz nicht, sondern sprang auf und ging mit großen Schritten einige Mal auf und ab. — Graf Görtz war gleichfalls aufgestanden und folgte den Bewegungen Potemkins mit stillen, beobachtenden Blicken.

Hat Ihnen der Courier aus Berlin gar keine Briefe für die Kaiserin mitgebracht? fragte Potemkin dann, indem er vor dem Gesandten stehen blieb.

Ja, Durchlaucht, ein eigenhändiges Schreiben des Königs an die Czarina, das ich indessen erst übergeben sollte, wenn ich das Glück gehabt, Ew. Durchlaucht zu sprechen, und Sie mir die Zusicherung Ihres Beistandes gegeben.

Potemkin nickte lebhaft mit dem Kopf. Und wann ist der Allianztractat zwischen Rußland und Preußen abgelaufen?

In einigen Wochen, Durchlaucht. Aber es wäre wünschenswerth, ihn schon jetzt zu erneuern und ihn der Kaiserin baldmöglichst zur Unterschrift vorzulegen, damit sie durch ihr Wort gebunden ist, und die gefährliche Anwesenheit des Kaisers von Oesterreich unsere Allianz nicht zu zerstören vermöchte.

Sie haben Recht, rief Potemkin lebhaft, man muß das Eisen schmieden, so lange es noch heiß ist, und da Ihr mich zu Eurem Schmied auserseben, nun wohl, so will ich Euch den Willen thun. Es muß Alles so rasch wie möglich geschehen. Ich werde noch heute, oder vielmehr sogleich zur Kaiserin gehen und sie vorbereiten. Kommen Sie alsdann in einer Stunde und begehren Sie eine Audienz, um

---

*) Raumer, Beiträge rc. Th. V. S. 435.

Ihro Majestät das Schreiben Ihres Königs zu übergeben, und veranlassen Sie den Grafen Panin, in dessen Ressort die Ausführung dieser Sache gehört, noch heute der Kaiserin das Project eines erneuerten Allianzvertrages vorzulegen. Sie sehen, ich meine es ernst mit meinem Eifer für Ihren König, denn ich mache sogar gemeinschaftliche Sache mit meinem Feind, dem Grafen Panin. Aber dafür verlange ich von Ihnen Eins: Schreiben Sie mir das auf, was Sie mir da als Erläuterung des letzten Satzes in dem Brief des Königs gegeben, fügen Sie hinzu, daß der König Sie dazu ermächtigt hat, mir diese Versprechungen zu machen, und geben Sie dem Papier Ihre Unterschrift.

Und darf ich Ew. Durchlaucht um den Zweck dieses Papiers fragen?

Potemkin neigte sich dicht an das Ohr des Grafen. Es ist wegen Lebens und Sterbens, sagte er leise. Wenn der Großfürst zur Regierung kommt, so wird, bei der unbegrenzten Verehrung, welche Paul für den König von Preußen hegt, dieses Blatt schon für's Erste genügen, mich zu beschützen und zu sichern.

Ew. Durchlaucht sollen dieses Blatt haben, sagte Graf Görtz.

Heute noch? Denn Sie begreifen, daß ich auch einer Sicherung und Gewißheit bedarf, wenn ich handeln soll. Die Worte Ihres Königs sind gar so unbestimmt und lassen sich vielfach deuten.

Ich werde ihnen diejenige Deutung geben, welche mein Souverain will, daß sie haben sollen, sagte der Graf rasch. Ich werde Alles, was mir der König befohlen, Ihnen in seinem Namen zu sagen, sogleich aufzeichnen und Ihnen das Papier senden, bevor Ew. Durchlaucht noch zur Kaiserin sich begeben.

Alsdann kann der König von Preußen auf mich zählen, und ich will mit eben solchem Eifer jetzt mich für ihn bei Katharina verwenden, als ich wünsche, daß er sich dereinst für mich bei Paul verwenden möchte!

Ich eile, Ew. Durchlaucht die gewünschte Aufzeichnung zu machen, sagte Graf Görtz, sich zum Abschiede verneigend.

Eilen Sie! In einer Stunde fahre ich zur Kaiserin. Finden

auch Sie sich dort ein; es wird sich dort schon Gelegenheit finden, mir das Papier zu überreichen. Adieu!

Ich glaube, daß es Preußen diesmal ehrlich meint, sagte Potemkin, als er allein war. Aber was heißt das, ehrlich meinen? Der König von Preußen meint es ehrlich, das heißt, er giebt mir einen Orden, verspricht mir ein Herzogthum, eine deutsche Prinzessin und seinen dereinstigen Schutz, aber er verspricht mir das Alles nicht aus Liebe zu meiner Person, sondern aus Furcht vor meiner Person. Preußen ist ehrlich, heißt also, Preußen bedarf meiner, und darum schmeichelt es mir. Ah, ich bin also doch mächtiger, als Panin, mächtiger als der Großfürst, denn diese Beiden gehören zu der Partei des Königs von Preußen, und er wendet sich von ihnen ab und kommt zu mir. Der Eine Potemkin ist mächtiger, als diese Beiden — ja, als diese Beiden, unterbrach er sich selber, aber auch mächtiger als ihrer Drei? Der dritte ist Orloff! Werde ich auch dann noch der Mächtigste sein, wenn Orloff einst wiederkehrt? Ach, dieser Orloff ist der Alp, der mich ewig bedrückt, der wie ein Gespensterschatten meinen Glanz und meine Herrlichkeit umdüstert. Ich kann nicht ruhen, so lange Orloff athmet, sein Leben schon ist für mich eine Gefahr, seine Gegenwart für mich eine Drohung mit einem aufgehobenen Schwert! Er oder ich, Einer von uns Beiden muß weichen, denn Rußland ist zu klein für uns Beide. — Wer aber ist es, der weichen und dem Andern Platz machen muß? Ich nicht, nein, beim ewigen Gott, ich nicht! Wie ein Elephant will ich da stehen, und unter dem Schritt meiner Füße, die jetzt Millionen Menschen zittern machen, wird doch wohl Raum sein für einen Orloff?

Und indem Potemkin das sagte, brach er in ein lautes, wildes Lachen aus, und seine Augen blitzten auf in Haß und wilder Schadenfreude. Aber als jetzt ein leises Geräusch an der Thür sich vernehmen ließ, schrak Potemkin zusammen, und sein Gesicht nahm einen fast angstvollen Ausdruck an.

Wie wagst Du es, mich abermals zu stören, schrie er dem eintretenden Officier entgegen. Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich allein sein, daß ich Niemand empfangen will?

Durchlaucht, ich glaubte, die fremden Gesandten machen heute, wie immer, eine Ausnahme! Der Graf Cobenzl, der Gesandte Oesterreichs, wünscht Ew. Durchlaucht seine Aufwartung zu machen.

Cobenzl? fragte Potemkin rasch. Ist er allein?

Ganz allein, Durchlaucht!

Es ist gut. Geh' hinaus! In zehn Minuten öffne die Thüren und laß den Grafen Cobenzl zu mir eintreten.

III.

Der österreichische Gesandte.

Genau nach zehn Minuten also wurden die Thüren geöffnet, und Graf Cobenzl tänzelte mit leichtfüßigem Schritt in den Salon. Potemkin erhob sich langsam von dem Divan, auf welchem er, noch als der Graf eintrat, lang hingestreckt gelegen. Sein Gesicht drückte die größte Ermattung und Gleichgültigkeit aus, seine Augen waren halb geschlossen, als öffne sie Potemkin eben nach langem Schlaf, und doch hatte Potemkin diese zehn Minuten nicht dazu benutzt, um zu schlafen, sondern um sich das große brillantfunkelnde Kreuz des schwarzen Adlerordens anzuheften und das große Band desselben — an die Erde neben den Divan fallen zu lassen.

Es ist gut, Herr Graf Cobenzl, sagte Potemkin, den Grafen begrüßend, sehr gut, daß Sie nicht fünf Minuten später gekommen sind, denn Sie würden mich alsdann nicht mehr getroffen haben.

Verzeihung, Durchlaucht, ich würde dann nur fünf Minuten in Ihrem Vorzimmer gewartet haben, statt daß ich jetzt zehn Minuten dort erdulden mußte! rief Graf Cobenzl laut lachend. Wissen Sie, das Antichambriren ist mir diablement verhaßt, und ich hab's niemals recht lernen können und mögen. Also wär's gut gewesen, wenn ich sogar zehn Minuten später gekommen wäre, denn alsdann

würde ich ohne Weiteres gleich zu Ihnen haben eintreten können, um Ew. Durchlaucht meine Aufwartung zu machen.

Nein, ich würde Sie dann nicht mehr empfangen haben, sagte Potemkin ruhig. Denn ich bin eben im Begriff, zur Kaiserin zu gehen.

Ach, zur Kaiserin! rief Graf Cobenzl. Deshalb also dieses ordengeschmückte Gewand!

Nun, glauben Sie etwa, ich hätte einen Orden um Ihretwillen angelegt? fragte Potemkin mit ruhiger Insolenz.

Nein, gewiß nicht, Durchlaucht, ich glaubte, es sei eine Theaterprobe, ein —

Ach, der Graf Cobenzl beschäftigt sich immer mit Theater und Comödienspielen*), rief Potemkin lachend. Was für eine Comödie werden wir das nächste Mal im österreichischen Gesandtschaftshôtel sehen?

O, ein höchst interessantes Lustspiel, Durchlaucht, und ganz neu, ganz pikant. Es ist mir aus Frankreich zugeschickt, und heißt: „Der gestürzte Günstling, oder die Launen des Glücks.“ O, vraiment, es ist ein höchst pikantes, amüsantes Stück, dieser gestürzte Günstling, die Franzosen verstehen sich darauf, so etwas zu machen!

Potemkin stutzte, und ein blitzartiger, forschender Blick seiner großen Augen traf das Antlitz des Grafen. Und wo spielt dieses pikante Stück? fragte er hastig.

Wo? Wahrhaftig, das weiß ich nicht! Ich glaube da unten in der Tartarei, oder am mongolischen Hof, oder —

Oder im Mond, rief Potemkin lachend. Lassen wir das Co-

---

*) Graf Cobenzl war ein leidenschaftlicher Theaterfreund, und schrieb selbst kleine Dramen für das Theater der Kaiserin von Rußland in der Eremitage, in denen er alsdann agirte. Selbst als Oesterreich durch die Feindschaft Frankreichs hart bedrängt ward, entsagte Cobenzl seiner Lieblingsbeschäftigung nicht, und so oft eine unangenehme Depesche in Petersburg von Wien aus anlangte, veranstaltete Cobenzl zur Versüßung derselben eine theatralische Darstellung, so daß Katharina einst zu ihm sagte: was werden Sie uns für ein schönes Drama geben an dem Tage, wo die Franzosen in Wien einrücken?

mödienspiel, beschäftigen wir uns ein wenig mit der Wirklichkeit, und vor allen Dingen setzen wir uns!

Potemkin warf sich mit ungenirtester Nachlässigkeit auf den Divan nieder, und verhinderte dadurch Graf Cobenzl, sich neben ihn zu setzen. Derselbe nahm also mit ruhigster Gelassenheit auf dem großen Fauteuil neben dem Divan Platz, und dabei berührten seine Füße ganz unwillkürlich das lange, breite Band des preußischen Ordens. Graf Cobenzl bückte sich und es aufhebend, reichte er das Band mit einer leichten Verbeugung dem Fürsten dar.

Ach, wirklich, Sie wissen nicht, was Sie thun, indem Sie mir dies Band da aufheben, sagte Potemkin lächelnd. Es ist Ihr Feind, es ist Preußen, das mir dies Band geschickt hat. Ich bin in Verzweiflung, Herr Graf, noch ein neuer Orden, und zwar einer, der so sehr viel Raum einnimmt, denn der preußische schwarze Adlerorden ist ein gar großer Stern!

Ein gar großer Stern, wiederholte Graf Cobenzl, und ich erlaube mir, Ew. Hoheit zu gratuliren, denselben vom König von Preußen empfangen zu haben, denn das ist eine Gunst, die der sparsame König nicht allzu oft, und immer nur den Auserwähltesten erzeigt.

Es scheint indessen, daß die Brillanten nicht gar sonderlich in Preußen gedeihen, sagte Potemkin, gleichgültig auf das große Kreuz auf seiner Brust deutend. Diese Brillanten des schwarzen Adlerordens sind ein wenig gelb.

Finden Ew. Durchlaucht nicht, daß die Brillanten in Oesterreich besser gedeihen? fragte der Graf lächelnd.

Ich habe noch niemals Brillanten aus Oesterreich gesehen, sagte Potemkin gähnend.

Dann bin ich so glücklich, der Erste zu sein, der Ew. Durchlaucht den Beweis liefert, daß es auch in Oesterreich Brillanten giebt, rief Cobenzl, und indem er aufstand und ein Maroquinetui aus seiner Brusttasche hervorzog, fuhr er fort: Se. Majestät, mein allergnädigster Kaiser, hat mir den schmeichelhaften Auftrag ertheilt Ew. Durchlaucht dies Kästchen zu überreichen.

Noch einen Orden? fragte Potemkin beinahe entsetzt.

Nicht doch, Durchlaucht, das ist angemessenes Spielzeug für die großen Kinder, Sie aber sind ein großer Mann, und selbst wenn Sie Spielzeug goutiren, muß es noch einen ernsten und wissenschaftlichen Hintergrund haben. Mein Kaiser hat erfahren, daß Ew. Durchlaucht aus der Mineralogie ein Studium gemacht haben, und daß Sie eine kostbare Mineralien-Sammlung besitzen. Se. Majestät hat sich also erlaubt, Ihnen einige seltene Exemplare verschiedener Steine und Kiesel auszuwählen, und ich habe die Ehre, Ihnen dieselben im Namen des Kaisers zu überreichen.

Potemkin, dessen Müdigkeit und Gleichgültigkeit ihn plötzlich verlassen zu haben schien, öffnete rasch den Deckel des Kästchens, und ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr seinen Lippen, als er den kostbaren Inhalt desselben betrachtete. Es waren indische Diamanten von seltener Größe und der herrlichsten Schleifung, türkische Rubinen von der feurigsten Purpurgluth, die blitzendsten Saphiren, die reinsten Turquoisen, große goldgeäderte Stücke Lapis-Lazuli, und die seltenen orientalischen Chrysopras, alle diese Steine ungefaßt in buntem Gemisch durcheinander, funkelnd und leuchtend in den wundervollsten Farbenblitzen.

Das ist in der That ein wundervolles Geschenk, eine seltene Ueberraschung, rief Potemkin, ohne die Augen von den blitzenden Steinen wegzuwenden und ganz im Anschauen derselben verloren. Ich sah nie einen so herrlich geschliffenen Brillant wie diesen hier, er strahlt ja wie ein vom Himmel gefallener Stern!

Alsdann ist er es würdig, von Ew. Durchlaucht aufgehoben zu werden, sagte Cobenzl sich verneigend.

Und dieser Saphir hier, fuhr Potemkin fort, selbst die Kaiserin besitzt kein so großes und so funkelnd reines Exemplar.

Die Czarin wird eben Ew. Durchlaucht selbst für den größten Edelstein in ihrer Krone, für ihren Saphir halten! Dies hier sind Turquoisen von dieser alten grünlichen Art, die das Entzücken aller Kenner und zugleich doch deren Verzweiflung erregen, weil man sie für schweres Geld nirgends mehr auftreiben kann, und —

Plötzlich unterbrach sich Potemkin in seinem bewundernden

Entzücken, und hastig den Deckel des Kästchens zuschlagend, setzte er dasselbe fast beschämt neben sich auf den Tisch hin.

Sie können Ihrem Souverain als Augenzeuge berichten, daß ich mich über sein wahrhaft fürstliches Geschenk gefreut habe, sagte Potemkin, ich werde selbst noch heute dem Kaiser meinen persönlichen Dank darbringen. Und nun, mein Herr Graf, ohne Umschweife, worin kann ich Oesterreich gefällig sein, und was wünscht Kaiser Joseph von mir? Denn wenn man Geschenke macht, hegt man hinwiederum auch einige Wünsche, die der Beschenkte erfüllen soll. Sprechen Sie frei heraus, was ist es?

Frei heraus also, Durchlaucht, der Kaiser würde sich freuen, wenn Sie dem österreichischen Cabinet Ihre Freundschaft zuwenden und die Pläne unterstützen möchten, welche dasselbe hier verfolgt.

Und was sind das für Pläne?

O, Ew. Durchlaucht sind ein zu feiner politischer Kopf, um sie nicht längst errathen zu haben, und um nicht zu wissen, daß wir nur das Schlachtfeld verändert haben in diesem großen Kampf gegen unsern Todfeind. Wir haben bis jetzt in Böhmen gekämpft um das bayerische Erbe, jetzt setzen wir den Kampf in Petersburg fort, um die russische Freundschaft.

Aber hier hat Preußen bei weitem mehr Terrain und nimmt beinahe das ganze Schlachtfeld ein, Sie werden hier also einen schweren Kampf gegen dasselbe haben!

Wenn Ew. Durchlaucht auf unserer Seite stehen, nein! Preußen hat Orloff, Panin und den Großfürsten, aber —

Und wer sagt Ihnen denn, daß Preußen nicht auch Potemkin für sich hat? rief der Fürst lachend. Sie sehen ja, ich trage den preußischen Orden, weshalb also glauben Sie nicht, daß ich im Herzen auch ein Preuße bin?

Ich glaube das nicht, weil das ein politischer Fehler, eine moralische Schwäche wäre, deren beider Ew. Durchlaucht nicht fähig sind. Sie dürfen und können niemals auf der Seite stehen, wo Ihre unerbittlichen und unversöhnlichen Feinde schon vor Ihnen gestanden haben, das würde heißen, sich in das feindliche Lager flüchten,

seine eigene Schwäche eingestehen, und indem man um Beistand bettelt, sich vor seinen Feinden demüthigen! O, Orloff, der es Ihnen niemals verzeihen kann, daß Sie es gewesen, der ihn aus der Gunst der Kaiserin verdrängt und ihn gestürzt hat, Orloff könnte keine größere Genugthuung haben, als Ew. Durchlaucht jetzt hinter sich zu sehen, in seine Fußtapfen tretend und die Politik adoptirend, welche die seine ist, und mit welcher er Sie bisher bekämpfte!

Orloff wird die Genugthuung niemals haben, rief Potemkin heftig.

Das ist auch die Ansicht des Kaisers, meines Herrn, und darum gerade hoffte er, daß Ew. Durchlaucht die Pläne Oesterreichs unterstützen werden.

Aber welches, ich frage noch einmal, welches sind die Pläne Oesterreichs?

Oesterreich wünscht sich die Freundschaft und das Bündniß Rußlands, das heißt, es möchte die Stelle einnehmen, welche Preußen hier bisher eingenommen.

Und möchte Preußen ganz und gar verdrängen und bei Seite schieben, nicht wahr?

Preußen, welches um die Gunst der Kaiserin buhlt, liebäugelt zugleich mit dem Großfürsten, es will sich die Gegenwart und die Zukunft sichern, und huldigt daher zwei Extremen, die sich feindlich gegenüberstehen. Es ist ein Hauptplan des Königs von Preußen, die Kaiserin mit dem Großfürsten zu versöhnen, denn dadurch würde seine Partei für immer die herrschende sein. Ich weiß, daß noch gestern Abend beim Minister Grafen Panin von diesem Project die Rede war, und daß der Graf Görtz, der preußische Gesandte, die verschiedensten Vorschläge zur Erreichung desselben machte.

Der preußische Gesandte war gestern Abend bei Panin?

Nicht blos gestern Abend, sondern auch schon heute Morgen wieder, und von Panin kommend, begab er sich hierher zu Ew. Durchlaucht, um Ihnen den schwarzen Adlerorden und einen Brief des Königs von Preußen zu übergeben.

Wahrlich, Ihre Spione sind sehr gut und genau unterrichtet, rief Potemkin verwundert.

Sie werden auch sehr gut und pünktlich bezahlt, Durchlaucht, sagte Cobenzl lächelnd.

Und was zum Beispiel schlug denn der Graf Görtz vor, um den großen Zweck einer Aussöhnung zwischen der Kaiserin und ihrem Sohn zu erreichen?

Graf Görtz meinte, man müsse sich vor allen Dingen nach mächtigen Bundesgenossen umsehen; Panin, der Großfürst und Graf Görtz selber seien wohl nicht im Stande, gegen den Kaiser Joseph und Ew. Durchlaucht das Feld zu behaupten, man müsse also zweierlei versuchen. Erstens: Ew. Durchlaucht selber für Preußen zu gewinnen mit Schmeicheleien, Versprechungen und Orden.

Das hat man versucht, das ist wahr! rief Potemkin erstaunt. Ihre Spione sind gut, wirklich sehr gut! Weiter! Was wollte man zweitens versuchen?

Zweitens wollte man einen mächtigen Bundesgenossen herbeirufen und den Grafen Orloff bitten, seine Güter zu verlassen, um nach Petersburg zu kommen.

Potemkin sprang auf, und den Grafen mit glühenden, weitaufgerissenen Augen anstierend, rief er: Das hat Graf Görtz vorgeschlagen? Er, der eben erst hier war, der —

Der Ew. Durchlaucht für Preußen zu gewinnen suchte, ja, der hat den Vorschlag gemacht, Ihren Todfeind, den Grafen Orloff, herzurufen, oder vielmehr der Kaiserin den Wunsch einzublasen, daß sie Orloff gleichsam als eine Schutzwehr gegen Ew. Durchlaucht herbeirufe, um Sie zu erschrecken und im Zaum zu halten.

Das ist ein infernalischer Plan, aber ich sehe es ihm an, daß er echt ist, er trägt die heimtückischen Gedanken Panins an der Stirn, rief Potemkin, mit großen Schritten auf und ab gehend.

Graf Cobenzl schaute ihm mit lächelnder Miene zu, und als der Fürst immer noch schwieg, nahm er das breite Band des Ordens und ließ es spielend und lächelnd durch seine Hände auf- und niederrauschen.

Auf einmal blieb der Fürst vor Cobenzl stehen, und sein Antlitz

hatte jetzt einen energischen, kühnen Ausdruck angenommen, alle seine Züge drückten Muth, Entschlossenheit und Spannung aus.

Herr Graf Cobenzl, sagte er, ich kenne die Wünsche und Pläne Oesterreichs, und werde sie jetzt unterstützen. Ich mache Ihre Sache zu der meinigen, denn für mich heißt jetzt die Frage nicht: Oesterreich oder Preußen, sondern: Potemkin oder Orloff! An diesem Ausspruch können Sie sehen, daß ich es ehrlich mit Oesterreich meine, aber Oesterreich muß nun auch seinerseits ehrlich mit mir sein, und ohne vom Wege abzuspringen, mit mir dieselbe Straße gehen.

Oesterreich ist von ganzem Herzen bereit dazu.

Oesterreich muß auf meine Pläne eingehen, sie unterstützen und die Parole annehmen, die ich ihm gebe. Diese Parole ist: Die Eroberung der Türkei! Das ist das große Zauberwort, mit welchem ich das Herz Katharina's immer wieder zu mir zwinge, mit welchem ich ihren Ehrgeiz anfeuere, ihre Energie wecke, wenn sie ermatten will, das ist der große Opiumtraum, mit welchem ich Katharina erheitere, wenn die Langeweile der schläfrigen Wirklichkeit sie zu Boden drückt. Die Eroberung der Türkei, das ist der Schild, mit welchem ich mich zuweilen auch gegen meine Feinde schütze. Denn, Sie wissen es, und ich mache kein Hehl daraus, ich habe Feinde, mächtige Feinde, die alle Tage das Ohr der Kaiserin belagern und mich verleumden und verdächtigen, die ihr sagen, ich habe Nichts im Auge als die Befriedigung meines Ehrgeizes und meine eigene Größe. O, sie haben schon mächtig eingewirkt auf Katharina's Character, sie haben ihre große Seele mit Schmeicheleien verweichlicht, so daß sie nicht mehr im Stande ist, eine unangenehme Wahrheit ohne Zorn zu hören; sie haben ihr großes Herz mit Mißtrauen und Argwohn erfüllt, so daß sie selbst Mir oft nicht ganz mehr traut, und daß ich oft zu den gefährlichsten Mitteln meine Zuflucht nehmen muß, um mir bei Katharinen mein Ansehen und meine Stellung zu bewahren. Wir sehen hier niemals rückwärts oder vorwärts, sondern werden allein von den Eindrücken des Augenblicks regiert. Ein guter und treuer Unterthan weiß daher nie, wie er sein Benehmen einzurichten habe. Wäre ich gewiß, gelobt zu werden, wenn ich Gutes, und getadelt zu werden, wenn ich Schlechtes

thue, so wüßte ich doch, was ich zu erwarten habe. Aber diese Unterscheidungskraft fehlt, und wenn den Leidenschaften geschmeichelt wird, fragt man niemals den Verstand um Rath*). Aber dies Alles, ich schwöre es bei dem Grabe meiner Mutter, dies Alles soll jetzt anders werden, ich will meine Gewalt über die Kaiserin ganz und ungetheilt wieder gewinnen, ich will wieder der Herr werden, und Niemand soll es mehr wagen, mir meine Herrschaft noch streitig zu machen! Wehe meinen Feinden, sie sollen zittern unter dem Fußtritt Potemkins, ich will sie vernichten, wo ich sie finde, und wäre es selbst auf den Stufen des Thrones!

Und indem Potemkin so sprach, ballte er seine Hände zur Faust zusammen und hob seine starken herkulischen Arme wie zum zerschmetternden Schlag empor.

Oesterreich wird immer bereit sein, Ew. Durchlaucht seinen Beistand gegen alle Ihre Feinde zu verleihen, sagte Graf Cobenzl eifrig.

Ich glaube das, rief Potemkin, von dem höchsten Zorn jetzt zu der besonnensten Ruhe übergehend, ich glaube das, denn es liegt in Eurem Vortheil. Ihr wißt, daß nur Ich Euch helfen kann, Eure Zwecke zu erreichen, und Euer Zweck ist: Ihr wollt Rußlands ganze Politik umgestalten, Ihr wollt uns neue Freundschaften und neue Feindschaften geben. Wir sollen mit Preußen brechen, das heißt, wir sollen auch dem Freundschaftsbündniß mit Frankreich entsagen, denn Ihr wißt wohl, daß Preußen und Frankreich jetzt wieder zusammenstehen. Wir sollen mit Oesterreich uns verbünden, Oesterreich will alsdann seine alten Verbindungen mit Frankreich brechen und England mit hineinziehen in den russisch-österreichischen Bund, um dadurch Frankreich und Preußen zu isoliren. Der Plan ist gut und kann gelingen, wenn Ihr klug seid und besonnen.

Und was nennen Ew. Durchlaucht klug und besonnen sein?

Ich nenne das: genau das Betragen abwägen, welches man gegen die Kaiserin beobachten will! Ich wage es nicht, dem Kaiser

---

*) Potemkin's eigene Worte. Siehe: v. Raumer. Th. V. S. 573.

Joseph hierin einen Rath ertheilen zu wollen, aber ich gebe ihn Ihnen. Sie sind seit kaum einem Jahre hier, und Sie haben oft Gelegenheit, mit der Kaiserin zusammen zu sein. Ueberlegen Sie jedesmal erst mit mir das, was Sie der Kaiserin in Hinsicht auf politische Dinge sagen wollen, damit wir immer übereinstimmen und niemals in unsern Ansichten divergiren. Vermeiden Sie Alles, was wie List oder Verstellung aussieht, lassen Sie fühlen, daß dies nur die Eigenschaften Ihrer preußischen Gegner seien, und daß Sie dieselben verachten und verwerfen. Schmeicheln Sie so viel als möglich, Sie können nicht zu viel Salbung dabei anbringen, aber schmeicheln Sie der Kaiserin für das, was sie sein *sollte*, nicht für das, was sie ist*). Zeigen Sie immer Oesterreichs Bereitwilligkeit, auf der Kaiserin große Zukunftspläne einzugehen, und statt wie Preußen zurückzuschrecken vor ihrer Eroberungslust, huldigen Sie derselben. Befolgen Sie diesen Rath, und Sie werden sehen, in einigen Monaten schon steht Oesterreich hier an Preußens Stelle, der Vertrag mit Preußen wird nicht erneuert werden, und meine und Ihre Feinde werden von uns auf lange, wenn nicht auf immer besiegt sein. Dann, wenn es so weit ist, wenn ich der unbestrittene, allmächtige Herr an diesem Hofe bin, wenn diese elende Welt der Schmeichler und der Sclaven vor mir zittert und den Staub meiner Füße leckt, dann will ich sie mit einem einzigen Fußtritt von mir stoßen, diese elende Welt, und will mich aus allen diesen Lastern und dieser Verderbtheit retten in die Einsamkeit des Landlebens, oder in das Schweigen des Klosters. Wie eine Sonne will ich scheinen und freiwillig erlöschen.

Ew. Durchlaucht belieben zu scherzen, sagte Cobenzl lächelnd, die Macht und Größe ist eine Götterspeise, deren man nie überdrüssig wird, und die man nie freiwillig aufgiebt.

Ich bin ihrer überdrüssig, sagte Potemkin müde, und *freiwillig* gebe ich sie auf, aber gezwungen niemals! So lange ich noch Feinde habe, die mich stürzen *könnten*, bleibe ich; wenn es die nicht mehr für mich giebt, dann kann ich gehen, dann —

---

*) Potemkin's eigene Worte. Siehe: v. Raumer, Beiträge rc. Th. V. S. 485.

Ein lautes Klopfen an der Thür unterbrach ihn, und einer der Hausofficiere Potemkins trat eilig herein.

Was willst Du schon wieder, und was wagst Du hier einzutreten? schrie Potemkin, heftig mit dem Fuß stampfend.

Verzeihung, Durchlaucht. Der Kammerdiener des Kaisers von Oesterreich bringt einen eigenhändigen Brief des Kaisers an den Herrn Grafen Cobenzl, und hat Befehl, ihn sogleich in Gegenwart Ew. Durchlaucht abzugeben.

Ein seltsamer Befehl in der That, rief Potemkin, aber wir wollen ihm genügen. Laß den Kammerdiener des Kaisers hier eintreten!

Der Officier schlug die Portière zurück und Günther, der vertraute Kammerdiener Josephs, trat ein. Den Fürsten mit einer tiefen Verbeugung grüßend, schritt er gerade auf den Gesandten hin und überreichte ihm einen Brief.

Ein Handschreiben Sr. Majestät, sagte Günther laut. Excellenz möchten dasselbe sogleich lesen. Es bedarf keiner Antwort, es genügt, daß ich es Ew. Excellenz selbst übergeben habe.

Und sich abermals tief verneigend, näherte sich Günther, rückwärts gehend, der Thür und verschwand hinter der Portière.

Ew. Durchlaucht erlauben, daß ich in Ihrer Gegenwart lese? fragte Graf Cobenzl.

Lesen Sie, lesen Sie! Ohne Zweifel ist es die Absicht des Kaisers, daß Sie den Brief in meiner Gegenwart lesen, erfüllen Sie also diese Absicht.

Graf Cobenzl öffnete hastig das Couvert und zog dessen Inhalt hervor. Aber dies war nicht ein offenes, sondern wiederum ein versiegeltes Schreiben.

O, diesmal bin ich nicht der Empfänger, sondern nur der Ueberbringer eines Briefes, sagte Graf Cobenzl. Dieses Schreiben hier ist an Ew. Durchlaucht gerichtet. Es ist des Kaisers eigene Handschrift, welche ich auf der Adresse erkenne.

Er reichte Potemkin den Brief dar, welchen dieser hastig ergriff und eilig erbrach.

Aber kaum hatte er seine Blicke auf den Inhalt desselben ge-

richtet, als er einen wilden Schrei ausstieß, und wie von einem electrischen Schlag durchzuckt, erbleichte und taumelte.

Um Gottes willen, rief Cobenzl entsetzt, was bedeutet dies? Ew. Durchlaucht sind unwohl, wie es scheint? Erlauben Sie mir, Ihre Dienerschaft und Ihre Aerzte zu rufen!

Er wollte nach der Thür eilen, aber Potemkin legte seinen Arm fest auf des Grafen Schulter und hielt ihn zurück. Lesen Sie, sagte er mit heiserer, dumpfer Stimme, lesen Sie, daß ich höre, ob ich recht gesehen habe!

Er reichte dem Grafen das kaiserliche Schreiben dar, und Cobenzl las: „Mein lieber Fürst! Ich will Sie nicht, um mir Ihre Freundschaft zu erwerben, mit Schmeicheleien und Versprechungen füttern. Ich verspreche Ihnen keine Herzogthümer, keine Prinzessinnen, keinen Schutz in der Zukunft, weil ich überzeugt bin, daß Sie durch Ihre eigene Macht sich alles das selbst verschaffen können, was wir armen Sterblichen Ihnen zu bieten vermögen. Aber ich will Ihnen einen Dienst erzeigen, und daraus mögen Sie die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen ermessen. Vor einer Stunde ist Graf Gregor Orloff auf den Wunsch des Großfürsten und Panin's in Petersburg angelangt, und begiebt sich so eben zur Kaiserin, um eine geheime Unterredung mit ihr zu haben. Joseph."

Es ist also wahr, ich habe nicht falsch gelesen, schrie Potemkin, es sind nicht meine Gedanken, meine geheimen Befürchtungen, welche da als gespensterhafte Buchstaben sich in Schlachtordnung auf dem Papier aufstellten, es steht geschrieben: „Gregor Orloff ist in Petersburg, und er hat eben eine geheime Unterredung mit der Kaiserin?" Es steht so da?

Es steht so da, Durchlaucht, sagte Cobenzl ruhig.

Potemkin stieß einen Wuthschrei aus und sprang vorwärts wie ein Stier, der eben im Begriff ist, sich mit einem wüthenden Stoß auf seinen Feind zu stürzen.

Gregor Orloff ist bei Katharinen, und ich kann ihn nicht erwürgen, ihn nicht todt zu ihren Füßen niederschleudern, nicht —

Auf einmal verstummte er und ein triumphirendes Lächeln erhellte

sein Angesicht. Ich habe noch meinen Schlüssel, sagte er laut vor sich hin, ich werde Katharina zwingen, mich zu hören, wenn sie Orloff gehört hat. — Herr Graf, fuhr er fort, sich an Cobenzl wendend, ich muß Sie jetzt bitten, mich zu verlassen, denn ich muß zur Kaiserin, sogleich auf der Stelle! Gehen Sie zu Ihrem Kaiser, sagen Sie ihm, daß ich ihm danke für seinen Brief, und daß, wenn es mir gelingt, dieses Unwetter, das über mir schwebt, zu besiegen, er auf ewig an mir einen dankbaren Schuldner und Diener finden soll. Aber jetzt kein Wort mehr, Herr Graf! Leben Sie wohl, und wenn Sie Lust haben, beten Sie für mich, oder besser, überlegen Sie, was für ein Drama Sie am Tage meines Begräbnisses zur Erheiterung des Hofes aufführen wollen.

Ach, an dem Tage könnten wir nur Voltaire's Meisterwerk: „Julius Cäsars Tod" aufführen, sagte Graf Cobenzl lächelnd, aber Gott verhüte eine solche Aufführung. Ich eile zu meinem Souverain, um ihm die Worte Ew. Durchlaucht zu hinterbringen.

Potemkin, vor Ungeduld zitternd, die bleichen Lippen fest aufeinander gepreßt, blieb mitten im Zimmer stehen, und rasch und ungestüm mit dem Fuß stampfend, als schlüge er den Takt zu der wilden Melodie seiner Gedanken, folgten seine flammenden Blicke jeder Bewegung des Grafen, der sich mit seinem gewöhnlichen zierlichen und tänzelnden Schritt der Thür näherte und noch vor derselben stehen blieb, um dem Fürsten eine regelrechte Verbeugung zu machen.

Aber kaum war die Portière hinter Cobenzl niedergefallen, als Potemkin wie ein Rasender vorwärts sprang, mit wilden Sätzen den Salon durcheilend und in sein Schlafzimmer stürzend. Zu dem Schreibsecretair, der da neben seinem Bett stand, hinspringend, schloß Potemkin denselben auf, und hastig einige Chatoullen, die mit Ketten, Brillanten und Gold angefüllt waren, herausziehend und zur Erde schleudernd, daß ihr kostbarer Inhalt weit im Zimmer umher flog, schien er mit zitternden Händen nach irgend Etwas zu suchen. Jetzt hatte er es gefunden, jetzt drückte er an einer Feder, und ein verborgenes Schubfach that sich auf.

Dieses Schubfach enthielt nichts als einen Schlüssel! Aber Potemkin nahm ihn mit einem Freudenschrei, und ohne daran zu denken, die umhergestreuten Schätze, die vielleicht eine Million werth sein mochten, wieder vom Boden aufzusammeln, stürzte er wieder aus dem Schlafzimmer, vorwärts in sein Cabinet, durch dieses hindurch in ein dunkles, kleines Vorzimmer, dann über Corridore, Gänge und Treppen, vorwärts, immer vorwärts, athemlos, keuchend, aber vorwärts.

Jetzt stand er am Ende eines langen, öden Corridors. Hier schien er am Ende seines Reichs angelangt, und diese öde, weiße Wand schien die undurchdringliche Mauer zu sein, welche die von Potemkin bewohnte Eremitage von den Räumen des kaiserlichen Winterpalastes trennte.

Aber da, ganz am äußersten Ende dieser Mauer befand sich eine kleine, kaum bemerkbare Vertiefung. Potemkin senkte seine Hand in diese Vertiefung und drückte an einer Feder. Sofort schien sich die Wand aufzuthun und eine Thür sprang auf. Aber hinter dieser Thür befand sich abermals eine Thür, die Thür zu dem geheimen Gang, welcher von Potemkins Wohnung gerade zu dem Winterpalast und zu den Gemächern der Kaiserin führte.

Die Thür war verschlossen. Aber Potemkin hatte den Schlüssel, welcher sie öffnete.

Dank diesem Schlüssel sprang er jetzt vorwärts durch die geöffnete Thür, weiter durch die öden Gänge und Gallerien. Und jetzt stand er vor der kleinen Thür, welche gerade in die Gemächer der Kaiserin führte.

Der Schlüssel paßte auch zu dieser Thür, und indem Potemkin ihn leise in das Schloß senkte, murmelte er: Ich bin gerettet! Ich werde siegen!

IV.

Kaiserin Katharina.

Tiefe Stille herrschte in den Gemächern der Kaiserin; die prunkenden goldfunkelnden Säle, in denen sich allabendlich die von Gold, Juwelen und Ordenssternen funkelnde Hofgesellschaft versammelte, waren jetzt noch verödet und leer. Katharina hatte für diesen Vormittag die befohlene große Cour abgesagt, sie hatte Befehl ertheilt, daß Niemand vorgelassen werde, weil sie allein sein wolle, um zu arbeiten.

Aber sie war nicht allein! Sie war in ihrem, neben ihrem Schlafzimmer befindlichen Cabinet, und bei ihr war der Graf Gregor Orloff, der Mörder ihres Gemahls, der Geliebte ihrer früheren Tage.

Die Kaiserin lag halb hingegossen auf dem von purpurrothem Sammet überzogenen Ruhebette, und ihre klugen, blitzenden Augen waren mit einem Ausdruck innigster Herzlichkeit auf Orloff hingerichtet, der ihr gegenüber saß. Katharina war, trotz ihrer funfzig Jahre, noch immer eine schöne Frau; selbst das Alter schien Respect gehabt zu haben vor dieser hohen Stirn, welche eine Krone trug, und hatte kaum mit der Spitze seines Fingers sie zu berühren gewagt; ihr Auge hatte noch immer das Feuer der Jugend, ihr Mund das reizende coquette Lächeln ihrer früheren Tage bewahrt, und in ihrem Busen glühte noch immer das leidenschaftliche, liebebegehrende, unruhige, bewegliche Herz eines Mädchens von sechszehn Jahren. Dieses Herz war noch immer des glühenden Hasses, der leidenschaftlichsten Liebe fähig, und dieses energische, interessante Antlitz war immer noch im Stande, zu gefallen und Liebe zu erwecken.

Und in dieser Stunde wollte Katharina Orloff gefallen, in dieser Stunde träumte sie sich zurück in die goldenen Sonnentage ihrer Jugendliebe, und mit wehmüthiger Theilnahme suchte sie auf dem harten, alternden Gesicht des Grafen Orloff die verblichene

Schönheit, welche sie einst an ihn gefesselt hatte. In dieser Stunde war Katharina nicht die Kaiserin, sondern das Weib, und sie dachte nicht an die Krone, welche einst Gregor Orloff mit blutigen Händen auf ihr Haupt gesetzt, sondern nur an die Myrthen und Rosen, mit denen er sie umkränzt hatte.

Sie hatten sich anfangs von gleichgültigen Dingen unterhalten, dann war die Kaiserin verstummt und in dieses wehmüthige Schweigen versunken, das den Grafen zu ängstigen begann.

Majestät haben mir befohlen, sagte er leise, befohlen, hierher zu kommen und —

Katharina hob ihren schönen, nur halb bedeckten Arm ein wenig von dem Ruhekissen empor, und winkte ihm mit ihrer von Brillanten funkelnden Hand.

Still, Orloff, still, flüsterte sie leise. Nenne mich nicht Majestät, es hört uns ja Niemand! Sag' nicht, daß ich Dir befohlen habe, hierher zu kommen!

Meine gnädige Kaiserin, stammelte Orloff, ich —

Kaiserin! rief Katharina glühend, steh' ich denn vor Dir als Deine Kaiserin, Gregor? Nein, nein, Orloff, ich bin hier nur ein Weib, ein Weib, das Dich einst sehr geliebt hat, und das auch heute noch nicht erröthet, es Dir zu sagen. O, sie sagen wohl von mir, ich sei kein frommes Weib, ich habe mich verblenden lassen von dem Religionsspötter Voltaire, aber sie irren sich, die guten, dummen Menschen, ich bin doch fromm, und ich habe doch eine Religion, über welche ich selbst Voltaire nicht erlaubt haben würde zu spotten, das ist die Religion der Erinnerungen, Gregor! Dieser meiner Religion habe ich in meinem Herzen Tempel gebauet, und Dich betrachte ich als den ersten Hohenpriester in demselben! Deshalb auch, Gregor, habe ich Dich herberufen, wir wollen zusammen einen Gottesdienst halten in unserm Tempel!

Graf Orloff murmelte einige unzusammenhängende, verlegene Worte. Diese glühende, wehmuthsvolle Sprache der Kaiserin machte ihn befangen, er verstand sie nicht und vermochte ihr nicht darin zu antworten; er war immer nur der Mann der That, des Handelns

und des Kämpfens gewesen, aber die Poesie des Herzens, die Gluth der Phantasie hatte ihm immer gefehlt.

Orloff verstand also die Sprache Katharinens nicht, aber er verstand ihr Lächeln und ihre Blicke, und er eilte zu ihr hin, und ein Knie vor ihr beugend, küßte er zärtlich ihre dargereichte Hand.

Gregor, sagte die Kaiserin leise und zärtlich, ich habe Dich rufen lassen, weil ich mit Dir zu sprechen habe über die Zukunft Deines Sohnes!

Ew. Majestät sprechen von Basile Bobrinsky? fragte Orloff, noch immer vor Katharinen knieend und lächelnd zu ihr aufblickend.

Ja, von ihm, sagte Katharina, von Deinem Sohn oder, wenn Du lieber willst, von *unserm* Sohn!

Von *unserm* Sohn, Katharina! rief der Graf heftig. Eure Majestät bekennen sich zu ihm als seine Mutter, und Sie haben doch seinen Vater aus Ihrem Herzen verstoßen, Sie haben mich aufgeopfert um eines Mannes willen, den ich hasse, nicht weil er mein glücklicher Nebenbuhler ist, sondern weil er die Liebe der großen Katharina nicht verdient, weil er nichts ist als ein Ehrgeiziger, ein Verschwender, ein herzloser Schacherer, der in jeder Stunde bereit ist, nicht blos die Ehre Rußlands, sondern die Liebe seiner Kaiserin zu verkaufen, wenn man ihm nur einen genügenden Kaufpreis dafür zu bieten vermag. O, es macht mich rasend, zu denken, daß Gregor Orloff einem Potemkin hat weichen müssen!

Katharina legte lächelnd ihre weiße Hand auf Gregor's Lippen.

Still, sagte sie, schilt ihn mir nicht, mein Freund. Sagte ich Dir nicht, daß ich der Religion der Erinnerungen angehöre, und daß ich heute einen Gottesdienst halten will in ihrem Tempel? Und Dich, Gregor, habe ich herberufen lassen, um diesen Gottesdienst mit mir zu begehen, und ein förmliches und heiliges Opfer niederzulegen auf den Altar unserer Gottheit. Ich will Friede haben, Gregor, Friede mit meiner Vergangenheit, Friede auch in der Gegenwart und Zukunft! Ich will nicht, daß die beiden Männer, die meinem Thron und meinem Herzen am nächsten sind, in wilder Feindschaft und unversöhnlichem Haß einander so nah sich gegenüber stehen! Die

Liebe soll Euren Haß versöhnen und diese Feindschaft enden, und über den Häuptern eines glücklichen Liebespaars sollen sich Orloff und Potemkin, die beiden größten Männer meines Reiches, ihre Hände geben! Ich bitte Dich also, Gregor, und Du siehst wohl, ich spreche nicht zu Dir als Deine Kaiserin, sondern als die Katharina, welche Dich einst sehr geliebt hat, ich bitte Dich, Gregor, sage nicht Nein zu dem, was ich Dir jetzt vorschlagen will! Gieb Deine Einwilligung, daß unser Sohn Basile Bobrinsky die Gräfin Alexandra, Potemkins Nichte, heirathe!

Niemals, rief Orloff mit donnernder Stimme, indem er grimmig aufsprang, wie ein verwundeter Stier. Niemals, sage ich, werde ich einwilligen, daß mein Bastard die Dirne eines so verächtlichen Thoren als Potemkin heirathe!*)

Katharina richtete sich von ihrem Ruhelager empor, aber nicht im Zorn, sondern ruhig und sanft, und fast mit der Unterwürfigkeit eines liebenden Weibes.

Du willst mir diesen meinen Lieblingswunsch nicht gewähren, Gregor? fragte sie wehmüthig.

Ich kann nicht, Katharina, ich kann nicht, rief der Graf wild. All mein Blut empört sich schon bei dem Gedanken, daß mein Sohn der Verwandte Potemkins werden könnte. Nein, nein, kein Band der Liebe soll jemals meine Hand fesseln, daß sie, wenn sie es vermag, nicht wie ein Beil niederfällt auf den Nacken Potemkins und ihm das Haupt von seinem Rumpf trennt!

Katharina legte zum zweiten Mal ihre Hand auf Orloffs Mund. Still, Du wilder Riesengeist, sagte sie lächelnd, mußt Du nicht immer, wie Jupiter, Blitze schleudern und Titanen stürzen? Aber Du weißt wohl, daß Du mir so gefällst, und daß ich Dich am meisten liebte, wenn ich vor Dir zitterte. Ein Weib ist nur dann ganz glücklich, wenn sie sich in schaudernder Ehrfurcht beugt vor einem wahren Mann. Aber welch' ein Triumph alsdann, diesen Mann wieder in Liebe vor ihr sich beugen und ihn gehorsam zu sehen. Gönne mir

---

*) Orloff's eigene Worte. Siehe: Raumer, Beiträge ꝛc. Th. V. S. 402.

heute diesen Triumph, Gregor! Ich will Dir meinen Lieblingswunsch opfern, und Bobrinsky soll nicht Potemkins Nichte Alexandra heirathen.

Seine Nichte, rief Orloff, sag' lieber seine Geliebte!

So ist es nicht, so falsch und treulos kann Potemkin nicht sein, rief Katharina heftig.

Sie ist es, Alexandra ist Potemkins Geliebte, der ganze Hof kennt und sieht diesen Scandal!

Wenn es so ist, und ich werde strenge untersuchen, wenn es so ist, so soll Potemkin meine Rache und meinen Zorn empfinden, und nichts vermag ihn alsdann noch vor dem Verderben zu schützen! rief Katharina mit flammenden Augen. Aber ich sage Dir, es ist nicht so, und wie sehr Potemkin auch fehlen mag, diesen Vorwurf verdient er nicht.

Ew. Majestät gestehen also doch ein, daß er Fehler hat, der große Potemkin? fragte Orloff mit einem wilden Lachen.

Ich gestehe es ein, sagte Katharina sanft, und gerade um Potemkins Fehler willen habe ich Dich herberufen!

Mich?

Dich, Gregor Orloff, den Treuesten der Treuen! Gregor, Du hast mir in Deinem Leben große Dienste erzeigt, und mich zu ewigem Dank verpflichtet, Dir verdanke ich meine Krone und Du bist einer der leuchtendsten Edelsteine in derselben. Aber dennoch erwarte ich jetzt noch einen Dienst von Dir, der fast noch größer ist als Alles, was Du bisher für mich gethan, und ich will Dich um Etwas bitten, was für meine Ruhe von größerer Wichtigkeit ist, als Alles, was ich jemals von Dir verlangt habe!

Sprich, meine Kaiserin, sprich, und wenn es in meiner Macht steht, werde ich Deinen Befehl erfüllen, sagte Orloff, tief ergriffen von dem zugleich hoheitsvollen und feierlichen Wesen Katharina's.

Sie legte sanft ihre Hand auf Orloff's Schulter und blickte bittend zu ihm auf. Werde ein Freund Potemkins, sagte sie mit ihrem süßesten Ton. Wirke durch Dein Beispiel auf diesen außerordentlichen Mann, daß er vorsichtiger sei in seinem Benehmen, auf-

merksamer auf die Pflichten der größten Aemter, die er bekleidet, sorgsamer, sich Freunde zu erwerben, und nicht, zum Lohn für alle meine Achtung und Freundschaft, mein Leben in eine ununterbrochene Scene des Elends zu verwandeln. Um Gotteswillen, Orloff, suche Potemkins Bekanntschaft, vermehre meine Verpflichtung gegen Dich, indem Du jetzt noch einmal mein persönliches Glück sicherst und mich bewahrst vor den Stürmen, die täglich und stündlich mein armes Haupt umbrausen!*) Willst Du das thun, Gregor, willst Du mich retten?

Sie lehnte ihr stolzes Haupt auf seine Schulter und schaute zärtlich flehend zu ihm auf.

Sie wissen es, Majestät, daß ich Ihr Sclave bin, rief Orloff glühend. Mein Leben steht in Ihrer Hand. Wenn Potemkin den Frieden Ihres Gemüthes stört, befehlen Sie, und er soll unverzüglich verschwinden, Sie sollen nie mehr von ihm hören! Aber, Madame, bei meinem Charakter und meinem Ruf, mich mit Hofränken einzulassen, die Freundschaft eines Menschen zu suchen, den ich als Mann verachten und zugleich als den Größten im Staat betrachten muß, verzeihen Ew. Majestät, wenn ich diesen Auftrag ablehne!

Gregor, Du willst also meinen Wunsch nicht erfüllen? rief Katharina, in Thränen ausbrechend. Grausamer Mann, so gehe denn, und laß mich allein mit meinen Schmerzen!

Ew. Majestät wollen es, ich gehe also, sagte Orloff, indem er sich tief verneigte und das Zimmer durchschritt.

Katharina stieß einen tiefen Seufzer aus und sank wie zerbrochen auf einen Fauteuil nieder.

Dieser Seufzer indeß schien beredter als alle Worte Orloff zurückzurufen. Schon an der Thür angelangt, wandte er sich um und kehrte zur Kaiserin zurück.

Weinen Sie um Potemkin, Madame? fragte er. Sie wissen ohne Zweifel, daß er keine wahre Anhänglichkeit an Sie hat, und überall nur sein eigenes Interesse zu Rathe zieht, daß er nur für

*) Der Kaiserin eigene Worte.

die List ein überlegenes Talent besitzt, daß er sich bestrebt, Ew. Majestät allmälig von den Geschäften abzulenken und in einen Zustand trunkener Sicherheit einzulullen, um sich selbst mit der höchsten Gewalt zu bekleiden.

Orloff, schone mich, höre auf! bat Katharina, die Hände flehend zu dem Grafen erhebend.

Aber Orloff, ungerührt von ihren Thränen, fuhr lauter und heftiger fort: Potemkin hat Ihrer Flotte wesentlich geschadet, Ihr Heer zu Grunde gerichtet, und, was noch schlimmer ist, Ihren Ruf in den Augen der Welt erniedrigt und die Liebe Ihrer getreuen Unterthanen von Ihnen abgewandt. Wollen Sie sich eines so gefährlichen Mannes entledigen, so steht Ihnen mein Leben zu Diensten; ziehen Sie aber vor, zu zögern, mit ihm zu temporisiren, so kann ich bei der Ausführung von Maßregeln nicht nützlich sein, wo Schmeichelei, Heuchelei und Doppelzüngigkeit die nothwendigsten Eigenschaften sind.

Ich glaube Dir, o leider, ich glaube Dir, rief die Kaiserin schmerzlich weinend. Potemkin verdient alle die Vorwürfe, die Du ihm machst, mein Verstand sieht es ein, aber mein Herz ist dennoch zu schwach, um ihn so zu strafen, wie er es verdient. O, die goldenen Tage meiner Energie sind von mir gewichen, Gregor, das Alter hat an meinem Charakter gerüttelt, und einsehend, was ich thun *müßte*, habe ich doch nicht die Kraft, es thun zu *wollen*.

Ein Wort von Ew. Majestät, ein Wink Ihres Auges, ich wiederhole es Ihnen, und Potemkin ist verschwunden, und Sie sollen nie wieder von ihm hören, und Rußland ist befreit von diesem Vampyr, der ihm seine Ehre, seine Schätze und seine Kraft aussaugt.

Nein, nein, Gregor, keine Gewaltmaßregeln! rief die Kaiserin angstvoll. Ich danke Dir für Deinen Vorschlag, Gregor, ich werde es Dir nie vergessen, daß Du freudig abermals bereit warst, für mich Dein Leben zu wagen, um mich von dem Feind zu befreien, der meine Ruhe bedroht, und mein Leben vergiftet. Aber ich kann Dir diesen Feind noch nicht opfern, mein Herz hat nicht den Muth zu sagen: „tödte den Riesen, der mit seinem Schatten meinen Thron

verdunkelt.“ O, mir scheint, ganz Rußland würde erbeben von dem Fall dieses Riesen, und wie von einem Erdbeben müßte dies Schloß hier über mir zusammenstürzen. Du siehst, Gregor, ich bin ein armes, schwaches Weib, ich habe selbst nicht mehr den Muth, zu strafen!

Ich sehe, daß Ew. Majestät den Verderber meines Vaterlandes höher stellen als das Vaterland, sagte Orloff düster. Um Potemkin zu erhalten, opfern Sie ihm Rußland! Und da es so ist, Majestät, habe ich hier nichts mehr zu sagen und zu thun. Um Gerechtigkeit zu üben, hätte ich für Sie selbst das Amt eines Henkers übernommen, und mit dem Beil das Haupt des Schuldigen getroffen, aber die Schleichwege der Lüge und Intrigue, der unsichtbaren Bosheit und lichtscheuen Feigheit, die mit Nadelstichen tödtet, diese Schleichwege sind nicht für mich! Die gleißnerischen Eidechsen, Eure Höflinge, mögen behende darauf hinglitschen, aber der Stier Orloff hat keinen Platz darauf. Leben Sie wohl, Katharina, und lassen Sie mich zurückkehren nach Gatschina, denn hier bin ich nichts nütze! Leben Sie wohl!

Er näherte sich der Kaiserin, und ihre Hand nehmend, drückte er einen glühenden Kuß auf dieselbe, dann wandte er sich um, und das Gemach durchschreitend öffnete er die Thür, die in die lange Reihe der Empfangssäle führte. Langsam durchschritt er diese Gemächer, das Haupt gebeugt, sorgenvoll und traurig, — und sorgenvoll und traurig, mit unverwandten Blicken schaute die Kaiserin dieser hohen, stolzen Gestalt nach, auf die sie sich hatte lehnen wollen in ihren Aengsten, und die sie jetzt auch verließ. Eine unaussprechliche Angst überkam sie, ein Gefühl grenzenlosen Alleinseins, rettungslosen Verderbens.

Orloff, Orloff, rief sie laut, und mit beflügelten Schritten eilte sie vorwärts, flog sie durch die Zimmer ihm nach, welcher ihr Retter sein sollte aus der Gefahr.

Orloff, eben schon im Begriff, durch die Thür, welche zu einem der Seitencorridore führte, hinauszugehen, blieb stehen, und die Hand an die Portière gelehnt, wandte er sich um, und schaute der

Kaiserin entgegen, welche eben mit hochgerötheten Wangen, mit fliegendem Athem, ihr Antlitz zuckend vor Bewegung, zu ihm eilte.

Orloff, sagte sie mit heiserer, leiser Stimme, verlasse heute noch nicht Petersburg, bleib' noch drei Tage, und harre meiner Botschaft. Vielleicht gelingt es meinem Verstand doch noch, mein Herz zu bezwingen, vielleicht überwinde ich doch noch meine weibische Furcht, und finde den Muth ein Mann zu sein, und als Mann zu strafen! Vielleicht lasse ich Dich dann rufen, Gregor, und nehme den Dienst an, den Du mir vorgeschlagen! Bleibe also und warte, ich bedarf Deines Rathes und Beistandes, warte noch drei Tage!

Gut denn, ich warte, sagte Orloff, sich leicht verneigend, drei Tage halte ich mein Schwert noch in Händen, und warte auf Ew. Majestät Wink, um es niederfallen zu lassen. Drei Tage! Alsdann aber verlasse ich Petersburg und kehre nicht wieder! Drei Tage also!

Er verbeugte sich leicht, trat durch die geöffnete Thür des Vorzimmers, und die Portière rauschte hinter ihm nieder *).

Drei Tage also! murmelte die Kaiserin leise vor sich hin, indem sie langsamen Schrittes die schweigenden Säle durchwandelte und wieder in ihr Cabinet zurückkehrte.

Traurig und mit gesenktem Haupte trat sie in dies Cabinet ein, und schritt vorwärts, gedankenvoll vor sich hinmurmelnd: Drei Tage also wird er warten, ob ich —

Auf einmal stieß sie einen gellenden Schrei aus, und rückwärts taumelnd, starrte sie mit weit aufgerissenen Augen, mit bebenden Lippen, erschauernd wie vor einer Gespenstererscheinung, nach dem Divan hin, zu dem sie eben hatte hinschreiten wollen, um sich zu ruhen nach so vielen Aufregungen.

Auf diesem Divan saß — Potemkin!

---

*) Dieses ganze Gespräch zwischen der Kaiserin und Orloff ist keine Erfindung, sondern der Wahrheit gemäß, und befindet sich wörtlich in den Gesandtschaftsberichten, die Friedrich von Raumer mittheilt in den „Beiträgen zur neuern Geschichte.“ Bd. V. S. 394.

V.

Die Kaiserin und ihr Herr.

Bleich, mit flammensprühenden Augen, mit übereinandergeschlagenen Armen saß Potemkin da, und seine Blicke schienen mit ihren zornigen Blitzen diese Frau zerschmettern zu wollen, die scheu, athemlos vor ihm zurückbebte, und nicht den Muth hatte, um Hülfe zu rufen, nicht die Kraft, nur mit einem Wort den unerwarteten Besuch zu begrüßen.

Auf einmal erhob sich Potemkin von dem Divan, und seine stolze, colossale Gestalt richtete sich in ihrer ganzen majestätischen Höhe empor.

Katharina erbebte und wich scheu zurück. Aber Potemkin ging grade an ihr vorüber und schritt durch das Cabinet nach der Thür hin, durch welche Katharina eben eingetreten war. Mit einer raschen Bewegung seiner Hand drückte er die Thür zu, verschloß sie, zog den Schlüssel heraus, und steckte ihn in seine Tasche.

Katharina, welche ihm mit entsetzten Blicken nachgeschaut hatte, zuckte zusammen im tödtlichen Schreck, und ließ ihre Blicke suchend, hülfeflehend im Zimmer umherschreiten! Nirgends ein Ausweg, eine Rettung, jeder Weg zur Flucht abgeschnitten! Sie war allein mit Potemkin, ganz allein!

Kein Wort war bis dahin von ihnen gesprochen worden, und grauenvoller und entsetzlicher, als alle Worte es vermocht hätten, sprach dieses Schweigen zu dem Herzen der Kaiserin, und mehr beängstigte es ihre Seele, als die lautesten Vorwürfe es vermocht hätten.

Aber jetzt brach Potemkin dieses Schweigen und diese fürchterliche Stille. Sich der Kaiserin grade gegenüber stellend und sie anstarrend mit seinen zornigen Blicken, sagte er mit lauter, höhnischer Stimme: „Wenn Potemkin den Frieden Ihres Gemüthes stört, befehlen Sie, und er soll augenblicklich verschwinden, und Sie sollen nie wieder von ihm hören!“

O, rief Katharina entsetzt, er hat gehorcht, er weiß Alles!

Ja, er weiß Alles, sagte Potemkin lachend. Dank dem Schlüssel, den Katharina mir gegeben, kam ich hierher, und hinter der Tapete da verborgen, hörte ich Alles, hörte ich, wie Orloff der Kaiserin seine Henkersdienste anbot. Warum nahmst Du sie nicht an? Warum willigtest Du nicht augenblicklich ein, mich verschwinden zu lassen? Du hast das Beil in seine Hand gelegt, mit welchem er mich treffen soll, warum ließest Du es nicht sogleich niederfallen?

Er war zu ihr herangetreten, und so dicht näherte er sein flammendes Antlitz dem ihrigen, daß sie den Athem seines Mundes wie eine glühende Kohle auf ihrer Stirn brennen fühlte.

Ich frage Dich noch einmal, rief er, wüthend mit dem Fuß auf den Boden stampfend, warum ließest Du das Beil Deines Henkers nicht niederfallen auf mein Haupt? Antworte mir, ich will es! Antworte mir!

Als Katharina immer noch schwieg, streckte er den Arm empor und seine Faust hob sich drohend gegen ihr Haupt auf.

Potemkin! schrie Katharina, entsetzt zurückweichend. Willst Du mich zerschmettern?

Und wenn ich es thäte? rief er zähneknirschend. Wäre es nicht eine wohlverdiente Strafe für Deinen Verrath und Deinen Treubruch! Bin ich nicht berechtigt, das Weib zu richten und zu strafen, der ich mein Leben, meine Seele, mein Herz geopfert habe, und die mich dafür verrathen, verleumdet und beschuldigt hat, nicht in's Gesicht, nicht Stirn an Stirn, wie es großen Seelen geziemt, sondern hinter meinem Rücken, heimlich und im lichtscheuen Dunkel. Aber zittre, Du treuloses, verrätherisches Weib, die Stunde des Gerichts ist gekommen, und ich bin Dein Richter! Und ich will Dich zerschmettern mit meinem Zorn, und ich will Rache nehmen für alle Qualen, die Du mich da, hinter dieser Tapete, in einer Viertelstunde hast erdulden lassen. Antworte mir also, ich will es, ich befehle es Dir, warum hast Du das Beil nicht niederfallen lassen, das Du Deinem Henker Orloff in die Hand gegeben? Sieh mich an und antworte mir, ich will es, ich befehle es!

Wieder stampfte er wild mit dem Fuß auf den Boden, und wie Donner rollte seine Stimme durch den Raum.

Katharina, wider ihren Willen „seinem Befehl" gehorchend, hob ihren Arm zu ihm empor, und schaute in sein glühendes Antlitz. Sie sah diese hohe umwölkte Stirn, diese großen wetterleuchtenden Augen, diese grollenden purpurrothen Lippen, diese hohe, athletische Gestalt, und ein Gefühl grausigen Entzückens, seltsamer Wonne überkam sie. Vergessen war ihre Angst, ihr Entsetzen, ein süßes Beben durchschauerte ihre ganze Gestalt, und nicht achtend der drohenden Faust, die sich gegen sie erhoben, rief sie laut: O Alexandrowitsch, wie schön Du bist! Wie ein zürnender Gott stehst Du vor mir, und ich bete Dich an in Deiner Mannesschönheit!

Und strahlend vor Entzücken legte Katharina ihre beiden Arme um Potemkins mächtige Gestalt und lehnte ihr Haupt an seine Brust.

Potemkin stand noch immer da mit erhobenen Armen, drohend und zornerfüllt.

Warum läßt Du Deine Arme nicht niederfallen, flüsterte Katharina, warum zerschmettert mich nicht Deine Riesenhand? Sieh, ich fürchte mich nicht, ich bin bereit, den tödtlichen Schlag zu empfangen! O, es muß süß sein, Gregor, süß, von Deinen Händen zu sterben. Es wäre das letzte Entzücken, welches Du Deiner Katharina bereitest, und sie würde Dich segnen, indem sie stürbe! Schlag' doch zu, Gregor Alexandrowitsch, zerschmettere das arme Weib, das, wenn Du ihr zürnst, nichts weiter wünscht, als zu sterben!

Potemkin ächzte tief auf, und mit einem heftigen Ruck sich von Katharinen's Arm befreiend, wich er scheu, entsetzt immer weiter von ihr zurück. Auf einmal stieß er einen lauten Schmerzensschrei aus, und beide Hände vor sein Antlitz schlagend, brach er in ein lautes Weinen und Schluchzen aus.

Warum weinst Du, Potemkin? fragte Katharina, zu ihm hineilend.

Warum ich weine? fragte er mit bebender Stimme. Ich weine über mein eigenes Verbrechen! Ich weine, weil die Verzweiflung mich fast zu dem fürchterlichsten Verbrechen verleitet hat! O, warum verdorrt sie nicht, diese tempelschänderische Hand, die sich frevelnd

eben gegen das Allerheiligste erhoben hatte! Warum sendet Gott nicht einen seiner Blitze hernieder und zerschmettert den Verbrecher, der in der Raserei seines Kummers zum Hochverräther ward an seiner Kaiserin!

Ganz in Verzweiflung und Schmerz stürzte Potemkin zu Katharinen's Füßen nieder, und ihre Kniee umklammernd, rief er: tödte mich, Katharina, habe Erbarmen, tödte mich, damit ich nicht wahnsinnig werde vor Reue und Schmerz!

Katharina neigte sich zu ihm nieder und versuchte ihn sanft empor zu ziehen. Nein, sagte sie leise und lächelnd, Du sollst leben, leben für mich!

Nein, rief Potemkin leidenschaftlich, richte mich nicht auf, laß mich hier zu Deinen Füßen liegen, wie der Sünder zu den Füßen des Altars liegt, und um Verzeihung fleht und seine Sünden beichtet. Ich bin ein Schuldiger, ich bin ein Verbrecher, aber es ist die Verzweiflung, welche mich dazu gemacht hat. Als ich da hinter der Tapete stand, und hörte, wie Deine Lippen mich anklagten, da fühlte ich, wie der Wahnsinn mit kalten Gespensterfingern zu meinem Hirn emporkroch. O, Katharina, daß Du mich anklagen konntest, Du, die ich liebe wie meine Gottheit, der ich huldige, wie meinem verkörperten Ideal, daß Du an mir irre werden konntest, das ist es, was mich zur Verzweiflung getrieben, das ist —

Er vermochte nicht weiter zu sprechen, Schluchzen erstickte seine Stimme, und sein Antlitz an Katharina's Kniee lehnend, weinte er laut.

Katharina, tief ergriffen von seinem Schmerz, die Augen von Thränen umdüstert, neigte sich zu ihm nieder, ihn mit zärtlichen Worten anflehend, aufzustehen und sich seinem Schmerz nicht hinzugeben.

Laß mich hier zu Deinen Füßen, sagte er, und laß mich weinen! Ach, ich weine jetzt nicht mehr über mich, sondern über Dich, Katharina, Dich, den schönsten Stern meines Lebens, den sie von ihrer Höhe herabziehen, dessen Glanz sie verlöschen wollen! Und es wird ihnen gelingen, denn sie haben mit ihren giftigen, gehässigen

Worten das Ohr meiner Herrin schon getroffen, sie haben sie umgarnt mit ihren Ränken und Kniffen, und die große, die arglose Katharina ist in ihre Schlingen gegangen und wird darin ihre Füße verwirren, daß sie fällt, und dann ist sie verloren!

Wer ist es, von wem redest Du? fragte Katharina angstvoll.

Ich rede von meinen Feinden, welche darum meine Feinde sind, weil ich nicht mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen wollte, weil ich ihre Hände, die sie mir darreichten, angefüllt mit Gold und Brillanten, weil ich diese Hände nicht annehmen, nicht zum Verräther werden wollte an meiner angebeteten Kaiserin. O, sie haben mir glänzende Versprechungen gemacht, sie wollten mich herüberziehen mit Ordensbändern und Ehren, mit Verheißungen und Schmeicheleien. Aber ich hörte nicht auf sie! Was kümmerten mich die Versprechungen einer goldenen Zukunft, was kümmerte mich der Zorn des Großfürsten Paul, ich sah nu r Dich, dachte nur Dich, und mehr galt mir die Größe Deiner Gegenwart, als die Sicherstellung meiner Zukunft. Ich bin Dir treu geblieben, und das ist mein Verbrechen, und darum senden sie jetzt einen der Verschworenen zu Dir, um mich anzuklagen, um mich zu verderben, denn sie wissen es wohl, daß ich ihnen auf ihrem Wege stehe, und daß sie erst über meine Leiche schreiten müssen, um zu Dir zu gelangen.

Katharina hatte ihm abermals in höchster Spannung zugehört. Seit er den Großfürsten genannt, hatte ihr Wesen sich verwandelt, war der weiche, zärtliche und gerührte Ausdruck ihrer Züge einem harten, finstern Ausdruck gewichen. Sie war jetzt nicht mehr das Weib, sondern die strenge Kaiserin.

Potemkin, sagte sie gebieterisch, und mit einer stolzen Bewegung ihrer Hand, ich befehle Dir, aufzustehen, und mir zu antworten auf meine Fragen.

Potemkin erhob sich mit der Schnelligkeit und dem Gehorsam eines Sklaven, und sagte unterwürfig: frage mich, Gebieterin! Ich schwöre es bei dem Grabe meiner Mutter, daß ich Dir die Wahrheit sagen werde!

Was sagtest Du von dem Großfürsten? Was hat er vor?

Wer sind die Feinde, von denen Du sprichst? Welches sind ihre Pläne, ihre Zwecke?

Ich sage von dem Großfürsten, daß er es überdrüssig ist, länger in der Dunkelheit und Abhängigkeit dahin zu leben, während er sich berechtigt glaubt, die Krone zu tragen, welche er auf dem Haupt seiner Mutter sieht.

Katharina stieß einen Schrei des Zorns aus, und legte unwillkürlich ihre Hand an die Stirn, als wolle sie da die Krone festhalten, welche ihr Sohn bedrohte.

Er wird diese Krone nicht haben, und sollte ich mit ihm um dieselbe kämpfen von Angesicht zu Angesicht. O, ich will doch sehen, ob er den Muth hat, seine verbrecherische Hand auszustrecken nach dem Haupt seiner Mutter.

Er wird Hände dingen, welche den Muth dazu haben, denn Du weißt wohl, Katharina, das Verbrechen, vor dem man selber zurückscheut, das überträgt man seinen Verschworenen, und sie führen es aus.

Katharina schauerte in sich zusammen, und ein leichter Schatten flog über ihr Angesicht. Ja, ich weiß es, murmelte sie leise, und daß ich das weiß, das nimmt mir den Schlaf meiner Nächte und die Ruhe meines Gewissens.

Und der Großfürst hat Verschworene, Katharina. Nicht Einen, nicht Zwei, halb Rußland ist sein Verschworener, halb Rußland sagt, daß die Krone der Kaiserin Katharina seit seiner Volljährigkeit dem Thronfolger, ihrem Sohne, gehöre. Und dieses halbe verschworene Rußland hat seine Anführer und Feldherren; sie strecken ihr Lager bis zu den Füßen Deines Thrones, und indem sie sich den Anschein geben, Dir zu huldigen, legen sie immer enger das Netz um Deine Füße und umgarnen Dich. Und weil sie da neben Dir den treuen Wächter Deiner Sicherheit und Deiner Ruhe sehen, weil sie wissen, daß sein Auge und sein Ohr immer offen sind, daß er jede ihrer Bewegungen überwacht, so wollen sie dieses lästigen Wächters Deiner Ruhe sich entledigen. Sie sind also zu ihm gegangen und haben versucht, ihn für sich zu gewinnen, und als an seiner Treue und Liebe zu Katharinen ihre Bestechungsversuche wie

ohnmächtige Pfeile an einem goldenen Schilde abgeprallt sind, da sind sie zu der Kaiserin gegangen, um das Gift ihrer Verleumdungen gegen den Wächter von Katharinen's Sicherheit auszuspritzen. O, und Katharina hat ihnen ein willig Ohr geschenkt, Katharina hat den armen Potemkin, ihren einzig Getreuen, verrathen und aufgegeben, sie hat sich von ihm gewandt und ist freiwillig hineingegangen in die Netze, mit welchen ihre Feinde sie umstellt haben. O, Katharina, mein Engel, meine Heilige, hüte Dich vor Deinen Feinden, hüte Dich vor dem Großfürsten, der niemals vergessen hat, wie sein Vater gestorben, und daß es seines Vaters Krone ist, die auf Deinem Haupte strahlt! Hüte Dich vor Orloff, der Dich haßt, seit Du um meinetwillen ihn verstoßen hast, und der heute, bevor er zu Dir kam, im Palast des Großfürsten mit ihm und Panin eine geheime Zusammenkunft hatte, eine Zusammenkunft, welcher auch der preußische Gesandte, Graf Görtz, beiwohnte. O, meine Katharina, Sonne meiner Augen, laß Deinen Glanz nicht erlöschen, strahle mächtig und segenbringend weiter über dieser Deiner Welt, die Du geschaffen, verjage die dunklen Wolken, welche langsam heranrauschen, um Dich unter ihren mächtigen Schleiern zu verhüllen. Laß es ihnen nicht gelingen, das boshafte Werk der Nacht, bleibe die Sonne, als welche Potemkin Dich geliebt hat, und wirf zuweilen einen Strahl der Erinnerung auf das einsame Grab des Mannes, dessen Herz gebrochen, weil Katharina ihm mißtraute, und der das Leben von sich warf, weil es für ihn keinen Werth mehr hatte! Und jetzt lebe wohl, mein Engel, lebe wohl! Lebe weiter zum Segen Deines Volkes! Führe die großen Pläne aus, die wir gemeinschaftlich ersonnen, und wenn Du alsdann auf dem Gipfel Deiner Größe stehst, so wende Dein Auge rückwärts, und gedenke des Freundes, der gestorben vor Schmerz um die verlorene Liebe seiner Kaiserin! Lebe wohl!

Er stürzte vor ihr nieder und küßte mit einer leidenschaftlichen Gluth ihre Füße und den Saum ihres Kleides. Dann sprang er empor, und einen letzten schmerzlichen Blick auf die Kaiserin werfend, eilte er der Thür zu.

Aber Katharina sprang ihm nach, wie eine gereizte Tigerin; mit einem hastigen Griff packte sie ihn am Arm und starrte ihn mit flammenden Blicken an. Wo willst Du hin, Potemkin? fragte sie laut.

Ich will zu Gregor Orloff gehen, sagte er feierlich, ich will vor ihm niederknieen und sagen: die Kaiserin hat Dir das Beil in die Hand gegeben. Hier ist mein Haupt, zerschmettere es, denn die Kaiserin hat es gewollt, und ich will ihr gehorchen und treu sein bis zum letzten Hauch meines Lebens.

Nein, Gregor, Du wirst bleiben, rief Katharina, weinend vor Rührung und Angst zugleich. Du wirst Deine Katharina nicht verlassen, sie nicht unbeschützt der Wuth ihrer Feinde dahin geben.

Sie legte ihren Arm um seinen Hals und wollte ihn von der Thür zurückziehen, aber er wandte sich sanft von ihr.

Laß mich hingehen und sterben, Katharina, rief er, ich mag nicht mehr leben nach Dem, was ich heute gehört habe! O, zu denken, daß Deine Lippen es waren, welche Potemkin verlästerten und anklagten! Laß mich sterben, Katharina!

Du sollst leben, Potemkin, um diese Lippen Dein begeistertes Lob singen zu hören, sie Dir zulächeln zu sehen vor dem ganzen Hof, vor allen Deinen Feinden!

Das wirst Du heute thun, und morgen wirst Du mich wieder verrathen! Morgen wirst Du wieder Dein Ohr den Verleumdungen Gregor Orloff's erschließen und wirst es dulden, daß er Potemkin einen ehrgeizigen Verschwender, einen Verräther Rußlands nennt.

Nein, ich werde das nicht mehr anhören, rief Katharina heftig, immer noch bemüht, Potemkin von der Thür zurückzuziehen, ich werde das nicht mehr anhören, denn ich werde Gregor Orloff nicht mehr diese Schwelle überschreiten lassen. Der Zufall hat Euch Beiden denselben Vornamen gegeben, aber damit Niemand sich täusche, welcher Gregor der Auserwählte der Kaiserin ist, darf es hier nur einen Gregor geben, das ist Gregor Potemkin!

Wie, Katharina, Du willst mir Orloff opfern? fragte Potemkin erstaunt.

Ich opfere ihn Dir, sagte sie lächelnd, es wird nur noch

einen Gregor an meinem Hof und in meinem Herzen geben! Gregor Potemkin!

Du schwörst es mir, Katharina?

Mein kaiserliches Wort darauf, Potemkin. Wirst Du jetzt bleiben? Wirst Du bei Deiner Katharina ausharren und sie beschützen?

Ich werde bleiben, sagte Potemkin, von der Thür zurücktretend, ich werde bleiben, um Deine Feinde zu schrecken und sie zu bekämpfen, wenn ich es noch vermag! Es soll nicht gesagt werden, daß ich geflohen bin in dem Augenblick, wo Dein edles und stolzes Haupt von Gefahren bedroht wird! Ich werde also bleiben, denn die Gefahr ist groß.

Mein Gott, Gregor, mein Herz erbebt vor Deinen Worten, sagte Katharina scheu und ängstlich. Welche Gefahren sind es denn, die mein Haupt bedrohen?

Du fragst es noch, Katharina, und Du weißt, daß der Großfürst lebt, und daß Orloff und Panin seine Vertrauten sind, und daß Preußen sein Bundesgenosse ist?

Nein, nein, Gregor, Du gehst zu weit, rief die Kaiserin lächelnd. Ich glaube Dir, daß mein Sohn Paul mich haßt, daß er mit meinem Minister und den Großen meines Reiches conspirirt, aber ich glaube Dir nicht, daß Preußen mit ihnen im Bunde ist. Der König von Preußen ist viel zu klug und viel zu weise, um nicht zu berechnen, daß es mehr in seinem Vortheil liegt, mit mir in Freundschaft zu leben, als mit meinem Sohn! O, König Friedrich wünscht ja sehr meine Freundschaft, und er wird nicht so unüberlegt sein, in einem Moment wider mich zu conspiriren, wo ihm Alles darauf ankommen muß, mit mir in bestem Einvernehmen zu stehen, weil das Schutz- und Trutz-Bündniß, das wir mit einander auf acht Jahre abgeschlossen hatten, zu Ende geht, und der König dessen Erneuerung wünscht! Du siehst also, Gregor, Deine zärtliche Besorgniß führt Dich zu weit, Preußen conspirirt nicht mit meinem Sohn, sondern es hält zu mir.

O Du edle, arglose Kaiserin, rief Potemkin gerührt, Du, welche immer nur das Große und Erhabene will und fühlt, Du hast keine

Ahnung von der kleinlichen Berechnung, dem kalten Egoismus der Welt. Du glaubst, Preußen stehe treu an Deiner Seite? Nun wohl, ich sage Dir, der König von Preußen, welcher, wie Du sagst, Dein Leben wünscht, denkt zugleich sehr lebhaft an Dein Sterben und macht seine Speculationen auf Deinen Tod!

Die Kaiserin erblaßte und ein glühender Zorn blitzte in ihren Augen auf. Beweise mir das, sagte sie gebieterisch.

Potemkin verneigte sich und zog aus seinem Busen ein Papier hervor, das er der Kaiserin überreichte. Ein Brief des Königs von Preußen, den ich heute Morgen durch seinen Gesandten empfing. Lies!

Katharina nahm das Papier und las es hastig, und immer tiefere Falten legten sich auf ihre Stirn, immer düsterer ward der Ausdruck ihres Gesichtes.

Viel Schmeicheleien und viel Versprechungen, sagte sie dann. Die letzteren verstehe ich nicht ganz. Was bedeuten diese letzten mysteriösen Zeilen hier?

Das fragte ich den Grafen Görtz auch, Majestät, und er hatte die Güte, es mir zu erklären. Diese Zeilen bedeuten, daß der König von Preußen mir, wenn ich bei meiner Kaiserin seine Interessen und die Erneuerung des abgelaufenen Bündnisses verfechte, dafür seine Stimme für das Herzogthum Kurland bewilligt, mir, wenn ich es wünsche, eine deutsche Prinzessin zu meiner Gemahlin anwerben will, und endlich, daß er, im Fall des Todes der Kaiserin, mir den neuen Kaiser Paul, den jetzigen Großfürsten, so geneigt machen will, daß er mich in meinen Würden und meinen Besitzthümern beläßt!

Das ist nicht möglich, rief Katharina außer sich, das sind willkürliche Deutungen, Worte, die in der Luft verflattern!

Ich habe dafür gesorgt, daß sie es nicht thun! sagte Potemkin lächelnd.

Wie meinst Du das?

Ich bat den Grafen Görtz, mir diese Versprechungen des Königs von Preußen, die er mir mündlich gegeben, schriftlich zu wiederholen.

Und er hat es gethan? Und Du kannst mir auch dieses Papier geben?

Der Graf Görtz sagte mir, daß er Dich um eine Audienz gebeten habe, um Dir ein Schreiben seines Souverains zu überreichen, und daß Du ihm dieselbe bewilligt habest. Er kam zu mir, um mich mit all' diesen Versprechungen zu verlocken, daß ich Dich bereden sollte, gleich heute den neuen Allianztraktat mit Preußen abzuschließen. Ich versprach's und machte nur noch die Bedingung, daß, wenn Graf Görtz hierher komme zur Audienz, er mir die schriftliche Aufzeichnung der königlichen Versprechungen mitbringen möge.

Die Kaiserin warf einen raschen Blick auf die Uhr, welche da drüben auf dem Kamin stand. Es ist zwei Uhr, die Stunde, die ich dem Gesandten bewilligt habe, sagte sie. Er muß schon im Vorzimmer sein.

Wenn Ew. Majestät erlauben, gehe ich zu ihm und fordere von ihm das Papier.

Die Kaiserin nickte rasch mit dem Haupt; Potemkin zog jetzt wieder den Schlüssel hervor und schloß die Thür auf, welche in die Empfangsäle führte.

Katharina schaute ihm nach, wie er durch die Säle dahin eilte; ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, und ganz leise flüsterte sie: es ist kein Entrinnen mehr! Er schwebt über mir, wie das unabänderliche Verhängniß, dem man in Gehorsam sich beugen muß!

Nach wenigen Minuten schon kehrte Potemkin zurück, und mit einem triumphirenden Lächeln reichte er der Kaiserin das Papier dar.

Jetzt werden Ew. Majestät nicht mehr zweifeln, daß ich die Wahrheit gesagt habe, rief er. Es ist die schriftliche Wiederholung der Versprechungen, die mir Graf Görtz mündlich im Namen seines Königs gemacht!

Katharina überflog das Blatt mit eiligen Blicken. Du hast Recht, sagte sie, der König von Preußen denkt an meinen Tod, und in Bezug auf Dich ist es mir lieb, daß er es thut, denn Deine Zukunft ist dadurch gesichert, und wenn ich dereinst sterbe, wird die Sorge und Angst um Dich nicht die Ruhe meiner Todesstunde trüben. Das

danke ich dem König durch dieses Blatt. Nimm es, Gregor, und bewahre es wohl auf; einst, wenn ich nicht mehr bin, wird es Dein Freibrief sein!

Potemkin nahm das Papier aus den Händen der Kaiserin, und es heftig in mehrere Stücke zerreißend, warf er diese zu Katharina's Füßen nieder.

Potemkin, Du zerreißest dieses kostbare Papier, das Dir ein Schutzbrief bei dem zukünftigen Kaiser sein soll? fragte Katharina erstaunt.

Er sah sie mit flammenden Blicken an. Ich mag nicht mehr leben, wenn Katharina nicht mehr da ist, meinem Leben Sonnenschein, Wonne und Glanz zu verleihen, sagte er, ich wünsche, daß Paul mich tödten und vernichten möge, weil ich Dich und nur Dich geliebt habe, ich werde jauchzend sterben als ein Märtyrer meiner Liebe und meiner Treue!

O, Gregor, das ist ein Wort, dessen ich gedenken werde, so lange ich lebe, rief die Kaiserin, ein Wort, das Dir zu jeder Zeit alle Thüren meines Palastes öffnen soll, und mit dem Du Deine Feinde immer in die Flucht jagen sollst! Du hast mir heute viel geopfert, Gregor, aber ich will es Dir lohnen; mein kaiserliches Wort darauf! Du hast mir die Sicherheit Deiner Zukunft geopfert, ich will Dir wenigstens dafür die Gegenwart glänzend machen, und Deine Feinde sollen zu ihrer bittern Pein sehen müssen, daß sie nur dazu beitragen, Dein Schicksal noch herrlicher zu gestalten! Möge der Großfürst zittern vor einem unbedachten Wort, einer unüberlegten Handlung; Sibirien öffnet seine Steppen sowohl dem Fürsten als dem Bauern, und jeder Verräther, sei er der Großfürst oder der Leibeigene, ist vor den Stufen des Thrones gleich strafbar. Möge auch Panin sich hüten! Ich kenne ihn genau und weiß, daß die Worte Redlichkeit und Offenheit, welche er immer im Munde führt, nur der Schleier sind, mit dem er seine Intriguen verhüllt. Bei dem geringsten Schritt, den er unverhüllt thut, werde ich ihn zur Rechenschaft ziehen!

Und Preußen? fragte Potemkin mit einem feinen Lächeln.

Katharina lächelte auch. Ich kann dem König von Preußen nicht zürnen, sagte sie, denn was für Absichten er auch dabei gehabt haben mag, jedenfalls war es doch sein Bestreben, Dich groß und mächtig zu machen und Dich zu sichern vor der Zukunft, die Dich bedroht in der Gestalt meines Sohnes! Das ist edel und schön von dem König von Preußen, und dafür werde ich ihn immer achten und lieben!

Und der Allianztractat, der jetzt abgelaufen ist? fragte Potemkin düster. Wollen Ew. Majestät diesem weisen, berechnenden König den Triumph gönnen, daß dieser Tractat erneuert werde?

Darauf kann ich Dir erst dann antworten, wenn ich den preußischen Gesandten empfangen und gehört habe, welche Anträge er mir von seinem König zu machen hat! Bleibe hier, Gregor, und warte. Ich werde den Gesandten dort in dem zweiten Zimmer empfangen, und Du kannst also Alles hören, was gesprochen wird.

Die Kaiserin nickte Potemkin lächelnd zu und begab sich in den anstoßenden Salon. Potemkin ließ die Portière hinter sich zufallen, und einen Fauteuil neben dieselbe hinrollend, setzte er sich gravitätisch in demselben nieder, wie ein Richter, der bereit ist, die Anklage eines Delinquenten zu vernehmen und ihm das Urtheil zu sprechen.

VI.

Eine diplomatische Niederlage.

Die Kaiserin war nicht sobald in dem neben ihrem Cabinet befindlichen kleinen Audienzsaal eingetreten, als sie heftig klingelte und dem eintretenden Kammerherrn befahl, die im Vorsaal wartenden Grafen Panin und Görtz eintreten zu lassen. Alsdann ließ sie sich in dem Fauteuil, dem einzigen in dem Salon befindlichen Sitzplatz, nieder und erwartete mit stolzer Gelassenheit die Annäherung der beiden Herren, die eben in den Saal eintraten und sich der Sitte gemäß, schon an der Thür dreimal tief und langsam verneigten, Graf

Panin wie ein Leibeigener, der gewohnt ist, den Staub von den Füßen seiner Herrin zu küssen, Graf Görtz mit dem ruhigen und feinen Anstand eines Weltmannes, der, indem er sich ehrfurchtsvoll neigt, doch seiner eigenen Würde und Stellung eingedenk bleibt.

Die Kaiserin erwiderte den sclavischen Gruß Panins mit einem kaum merklichen Kopfnicken, den Gruß des Grafen Görtz mit einem graciösen Lächeln und einem anmuthigen Winken ihrer weißen Hand.

Nun, Herr Graf, sagte sie freundlich, bringen Sie mir frohe Botschaft von dem Weisen von Sanssouci? Ist der König, das erhabene Vorbild aller Fürsten und aller Dichter, von seinem Unwohlsein genesen?

Der König ist genesen, Majestät, und er wird glücklich sein, zu vernehmen, welchen freudigen Antheil Ew. Majestät an seinem Wohlbefinden nehmen.

O, rief Katharina, der große Friedrich weiß es wohl, welchen großen und innigen Antheil ich an seinem Leben nehme, vielleicht so viel als er an meinem Tode haben würde.

Graf Görtz blickte überrascht in das lächelnde Antlitz der Kaiserin. Wie, rief er entsetzt, Ew. Majestät sagen, der König würde Antheil an Ihrem Tode haben?

Sagte ich das? fragte Katharina leichthin. Es war ein Sprachfehler, mein lieber Graf, ich wollte nehmen sagen, Antheil nehmen, nicht Antheil haben! Mein Gott, es ist mir da geschehen, was leider sehr vielen Menschen geschieht. Ich habe nehmen mit haben verwechselt; wie Viele glauben schon zu haben, was sie sich eben nehmen wollen, und wieder, wie viele Andere glauben zu nehmen, was sie schon haben. Also, ich wollte sagen, daß der König gewiß dereinst nicht mehr Antheil an meinem Tode nehmen könnte, als ich Antheil an seinem Leben nehme.

Der König, mein gnädiger Souverain, ist um Vieles älter als Ew. Majestät, und seine vielen Kriege haben ihn noch älter gemacht als seine Jahre.

Nun, wenn Kriege den Jahren vorgreifen, rief Katharina

lächelnd, dann bin ich eine Urgreisin, denn auch ich habe viele Kriege geführt.

Möge die Zeit gekommen sein, wo die Majestäten von Rußland und von Preußen die Schwerter in die Scheide stecken und ihren Völkern die Segnungen des Friedens gönnen können! rief Graf Görtz emphatisch.

Seid Ihr auch der Meinung des preußischen Herrn Gesandten, Ihr, Graf Panin? fragte die Kaiserin rasch.

Ich weiß von dem edlen Herzen meiner erhabenen Monarchin, daß sie glücklich sein wird, Rußland und der Welt den Frieden zu erhalten, und ich glaube, daß der Moment gekommen ist, wo dies möglich ist, erwiderte Panin ausweichend.

Es ist wahr, sagte die Kaiserin sinnend, wir haben jetzt für den Augenblick keine Veranlassung zum Krieg. Alle Zwistigkeiten zwischen mir und der Pforte sind durch die letzte den Frieden bestätigende Convention ausgelöscht worden, und die Pforte wird sich wohl hüten, neue Streitigkeiten hervorzurufen. Auch in Polen haben wir keinen Bruch des Friedens mehr zu erwarten; es wird nicht wagen, sich meiner Oberherrschaft zu entziehen und sich des Schutzes unwürdig zu machen, den Rußland ihm großmüthig gewährleistet hat. Auch unsere Beziehungen zu allen übrigen europäischen Staaten sind freundlich und gut, England sucht unser Bündniß, Holland desgleichen, Frankreich ist uns befreundet, Preußen ist unser Alliirter, und Oesterreich hat als schmeichelhaftes Zeichen seiner Gesinnung seinen Kaiser an unsern Hof gesandt. Ihr habt Recht, es ist gar keine Aussicht auf einen Krieg, und die Russen und die Türken können als gut befreundete Nachbarn ihren Kopf auf ihr Kissen legen und schlafen.

Und Kaiserin Katharina, sagte Graf Görtz, Kaiserin Katharina kann jetzt, nachdem sie sich glänzenden Kriegsruhm erworben und ihre Heere furchtbar gemacht, ausruhen von ihren Siegen. Sie kann als Schöpferin eines neuen Wohlstandes ihres weiten Reiches, als Gesetzgeberin, als Bildnerin und Beglückerin der mannigfachen ihrer Herrschaft unterworfenen Völker die höchste Stufe des Regentenruhms

erreichen, und durch glänzende Thaten der innern Regierung ihren edlen Ehrgeiz befriedigen.

O, sehen Sie da, rief Katharina mit einem leisen Ausdruck des Spottes, wie gut es der Herr Gesandte versteht, eine Lehre in die goldbrocatenen, schimmernden Gewänder der Schmeichelei einzukleiden! Sie meinen also, Herr Graf, daß es jetzt meine Regentenaufgabe wäre, die Schulmeisterin meiner Völker zu werden, und statt des erobernden Schwertes die civilisirende Zuchtruthe in die Hand zu nehmen. Und Ihr, Panin, lächelt dazu gar holdselig und überlegt, wie viele Millionen diese goldenen Zeiten des Friedens in unsere Kassen fließen lassen würden, nicht wahr?

In der That, Majestät, der Frieden wäre eine Segnung, unsere erschöpften Finanzen würden schnell wieder einen blühenden Zustand erreichen, und die Künste des Friedens würden dem herrlichen russischen Reich einen ganz neuen Aufschwung verleihen.

Katharina lächelte. Ja wohl, sagte sie, wir werden Fabriken bauen, Manufacturen anlegen, Academien gründen und unser Volk gelehrt machen, wie es das Volk meines edlen Verbündeten, des Königs von Preußen, ist. Ich hoffe mit Euch Beiden, daß diese Zeit der Ruhe und des Friedens gekommen ist, und daß ich mich gleich Friedrich dem Großen jetzt nur nach innen mit der Beglückung meiner Völker zu beschäftigen brauche! O, Europa geht einer sehr glücklichen Zeit entgegen, der Zeit des ewigen Friedens, wie es scheint!

Und damit diese Zeiten des Friedens wirklich ewig und dauernd sein mögen, sagte Graf Görtz, werden die Monarchen daran denken müssen, sich einander in Freundschaft und Zugehörigkeit immer mehr zu nähern, ihre Interessen zu verschmelzen und Hand in Hand in unerschütterlicher und unauflöslicher Bundesgenossenschaft die neuen Wege des Friedens zu wandeln. Alsdann wird kein Feind es wagen, diese heilige Ruhe zu unterbrechen, und drohend und angreifend sich Denen gegenüber zu stellen, die stark und unüberwindlich erscheinen durch Eintracht und gemeinsames Wollen!

Nun, sagte Katharina lächelnd, wir sind im Stande, unsern Fein-

den dieses Schreckbild mächtiger Bundesgenossenschaft entgegenzustellen, denn wir leben ja mit unserm preußischen Nachbar in treuester und herzlichster Allianz.

Dieser Allianztraktat, sagte Graf Panin rasch, dieser Allianztraktat war nur auf acht Jahre abgeschlossen, und die acht Jahre sind bald zu Ende!

Wirklich! Acht Jahre sind schon verflossen, seit wir jenes Bündniß schlossen? rief die Kaiserin erstaunt. Acht Jahre! Die Zeit fliegt über unserm Haupt mit Sturmesflügeln hin, und ehe wir es denken, stehen wir an unserm Grabe. Ach, ich werde alt, ich fühle es, meine Kräfte ermatten, und bald wird es mit mir zu Ende gehen. Mein edler Freund, der König von Preußen, läßt sich wirklich von seiner Freundschaft für mich verblenden, wenn er glaubt, es verlohne sich noch der Mühe, mit mir Bündnisse abzuschließen und Traktate zu erneuern. Es wäre weiser, er verständigte sich zu rechter Zeit mit meinem Nachfolger, und entwürfe mit ihm die großen Pläne einer Zukunft, die leider mir nicht mehr gehören wird!

Ew. Majestät belieben gnädigst zu scherzen, sagte Graf Görtz ehrfurchtsvoll. Wie sehr mein Souverain, der König von Preußen, auf das lange und glückliche Leben Ew. Majestät hofft, davon bin ich im Stande, Ew. Majestät einen überzeugenden Beweis zu geben, denn ich bin beauftragt, Ew. Majestät im Namen des preußischen Monarchen ganz neue Vorschläge für eine Allianz der Zukunft zu machen. Wollen Ew. Majestät mir gnädigst verstatten, dieselben vorzutragen?

Kennt Ihr diese Vorschläge, Graf Panin? fragte die Kaiserin rasch.

Nein, Majestät. So viel mir aber Graf Görtz gesagt hat, ist er beauftragt, Ew. Majestät nicht förmliche, sondern nur vorläufige Vorschläge zu machen, und erst wenn diese die Billigung Ew. Majestät erhalten, wird der König seine Vorschläge in definitive Anträge verwandeln.

Nun denn, Herr Graf Görtz, sagte Katharina, lassen Sie Ihre vorläufigen Vorschläge hören.

Der König von Preußen, mein hoher Herr, wünscht nichts sehnlicher, als diesem Freundschaftsverhältniß zwischen Rußland und Preußen eine lange Dauer zu geben, damit zu gleicher Zeit den Frieden Europa's zu sichern, und denjenigen Fürsten, welche vielleicht von Ehrbegierde und Eroberungssucht verblendet, den Ruhestand Europa's zu stören wünschen könnten, in so drohender Allianz gegenüber zu treten, daß sie nicht zu thun wagen, was sie zu thun wünschten. Zu diesem Zweck scheint meinem Monarchen nichts geeigneter als die Abschließung einer Defensivallianz und einer gegenseitigen Garantie ihres jetzigen Besitzthums zwischen den Mächten Rußland, Preußen, Polen und der Türkei. Eine solche defensive Allianz scheint meinem Monarchen das sicherste Mittel, dem jetzt im östlichen Europa bestehenden Zustande Dauer zu geben, und die Ruhe auf lange Zeit vor jeder Unterbrechung zu schützen. Wenn nun Ew. Majestät diesen Plan des Königs von Preußen billigen und gut heißen, so wird mein Monarch den betreffenden Höfen von Polen und der Türkei dieselben Vorschläge machen, und dem Abschluß des Bündnisses wird dann nichts mehr im Wege stehen, denn Frankreich wird ein solches, wie der König weiß, sehr gern sehen, und Oesterreich wird durch die Kraft eben dieses Bündnisses genöthigt sein, jeder Unternehmung, welche die Ruhe stören könnte, zu entsagen!

Die Kaiserin hatte den Worten des preußischen Gesandten mit immer steigendem Erstaunen, mit immer höher anschwellendem Mißvergnügen zugehört. Den scharfen, verstohlenen Blicken des Grafen Panin war das nicht entgangen, und er erkannte an dem heftigen Zucken von Katharina's Lippen, an den Falten, die sich auf ihrer Stirn bildeten, daß der Plan des Königs scheitern werde, und daß er nicht die Macht habe, dies Lieblingsproject des Großfürsten zu unterstützen. Freilich hatte er dem Grafen Görtz seine Unterstützung zugesagt, aber die Stirnfalten der Kaiserin waren mächtiger, als sein gegebenes Wort, und da er sich durch die kluge Verleugnung seiner Kenntniß des preußischen Planes die Möglichkeit eines Rückzugs offen gehalten, beschloß Graf Panin jetzt denselben einzuschlagen, und seinem

heimlichen Bundesgenossen, dem Grafen Görtz, jetzt als offener Widersacher entgegenzutreten.

Als Graf Görtz jetzt schwieg, trat eine augenblickliche Pause ein. Die Kaiserin, glühend vor Zorn, athemlos vor Aufregung, heftete ihre flammenden Blicke bald auf den Gesandten, bald auf ihren Minister, immer noch schweigend, als bedürfe sie der Zeit, um sich von ihrer Ueberraschung zu erholen.

Das also sind die Vorschläge Sr. Majestät des Königs von Preußen, sagte sie endlich hochaufathmend, und ihre Stimme zitterte vor Erregung. Statt sich einfach mit einer Erneuerung unseres ablaufenden Allianztraktates zu begnügen, macht die preußische Majestät uns ganz neue unerwartete Anträge, und schlägt uns ein Defensiv-Bündniß mit der Pforte vor! Herr Graf Panin, Ihr seid Minister, und da Ihr meine Gesinnungen kennen müßt, übertrage ich Euch das Geschäft, dem Herrn Gesandten des Königs von Preußen so zu antworten, wie Ihr glaubt, daß es meinen Ansichten und den Interessen meines Reiches gemäß ist! Ich ertheile Euch das Wort! Sprecht also, antwortet dem Herrn Grafen!

Sie lehnte sich zurück in den Fauteuil und ließ ihre Augen mit einem glühenden, durchbohrenden Ausdruck auf dem Angesicht des Ministers ruhen.

Kein Zug in dem Antlitz Panins verrieth Schwanken oder Unentschiedenheit, er schien völlig mit sich einig und ganz bewußt dessen zu sein, was er zu sagen habe. Mit ruhiger Würde und einem Ausdruck des Erstaunens wandte er sich an den Grafen.

Da Ihro Majestät, meine erhabene Monarchin, mir befohlen hat, sagte er, statt ihrer das Wort zu nehmen, so müssen mir Ew. Excellenz erlauben, Ihnen das Erstaunen auszudrücken, mit welchem ich den wunderbaren und höchst unerwarteten Eröffnungen Ew. Excellenz zugehört habe. Se. Majestät der König von Preußen schlägt der Kaiserin von Rußland ein Bündniß mit der Pforte vor. Eine Defensivallianz zwischen Rußland und der Türkei, das ist indessen ein so unglaublicher mährchenhafter Gedanke, daß ich nicht im Stande bin zu begreifen, wie Eurer Excellenz erhabener und weiser Monarch

eine solche Verbindung Rußlands mit dem alten Erbfeind seines Reiches nur als möglich hat denken können!*)

Sehr gut, Panin, rief die Kaiserin, lebhaft mit dem Kopf nickend.

Graf Panin, ermuthigt von diesem Beifall Katharinens, fuhr fort: Die Pforte ist für Rußland eine Macht, mit der jeder Friede nur Waffenstillstand, nur momentane Unterbrechung des Kriegszustandes sein kann. Eine Allianz mit der Pforte ist daher dem ganzen politischen System Rußlands und allen persönlichen Gesinnungen meiner Monarchin höchst zuwider und ganz unausführbar.**)

Da es so ist, sagte Graf Görtz sich verneigend, so wird mein Monarch diesen Plan sofort aufgeben, und ich erlaube mir nur zu wiederholen, daß der König von Preußen seinen Plan keineswegs als förmlichen Antrag angesehen wissen will, sondern nur als eine Idee, auf welche der Wunsch, die Ruhe im östlichen Europa befestigt zu sehen, etwa leiten könne, und über welche Idee der König die Meinung seiner hohen Alliirten, der Kaiserin von Rußland, zu wissen wünschte.

Sie kennen jetzt meine Meinung über diese Idee, rief Katharina, indem sie sich rasch von ihrem Lehnstuhl erhob, und stolz mit blitzenden Augen dem Diplomaten gegenüber stand. Graf Panin hat Ihnen genau und gut meine Meinung darzulegen gewußt, und ich bitte Sie, dieselbe dem König mitzutheilen. Und damit der große Friedrich sehe und erfahre, daß ich kein Hehl aus meinen wahren Absichten mache, und daß ich sehr wohl seine Gesinnungen in Bezug auf mich kenne, will ich Ihnen frei und offen sagen, was ich will, und was der König mit seinem Plan verhindern möchte! Sie sollen also wissen, mein Herr, daß ich den letzten Frieden mit der Pforte keineswegs deshalb geschlossen habe, damit ein bleibender Zustand auf denselben gegründet werden solle, sondern vielmehr allein in der Absicht, um Zeit zu gewinnen, Zeit, damit ich neue Kräfte zum Angriff sammle,

---

*) Panin's eigene Worte. Siehe Dohm's Denkwürdigkeiten. Th. I. S. 401.
**) Panin's eigene Worte. Siehe Dohm rc. S. 400.

und mich rüsten könne zur Ausführung der Entwürfe, welche in meiner Seele glühen, und bei denen mich hoffentlich das Glück, das bisher allen meinen Unternehmungen zu Theil geworden, nicht verlassen wird. Eine Verbindung mit den Türken ist darum auch für mich unmöglich, sie widerspricht allen meinen Entwürfen und Neigungen, und ich beklage deshalb auch den Vorschlag Sr. Majestät des Königs, denn ich sehe aus demselben, daß ich niemals auf eine Mitwirkung des großen Friedrich zur Ausführung meines Lieblingsentwurfes rechnen kann, und dies macht mich traurig. Sagen Sie dies dem König und fügen Sie hinzu, daß ich sehr wohl die Absicht seines Vorschlags durchschaue, und daß sein Plan mir sehr weise berechnet und ganz den wahren und bleibenden Interessen des preußischen Staats angemessen erscheine. Nicht um meine Besitzungen zu sichern und den Ruhestand zu fördern, hat der König diesen Plan einer Defensivallianz zwischen Preußen, Rußland, Polen und der Türkei vorgeschlagen, sondern weil er mein Streben kennt, die glühenden Wünsche meines Herzens errathen hat, und sie abdämmen und einengen möchte, damit sie nicht hinaus können über die Grenzen meines Reiches! Rußland hat seine Grenzen noch nicht geschlossen; so weit die Welt reicht, reichen Rußlands Wünsche, und sie werden wachsen und gedeihen, und auch dann noch nicht befriedigt sein, wenn die Polen unterjocht und die ungläubigen Türken verjagt sind aus dem Erdtheil, über welchem leuchtend und groß nur das Kreuz, das heilige Symbol des Christenthums, sich erheben soll! Sagen Sie dies Alles Ihrem König, denn dies ist mein letztes Wort und ich werde es niemals weder verleugnen noch zurücknehmen!

Sie grüßte die Herren mit einem leichten, stolzen Kopfnicken und das Gemach mit großen Schritten durcheilend, kehrte sie zurück in das nächste Zimmer.

Dort saß Potemkin noch immer auf seinem Lehnstuhl neben der Portière. Er hatte Alles gehört, Alles verstanden, und er begrüßte daher die eintretende Kaiserin mit einem strahlenden Lächeln, und mit Blicken voll Begeisterung und Gluth.

Katharina winkte ihm mit der Hand, und schritt vorwärts, gerade

durch das Zimmer zu ihrem Cabinet. Potemkin folgte ihr leise und lächelnd.

In ihrem Cabinet angelangt, ließ sich Katharina tief aufseufzend auf den Divan niedergleiten.

Schließe die Thüren, Gregor, sagte sie athemlos, laß die Portièren nieder, damit mich Niemand hört, denn ich weiß nicht, ich muß entweder laut weinen, oder laut lachen. Es ist mir, als habe ich ein Märchen gehört, in welchem die heiligsten und geheimsten Wünsche meines Herzens in Kartenhäuser verwandelt und von einer Grille umgestoßen werden. O, o, Potemkin, laß mich lachen, lachen, daß die Wände meines Palastes einstürzen und der König von Preußen es vernimmt, welche Sensation sein märchenhafter Plan bei mir gemacht hat. Gregor, ich, ich sollte eine Defensivallianz mit der Türkei abschließen? Begreifst Du das, und Du findest nicht, daß das ein Scherz ist, über den man lachen muß, bis Einem die Augen übergehen?

Ich kann nicht lachen, Majestät, wenn es sich um die heiligsten Güter der Menschen handelt, sagte Potemkin fast zürnend. Der König von Preußen wagt es, Ew. Majestät einen solchen Vorschlag zu machen? Ein Bündniß zwischen Rußland und der Türkei! Das hieße ja das religiöse Gefühl der ganzen russischen Nation beleidigen und den Widerstand der öffentlichen Meinung gegen Dich aufreizen, gegen Dich, meine erhabene herrliche Czarina, deren edle und kühne Hand dazu berufen ist, den frevelnden Halbmond abzureißen von der Kuppel der heiligen Sophienkirche zu Constantinopel und das heilige Kreuz der Christenheit wieder auf demselben zu befestigen.

Und glaube es mir, mein Freund, rief Katharina glühend, ich werde diesen meinen Beruf niemals vergessen, und ihm niemals ungetreu werden. Der König von Preußen hat nicht die Kraft, meine Hand zurückzuhalten, und sein abmahnender Ruf wird übertönt werden von den kühnen Siegeshymnen, die meines großen Oberfeldherrn Potemkins Mund mir zu singen weiß! Wie lange noch, und unser Schwert wird wieder aus der Scheide fliegen, und die Welt wird wieder erdröhnen unter den Siegerschritten meiner Armeen, und die

Völker werden ihre alten Landkarten verbrennen und neue zeichnen müssen, eine neue Karte von Europa, denn Polen und die Türkei werden von derselben verschwunden sein, und Rußland wird die Hälfte der Karte einnehmen!

O, möchte der König von Preußen lange genug leben, um eine solche Karte in seiner Bibliothek aufhängen zu können, rief Potemkin lachend. Und der abgelaufene Allianztraktat zwischen Rußland und Preußen, Katharina?

Er wird nicht wieder erneuert werden, sagte die Kaiserin mit einem triumphirenden Lächeln. Das wird wenigstens ein kleiner Geißelhieb sein für den Aerger, den mir Preußen bereitet hat.

Ein Schach dem König! rief Potemkin. Ach, meine erhabene Kaiserin, Du wirst, wie überall, Siegerin bleiben auch in diesem Kampf, und dem Schach des Königs wird bald das Matt folgen.

Es ist wahr, sagte Katharina sinnend, der König von Preußen ist alt geworden, und die Adlerfittige seines Geistes beginnen zu sinken. Er möchte ausruhen in irgend einem Myrthenhain, während ich mich sehne weiter zu fliegen, immer höher hinauf, der Sonne zu! Wer wird mir folgen zu dieser schwindelnden Höhe, wer wird mit mir den kühnen Flug wagen, und —

Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich! rief draußen die laute Stimme des Kammerherrn, welcher heftig an die Thür des Cabinets der Kaiserin klopfte.

Kaiser Joseph kommt! rief Katharina. Du weißt, ich habe ihm auf seinen Wunsch erlaubt, immer unangemeldet und ohne alles Ceremoniell zu mir zu kommen. Nur muß der Wachtposten am äußern Thor sofort ein Zeichen geben, wenn der Kaiser naht, und so gelangt die Nachricht zu mir, noch bevor Joseph die Schwelle des Palastes überschritten hat.

Eben vernahm man da draußen das Heranrollen eines Wagens. Das ist der Kaiser, sagte Potemkin. Lebewohl, Katharina, die arme Krähe muß sich zurückziehen vor dem stolzen Kaiseraar. Ach, Katharina, warum bin ich nicht unter einem kaiserlichen Thronhimmel geboren; warum bin ich nicht ein Kaiser, wie er es ist! Ich würde

dann das Recht haben, Dir meine Hand zu bieten, das Recht, mit der Gluth der Eifersucht Deine Schwelle zu bewachen, und keinen andern Mann dieselbe überschreiten zu lassen!

Würde ich Dich mehr lieben können, Gregor, wenn Du ein Kaiser wärst, als jetzt, wo Du der Potemkin bist? fragte Katharina mit einem süßen Lächeln. Aber still, der Kaiser kommt! Lebe wohl, Gregor, lebe wohl, und bewahre Deinen Schlüssel wohl, denn wenn Joseph fort ist, mußt Du wieder zu mir kommen! Lebe wohl!

Potemkin küßte glühend ihre dargereichte Hand und verschwand wieder durch die geheime Thür der Tapete, die auf den kleinen Corridor führte. Aber statt diesen Corridor hinabzugehen, trat er rasch durch die gegenüberliegende Thür in das kleine Zimmer ein, das dem kaiserlichen Cabinet als Vorsaal diente, und welches der Kaiser durchschreiten mußte, wenn er sich jetzt zu Katharinen begab.

Er war kaum eingetreten, als die Thür da drüben sich öffnete, und der Kaiser Joseph, seiner Gewohnheit gemäß in seiner einfachen Uniform, ganz allein und ohne Begleitung in den kleinen Vorsaal eintrat.

Josephs große blaue Augen richteten sich sofort mit einem raschen fragenden Blick auf Potemkin, dem er lächelnd seinen Gruß zunickte.

Aber Potemkin legte einen Finger auf seinen Mund, und deutete auf die Thür des kaiserlichen Cabinets hin. Joseph verstand den Wink, und ging mit seinem lauten gewichtigen Schritt vorwärts.

Während er weiter ging, näherte sich ihm Potemkin und flüsterte leise: Sire, ich habe Ihnen vorgearbeitet; die Freundschaft mit Preußen hat heute einen gewaltigen Riß bekommen, und der Allianztraktat wird nicht wieder erneuert werden. Es hängt jetzt von Ihnen ab, diese Umstände zu benutzen, und Oesterreich die Stelle einnehmen zu lassen, welche Preußen bisher inne hatte. Schonen Sie gnädigst die Sympathien der Kaiserin, schmeicheln Sie ihrem Ehrgeiz und Sie werden Alles erlangen! Meiner Mitwirkung sind Ew. Majestät gewiß!

Wie Sie, Durchlaucht, meiner Dankbarkeit! flüsterte der Kaiser, der jetzt schon vor der Thür des kaiserlichen Cabinets stand.

Potemkin machte eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung und schlüpfte dann wieder auf den Corridor hinaus. Der Kaiser blieb stehen, bis die Thür sich leise hinter Potemkin geschlossen hatte, und dann erst klopfte er laut an die Pforte des kaiserlichen Cabinets.

VII.

Katharina und Joseph.

Katharina lag, als der Kaiser zu ihr eintrat, in graciösester Nachlässigkeit auf dem Divan, und schien gar nicht zu ahnen, daß es der Kaiser sein könne, welcher da zu ihr komme. Sie flog daher, als sie Josephs ansichtig ward, mit einem Schrei freudiger Ueberraschung aus dem schwellenden Polster empor, und eilte dem Kaiser lächelnd entgegen, ihm ihre beiden Hände darreichend.

Der Kaiser bückte sich und küßte diese Hände. Ich komme zu Ew. Majestät, sagte er, weil ich mich krank fühle und ermattet, und weil ich Ihres Anschauens bedarf, um mich wieder stark und lebenskräftig zu fühlen! Ich habe schlimme Nachrichten aus Wien, Majestät. Meine Mutter kränkelt und begehrt dringend meine baldige Rückkehr.

Das sind zwei böse und traurige Nachrichten auf einmal! rief die Kaiserin schmerzlich. Sie sagen mir, daß die größte und edelste Frau, welche jemals einen Thron geschmückt hat, leidend ist, und lassen mich zugleich befürchten, daß Sie mich verlassen wollen. Aber Sie dürfen das nicht, Sire, es wäre grausam, mich so bald schon eines kaum gewonnenen Freundes berauben zu wollen! Nein, nein, Sie dürfen mich nicht schon wieder verlassen, jetzt, da kaum die Scheidewand gefallen, welche so lange Oesterreich und Rußland von einander getrennt hat.

Ja, es war wirklich wie eine hohe spanische Wand, welche uns von einander schied, rief Joseph lächelnd, und der König von Preußen stand als spanischer Windmacher neben der Wand, und blies immerfort dagegen und hielt sie aufrecht mit dem Hauch seiner Verleumdungen und Bosheiten. Aber ich sehnte mich immer nach dem Anblick der stolzen und kühnen Beherrscherin Rußlands, und da mir die spanische Wand so hoch war, um darüber fortschauen zu können, riß ich sie nieder, und sprang drüber weg, und kam hierher, um zu Ew. Majestät Füßen niederzufallen, zu meinem eigenen Entzücken und zum wahren Entsetzen des Königs von Preußen, der den russischen Kaiserhof gern als eine Domaine betrachtet, die er wenigstens als Schildwache umschreitet, da er sie nicht als Herr besitzen kann. O, es war in der That der schönste Gedanke meines Lebens, hierher zu kommen, um mein Herz zu stärken an dem Anblick der genialsten und größten Frau, welche mit dem Feuer ihres Geistes jetzt die Welt durchstrahlt, und die dazu berufen scheint, die ganze Welt vor ihr sich beugen zu sehen!

Nein, Sire, ich verdiene Ihr Lob nicht, sagte Katharina traurig, ich bin nicht die größte Frau; der Sohn der erhabenen Kaiserin Maria Theresia darf mich nicht so nennen! Sie besitzt alle Tugenden, welche eine Sterblichgeborene schmücken können, die Weisheit des Gesetzgebers, den Heldenmuth des Kriegers, und endlich die Tugend, Ehrbarkeit und Unschuld des Weibes! Ach, mein Freund, ich gehöre nicht zu den Auserwählten, denen das Schicksal vergönnt hat, inmitten der Stürme dieser Erde sich die Unschuld des Himmels zu bewahren. Ich habe ein großes und stolzes Erdenloos erhalten, aber ich habe großen und stolzen Lohn dafür zahlen müssen! Ich bin eine Kaiserin geworden, aber ich bezahlte meine Krone mit den höchsten Schätzen der Frau! Still, unterbrechen Sie mich nicht, sagen Sie nicht, daß es nicht so ist! Wir sind hier allein, und Niemand hört dies Bekenntniß, das ich aus vollster Wahrheit meiner Seele dem Sohn Maria Theresia's ablege. Sie ist die genialste und größte Herrscherin, denn sie ist die tugendhafteste Frau!

Aber sie ist eine Frau geblieben auch als Herrscherin, sagte Jo-

seph lächelnd, sie regiert mit dem Herzen, während Katharina von Rußland nur allein mit ihrem Kopf regiert, und ihrem Herzen nur dann Rechte gewährt, wenn die großen Geschäfte ihrer Regierung ihr Zeit und Muße dazu lassen. O, Ew. Majestät tragen Ihre Krone nicht als Weib, sondern als ein starker, willenskräftiger Mann, und wie wollen Sie denn von einem Mann verlangen, daß er sich in den Stürmen und dem Tosen des Lebens die Tugend der Unschuld bewahre. Wer groß sein will, muß die Schuld kennen, denn die Unschuld kann nur im Verborgenen unangetastet bleiben. Sobald sie sich hinauswagen will in das Leben, verliert sie durch die Schlechtigkeit der Menschen ihre Krone, und geht entweder umher im zerlumpten Bettelgewande, ein Spott der Welt, oder sie erkauft sich mit ihrem Herzblut einen Purpurmantel, und lernt von den Schuldigen, wie man es machen muß, um die Schlechten zu besiegen, und der Welt Gesetze zu geben. — Wären Sie unschuldig geblieben und rein von aller Schuld, so wären Sie niemals Katharina die Große geworden. Es giebt leider jetzt so viele Männer, welche Weiber sind, daß man Gott danken muß, endlich einmal ein Weib zu sehen, welches ein Mann ist!

Sie verstehen es auf eine neue Art zu schmeicheln, rief Katharina lächelnd, aber man muß ein Weiberhasser sein, um in dieser Weise zu schmeicheln. Sind Sie das, Sire?

Ich würde die Weiber anbeten, wenn es deren viele gebe, wie der Mann Katharina, sagte Joseph. Aber ich habe solcher Art zu meinem Unglück keine weiter kennen gelernt, und daran ist mein Leben gebrochen und zerschellt, daran sind meine Hoffnungen untergegangen und meine Wünsche gescheitert. O Kaiserin, was habe ich nicht Alles gewünscht, gewollt und erstrebt, welche große Pläne, welche kühne Zukunftswünsche glühten nicht in meinem Herzen, aber die Weiber, die Weiber haben mir Alles untergraben und vernichtet, wenn ich auch nicht sagen will, daß sie Alle lange Kleider trugen und zum schönen Geschlecht gehörten. Und es ist ihnen gelungen, meine Energie ist gebrochen, und von dem Joseph, welcher ich einst gewesen, ist kaum noch eine Spur geblieben.

Sie lästern sich selber, Freund, rief Katharina, ihm schalkhaft drohend. Ich meine doch, der Kaiser Joseph habe uns erst kürzlich bewiesen, daß es ihm nicht an Energie gebricht, und daß sein Ehrgeiz sich nicht gern in Grenzen einengen läßt.

Ach, Ew. Majestät gemahnen mich an den Zwetschkenrummel, den ich gegen Bayern unternommen! Es war die letzte Don Quixoterie des deutschen Kaisers, der noch für die Idee schwärmte, ein einiges, großes Deutschland aus der Zerfallenheit der deutschen Stämme aufrichten zu können, und mit seinem Deutschland einen neuen Stern aufgehen zu lassen an dem europäischen Staatenhimmel. Ach, Majestät, warum mußten Sie es gerade sein, die meine Schwärmerei brach, Sie, von allen europäischen Fürsten der Einzige, welcher fähig war, mein Herz zu begreifen und meine Pläne zu billigen? Diese Pläne, welche doch zuletzt nichts Anderes beabsichtigen, als die alten Raubritter und Rattenkönige aus ihren Burgen und Schlupfwinkeln zu vertreiben, den Augiasstall des deutschen Reichskammergerichts zu reinigen, und das lebendige und wahre Recht an die Stelle des todten, lügnerischen Actenrechtes zu setzen! Glauben Sie mir, Katharina hätte einen guten und nützlichen Nachbarn gefunden an dem Kaiser von Deutschland; er würde treu und groß an Ihrer Seite gestanden sein und würde Ihnen geholfen haben, die Welt zu erobern, die Uebermüthigen zu züchtigen, und Recht, Wahrheit und Gerechtigkeit zu etwas mehr als zu einer Fabel zu machen. Aber Katharina, die große Herzenskündigerin, ließ dies Eine Mal sich den stolzen, kühnen Blick umnebeln von allerhand Dünsten, die der altgewordene König von Preußen, den seine Unterthanen den Einzigen nennen, vor ihr aufzuwirbeln wußte, und um eines altersschwachen Greises willen, der für seine welk gewordenen Lorbeerkränze bangte, trat die kühne Minerva des Jahrhunderts in die Schranken. Es war ein edler und erhabener Irrthum, um dessentwillen ich Sie anbeten und verehren mußte, wenn ich es bis dahin noch nicht gethan! Der Irrthum einer großen Seele, welche an die Größe der Andern glaubt, und große Worte mit großen Thaten verwechselt. Und freilich, große Worte hat der alte König genug gemacht, sprach von Deutschlands Recht

und Einigkeit, schilderte mich als den Raubritter, der einfallen wollte in den deutschen Tempel der Eintracht und Sitte, und machte sich zum Hohenpriester Deutschlands, dem er aber in französischer Sprache seine Hymnen sang, weil er ein viel zu guter Deutscher ist, um die deutsche Sprache nicht von Grund seines Herzens zu verachten. O, Majestät, sagen Sie lieber, ist es nicht um Thränen zu lachen, daß dieser Mann, welcher das deutsche Wesen, die deutsche Sprache und den deutschen Geist bisher immer verachtet und verspottet hat, jetzt plötzlich sich zum Vorkämpfer dieses selben deutschen Reichs macht, das einst den Bannstrahl über ihn ausgesprochen und den ländergierigen Emporkömmling in die Reichsacht erklärt hat? Und wäre er nur wenigstens ausgezogen zu einem ehrlichen Kampf! Aber er vermeinte, es sei genug am Schwertgerassel und Trompetengeschmetter, und wenn er mir von fern seine vergilbten Lorbeeren zeigte, würde ich sofort Reißaus nehmen, wie ein rechtes Muttersöhnchen. Da ich's nicht that, verkroch er selber sich, der große Held, hinter dem Reifrock meiner Mutter, und die beiden alten Majestäten zitterten und conspirirten miteinander, und warfen sich mit Zwetschken statt mit Kanonen, und aus dem großen Krieg, den ich erhoffte, ward nur ein närrisches Confettischmeißen eines deutschen Carnevals! O, Sie lachen, Kaiserin! Sie haben Recht, ich bin ein Thor, mich noch immer so zu erzürnen bei dem Gedanken an unsern deutschen Zwetschkenrummel! Vergeben Sie es mir und lachen Sie mich tüchtig aus!

Nein, ich lache Sie nicht aus, rief Katharina, ihre Hand auf Josephs Schulter legend und ihm tief in das erregte Antlitz schauend, ich lache vor Freuden über Ihr schönes, feuriges Wesen, über den edlen energischen Haß, der von Ihrem Antlitz strahlt. Mein Gott, ein Mann, der ordentlich zu hassen versteht, ist eben so selten, als ein Mann, der ordentlich zu lieben versteht, und darum freue ich mich Ihrer, und darum fühle ich, indem ich Sie anschaue, für Sie die zärtlichste Sympathie! Sagen Sie, Freund, Sie hassen ihn also sehr, den König Friedrich von Preußen?

Ja, ich hasse ihn, rief Joseph hochaufathmend, ich hasse ihn jetzt

eben so sehr, als ich ihn einst geliebt habe! Ich hasse ihn, denn er ist es gewesen, der alle meine Pläne zerstört, meine Hoffnungen vernichtet hat. Er hat Deutschland wider mich aufgehetzt, er hat mir Bayern entrissen, Bayern, welches mein war durch das Recht der Verträge, und auf welches ich sicherlich gegründetere Ansprüche besaß, als er auf Schlesien. Ich hasse ihn um so mehr, weil das Schicksal mir nicht mehr die Gelegenheit gönnen wird, mich an ihm zu rächen und ihn zu besiegen, denn was wäre es jetzt wohl noch für ein Ruhm, diesen alten, gichtkranken Mann zu besiegen, der so schwach ist, daß er nicht einmal mehr die Flöte blasen kann, weil er keine Zähne mehr hat.

Es ist wahr, sagte die Kaiserin sinnend, selbst die Geister werden alt, und dem Genie selbst rupft das mürrische Greisenthum die Federn aus, daß es nicht mehr sich aufzuschwingen vermag. Von dem großen Helden Friedrich ist nichts mehr übrig geblieben, als ein kurzsichtiger Greis, der seine Zeit nicht mehr versteht.

Und der sich doch einbildet, ihr Gesetze vorschreiben und sie aufhalten zu können in ihrem Lauf, rief Joseph glühend. O, Katharina, hüten Sie sich wohl vor diesem alten Mann, der sich an Sie anklammert, nicht sowohl, um sich an Ihnen aufrecht zu halten, sondern mehr noch, um Sie zurückzuhalten und Ihren vorwärtsstrebenden Eroberungsschritt zu hemmen. Er verleugnet jetzt die Thaten seiner Jugend, und der Held, der einst die Grenzen seines Landes durch Schlesien erweiterte, der möchte Sie und mich jetzt bannen in die Grenzen unserer Reiche, und will nicht, daß unsere Blicke hinausschweifen über dieselben! Aber es wird ihm nicht gelingen, Sie zurückzudrängen, wie er es mir gethan. Sie haben nicht, wie ich, eine Mutter an Ihrer Seite, welche Ihnen die Hände bindet, und Sie werden den König von Preußen nicht zu dieser hemmenden Mutter annehmen wollen! Ich sehe den Adlerblick Katharina's, welcher sich gen Süden wendet und die Wogen des schwarzen Meeres aufleuchten macht. Ich sehe schon die weiße Hand sich ausstrecken nach der Moschee zu Constantinopel, und das Kreuz aufpflanzen, wo jetzt noch der Halbmond prangt!

Katharina stieß einen Schrei aus, und mit einer leidenschaftlichen Bewegung ihre beiden Arme um Josephs Nacken schlingend, zog sie ihn zu sich und drückte einen glühenden Kuß auf seine Stirn.

O, mein Freund, ich danke Ihnen für dieses Wort, rief sie in flammender Begeisterung, und mit diesem Kuß gelobe ich Ihnen meine Treue und meine Freundschaft. Denn ich fühle es, Sie haben mich verstanden, Sie haben die ehrgeizigen Wünsche, die da bis jetzt geheimnißvoll und tief in meiner Brust geruht haben, errathen!

Ich habe sie errathen und ich billige sie, sagte Joseph feierlich. Das Schicksal hat Ihnen eine Mission gegeben und Sie müssen sie erfüllen, Sie müssen mit Ihrem Schwert diese Pforte erstürmen, welche sich dem Glauben und dem Christenthum widersetzt, Sie müssen die Fahne des Propheten versenken in die Wellen des schwarzen Meeres, um auf den Wimpeln Ihrer Schiffe dort das heilige Kreuz Christi wehen zu lassen!

O Gott, ich danke Dir, rief Katharina, die Arme zum Himmel emporstreckend, lächelnd unter Thränen der Begeisterung. Ich habe einen Freund gefunden, der mein Herz versteht und meine Träume zu deuten weiß!

Und der, wenn die Stunde gekommen ist, bereit sein wird zu helfen, daß diese Träume zur Wirklichkeit werden können!

Ich nehme Ihre Anerbieten an, und ich werde Sie daran mahnen, wenn die Stunde gekommen ist. Hier meine Hand, ich biete sie Ihnen zu einem neuen Bunde, zu einem Bunde wider die alte Welt. Wollen Sie sie annehmen, Freund, wollen Sie mit mir vereint diese alte, morsch gewordene Welt zerstören, und eine neue Welt mit neuen Grenzen aus dem Schutt hervorsteigen lassen?

Ich nehme Ihre Hand an, Katharina, und Sie werden mich zu jeder Stunde bereit finden, die Treue zu bewähren, die ich Ihnen jetzt gelobe, und Ihnen zu helfen, Ihre großen Zukunftspläne auszuführen.

Und so, Hand in Hand, wollen wir die Welt erobern! rief Katharina glühend. Gelobt sei Gott, daß sie groß genug ist, um

Raum zu haben für uns Beide! Uns Beiden muß die Welt gehören, wir Beide müssen sie uns erobern und sie unter uns theilen. Was sollen sie Alle auf Erden, diese kleinen, jammervollen Fürsten, die erzittern, wenn ihr Nachbar links sich eine neue Trommel anschafft, weil das auf Krieg deutet, wenn ihr Nachbar rechts eine Erbschaft thut, weil er vielleicht dann ein Dorf mehr besitzt wie sie. Hinweg mit all' diesen kleinen Thronen und den kleinen Fürstenseelen darauf, zwei Throne darf es nur geben und zwei große Fürsten darauf, die über die Welt hinleuchten wie die Dioskuren der alten Götterwelt, und die Heroenwelt der Griechen wieder auferstehen lassen aus dem Schutt der Jahrtausende! O, Freund, welche Wonne muß das sein, dazustehen auf der Höhe des Weltenthrones, hinzublicken über die Erde, welche in schaudernden Entzücken unter unserm Fußtritt erbebt, wie das Meer bei dem Aufgang der Sonne, hinzublicken auf diese Millionen und abermals Millionen Menschen, die von uns das Licht ihres Geistes, ihre Cultur, ihre Bildung, ihre Kunst und ihr Glück erhalten! O, welch' eine große strahlende Zukunft thut sich vor meinen trunkenen Blicken auf, eine Zukunft, in der es nur zwei Reiche geben wird, das Reich des Westens und das Reich des Ostens, nur noch zwei Throne, den Thron des griechischen und den Thron des römischen Kaiserthums, nur noch zwei Völker, die beide so groß, so mächtig sind, daß sie niemals daran denken können, einander zu lieben, und ihre Schwerter bei Seite zu legen, um der glücklichen Welt den ewigen Frieden und das ewige Glück zu geben! Sagen Sie, Freund, wollen Sie mir helfen, diesen Göttertraum zu verwirklichen?

Ich will Ihnen helfen, meine erhabene Freundin, rief Joseph glühend. Ich will treu zu Ihnen halten, und was der König von Preußen als Phantasterei verlacht, das wollen wir zur Wirklichkeit machen!

Das wollen wir, sagte Katharina energisch. O, Sie wissen nicht, wie lange ich schon in meiner Seele diesen Plan hege, und wie viel ich ihm schon vorgearbeitet habe. Es steht schon fertig vor meiner Seele da, dieses erhabene neue Reich, das wir aufbauen wollen aus

den Trümmern der alten Göttertempel Griechenlands. Aus ihrer Asche sollen sie erstehen die ewigen Städte Griechenlands, Troja und Athen sollen wieder aufleben von den Todten, und von der Akropolis hernieder soll das Kreuz der Christenheit seinen Strahlenschimmer über ganz Asien ergießen. Und diese neue Welt wird Mein sein, mein Werk, und so werde ich das Testament meines großen Ahnherrn Peters des Großen erfüllen! Er hat seinen Nachfolgern geboten, Europa zu reinigen von den Türken, das schwarze Meer zu öffnen, daß es auf seinen schäumenden Wogen russische Schiffe trage! Ich werde seinem Gebot gehorchen, ich werde die Türkei erobern, und in Stambul soll der Thron meines Enkels, des griechischen Kaisers Constantin, sich erheben, während in Petersburg mein Enkel Alexander von seinem Thron herniederschaut auf Asien und Europa, welche ihm gehören und vor seinem Scepter sich beugen. Griechenland, das schöne Land der Götter und der Dichter, darf nicht länger das Eigenthum der barbarischen Türken sein, wir wollen es wieder befreien und verklären, wir wollen ihm einen neuen Kaiser Constantin geben, und an den Ufern des schwarzen Meeres ihm seinen Thron errichten. Sie wissen nicht, Freund, was Alles ich nicht schon gethan, dieses Ziel zu erreichen. Seit seiner Geburt schon bestimme ich meinen zweiten Enkel für diese große Zukunft des griechischen Kaiserthums. Aus den Brüsten einer Helena trank er sich Lebenskraft, griechische Kleider umhüllen seine Glieder, griechische Knaben habe ich aus Athen hierher kommen lassen, daß sie spielend dem Kinde die Sprache ihrer Heimath lehren, und schon ist jetzt wieder ein Schiff unterwegs, das zweihundert junge Neugriechen hierher bringt, welche dereinst die Garde des zukünftigen Kaisers von Griechenland bilden sollen *). Griechische Worte sollen die ersten sein, welche seine kleinen Lippen stammeln, und wie die Medaille, die am Tage seiner Geburt geprägt ward,

*) Theodor Mundt: Der Kampf um das schwarze Meer. S. 117.

schon hinweist auf seine hohe Bestimmung *), so soll auch Alles, was ihn umgiebt, was ihm gelehrt wird, das hohe Gepräge seiner Zukunft an sich tragen. Sehen Sie hier, mein Freund, ich selber habe für meinen Enkel, den einstigen Kaiser Constantin, die Landkarte entworfen, nach welcher man ihm die Geographie seines Reiches lehren soll, seines Reiches, das ich ihm erobern will!

Die Kaiserin hatte sich hastig erhoben und eilte zu ihrem Schreibtisch hin, aus dessen Schubfach sie jetzt eine Rolle Papier hervorholte, mit der sie dann zum Kaiser zurückkehrte.

Fassen Sie dies Papier an, sagte sie, dem Kaiser die Rolle darreichend, Sie müssen mir da helfen, mein griechisches Kaiserthum aufzurollen!

Joseph war lächelnd behülflich, die Karte aufzurollen, die sie alsdann vor sich auf dem Tisch ausbreiteten und, Beide über denselben geneigt, mit glühenden Augen betrachteten.

Achten Sie zuerst ein wenig auf die Randzeichnungen meiner Karte, sagte Katharina, mit dem weißen Vorfinger ihrer Rechten auf dieselben hindeutend.

Ich erkenne die genialen Gedanken Eurer Majestät in diesen Zeichnungen, sagte Joseph lebhaft. Hier steht der Genius Rußlands, gelehnt auf das russische Wappenschild, und hat in seiner Linken einen Pfeil, Pferdeschweife, Fahnen mit dem Halbmond und andere Siegestrophäen; dort drüben sehe ich auf den Wogen des schwarzen Meeres ein russisches Schiff, das eben einen türkischen Segler in den Grund bohrt.

Und hier in der Mitte sehen Sie das Kaiserthum Griechenland und den Archipelagus, rief Katharina. Achten Sie wohl auf die Farben, welche hier die Länder begrenzen, denn in diesen Farben

---

*) Diese Medaille war von Potemkin entworfen. Auf derselben sah man, wie ein gewaltiger Blitzstrahl auf die große Moschee zu Constantinopel herniederfährt, so daß dieselbe zerschmettert wird und von ihrer Spitze den Halbmond hernieder gleiten läßt. Dem Titel der Kaiserin war auf dieser Medaille die Bezeichnung hinzugefügt: propugnatrix fidei (Vorkämpferin des christlichen Glaubens). Theodor Mundt: Kampf um das schwarze Meer. S. 117.

erkennen Sie meine Pläne. Diese gelbe Farbe hier bezeichnet die Grenzen des griechischen Kaiserthums. Sehen Sie da! Es beginnt dort nordwestlich bei Ragusa, zieht seine Grenzlinie von Skopia, Sophia, Philippopolis und Adrianopel bis an das schwarze Meer, dann geht es hinunter bis an die südliche Spitze von Morea, und umfaßt dort unten die Jonischen Inseln und die des Archipelagus, mit Einschluß von Mytilena und Samos. Das ist das Reich meines griechischen Kaisers der Zukunft, der in Constantinopel thronen wird! Hier aber, diese rothe Farbe, die bezeichnet die neue Grenze meines Reiches. Durch Natolien zieht sie sich hindurch, beginnt dort nördlich bei Pendavaschi und endigt hier drüben bei dem Meerbusen von Syrien.

Der Kaiser, welcher mit gespannter Aufmerksamkeit dem brillanten-blitzenden Finger Katharina's gefolgt war, hob jetzt seine Augen von der Landkarte empor, und richtete sie mit einem seltsamen lächelnden Ausdruck auf das erregte Antlitz der Kaiserin.

Was schauen Sie mich so eigenthümlich und mit einem so geheimnißvollen Lächeln an? fragte Katharina.

Ich lächle, weil das, was Ew. Majestät mir da zeigen, mich an eine kleine Begebenheit meiner frühern Reisen erinnert, sagte Joseph heiter. Es war im Anfang meiner armen Mitregentschaft, und ich war ausgezogen, mich ein wenig umzusehen in den Grenzen meines Reiches. In Mähren bestieg ich einen mächtig hohen Berg und mit Entzücken schaute ich hernieder auf die herrliche Landschaft, auf Städte, Dörfer, und blühende Gefilde, die in prangendem Reichthum mich da umgaben. Wem gehört dieses lachende Dorf dort und das köstliche Schloß? fragte ich meinen Führer. „Den ehrwürdigen Patres Jesuiten," antwortete er mir. Und dieser Strich hier mit den Dörfern und Kapellen? fragte ich weiter. „Den ehrwürdigen Patres Benedictinern," war die Antwort. — Und das hier? — „Dem hochwürdigen Capitel zu Brünn." — Aber dies schöne große Gut dort? „Das gehört den Clarissinerinnen." Aber wo liegt denn das, was mir gehört? fragte ich ungeduldig, und der Führer antwortete mir lächelnd: „Wenn Ew. Majestät weiter hinein

kommen in's Land." — Und ich kam weiter hinein in's Land, in Gebirge, in Stein-, Sand- und dürres Haideland, und da lag Alles, was mir gehörte *).

Und jetzt möchten Ew. Majestät auch mich, Ihren Führer durch die neue Welt, fragen: wo liegt das, was mir gehört? fragte die Kaiserin lächelnd. Bat ich Sie nicht, wohl Acht zu haben auf die Farben meiner Karte? Ich habe Ihnen die rothe und die gelbe Farbe erläutert. Aber finden Sie nicht noch eine dritte Farbe auf meiner Karte?

Der Kaiser bückte sich tiefer auf die Karte nieder, Katharina hatte sich aufgerichtet, und die beiden Arme auf den Tisch aufgestützt, schaute sie mit leuchtendem, triumphirendem Antlitz zu dem Kaiser nieder.

Hier im Westen sehe ich noch eine grüne Grenzlinie gezogen, welche Neapel und Sicilien umfaßt, sagte Joseph.

Die grüne Farbe auf meiner Karte bezeichnet Oesterreichs Grenzen, sagte Katharina lächelnd. Wie ich hoffe auf die Wiederherstellung des alten Griechenlands im schönsten Lichte der Cultur und der Musen, so müssen Ew. Majestät auf die Wiederherstellung der alten Roma hoffen. Rom und Neapel, das sei Ihr Stambul, und wie Sie mich nicht hindern werden, meine Herrschaft hinabzustrecken bis zum schwarzen Meer, so werde ich auch Sie nicht hindern, Ihre Grenzen auszudehnen bis zu den Küsten des mittelländischen Meeres. Italien seufzt, wie Deutschland, unter der Last seiner Throne und seiner Fürsten, es ist zerstückelt, zerrissen und unglücklich, wie Deutschland es ist. Erbarmen Sie sich Italiens, Sire! Wien sei der Sitz Ihres Thrones, aber die blauen Wogen des mittelländischen Meeres müssen den Fuß desselben umspülen. Tragen Sie nicht den Namen und Titel eines Königs von Rom? Geben Sie Ihrem Titel Inhalt, Sire! Ihnen gehöre der Westen und Süden, wie mir der Osten, uns Beiden zusammen die Welt! Wir wollen sie unterjochen und uns unterthan machen, wir wollen sie glücklich, groß und stark

---

*) Lebensgeschichte Joseph II. von Hübner. Th. I. S. 49.

machen, und der von so viel Schmerzen zerrissenen Menschheit wollen wir den ewigen Frieden bringen!

Joseph hatte ihr mit staunenden Blicken zugehört, eine tiefe Blässe hatte, während die Kaiserin sprach, seine Wangen überzogen, und war dann einer flammenden Röthe gewichen. Mit glühender Innigkeit faßte er jetzt Katharina's beide Hände und drückte sie fest an seine Brust.

Ich danke Ihnen, Katharina, sagte er tief bewegt, ich danke Ihnen aus tiefster Seele, daß Sie leben und da sind! Was auch die Politik meines Verstandes einwenden möchte, in Ihren göttlich schönen Zukunftsträumen schlägt ein Herz und ein Geist, dem ich mich verwandt fühle! Auch in meiner Brust giebt es Träume einer großen, die ganze Menschheit umfassenden Zukunft, und auch ich hoffe, daß einst für sie die Stunde der Verwirklichung anbrechen werde! O, meine große geniale Herzenskündigerin, Sie haben tief hineingeschaut in mein Herz, Sie haben richtig erkannt, daß da das Wort „Rom" mit brennenden Zügen eingezeichnet steht! Ja, das ist es, wonach ich mich sehne, diesem meinem Titel: „König von Rom," Inhalt und Wahrheit zu geben, nicht mehr der sclavische Vasall eines Priesters zu sein, sondern neben dem Stuhl von St. Peter den Thron des Königs von Rom aufzustellen! Ich danke Ihnen, Katharina, daß Sie das Wort gefunden, mit dem Sie die geheimsten Wünsche meines Herzens aus ihrem Schweigen erlöst haben. O, jetzt, da ich eine Seele gefunden, welche meine Gedanken versteht und begreift, jetzt thut sich auch vor mir eine große, strahlende Zukunft auf, und Großes will ich schaffen, Herrliches erstreben, denn Katharina wird meine Bundesgenossin sein! In dieser Stunde werfe ich sie von mir, alle diese Wünsche und Hoffnungen, welche ich bis heute noch für Deutschland gehegt. Gott ist mein Zeuge, ich wollte Deutschland groß, glücklich und frei machen, stark im Kampf mit seinen Feinden, mächtig im Bund mit seinen Freunden, ich wollte es zu dem einigen, großen, starken Herzen Europas machen! Aber Deutschland hat mich verschmäht, und so wende auch ich mich jetzt von ihm und überlasse es seinem Schicksal, und statt daß ich

sonst meine persönlichen Interessen dem Wohle Deutschlands opfern wollte, werde ich jetzt die Interessen Deutschlands dem Wohl des Kaisers von Oesterreich opfern. Da ich Deutschland nicht groß machen konnte, will ich Oesterreich groß machen, so groß und mächtig, daß Katharina von Rußland mich als einen gleichberechtigten Bundesgenossen anerkennen und achten soll! So lassen Sie uns denn zusammenstehen und unsere Zukunft bauen!

Und ein Bündniß schließen, das wir jetzt noch geheim halten wollen vor der Welt, das sie aber einst erkennen soll an seinen Früchten und an seiner Glorie! rief die Kaiserin, die Hand des Kaisers fest in der ihren drückend. Gemeinsame Interessen verbinden uns von dieser Stunde an mit einander, Rom und Constantinopel heißen die großen Stichworte unserer Zukunft.

Sie werden in Constantinopel das Kreuz aufrichten, ich werde es in Rom von meinem Rücken laden, sagte Joseph lächelnd, ich werde mich und meine Staaten befreien von dem Joche Roms! Das soll meine erste That sein, sobald ich meine Hände frei habe von den Fesseln, welche sie jetzt noch binden! Aber nie werden meine persönlichen Interessen mich hindern, Ew. Majestät Interessen zu unterstützen und an Ihre Seite zu eilen, sobald Sie mich rufen. O, möchten Sie mich bald rufen, es ist ein großes Werk, das Ew. Majestät vor sich haben, und große Arbeit gehört dazu, es zu vollenden!

Ich hoffe, daß Gott mir gnädig sein wird, damit ich lange genug lebe, um sie zu vollenden, und um mit Ihnen, Sire, eine so enge, so feste, auf einer so breiten Grundlage ruhende Verbindung zu schließen, daß es nicht in der Gewalt meines Nachfolgers steht, sie aufzulösen *). Es wäre traurig, wenn mein Tod, gleichwie der Tod der Kaiserin Elisabeth, das Zeichen sein sollte, das ganze System russischer Politik zu ändern. Und dies würde der Fall sein, wenn ich stürbe, bevor ich mein Werk in der Türkei vollbracht habe! Denn

---

*) Katharina's eigene Worte. Siehe: von Raumer, Beiträge 2c. Th. V. Seite 477.

Paul hängt mit schwärmerischer Verehrung an dem König von Preußen und der König ist meinen Plänen abgeneigt, oder er belächelt sie als die Phantasterei einer Frau!

O, Ew. Majestät wird ihm hoffentlich bald beweisen, daß diese Phantastereien sich zur Wirklichkeit verklären können!

Sie glauben also an die Wahrheit und Möglichkeit meines Planes? rief Katharina freudig. Sie finden ihn groß, schön und ausführbar?

Joseph legte seine Hand fest auf Katharina's Arm, und sah ihr tief in die Augen. Hören Sie, ob ich Ihren Plan schön und ausführbar finde! sagte er. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich den König von Preußen, der alle meine Pläne durchkreuzt, alle meine Wünsche vernichtet hat, von Grund meines Herzens hasse, nicht wahr?

Sie haben mir das gesagt, und ich glaube es Ihnen, Sire!

Nun wohl denn, Majestät, ich bin so begeistert für Ihren Plan, daß ich noch dann seine Ausführung wünschen würde, wenn dies nur unter Friedrich's Mitwirkung und Vergrößerung geschehen könnte *).

Kein Anderer als Ew. Majestät soll bei meinen Plänen mitwirken und vergrößert werden, rief Katharina. Ich weiß, auch Sie sind den Türken noch eine Revanche schuldig!

Das bin ich! rief Joseph mit blitzenden Augen. Die Türken haben mir Belgrad genommen und mich gelüstet sehr, es ihnen wieder zu nehmen und mir zu erobern, was Mein sein muß, denn Belgrad, das ist die Donau, und was Eurer Majestät das schwarze Meer mit seiner Schifffahrt ist, das ist für mich die Donau! Ich bin nicht eroberungssüchtig; ich beabsichtige nicht mehr, mir Schlesien zu erobern, und werde niemals wieder den Frieden Deutschlands stören; mein einziger Ehrgeiz soll von jetzt an sein, die Türken aus Europa zu vertreiben und meine italienischen Besitzungen zu erweitern **).

---

*) Raumer: Beiträge ꝛc., Th. V. S. 444.

**) Des Kaisers eigene Worte. Raumer, V. S 552.

Und zu beiden Dingen biete ich Ihnen meine Hand, Sire, nehmen Sie sie an, es ist die Hand einer geheimen Verbündeten, die gleich Ihnen nur auf den günstigen Moment wartet, um ihr Schwert zu erheben gegen die ungläubigen Moslems. Sobald dieser Moment gekommen ist, werde ich Ew. Majestät zu meiner Hülfe herbeirufen. Werden Sie alsdann, treu unserm geheimen Bündniß, meinen Ruf hören und ihm folgen?

Der Kaiser küßte innig die dargereichte Hand der Kaiserin. Ich werde ihn hören, sagte er, ich werde nicht blos bereit sein, meine Pflicht als Verbündeter zu erfüllen, sondern alle meine Macht wird Ihnen in voller Ausdehnung zu Gebot stehen. Betrachten Sie mich alsdann als Ihren General und mein Heer als das Ihrige *).

Und betrachten Sie mich immerdar als eine mütterliche Freundin und Schwester, die mit freudigem Stolz hinblicken wird auf Ihre großen Erfolge und Siege, und fest durchdrungen ist von dem Glauben an Ihre großen und erhabenen Ziele!

Und jetzt, Kaiserin, lassen Sie mich von Ihnen scheiden, sagte Joseph tief bewegt, scheiden vielleicht auf lange Zeit!

Wie, rief Katharina schmerzlich betroffen, Sie wollen mich verlassen, wollen abreisen?

Meine Mutter ist krank und verlangt nach mir, sagte Joseph. Der Kaiser hat sich in Mißmuth von ihr getrennt, aber der Sohn darf den Ruf der Liebe nicht überhören, mit dem seine Mutter ihn zurückfordert an ihr Krankenlager, das vielleicht ihr Sterbelager sein wird. Ich bitte Ew. Majestät, mich zu beurlauben, denn ich muß heute noch abreisen.

Heute noch, seufzte die Kaiserin schmerzlich. Ich habe kaum in Ihnen den Freund gefunden, der mich versteht, und schon verläßt er mich wieder!

Aber er wird wieder kommen, sobald Katharina ihn ruft. Machen Ew. Majestät nur, daß die Türken bald Gelegenheit geben

*) Des Kaisers eigene Worte. Raumer, V. S. 553.

zum Krieg, dann werden Sie Ihren General Joseph schnell an Ihrer Seite finden. Aber jetzt muß ich fort! Vergessen Sie dieser Stunde nicht, Majestät. Ich habe mich Ihnen immer so gezeigt, wie ich wirklich bin, ich habe nie Falschheit oder Kunst gebraucht, Ihren guten Willen und Ihre Freundschaft zu erwerben, und Sie sind deshalb im Stande, über meinen Character und meine Verdienste zu urtheilen. Ich sehe voraus, daß man nach meiner Abreise versuchen wird, mich zu verleumden und anzuschwärzen, ich bitte Sie aber, daß, bevor Sie solchen Anklagen Glauben beimessen, Sie vorher Ihr eigenes Urtheil befragen und darnach entscheiden*).

Ich werde Sie in meinen Gedanken vor mir sehen mit dem edlen, stolzen und offenen Antlitz, wie Sie jetzt mir gegenüber stehen, und dann wird es Niemand gelingen, mir meinen Glauben an Ew. Majestät wankend zu machen, sagte Katharina innig.

Und ich, rief Joseph, ich werde Ihrer gedenken in meinen schönsten, wie in meinen schlimmsten Stunden. In den schönsten Stunden wird der Gedanke an Sie mich begeistern, in den schlimmen — und glauben Sie mir, deren habe ich sehr viele, — in den schlimmen Stunden wird er mich trösten und erheben und mir einen glänzenden Hoffnungsstern für die Zukunft zeigen! Ich bin kein Schmeichler, glauben Sie mir daher, was ich Ihnen sagen will, Majestät: Ich kam, ganz erfüllt von Anerkennung und Verehrung für Sie, ich gehe, ganz durchdrungen von Anbetung, Bewunderung, Liebe und Ehrfurcht für die hohe, geniale Frau, die bei Weitem noch den hohen Ruf übertrifft, den sie in der Meinung der Welt schon errungen. Die Wochen, die es mir vergönnt war, an Ihrer Seite zu verleben, halte ich deshalb auch für die genußreichste und nützlichste Zeit meines Lebens, und danke Ihnen für dieselben als für eine herrliche Bereicherung**).

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: v. Raumer, Beiträge der neuern Geschichte. Th. V. Seite 443.

**) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: v. Raumer. Th. V. S. 444.

Die Kaiserin, tief gerührt von dem herzlichen und innigen Ton, mit welchem Joseph zu ihr gesprochen, schlang ihre Arme um seinen Hals und drückte ihn zärtlich an ihre Brust.

Ach, flüsterte sie leise, wären Sie mein Sohn, so würde die ganze Welt uns unterthan werden und mein letzter Lebenshauch würde ein Dankgebet sein für den herrlichen Sohn, der Geist ist von meinem Geist! Wären Sie mein Sohn, so würde Katharina nicht einsam sein, nicht zerquält von Kabalen, Verschwörungen und Intriguen, so würde sie keine Furcht kennen, sondern sie würde mit freudigem Vertrauen sich stützen auf Ihren sichern und treuen Arm, und würde mit Stolz aller Welt zurufen: „wagt es nicht, mich anzugreifen, denn mich beschützt mein Sohn, und dieser Sohn ist ein Mann! Beugt Euch vor ihm, wie ich mich vor ihm beuge!"

Indem Katharina so sprach, neigte sie sich wirklich tief vor dem Kaiser, und seine Hand erfassend, drückte sie einen glühenden Kuß auf dieselbe *).

Joseph stieß einen Schrei aus, und vor der Kaiserin niedersinkend, küßte er ehrfurchtsvoll den Saum ihres Gewandes. Dann sprang er empor, und gleichsam, als fürchte er diesen großen, inhaltsvollen Moment durch ein lautes Wort zu entweihen, flüsterte er leise: Leben Sie wohl, Katharina!

Ehe die Kaiserin Zeit hatte zu antworten, war Joseph schon der Thür zugeeilt, und dieselbe hastig öffnend, stürzte er von dannen. Katharina blickte ihm, in Thränen ausbrechend, nach. O mein Gott, rief sie schmerzlich, er geht, er läßt mich allein. Ich habe einen treuen Freund gefunden, aber nur, um ihn zu verlieren. Ich habe einen großen, edlen Mann kennen gelernt, aber nur, um inne zu werden, daß es Keinen in meiner Umgebung giebt, der ihm gleicht, Keinen, der mich versteht, dem ich vertrauen darf! Ich bin allein, ganz allein, o, und es ist so schauerlich, allein zu sein, so —

---

*) Historisch. Siehe: v. Raumer, Beiträge. Th. V. S. 443.

Plötzlich verstummte sie und lauschte seufzend auf den Gesang, der sich da auf einmal vernehmen ließ, gleichsam als komme er aus der Erde empor. Es war eine tiefe, vollkräftige, männliche Stimme, welche da sang. Katharina kannte die Stimme gar wohl, sie wußte, daß es Potemkin war, welcher jetzt sang, sie wußte, daß er, trotzend auf seine Macht, hinabgegangen war in die für den Günstling bestimmten Gemächer, und daß er sie zu sich rufe mit seinem Lied.

Sie blieb aber stehen und lauschte, und eine schmerzliche Wehmuth überkam sie bei den Erinnerungen, die Potemkins Gesang in ihr erweckte. Sie kannte das Lied gar wohl, das er sang. Einst in den schönen Tagen, die nun längst vergangen waren, hatte Potemkin es für sie gedichtet, damals hatte es ihr Thränen des Entzückens entlockt, und inniger hatte sich Potemkin damals gefreut über das Geschenk ihrer Thränen, als jetzt über das Geschenk der schönsten Diamanten.

Potemkin aber sang:

Seit ich Dich sah, dacht' ich nur Dich,
Glaubt immer Dich zu sehen,
Dein reizend Auge fesselt' mich!
Nie wagt' ich zu gestehen,
Daß ich Dich liebe glühend heiß,
Daß ich nur Dich, nur Dich noch weiß!

Die Liebe ist wohl ein Tyrann,
Gebietet allen Herzen
Und fesselt mit demselben Bann
Der Freuden wie der Schmerzen.
Doch Gott, wie groß ist diese Pein:
Ganz Ich Dein Eigen, Du nicht mein!

Warum, o Schicksal, schufst Du sie
So schön, so groß, so prächtig?
Warum befahlst Du, daß ich sie
Nun lieben mußt' so mächtig?

Sie, welche nie mein Mund benennt,
Doch deren Bild im Herzen brennt!*)

Als die letzten Worte dieses Liedes verklungen waren, schauerte Katharina in sich zusammen und ein paar Thränen fielen aus ihren Augen und rannen langsam über ihre Wangen nieder. Aber wie bezaubert von diesen Tönen, kaum sich selber dessen bewußt, was sie that, durchschritt sie das Gemach, und sich zur Erde bückend, drückte sie leicht an dem goldenen Knopf, der da angebracht war. Sofort ließ sich ein klirrender Ton vernehmen, der Fußboden öffnete sich und eine kleine Wendeltreppe ward sichtbar, die Treppe, welche von dem Cabinet der Kaiserin in die Zimmer des Günstlings führte. — In diesem Zimmer befand sich jetzt Potemkin, und Potemkin hatte Katharina gerufen mit seinem Liebeslied.

Sie schickte sich an, diesem Ruf zu folgen und zu Potemkin hinabzusteigen, aber indem ihr Fuß schon die erste Stufe der Treppe berührt hatte, warf sie einen schmerzlich vorwurfsvollen Blick gen Himmel und ihre zitternden Lippen flüsterten leise: Katharina wieder in den alten Ketten!

---

*) Dieses Liebeslied ist wirklich eine Dichtung Potemkins und ist in Rußland zu einem Volkslied geworden, das mit den Worten beginnt: Kak skoro ia tébe widal etc. — Masson theilt eine französische Uebersetzung desselben mit, die ich in's Deutsche übertragen habe. Siehe: Masson, Mémoires secrèts sur la Russie. Vol. I. p. 167.

Drittes Buch.

Die neue Zeit.

I.

Der Schwur.

Maria Theresia war nicht mehr. Am neunundzwanzigsten November 1780 ging sie heim zu ihren Vätern, heim zu ihrem geliebten „Franzel,“ dem auch noch der letzte Liebes- und Sehnsuchtsruf der sterbenden Kaiserin gehörte. Mit verklärtem Antlitz, mit strahlendem Auge wollte sich Maria Theresia von ihrem Lehnsessel erheben, auf welchem sie den Tod erwartete; Kaiser Joseph, der mit der zärtlichsten Theilnahme eines Sohnes Tag und Nacht an dem Krankenbett seiner Mutter verweilte, hielt sie sanft zurück. Wo wollen Ew. Majestät hin? fragte er. Maria Theresia breitete die Arme aus und rief: „Zu Dir! Zu Dir! Ich komme!“ — Dann sank sie zurück und ihre sterbenden Lippen flüsterten mit einem letzten Lächeln: Franz! Mein Franz!

Maria Theresia war nicht mehr. Ein finsterer Trauerschleier lagerte sich über das sonst so heitere und lachende Wien. Die Edlen und Guten betrauerten die große Kaiserin, weil sie sie geliebt und bewundert hatten, weil sie während einer Regierungszeit von vierzig Jahren sich immer großsinnig, mild und sanft gezeigt, weil sie immer den Willen gehabt, das Rechte und das Gute zu thun. Die Unedlen und Schlechten, die Heuchler und Schmeichler jammerten um Maria Theresia's Tod, weil sie, selber wahrheitsliebend, keusch und tugendhaft, nicht geahnt hatte, daß Jene nur eine tugendhafte, fromme Maske vor ihr Antlitz gelegt, und alle die guten und edlen Eigenschaften, um deren willen sie Maria Theresia belohnt und be-

fördert hatte, nur auf ihren Lippen, aber nicht in ihrem Herzen besessen hatten. Sie klagten nicht darüber, daß Maria Theresia, die edle Regentin, gestorben, sondern nur darüber, daß die Quelle verstopft sei, aus welcher ihnen sonst Reichthum und Ueberfluß geströmt, die Quelle der Pensionen, der Gnadengehalte, der Titel und Aemter.

Maria Theresia war nicht mehr. Das Geläute der Glocken, das dumpfe Rollen der Trommeln verkündete den Wienern, daß eben die Leiche der Kaiserin hinabgesenkt worden in die Gruft der Kapuzinerkirche, und daß Kaiser Franz, der so lange auf dem Paradebett von Stein seiner Kaiserin geharrt, sie endlich jetzt wieder an seiner Seite hatte. Mit dröhnendem Schall waren die eisernen Pforten der Grabkapelle wieder hinter der kaiserlichen Leiche zusammengeschlagen und heimgekehrt waren alle die Tausende, welche als Leidtragende, freiwillig oder befohlen, die Kaiserin auf ihrem letzten Weg durch ihr geliebtes Wien begleitet hatten.

Auch Kaiser Joseph war heimgekehrt von dem schweren Gang, und gefolgt von seinen Vertrauten, dem Feldmarschall Lacy und dem Grafen Rosenberg, hatte er sich in sein Cabinet zurückgezogen. Eine tiefe Traurigkeit sprach aus seinem edlen Angesicht, schwermüthig und bewölkt war seine Stirn. Die Arme ineinandergeschlagen ging er langsamen Schrittes, gesenkten Hauptes auf und ab, ganz der beiden Herren vergessend, denen er doch befohlen hatte, ihm in sein Cabinet zu folgen, und die sich in eine Fensternische zurückgezogen hatten, nicht wagend, das tiefe Schweigen des Kaisers nur mit einem Wort, einem lauten Athemzug zu unterbrechen.

Endlich aber schien Joseph aus seinem traurigen Nachdenken zu erwachen und ihrer zu gedenken. Grade auf sie zuschreitend, blickte er die beiden Freunde lange und forschend an.

Bin ich ein schlechter und undankbarer Sohn gewesen? fragte er mit tiefer, bewegter Stimme. Ich beschwöre Euch, meine Freunde, keine Höflings-Antworten, sondern die reine, ungeschminkte Wahrheit: bin ich ein schlechter und undankbarer Sohn gewesen gegen meine große Mutter Maria Theresia? Lacy, beim Andenken an

Ihre eigene Mutter verlange ich von Ihnen, daß Sie mir die Wahrheit sagen!

Beim Andenken an meine eigene Mutter werde ich die Wahrheit sagen, rief der Feldmarschall ernst und feierlich. Nein, Ew. Majestät sind kein schlechter, kein undankbarer Sohn gewesen. Sie haben vielmehr mit edler Selbstüberwindung die großen Lasten Ihrer Sohnespflicht ertragen, Sie haben oft genug Ihr eigenes stolzes Herz überwunden, und sich schweigend und gehorsam dem Willen der Kaiserin gebeugt, selbst wenn Sie wußten, daß dieser Wille irrt. Das ist meine wahre und aufrichtige Meinung!

Und die Ihre, Graf Rosenberg? fragte Joseph mit einem trüben Lächeln.

Die Meine ist, daß Ew. Majestät nicht blos kein schlechter und undankbarer Sohn gewesen, sondern ein sehr edler, versöhnlicher Sohn, dessen Herz weich blieb und sich nicht verhärtete gegen seine Mutter, obwohl ihm seit seiner frühesten Jugend viel Anlaß dazu geworden. Ew. Majestät haben in Demuth und Geduld mehr ertragen, als ein thatendurstiger, ehrgeiziger Mann ertragen könnte, wenn ihn nicht die Liebe und die Treue immer an die Pflicht des Sohnes gemahnt hätten, Ew. Majestät haben mehr geschwiegen, als jeder Andere gethan haben würde, dem nicht die Sohneszärtlichkeit die Lippen geschlossen!

Ich habe geschwiegen, aber mein Herz hat gegrollt, sagte der Kaiser düster, ich habe Vieles ertragen, aber ich habe es nicht ertragen mit Freudigkeit, sondern mit Unwillen, und Maria Theresia hat das mit klarem Blick erkannt. Sie hat auf meiner düstern Stirn die Vorwürfe gelesen, die meine Lippen nicht sprachen. Ich habe ihr viel gezürnt, sie aber hat oft um mich geweint! O, diese Thränen meiner Mutter brennen jetzt auf meiner Seele und beunruhigen mein Gewissen!

Ew. Majestät sollten daran gedenken, daß die Kaiserin alle die kleinen Zerwürfnisse früherer Tage vergessen und vergeben hatte, sagte Graf Rosenberg, daß sie während der letzten Wochen ihres Lebens nur erfüllt war von Dank und Liebe für ihren kaiserlichen

Sohn, der ihrer pflegte mit der Treue und der Hingebung, wie nur die wahre Liebe deren fähig ist!

Ew. Majestät sollten auch gedenken, sagte Lacy, daß Maria Theresia mit dem klaren Blick, welcher Sterbenden eigen zu sein pflegt, erkannt hatte, wie viel Kummer und Schmerzen sie, ohne es zu wollen, Ew. Majestät bereitet hat, und daß sie, groß und edel, wie sie es immer war, wenn nicht fremde Einflüsse über sie Macht gewonnen, Ew. Majestät um Vergebung gebeten!

Ich habe mir dies Alles selbst gesagt, rief Joseph, ich habe es mir in diesen schlummerlosen Nächten hundert Mal wiederholt, und dennoch bleibt der Stachel des Vorwurfs in meinem Gewissen, und dennoch gäbe ich jetzt freudig Jahre meines eigenen Lebens darum, wenn meine Mutter noch lebte, wenn ich ihr in unbegrenzter Hingebung meine Liebe und meine Unterwerfung beweisen könnte!

Gönnen Ew. Majestät der großen Kaiserin doch die Ruhe im Grabe und die Seligkeit im Himmel, rief Lacy fast unwillig. Maria Theresia war müde des Lebens und ist freudig gestorben. Ew. Majestät aber müssen jetzt freudig leben, eingedenk der hohen Erbschaft, welche der Tod der Kaiserin Ihnen gegeben hat! Diese Erbschaft ist ein Staat, sind viele Millionen Menschen, welche von Ew. Majestät ihr Glück und ihre Ruhe erwarten!

Es ist wahr, rief Joseph glühend, ich habe eine große Erbschaft empfangen, und ich schwöre es hier in dieser Stunde vor Euch, meinen Zeugen, ich schwöre es, ich will diese Erbschaft treu und rechtlich verwalten, nicht als ein übermüthiger stolzer Erbe, der verschwenden darf in üppiger Lust, was sein ist, sondern als ein treuer Verwalter, der Gott und seinem Nachfolger Rechenschaft schuldig ist! Ich schwöre es, ich will meinen Unterthanen ein guter Kaiser sein! Die Thränen meiner Mutter, welche sie um mich geweint, ich will sie trocknen in den Augen der Unglücklichen, und die Liebe, welche sie sterbend mir geschenkt, will ich vererben auf ihr Volk! Ihr könnt mich an diesen Schwur mahnen, wenn ich seiner einst vergessen sollte. Aber jetzt fordere ich auch von Euch ein Gelübde, jetzt, am Anfang einer neuen Zeit stehend, fordere ich von Euch Beiden auch einen Beweis Eurer Treue!

Sprechen Sie, Sire, rief Lacy mit einem schönen Lächeln, ich bin bereit, Alles zu thun, was Sie wünschen können!

Setzen Ew. Majestät meine Treue auf die Probe, sagte Rosenberg feierlich, ich weiß, daß sie nicht wanken wird.

Der Kaiser legte seine beiden Hände auf die Schultern seiner Freunde, und sah sich mit zärtlichen Blicken an. Beneidenswerth der Mann, sagte er, der sich rühmen darf, wie ich, zwei treue Freunde zu haben! Aber hört, was ich von Euch fordere! Ich stehe jetzt am Anfang einer neuen Welt, am Beginn eines neuen Daseins. Ich bin jetzt der Kaiser meines Volkes, frei endlich zu thun, was ich will, frei, die Pläne zu verwirklichen, die ich lange Jahre schweigend in meinem Herzen genährt, frei, um meinen Willen zur That werden zu lassen und meine Gedanken zu Handlungen. Ich will das Gute und das Rechte, ich will die Guten glücklich machen, und den Bösen ein Schrecken sein, ich will mein Volk befreien von den Ketten der Unwissenheit, in denen es so lange geschmachtet, ich will es frei, groß und stark machen! Ich will, daß es Licht werde in meinem Reich, und die Finsterlinge will ich austreiben aus ihren Höhlen und Schlupfwinkeln, ich will, daß die Tugend geehrt, und das Laster verachtet werde, und ich will es daher strafen, wo es sich zeige, wie ich die Tugend belohnen werde, wo ich ihr begegne! Aufklärung! das sei das große Wort, welches ich mit leuchtender Sternenschrift auf meine Krone schreibe, und der ich jeden Gedanken und jeden Pulsschlag meines Lebens weihe! Aber wenn mein Eifer einmal mich abführen sollte vom rechten Wege, wenn ich in dem Wunsch, das Gute zu thun, irren sollte in dem Bestreben dazu, wenn ich, einzig nur die Zwecke im Auge habend, mich in den Mitteln vergreifen sollte, dann ist der Moment gekommen, wo ich von Euch Beiden den Beweis Eurer Freundschaft und Eurer Treue verlange. Dann sollt Ihr frei und wahr vor mich hintreten und mich warnen, dann sollt Ihr ohne Furcht vor dem Kaiser, nur eingedenk Eurer Freundschaft, mich Euer mahnendes und warnendes Wort vernehmen lassen! Wenn Ihr meint, daß ich mich in einem Irrthum befinde, so sollt Ihr mich aufklären, wenn Ihr seht, daß ich mich hinreißen lasse von meinem

glühenden Thatendrang, so sollt Ihr mich warnen; sollt auch dann nicht schweigen und verstummen, wenn Eure Warnung mich unwillig macht und ich Euch von mir weisen möchte. Gerade dann sollt Ihr Eure Stimme lauter vernehmen lassen, und, mich gemahnend an diese Stunde, sollt Ihr von mir fordern, daß ich Euch höre und Eure Warnung beachte. Wollt Ihr das, meine Freunde? Wollt Ihr mir schwören, mir zu allen Zeiten die Wahrheit zu sagen, so oft ich sie von Euch fordere, aber in großen und wichtigen Momenten sie mich auch dann hören zu lassen, wenn ich sie nicht von Euch fordere?

Ich schwöre es, Ew. Majestät! riefen Lacy und Rosenberg wie aus Einem Munde.

Gott und der Kaiser haben Euren Schwur gehört, sagte Joseph feierlich, und Euer Freund dankt Euch, daß Ihr ihn geleistet habt. Gebt mir Eure Hände, Ihr meine treuen Freunde! Ich danke Euch für die Liebe, die Ihr mir bisher bewiesen, ich danke Euch für die Liebe, die Ihr mir noch ferner erzeigen werdet! O, an Euch werde ich niemals zweifeln, von Euch Beiden bin ich überzeugt, daß Ihr mir Eure Freundschaft bewahren werdet bis zu meinem Tode!

Ew. Majestät sind der jüngste von uns Dreien, sagte Lacy, und Sie sprechen von Ihrem Tode, als könnten wir Sie überleben!

Das Alter, mein Freund, zählt nicht nach Jahren allein, sagte der Kaiser mit einem wehmüthigen Lächeln. Das Alter zählt nach den Wundennarben, die das Leben auf unsere Stirn und unser Herz gezeichnet, und wenn Ihr diese bei mir zählt, so werdet Ihr Beide sagen müssen, daß ich länger gelebt habe als Ihr, und daß ich also früher sterben werde. Versprecht mir, bis zu meinem Tode treu bei mir auszuhalten, und mir dereinst die Augen zuzudrücken!

Das werden Ihre Kinder, das wird Ihre Gemahlin thun, Sire! rief Graf Rosenberg.

Ich werde mich nicht wieder vermählen, sagte der Kaiser düster, der Entschluß ist gefaßt und er ist unabänderlich. Mein Neffe Franz von Toscana wird mein Sohn sein, auf ihn will ich die Liebe übertragen, die ich vielleicht für eigene Kinder hegen könnte, und für ihn will ich dereinst werben um eine Gemahlin. Die Kaiserin Katharina

hat schon meine vorläufige Werbung angenommen, und wird einwilligen, daß ihre Adoptivtochter Elisabeth von Würtemberg, die Schwester der Gemahlin des Großfürsten Paul, einst die Gemahlin meines Neffen werde! Möge er glücklicher sein in seiner Ehe, als ich es gewesen bin! Sprecht mir nicht mehr von solchen Plänen, meine Freunde, mein Herz ist ausgebrannt und leer an Liebe!

Und doch schlägt es so warm und groß für die Menschheit und für Ihr Volk! rief Rosenberg.

Ja, meinem Volk gehört mein ganzes Herz, und darum ist darin auch kein Platz für ein Weib! sagte der Kaiser lächelnd. O mein armes, viel geplagtes, geduldiges, treues Volk! Dich allein will ich fortan lieben! Dich will ich frei, Dich will ich glücklich machen! Zerreißen will ich die Bande, mit denen die Priester Eure Geister gefesselt, und die Ketten, mit denen sie Euer Gewissen belastet haben. Ihr sollt nicht mehr am Gängelband geleitet werden, wie die Kinder, sondern Ihr sollt als Männer betrachtet, als Männer geachtet werden! Ein Volk von freien Männern und von tugendhaften Frauen, von unschuldigen Kindern und sorgenlosen Greisen will ich um mich haben, es soll hell werden in meinen Staaten, und die ägyptische Finsterniß, von der mir die Benedictiner in Prag einst unter ihren Klosterschätzen ein Stückchen gezeigt, die ägyptische Finsterniß möge unter den Mönchen und in den Klöstern verbleiben, aber die Augen meines Volkes sollen mir die Priester nicht mehr damit verblenden. Und jetzt an's Werk, meine Freunde, an's Werk! Mein Volk ruft mich, und jeder Moment meines Lebens gehört ihm! Ihr habt mein Gewissen beruhigt, und ich habe Euren Schwur empfangen, daß Ihr treu zu mir halten wollt. O, mit zwei Mentoren wie Euch an meiner Seite, muß und wird es mir schon gelingen, mein Volk glücklich zu machen, und mir ein wenig Ruhm zu erwerben!

II.
Fürst Kaunitz.

Seit drei Tagen hatte Fürst Kaunitz sein Cabinet nicht verlassen, seit drei Tagen hatte er keine Audienzen ertheilt, keine Geschäfte besorgt, keine Briefe gelesen oder geschrieben. Seit drei Tagen hatte, einem lakonischen Befehl des Fürsten gemäß, ihm sein Diner in seinem Cabinet servirt werden müssen, und selbst die sonstige stete Gesellschafterin seines einsamen Diners, selbst die Gräfin Clary durfte nicht bei demselben gegenwärtig sein. Der Fürst dinirte ganz allein, das heißt, er nahm einige Löffel Bouillonreis, seinem gewöhnlichen Mittagsmahl, und berührte kaum die Speisen, die der geräuschlos ihn bedienende Kammerdiener ihm darreichte. Kein Wort sprach der Fürst dabei mit seinem Lieblingsdiener, und wenn der Tisch abgeräumt war, blieb er eben so unbeweglich und steif vor demselben sitzen, wie er es den ganzen Vormittag gethan.

Dieses erstarrte und versteinerte Wesen begann die Umgebung des Fürsten zu ängstigen, denn Niemand kannte die Ursache dieser Erstarrung, Niemand hatte gewagt, dem Fürsten die Nachricht von dem Tode der Kaiserin Maria Theresia mitzutheilen, Niemand hatte auch nur mit einem Wort auf dieses große und schmerzvolle Ereigniß hinzudeuten versucht, und doch schien Kaunitz dasselbe zu wissen, denn seit drei Tagen saß er so da in seiner schweigenden Unbeweglichkeit, und seit drei Tagen lebte die Kaiserin nicht mehr.

Heute mochte das Geläute aller Glocken, das dumpfe Trommelwirbeln vielleicht den Fürsten benachrichtigt haben, daß heute das Begräbniß der Kaiserin stattfinde, aber gefragt hatte er Niemand, und es schien, als wenn das laute Geräusch der Straße sein Ohr gar nicht berührte. Nicht einmal wandte er den Blick zum Fenster hin, und selbst dann, als der feierliche Leichenzug an seinem Hause vorüberzog, blieb der Fürst kalt, unbeweglich, den Rücken den Fen-

stern zugewandt, vor seinem Tisch sitzen und starrte mit großen, weitgeöffneten Augen in das Leere.

Herr von Binder, der ihn durch die geöffnete Thür des Nebenzimmers, von Kaunitz unbemerkt, beobachtet hatte, Herr von Binder allein sah die zwei Thränen, die langsam über des Fürsten Wangen niederrannen, und diese Thränen gaben ihm Muth, trotz des Verbotes noch einmal eine Annäherung an den Fürsten zu wagen. Er nahm seinen Hut, und leise zu der Ausgangsthür des Zimmers, in welchem er sich befand, hinschleichend, öffnete und schloß er alsdann diese Thür mit Geräusch, durchschritt das Gemach und trat, gleichsam als wenn er eben erst anlange, in das Cabinet des Fürsten ein.

Kaunitz saß immer noch so unbeweglich und starr da, wie er es zuvor gethan, nur zuckten seine Lippen ein wenig, und eine leichte Wolke flog über seine Stirn.

Binder hatte den Muth, bis dicht zu dem Fürsten hinzuschreiten, und legte jetzt sanft und leise seine Hand auf die Schulter des Fürsten.

Durchlaucht, sagte er mit leiser, zitternder Stimme, Durchlaucht, haben Sie Erbarmen mit dem Kummer Ihres armen Dieners und Freundes. Brechen Sie endlich dieses fürchterliche Schweigen, das mich, das alle Ihre Verehrer und Diener ängstigt wie ein großes Unglück. Sagen Sie uns wenigstens, was Ihnen fehlt.

Mir fehlt gar nichts, sagte Kaunitz mit ernster, feierlicher Stimme.

Durchlaucht, rief Binder kühn, dies ist das erste Mal, daß Ihre Lippen sich zu einer Unwahrheit öffnen. Es fehlt Ihnen etwas! Ich sehe es an Ihren bleichen Wangen, an Ihrer unthätigen Ruhe und endlich an diesen Thränen, die noch nicht auf Ihren Wangen getrocknet sind!

Fürst Kaunitz machte eine unwillige Bewegung und wandte sein Haupt langsam zu dem hinter ihm stehenden Freunde um.

Habe ich Ihnen erlaubt, mich zu beobachten und an meinem Betragen zu deuteln? fragte er mit strengem, eiskaltem Ton. Steht es Euch kleinen erbärmlichen Seelen zu, den Schmerz und das Leiden einer großen Seele ermessen und verstehen zu wollen? Behaltet Ihr Eure Schmerzen für Euch, heult und schreit sie in die ganze Welt

aus, wenn es Euch Spaß macht, und Ihr Trost findet an dem Gespötte der Welt, aber mir laßt die Freiheit, auch meine Schmerzen für mich zu haben, und zu schweigen. Ich bedarf keines Trösters. Gehen Sie also an Ihre Arbeit, und schließen Sie dort die Thür zu Ihrem Arbeitszimmer, denn ich liebe es nicht, ein paar spionirende Augen auf meinem Antlitz zu wissen. Gehen Sie!

Durchlaucht, wagte Binder zu sagen, meine Augen haben nicht spionirt, sondern mein Herz, und —

Herr Staatsreferendar von Binder, unterbrach ihn Kaunitz, Sie sind nicht hier, um von Ihrem Herzen zu sprechen, sondern um sich mit den Staatsangelegenheiten zu beschäftigen! Gehen Sie also an Ihre Arbeit!

Herr von Binder seufzte tief auf, und schlich langsam durch das Cabinet nach seinem Arbeitszimmer hin.

Thür zu! sagte Kaunitz gebieterisch, und gehorsam dem Befehl, schloß Herr von Binder die Thür des Nebenzimmers.

Fürst Kaunitz war nun wieder allein. Sein Gesicht nahm wieder seine kalte steinerne Ruhe an, grade aufgerichtet und unbeweglich wie ein Marmorbild saß er wieder auf seinem Fauteuil und starrte in das Leere.

Auf einmal ward die große, in das Eingangszimmer des Fürsten führende Flügelthür mit ungewohnter Hast geöffnet, und der auf der Schwelle derselben erscheinende Kammerdiener rief mit lauter feierlicher Stimme: Se. Majestät der Kaiser!

Ein Zittern durchfuhr die starre Gestalt des Fürsten, mit einer hastigen Bewegung legte er die beiden Hände auf die Lehnen seines Stuhls, um auf dieselben gestützt sich aufzurichten. Aber noch bevor er Zeit gehabt sich zu erheben, stand der Kaiser, hastig das Gemach durchschreitend, an seiner Seite und drückte ihn sanft in den Fauteuil nieder.

Bleiben Ew. Durchlaucht, sagte Joseph, Sie sehen, ich komme ohne Umstände, empfangen Sie mich eben auch ohne Umstände. Wollen Sie mir eine Stunde der Unterhaltung mit Ihnen gönnen?

Kaunitz schien nicht die Kraft zu haben, eine Antwort zu geben, er nickte nur leicht mit dem Kopf.

Joseph wandte sich nach dem Kammerdiener um, welcher noch immer an der Thür stand. Schließen Sie die Thüren, sagte er, und lassen Sie Niemand eintreten, so lange ich hier bin.

Während der Diener sich eilig zurückzog und dem Befehl gehorchte, rollte sich der Kaiser rasch einen Sessel neben den Fürsten hin und setzte sich.

Eine augenblickliche Pause trat ein, dann sagte Joseph ernst: Ich bringe Ihnen Grüße von meiner Mutter, der Kaiserin.

Kaunitz wandte langsam seine großen starren Augen auf den Kaiser hin, und schaute ihm lange in das bewegte Antlitz.

Die letzten Grüße der Kaiserin, Sire, sagte er dann langsam.

Wie, Durchlaucht, rief der Kaiser, Sie wissen also schon die Schmerzenskunde. Man hat gewagt, sie Ihnen zu sagen?

Niemand hat es gewagt, sagte Kaunitz, aber seit drei Tagen hat man mir keine Bülletins von dem Befinden der Kaiserin gebracht, und das hat mir Alles gesagt.

Nun denn, mein Freund, da Sie es wissen, darf ich es Ihnen nicht mehr verhehlen! Ja, ich bringe Ihnen die letzten Grüße der Kaiserin! Maria Theresia ist nicht mehr!

Ein Seufzer, der mehr einem Aechzen, einem innerlichen Schluchzen gleichkam, hob die Brust des Fürsten, und ganz zerbrochen ließ er sein Haupt auf seine Brust sinken, aber er sagte kein Wort.

Joseph indeß verstand diese stumme Sprache des Fürsten, und ließ sich von seinem Schweigen nicht beirren. Ich weiß, sagte er innig, Sie beklagen mit mir den Verlust, der nicht blos mich und meine Geschwister, sondern der ganz Oesterreich betroffen.

Ich beklage Sie, ich beklage Oesterreich und ich beklage mich selber, sagte Kaunitz langsam.

Sie sind meiner edlen Mutter immer ein treuer, unerschütterlicher Diener und Freund gewesen, fuhr der Kaiser fort, Sie haben ihr geholfen, Oesterreich groß, glücklich und mächtig zu machen. Die Kaiserin hat das nicht einen Moment vergessen, sie hat Ihrer mit der

zärtlichsten Dankbarkeit gedacht, und — hören Sie wohl auf meine Worte, Fürst, — und sie hat mir aufgetragen, Sie daran zu mahnen, daß Sie eines Tages feierlich in die Hand der Kaiserin gelobt und geschworen haben, bis zu dem letzten Tage Ihres Lebens all' Ihre Geisteskraft, Ihre Kenntniß, Ihre Energie und Thätigkeit dem Dienste Oesterreichs zu weihen. Sie hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß das Fortgehen der Kaiserin Sie nicht von Ihrem Schwur entbindet, denn Sie hätten ihn Oesterreich geleistet, und Oesterreich gehe nicht von hinnen, sondern es bleibe, und hoffe noch Vieles von Ihnen. Maria Theresia läßt Ihnen durch mich ihren letzten Willen mittheilen, der also lautet: „Fürst Kaunitz soll, eingedenk seines Schwurs, Oesterreich dienen wie bisher. Ich habe meine Pflichten als treue Dienerin Oesterreichs erfüllt bis zu meinem letzten Lebenshauch, und ich befehle dem Fürsten, daß er das auch thue, und daß er die Liebe, Treue und Anhänglichkeit, die er mir gezollt, auf meinen Nachfolger übertrage!" Dies sind die Worte meiner Mutter, Durchlaucht, ich habe sie Ihnen getreulich wiederholt, und jetzt komme ich, um Sie zu fragen: wollen Sie dem letzten Willen meiner Mutter gehorsam sein? Wollen Sie mir das bleiben, was Sie meiner Mutter waren? Wollen Sie Oesterreich treu und ergeben bleiben bis zum Tode, und als mein erster Rathgeber und Minister, mir helfen, Oesterreich glücklich und groß zu machen?

Fürst Kaunitz öffnete die Lippen, um zu antworten, aber es war, als ob ihm ein Krampf die Kehle zuschnürte; seine sonst so starren Züge wurden jetzt von einem schmerzlichen Zucken bewegt, tiefe Seufzer rangen sich aus seiner Brust hervor, und nicht mehr im Stande, seine Bewegung zu unterdrücken, mußte Kaunitz es geschehen lassen, daß plötzlich, Bächen gleich, die bis dahin unsichtbar unter Steinen dahin geflossen, die Thränen aus seinen Augen stürzten und sein Antlitz überflutheten.

Es war dies ein so unerhörter, so nie gesehener Anblick, daß auch der Kaiser sich tief davon erschüttert und die Thränen auch in seine Augen treten fühlte.

Aber Fürst Kaunitz überließ sich diesem leidenschaftlichen Aus-

bruch des Schmerzes nicht lange. Mit einer unwilligen Bewegung schüttelte er die Thränen aus seinen Augen fort, und trocknete sich mit dem Battisttaschentuch sorgfältig die bethaueten Wangen.

Verzeihung, Majestät, Verzeihung, sagte er dann, sich tief verneigend. Sie sehen es wohl, der Kummer hatte mich schwach gemacht, und Diejenigen, welche sonst immer behaupten, daß ich ein ziemlich geschickter Diplomat sei, würden, wenn sie mich eben gesehen hätten, sich mit verächtlichem Achselzucken von mir gewandt haben, denn es ist wahr, ich habe mich benommen, wie ein großes Kind, das noch nicht gelernt hat, seine Gefühle zu beherrschen. Aber ich schwöre Ew. Majestät, daß eine solche Unart mir nicht wieder geschehen soll, und deshalb, Sire, bitte ich, verzeihen Sie mir noch dies Mal.

Der Kaiser reichte ihm mit einem sanften Lächeln seine Hand dar. Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, sondern ich habe Ihnen zu danken, sagte er. Sie haben für mich gethan, was Sie für wenig andere Menschen, glaube ich, gethan: Sie haben mich in Ihr Herz sehen lassen, und unter der Maske des großen unerschütterlichen Diplomaten haben Sie mich das Antlitz eines tiefbewegten Menschen sehen lassen. Ich danke Ihnen dafür, ich danke Ihnen auch für die Liebe, die Sie meiner Mutter geweiht haben, und nicht wahr, eingedenk dieser Liebe, werden Sie auch den letzten Willen der Kaiserin erfüllen, und treu zu Oesterreich halten und zu mir?

Kaunitz heftete seine Blicke mit einem seltsamen Ausdruck auf das Antlitz des Kaisers. Es ist dies nun einmal die Stunde der Wahrheit, sagte er, und darum will ich Ew. Majestät auf Ihre Frage auch nur mit der Wahrheit antworten. Ich erwartete seit drei Tagen diese letzte Botschaft der Kaiserin, und wäre sie nicht gekommen, so würde ich geglaubt haben, Oesterreich habe Meiner nicht vonnöthen, und ich könnte von hinnen gehen, wie Maria Theresia auch von hinnen gegangen ist.

Was soll das heißen, Durchlaucht? fragte der Kaiser erschrocken.

Das soll heißen, daß ich gestorben sein würde, wenn Ew. Majestät mich nicht mehr würdig gehalten hätten, Ihr Minister und der Diener Oesterreichs zu sein.

Wie, Durchlaucht, Sie würden es gewagt haben, Hand an sich selber zu legen?

Hand an mich selber? Nein, Sire, ich würde mich einfach haben vor Hunger sterben lassen. Ich würde es nicht mehr der Mühe werth gehalten haben, die Creatur zu pflegen und zu erhalten, da der Geist, welcher in der Creatur wohnt, überflüssig geworden. Ew. Majestät haben mir also das Leben durch Ihr Hierherkommen erhalten, und da ich jetzt hoffen darf, Oesterreich und Ew. Majestät durch mein Leben zu nützen, so danke ich Ihnen. Und jetzt, Sire, lassen wir einen Schleier über die eben verflossenen Minuten fallen, einen undurchdringlichen Schleier, und da Ew. Majestät meinen, daß mein Menschenantlitz immer nur eine Maske trägt, so erlauben Sie mir jetzt meine Maske, die einen Moment abgefallen war, wieder vorzunehmen. Sie hat mir in meinem Leben immer viel gute Dienste gethan, und wenn ich Oesterreich einige Dienste geleistet, so verdanke ich das zum Theil meiner Maske. Die Menschen verdienen es wahrlich nicht, daß man ihnen sein Menschenantlitz unverhüllt zeige, und wer von ihnen etwas erlangen will, der muß eine Maske tragen. Hätten wir zum Beispiel vor einem Jahr unsere Maske nicht so früh sinken lassen, so würde Baiern jetzt unser sein. Wir hatten aber zu früh den König von Preußen unser wahres Antlitz sehen lassen, und er errieth uns, und erkannte, daß unser Gelüste auf Baiern eigentlich ein Gelüste auf Deutschland war. O, dem König von Preußen gegenüber muß man sich immer hüten, seine Maske zu lüften, er ist ein weitsehender Staatsmann, und was zu fern liegt, um es sehen zu können, das riecht er, denn er hat eine gar feine Spürnase.

Nun, jetzt fürchte ich weder seine Nase, noch seine Augen mehr, rief der Kaiser. Jetzt mag er auf mich sehen, und ich hoffe, es sollen große Dinge sein, die wir in Oesterreich ihn sehen lassen werden. Fürst Kaunitz, ich habe Ihnen vorher die letzte Botschaft meiner Mutter gebracht, jetzt aber frage ich Sie als der regierende Kaiser: Wollen Sie mir folgen auf den Wegen, welche ich jetzt einschlagen will? Wollen Sie mir helfen, das Gebäude des neuen Oesterreichs aufzubauen, ein Gebäude, das nichts an sich hat von der Kloster-

und Mönchsherrlichkeit, von der Gottseligkeit und Heuchelei früherer Tage, sondern das einfach, groß und licht emporsteigen soll, mit hohen, hellen Fenstern, damit das Licht ungehindert eindringen und die freie Gottesluft es durchdringen kann in allen seinen Winkeln? Wollen Sie als mein Baumeister mir zur Seite stehen und, Stein auf Stein geduldig mit mir aufeinander fügend, ausharren, bis das Gebäude vollendet ist? Nein, antworten Sie mir noch nicht, Durchlaucht. Ueberlegen Sie es wohl! Es ist eine gefährliche Arbeit, welche wir Beide da vorhaben, und wenn das Gebäude nicht fest und sicher zusammengefügt ist, wird es zusammenstürzen und uns Beide unter seinen Trümmern begraben!

Ihr Gebäude muß allerdings so fest und stark sein, daß man es eine Burg nennen könnte, sagte Kaunitz, eine Burg, hinter welcher man sich verschanzen kann gegen die anstürmende Wuth des Clerus und des Adels!

Der Kaiser stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus. Wie, rief er, Sie haben meine Absichten schon errathen und kennen sie, noch bevor ich sie ausgesprochen?

Nein, Sire, Sie haben sie mir schon lange verrathen, und was Ihr Mund mir nicht ausgesprochen, das sagten Ihre Augen und Ihre Mienen. Ich habe Ew. Majestät oft beobachtet, wenn Sie den heuchlerischen Priestern, den übermüthigen Dienern der Kirche gegenüberstanden, ich habe Ihr Stirnrunzeln gesehen, wenn Sie die Anmaßungen und die Ausnahmestellung der Aristokratie beobachteten und sahen, wie Leute ohne Verdienst, ohne Kenntnisse und Fähigkeiten nur deshalb zu hohen Aemtern und hohen Gehalten befördert wurden, weil sie alten adligen Häusern angehörten und ein adelig Wappen an ihrer Kutsche gemalt hatten. Und jedes Mal, wenn ich Ew. Majestät in solchen Momenten die Stirn runzeln sah, hat sich mein Herz gefreut, und habe ich mit Wonne der Zukunft gedacht, der Zukunft, wo es Ew. Majestät vergönnt sein würde, Ihre Gedanken zu Thaten zu machen!

Und jetzt ist diese Zukunft zur Gegenwart geworden! rief Joseph glühend. Jetzt beginnt der große Kampf, der widerhallen soll in

allen Klöstern, in allen Kirchen und in allen Burgen und Schlössern. Das Mittelalter wollen wir ausrotten in Oesterreich mit Stumpf und Stiel, und das Feudalwesen, und die Hierarchie, die Priester und die Adelsherrschaft wollen wir abschütteln, wie der Löwe die lästigen Insekten abschüttelt, die sich in seine Mähne gesetzt!

Nur möge der Löwe sich hüten, daß die Insekten ihn nicht stechen, sagte Kaunitz, denn sie tragen Gift in ihrem Stachel!

Wir wollen ihnen also den Giftstachel ausreißen, rief der Kaiser, wir wollen ihnen die Macht nehmen, uns zu schaden. Und worin besteht die Macht der schädlichen Insekten, die in den Klöstern und den Ritterburgen ihre Nester gebaut? In dem Gelde und den Schätzen der Priester, der Kirchen und Klöster, in der Unstrafbarkeit des Adels, in seiner Erhabenheit über dem Gesetz! Dies also muß geändert werden. Der Adel muß, gleich allen übrigen Menschen, gehorchen lernen und sich dem Gesetz beugen, das für ihn nicht anders sprechen und richten darf, wie für den Aermsten meiner Unterthanen. Die Kirche muß arm werden, und die todten Schätze, welche sie in ihren Seminarien und Klöstern vergraben hat, herausgeben, damit sie der Welt nützen und lebendigen Segen bringen. Arm, wie Christus und seine Jünger es gewesen, müssen die Priester sein, damit sie ihre Augen abwenden von dem Weltlichen und nur auf Gott und den Himmel ihr Augenmerk richten.

Wenn Ew. Majestät das bewerkstelligen können, so wird Ihr Volk Sie als einen zweiten Messias anbeten müssen, Sire, denn Sie haben ihm dann zum zweiten Mal das Heil und die Erlösung gebracht.

Ja, ich will mein Volk erlösen von der geistigen Knechtschaft, und sollten meine Widersacher selbst die Macht haben, mich dafür an's Kreuz zu schlagen, so werde ich sterben in dem freudigen Bewußtsein, das Große und Rechte gewollt zu haben! rief Joseph begeistert. Die innere Verwaltung meiner Staaten erfordert eine Umschaffung und Umgestaltung. Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit und Sclaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß seiner angebornen Freiheiten gesetzt werden. Der bis-

herige Einfluß der Geistlichkeit auf die Regierung meiner Mutter soll aufhören. Ich sehe nicht gern, daß die Leute, denen die Sorge für das zukünftige Leben aufgetragen ist, sich so viel Mühe geben, unser Dasein hienieden zum Augenmerk ihrer Weisheit zu machen! Das Mönchsthum hat in Oesterreich überhand genommen, die Anzahl der Stifte und Klöster ist zum Außerordentlichen emporgestiegen. Die Regierung aber hatte bisher kein Recht über die Personen der Priester, und sie sind die gefährlichsten und unnützesten Unterthanen in jedem Staat, da sie sich der Beobachtung aller bürgerlichen Gesetze zu entziehen wissen und sich bei jeder Gelegenheit an den Pontifex Maximus nach Rom wenden. Ich weiß, es ist ein schweres und gefährliches Werk, was ich da vorhabe! Ich will das Heer der Mönche reduciren, die Fakirs zu Menschen bilden, sie, vor deren geschornem Haupt der Pöbel in Ehrfurcht auf die Kniee niederfällt, und die sich eine größere Herrschaft über das Herz des Bürgers erworben haben, als irgend etwas, welches nur immer einen Eindruck auf den menschlichen Geist machen konnte. Aber ich will dem Monachismus den Schleier wegreißen, ich will Andromachen's Gewebe der Ascetenlehre von den Lehrstühlen meiner Universitäten verbannen, und den blos beschaulichen Mönch in einen thätigen Bürger, einen nützlichen Unterthan verwandeln.*)

O, Sire, rief Kaunitz fast ängstlich, Ihre Worte erschrecken mich, wie eine Fanfare, die zur mörderischen Schlacht ruft. Ueberlegen Ew. Majestät wohl, was Sie da thun. Bedenken Sie, daß Sie die Fackel des Aufruhrs unter siebenzigtausend fanatische Kreuz- und Mönchsritter werfen wollen, die in Oesterreich wohnen und Macht haben.

Es wird bald nicht so viele Mönchsritter mehr geben, sagte der Kaiser lächelnd. Wir werden ihre Festungen schleifen und ihnen ihr Mönchskleid, das ihre Rüstung ist, ausziehen.

Wie, Ew. Majestät wollen —

---

*) Diese ganze Rede enthält nur die eigenen und ausdrücklichen Worte des Kaisers. Siehe: Briefe Josephs II. S. 48.

Die unnützen Klöster aufheben und die faulen Mönche zwingen, arbeitsame Menschen zu werden.

Aber die empörte Priesterschaft wird Zeter schreien und sich nach Rom um Hülfe wenden!

So mag der Papst sie Alle einladen, nach Rom zu kommen! So lange sie aber in meinen Staaten leben, sind sie meine Unterthanen, und ich allein habe ihnen Gesetze zu geben.

Aber das heißt, Rom selbst den offenen Krieg erklären!

Es ist auch sehr meine Absicht, das zu thun! Der Knecht der Knechte Gottes soll erkennen, daß ich alleiniger und unumschränkter Herr sein will in meinen Staaten, und daß er keine Macht mehr haben darf über die Gewissen meiner Unterthanen, seien diese nun Laien oder Priester. Wir haben dieser Macht des Papstes und des Mönchsthums den Verfall des menschlichen Geistes zu verdanken, denn diese unechten Begriffe von der Religion verbreiten sich auf den gemeinen Mann; er kannte Gott nicht mehr und hoffte Alles von seinen Heiligen.*)

Es ist viel Wahrheit in Ihren Worten, Sire, aber diese Wahrheit ist gefährlich wie ein zweischneidig Schwert, das leicht Den verwundet, der es in Händen hält. Hüten Sie sich, Sire, oder gehen Sie wenigstens nicht zu rasch vor. Es giebt viele Dinge, die rasch und kühn vollbracht sein wollen, andere wieder wollen bedächtig und zögernd, Schritt vor Schritt gethan sein, und wer rasch auf sie zustürzt, überspringt gar leicht sein Ziel. So ist es mit Dem, was Ew. Majestät vorhaben. Nur mit Besonnenheit, mit bedächtigem Vorwärtsschreiten können Sie hoffen, Ihr Ziel zu erreichen, nur wenn Sie sehr leise auftreten, werden Sie sich Vortheile erringen!

Ich habe nicht Zeit zum langsamen Vorschreiten, nicht Zeit zum Leisegang der Schlauheit. Was gethan werden soll, muß rasch gethan werden, um so mehr, da diese Frage von der Aufhebung der Klöster für mich nicht blos eine Angelegenheit der Religion, sondern auch

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Briefe Josephs II. S. 52.

eben so sehr der Finanzwirthschaft ist. Die Klöster sind überreich, die Kirchen und Wallfahrtsorte enthalten übergroße, todte Schätze, und der Finanzzustand meiner Kassen ist sehr schlecht. Nach einer kurzen Uebersicht, die ich mir über denselben verschaffte, finde ich die Staatsschulden auf eine ungeheure Höhe angewachsen, und wir werden Einschränkungen machen müssen. Ich darf nicht, wie meine gnadenreiche Mutter, sechs Millionen Gulden für mein Budget verwenden, sondern ich muß versuchen, wie Friedrich der Große, mit dreimalhunderttausend Thalern auszukommen. Freilich werde ich dann aber auch nicht, wie die großmüthige Maria Theresia es that, auf jeder Spazierfahrt mir einen Beutel voll Kremnitzer Ducaten mitnehmen, um sie hier und dort unter das gaffende Volk zu schnellen, sondern die guten Leute müssen an einem einfachen Gruß, ohne metallene Begleitung es sich genügen lassen. Ich werde auch nicht, wie meine kaiserliche Frau Mutter, zweitausend zweihundert Pferde in meinen Marställen halten. Der Kammerbeutel, aus dem die Gnadengehalte flossen, wird auf immer verstopft sein, und viele der Gnadengehalte und Pensionen werde ich einziehen müssen, denn ich muß Einschränkungen machen, so schwer es denen auch fallen mag, die davon betroffen werden.*) Aber alle diese Einschränkungen genügen nicht; ich bedarf großer Summen, ich bedarf der Millionen, und da ich weiß, daß diese in den Kirchen und Klöstern zu finden sind, so werde ich sie dort suchen!

Fürst Kaunitz hatte dem Kaiser mit staunender Aufmerksamkeit, mit immer wachsender Theilnahme zugehört; als der Kaiser jetzt schwieg, nickte Kaunitz lebhaft mehrmals mit dem Kopf, und der Schimmer eines Lächelns flog über sein Antlitz hin. Sire, sagte er, Sie besitzen einen so tapfern und freudigen Muth, daß ich mein altes, vernarbtes Herz daran wieder jung und unbesonnen werden fühle, und daß ich alle Bedenken meines Kopfes überhören will. Sei es denn, ich werde wie ein treuer Champion an Ihrer Seite stehen, und möchte es mir

---

*) Josephs eigene Worte. Siehe: Briefe 2c. S. 49.

wenigstens, wenn der mörderische Kampf beginnt, alsdann vergönnt sein, einige der Hiebe aufzufangen, mit denen der Fanatismus, die Mönchswuth und der Aberglaube des Volks das Haupt meines edlen, jugendfeurigen Kaisers bedrohen werden! Ew. Majestät müssen aber darauf gefaßt sein, daß es nicht blos das Priesterthum ist, das sich wider Sie aufbäumen wird, sondern auch das Volk, das von dem Priesterthum verdummte Volk, dem jedes Anrühren an die Kirche wie eine Gottesleugnung erscheinen wird, und dem in seinem blödsinnigen Aberglauben die Aufklärung gleichbedeutend sein wird mit der Gottlosigkeit! Das Volk, Sire, wird wider Sie schreien, wie es damals schrie, als wir die Aufhebung der Jesuiten durchsetzten.

Und es wird aufhören zu schreien, wie es damals auch aufgehört hat, rief der Kaiser lächelnd. Nur Muth, Freund, wir werden siegen, Rom und allen Mönchskutten zum Trotz, und wenn wir mit den Klostergeldern unsere Schulden bezahlt und nützliche Anstalten errichtet haben, dann wird das Volk, welches doch zuletzt immer einen gesunden und tüchtigen Sinn hat, wohl zur Einsicht kommen, daß wir sein Bestes gewollt und wird nicht mehr hören auf das Geschrei der Zeloten! Ich habe Ihr Wort, Sie werden mir helfen, meine Pläne auszuführen, Sie werden mir Ihren Rath, Ihren Beistand leihen, und mich nicht verlassen auf den neuen Wegen, die ich bahnen will!

Nein! Ich werde Ew. Majestät helfen, das Unkraut auszujäten und nützliche Saat auszustreuen.

Und die Saat, die wir ausstreuen, sie wird gute Früchte tragen, rief der Kaiser glühend vor Begeisterung. Wir jäten das Unkraut des Mönchthums aus und legen in General-Seminarien Pflanzschulen für neue Priester an, für Seelsorger, die einen neuen geläuterten Geist mit in die Welt bringen und durch weisen Unterricht ihn dem Volk mittheilen sollen. So werden nach einem Zeitraum von einem Jahrhundert wieder wahre Christen in Oesterreich sein; so werden, wenn ich meinen Plan vollbracht, die Völker meines Reiches genauer die Pflichten kennen, die sie Gott, dem Vaterland und ihren Nebenmenschen schuldig sind, — so werden uns noch die Enkel segnen, daß wir sie von dem übermächtigen Rom befreit, die Priester in die

Grenzen ihrer Pflichten zurückgewiesen, und ihr Dortsein dem Herrn, ihr Dasein aber dem Vaterland allein unterworfen haben!*)

III.

Der jüdische Banquier und seine Tochter.

Rahel, die schöne Tochter des reichen Banquiers Eskeles Flies, war allein in dem glänzenden Gemach, das ihr die verschwenderische Liebe ihres Vaters eingerichtet hatte, und das nur das erste war in einer Reihe von Gemächern, die mit einem Glanz und einem Luxus ausgestattet waren, der eines Königs nicht unwürdig gewesen. Rahel aber war seit frühester Jugend an diese Pracht gewöhnt und blickte mit kalten, gleichgültigen Augen auf den Luxus, der sie umgab. Weder die goldprunkenden Meubles, noch die reichen orientalischen Teppiche, die Lustres von Bergcrystall, die kostbaren Gemälde, die großen venetianischen Spiegel konnten ihr jemals ein Lächeln, ein freudiges Wort abgewinnen, und inmitten aller ihrer Schätze und ihres Luxus stellte das schöne Mädchen selber sich immer in schmuckloser Einfachheit dar. Vergebens war es, daß ihr Vater die kostbarsten Kleiderstoffe für sie aus Paris bringen ließ, daß er ihr die schönsten Brillanten und Perlen schenkte, ihr Bracelets, Ohrgehänge und allerlei andere Schmuckgegenstände brachte, Rahel erschien immer doch nur im einfachen weißen Gewande, und eine frische Rose oder ein lichtes Band war der einzige Schmuck ihrer Toilette.

Und Rahel war bewunderungswürdig in dieser einfachen Toilette; ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Grazie, das war der Schmuck, den sie angelegt, alle Brillanten überstrahlte ihr glühendes feuriges Auge, und schöner als alle Perlen schimmerten die zwei Reihen weißer Zähne

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Briefe rc. S. 52.

bei ihrem süßen Kinderlächeln zwischen ihren Purpurlippen hervor. Wenn sie in ihrem leichten weißen Gewande durch die Reihe der glänzenden Prunksäle ihres Vaters daher schritt, so war sie immer doch die Königin und Herrin derselben, und eine unnennbare Hoheit und Unschuld umgab ihre hohe schlanke Gestalt.

Rahel, wie gesagt, war allein in ihrem Cabinet. Sie lag anmuthig hingestreckt auf dem Divan von dunkelgrünem Sammet, wie ein Schwan, der sich im Grün des Ufers gebettet hat. Ihr voller weißer Arm, von dem der weite weiße Spitzenärmel herabgesunken war, ruhte auf der Seitenlehne des Divans, und in die aufgestützte Hand hatte sie ihr Haupt gelehnt, von dem in langen Locken das schwarze, glänzende Haar niederrieselte auf ihren vollen Hals und die schönen üppigen Schultern. In ihrer Rechten hielt sie einen Brief, auf den ihre gesenkten Augen gerichtet waren, und ein wundervolles süßes Lächeln umspielte ihre feinen purpurrothen Lippen, während sie las.

Als sie zu Ende gelesen, ließ sie langsam die Hand mit dem Brief in ihren Schooß niedersinken, und das Haupt ein wenig rückwärts neigend, schlug sie, in sinnende Betrachtungen vertieft, ihre strahlenden schwarzen Augen zur Decke empor.

O, mein armer, geliebter Freund, flüsterte sie leise, er hofft Alles von der Großmuth des Kaisers. Er jauchzt der Zukunft entgegen, als ob sie im Stande wäre, uns glücklich zu machen! Uns glücklich zu machen! Kein Kaiser kann das, denn wo ist das Land der Welt, in dem eine Jüdin das Weib eines Christen werden darf? Auch der edle Kaiser Joseph wird nicht so weit gehen in seiner Toleranz, er wird die Fesseln der Schmach vielleicht von uns nehmen, aber er wird uns den Christen nicht gleichstellen! Und ich darf niemals daran denken, auf andere Weise diese Schranke wegzureißen, welche mich von meinem Geliebten trennt! Es würde meinen Vater tödten, wenn seine Rahel eine abtrünnige Tochter seines Volkes würde. Nein, nein, nie darf das geschehen! Besser ist es, meine eigene Liebe zu tödten, als die Mörderin meines Vaters sein! Ach, mein armer Vater, und ach, mein armer Geliebter! Euch Beiden gehört mein Herz, und doch

werde ich dem Einen entsagen müssen, um dem Andern meine Liebe zu beweisen! Wem aber, wem soll ich entsagen?

Sie schwieg und blickte träumerisch sinnend empor, aber immer höher glühte ihre Wange auf, immer feuriger blitzte ihr Auge, immer stürmischer wogte ihr Busen, und nicht mehr im Stande, in so ruhiger, friedlicher Stellung zu verharren, sprang sie, leicht wie eine Gazelle, von dem Divan empor und schüttelte hochaufathmend ihr Haupt, daß die Locken, schwarz wie die Todtenvögel, ihr Antlitz umflatterten.

Nein, mein Geliebter, rief sie glühend, nein, nicht Dir kann ich entsagen! Ich habe Dir meine Liebe und Treue geschworen, und ich werde meinen Schwur erfüllen, oder sterben! Das Weib soll ihrem Geliebten folgen, und um seinetwillen soll sie Vater und Mutter verlassen. Vater und Mutter, warum denn nicht auch ihren Glauben und ihren Gott! Ich werde den Muth dazu haben, wenn es also sein muß, ich werde Alles hingeben für Dich, mein Günther, denn ich weiß, ich bin der Stern Deines Lebens, und wenn ich Dir untergehe, ist es Nacht um Dich, und ich weiß auch, daß Du die Seele meiner Seele bist, und daß ich lieber mein ganzes Dasein hinwerfen will, als Dir entsagen, von Dir mich abwenden! So will ich denn kämpfen für meine Liebe und mein Glück, und in diesem Kampf untergehen, oder Siegerin sein!

Sie nahm den Brief, den sie vorhin gelesen, und preßte ihn lange und fest an ihre glühenden Lippen, dann faltete sie ihn zusammen und schob ihn in ihren Busen.

Du sollst der Schild sein, mit dem ich meine Brust umpanzere, sagte sie mit einem reizenden Lächeln, indem sie den Brief an ihrer Brust verbarg. Von Dir beschützt, zittere ich nicht, sondern werde Muth haben, den Kampf zu wagen, und —

Ein leises Klopfen an ihrer Thür machte sie verstummen; ehe sie Zeit hatte zu einer Antwort, öffnete sich die Thür, und eine hohe, männliche Gestalt trat herein.

Mein Vater! rief Rahel freudig, und mit ausgebreiteten Armen flog sie zu ihm hin und schmiegte sich zärtlich an seine breite, kräftige Brust.

Herr Eskeles Flies streichelte zärtlich ihr dunkles Lockenhaar und drückte einen Kuß auf ihre hohe weiße Stirn.

Ich habe Dich zwei Tage nicht gesehen, mein Vater, sagte Rahel mit leisem Vorwurf.

Ich war hinunter gefahren nach Brünn, meine Tochter, um einmal die großen Fabriken, die ich dort angelegt, zu inspiciren.

Aber Du warst gegangen, ohne Abschied zu nehmen!

Abschied nehmen ist eine gar schlimme Sache, sagte ihr Vater lächelnd, und ich mag nichts damit zu thun haben. Aber ich liebe das Heimkehren, und Du weißt wohl, Kind, so wie ich die Schwelle meines Hauses betrete, ist mein erster Gang immer zu Dir! Und heute, Rahel, komme ich als Freudenbote!

Rahel hob ihr Haupt von seiner Brust empor und sah ihm fragend in das lächelnde Angesicht. Als Freudenbote? fragte sie. Betrifft Deine Botschaft uns Beide?

Nicht uns Beide allein, Rahel, sondern unser ganzes Volk! — Sieh mich an, meine Tochter, und sag' mir, ob Du keine Veränderung an mir findest.

Rahel trat zurück und überschaute lächelnd die große stolze Gestalt ihres Vaters. Nein, sagte sie, das ist dasselbe energische ausdrucksvolle Angesicht, dieselbe mächtige Gestalt, derselbe Blick, dasselbe gütige Lächeln und auch dieselbe gewohnte Toilette sogar. Doch nein, da seh' ich eine Veränderung. Du hast das gelbe Band, das Zeichen der Schmach, vergessen, das der Jude um seinen Arm tragen muß.

Der Kaiser hat es von meinem Arm gelöst, Rahel, von dem Arm unsers ganzen Volkes. Wir sollen nicht mehr gezwungen sein, als Abzeichen ein gelbes Band oder gelbe Aermel zu tragen. Die Schmach der Jahrtausende will der Kaiser von uns nehmen, und auch für die Juden soll es fortan Menschenrechte geben!

Der Kaiser ist ein edler, großmüthiger Monarch! rief Rahel mit freudestrahlendem Angesicht.

Freilich, wir sind so tief hinabgestoßen in die Abgründe der Sclaverei und der Verachtung, sagte ihr Vater düster, so tief, daß es schon Großmuth erscheint, wenn man uns einen Finger darreicht,

an dem wir uns ein wenig aufrichten können, um nicht ganz zu versinken in unserm Elend. Der Kaiser will ein wenig wieder gut machen von dem Uebel, das man uns hier, wie überall, zugefügt! Wir sollen nicht mehr nöthig haben, das gelbe Band, das bisher den Juden kenntlich machte, zu tragen! Aber wozu braucht's auch des gelben Bandes für die feinen christlichen Augen. Sie werden uns doch erkennen, denn der Kaiser, der uns die gelben Bänder nimmt, kann uns doch die langen Nasen und das schwarze Haar, und alle die kleinen Züge, an denen die christliche Liebe den Juden erkennt, nicht aboperiren!

Und mögen sie uns immerhin erkennen, sagte Rahel lächelnd, der Kaiser wird's nicht dulden, daß sie uns verspotten und uns um unsers Glaubens willen verhöhnen und zurücksetzen, wie sie es bisher gethan.

Der Kaiser wird wenig Zeit haben, an uns zu denken, Rahel, sagte ihr Vater achselzuckend. Er wird genug zu thun haben, für sich selber zu sorgen und die Schaar seiner Feinde abzuwehren, die sich mit jedem Tage vergrößert, weil der Kaiser seinem erstaunten Volk mit jedem Tage neue Ueberraschungen bereitet. Er hat damit angefangen, die Aufhebung der Klöster zu befehlen, und als die Mönche und Nonnen sich nach Rom wandten um Hülfe, und als der Papst an den Kaiser schrieb und befahl, der Kaiser sollte die Kirchengüter unangetastet lassen, erklärte der Kaiser, Rom habe in seinen Landen keine Befehle zu ertheilen. Da überkam ein Schrecken das österreichische Volk, und sie bebten schon ein wenig zurück vor dem Kaiser, der selbst an den Papst nicht mehr glaubte. — Aber der Kaiser ging noch weiter, er gab das Toleranzedict, er erlaubte den Nichtkatholiken, den Protestanten und Lutheranern, sich Kirchen zu bauen, frei und offen ihre Religion zu bekennen, er gestattete ihnen, in den Staatsdienst zu treten und versprach ihnen Anerkennung und Förderung.

Aber in seinem Toleranzedict vergaß er doch unser, gedachte er nicht der armen Juden!

Er hat's jetzt nachgeholt, Rahel, auch gegen uns will er Toleranz üben, und jetzt geht ein Schrei der Wuth durch alle seine christlichen Lande. Wie ich jetzt durch die Straßen Wiens fuhr, sah ich,

wie sich überall an den Straßenecken, wo die neue Verordnung des Kaisers angeheftet war, das Volk zusammenrottete, und mit finstern Gesichtern und höhnischem Lachen die seltsame Mähr las, daß der Jude auch ein Mensch sei, der Rechte habe, dem man sogar jetzt gestatten wolle, für sein gutes Geld sich Acker zu pachten und Landmann zu werden, oder ein Handwerk zu erlernen. Acker zu pachten, mein Kind, besonders unkultivirten Acker, aber zu kaufen, das soll uns noch immer nicht verstattet sein.*) Und dies Wenige, was uns vergönnt wird, schon das scheint diesem christlichen Volk zu viel, schon um dessentwillen nennen sie den Kaiser einen Gottesleugner, und seine Humanität scheint ihnen ein Verbrechen! Laut auf offener Straße hörte ich das Volk ihn verwünschen, und ihm wegen seines Unglaubens mit der Rache des Himmels drohen!

Die Rache des Himmels wird über Diejenigen kommen, die den edlen und großmüthigen Kaiser verwünschen! rief Rahel glühend.

Ihr Vater zuckte die Achseln. Wenn der Himmel wirklich Rache übte für die Erbärmlichkeit der Menschen, sagte er, hätte er dann nicht längst seine Blitze herniedersenden und unsere Peiniger strafen müssen? Nein, mein Kind, Gott überläßt es den Menschen selbst, das Verbrechen der Menschen an ihnen zu rächen. Weißt Du, was die Rache der Juden an den Christen ist? Der Reichthum. Sie haben uns Alles genommen, Ehre, Rang, Titel und Orden, aber eine Macht ist uns geblieben: das Geld! Das habe ich seit lange erkannt, und darum habe ich gearbeitet und gestrebt, Nacht und Tag, darum habe ich gerechnet, gescharrt und geknausert, und Tausende zu Tausenden gefügt, bis die erste Million da war. Ist die aber erst da, so ist der Weg zu der zweiten gebahnt, und sie läßt nicht lange auf sich warten. Sie ist auch bei mir rasch gekommen, und eine dritte, eine vierte, eine fünfte und eine sechste ist ihr gefolgt! Der Jude Eskeles Flies ist ein reicher Mann geworden durch seine eigene Kraft, er hat Fabriken angelegt, und wenn er eintritt in die Hallen, so neigen sich demüthig vor ihm die fünfhundert Christen, denen der

---

*) Ramshorn: Kaiser Joseph II. S. 259.

Jude Nahrung und Verdienst giebt! Und wenn er durch die Straßen geht, so grüßen ihn selbst die vornehmen Herren Grafen und Barone, und nicken ihm gar freundschaftlich zu, und flüstern zu einander: das ist der reiche Eskeles Flies, denn in ihrer Ehrfurcht vor meinem Geld vergessen sie's schon, mich den Juden Eskeles Flies zu nennen. Selbst der Kaiser nickt mir freundlich zu, wenn er in seinem Cabriolet an mir vorüber fährt, denn selbst der Kaiser ist der Schuldner des Juden geworden, und er hat es nicht verschmäht, sich von dem Juden mit dem gelben Band um den Arm eine Million Gulden zu leihen! O, ich sag' Dir, Kind, an jenem Tage, als ich das Geld in die kaiserliche Staatskasse ablieferte, da hüpfte mein Herz vor Freuden, ich that, was ich nicht gethan hatte seit dem Tage Deiner Geburt, ich weinte vor Freuden und sank nieder auf meine Kniee und dankte Gott!

O, sprich nicht so, mein Vater, rief Rahel, angstvoll sich an ihn schmiegend. Du verleumdest Dich, und ich kenne Dich besser, als Du Dich selber kennst! Dein Herz hängt nicht am Gelde, und Du, der Du so einfach bist in Deinem Leben und Deinen Bedürfnissen, Du bist es Dir, gleich mir, bewußt, daß es nicht der Reichthum ist, welcher glücklich macht.

Du irrst, Rahel, mein Kind, sagte Eskeles Flies mit einem leisen Kopfschütteln. Der Reichthum allein ist es, der den Juden glücklich machen kann, denn der Reichthum ist unsere Macht und unsere Ehre. Der reiche Jude Eskeles Flies! Siehst Du, vor dem beugen sich die stolzen Christen, denn das kleine Wörtchen reich, das ist sein Titel, sein Adelsdiplom, seine Würde und sein Orden. Sie haben unserm Ehrgeiz alle Quellen verstopft, und so hat er sich denn ergießen müssen in einen einzigen Weg, der ihm geblieben, in den Weg zum Reichthum, und so haben wir Alle bei uns ein einziges Talent gebildet, das Talent: Geld zu verdienen; und des Juden Hand ist geworden wie ein Magnet, wenn er die Finger ausstreckt, so tanzen die Thaler und die Ducaten aus den Kästen der Christen hervor und hängen sich an seine Fingerspitzen, und schauen ihn an mit liebäugelndem Glanz, denn sie wissen's gar wohl, daß sie nirgends besser

gehegt und gepflegt werden, als in den Kästen und den warmen, liebkosenden Händen der Juden! Rahel, Rahel, ich hoffe, daß eine Zeit kommen wird, in der die Juden alles Geld und alle Papiere an sich gebracht haben, in der die Juden den Königen Gesetze geben, und in den Cabinetten der Kaiser entscheiden werden über Krieg und Frieden der Nationen. Denn ohne Geld werden sie keine Kriege machen können, und wenn die Juden alles Geld und alle Millionen in ihren Kästen haben, so werden wir es sein, die zu entscheiden haben, ob Krieg sein soll, denn wir werden es sein, die das Geld dazu leihen. O, mein Kind, die Juden werden die Christen aufeinander hetzen, kraft ihres Geldes, und wenn sie sich einander die Hälse brechen, und wenn das Christenblut in Strömen dahin fließt, dann werden wir Juden es sein, die es vergossen haben, wir Juden, welche die Christen dafür bezahlen, daß sie einander schlachten! Und das wird die Rache sein, die wir nehmen an diesen Christen, welche die Liebe im Munde und den Haß und den Hochmuth im Herzen tragen!

Ueberlaß den Andern die Rache, mein Vater, sagte Rahel mit zitternder Stimme. Die Rache ist ein ätzendes Gift, dessen Berührung schon krank macht, und das Glück tödtet. Gönne uns unser Glück, mein Vater, laß uns besser sein, als diese stolzen Christen, die uns, wie Du sagst, unsere Nasen, unser schwarzes Haar und unsere kleinen Eigenthümlichkeiten nicht verzeihen können, und sich darüber ärgern, daß wir reich sind.

Ja, rief ihr Vater lebhaft, sie ärgern sich über unsern Reichthum! Das ist meine Genugthuung, deshalb umgebe ich Dich und mich mit fürstlichem Luxus, deshalb habe ich ein Hôtel, reich galonirte Lakayen, eine glänzende Tafel, eine prachtvolle Equipage, deshalb führe ich den Haushalt eines großen Herrn, denn sie ärgern sich über unsern Reichthum! Sie ärgern sich, daß der Jude Eskeles Flies mehr Geld hat, wie sie, und daß er es mit vollen Händen zum Fenster hinaus wirft; aber er weiß, daß es immer verdoppelt wieder zur Hinterthür herein schlüpft, während, wenn die faulen Grafen es zum Fenster hinausschmeißen, es nicht wieder kommt, weil sie zu stolz sind, zu arbeiten, und neues Geld zu verdienen! Sie ärgern sich, daß,

wenn sie in Noth sind, der Jude ihnen Geld leiht, und mit ihren Wechseln und ihren Verschreibungen ihre Ehre in seine Judentasche steckt. Sie ärgern sich, daß er glänzende Diners giebt, und doch kommen sie, wenn er sie einladet, denn ihrem lüsternen Gaumen behagen die herrlichen Weine und die seltenen Speisen, die der Jude ihnen vorsetzt, und die er selber oft mit königlicher Verachtung an sich vorübergehen läßt, weil das Gesetz ihm verbietet, davon zu essen. Und sie ärgern sich jetzt am meisten darüber, daß der reiche Jude Eskeles Flies außer seinem Geld noch einen Schatz besitzt, der mehr werth ist, als alle Millionen der Welt, eine junge, schöne und geistreiche Tochter.

O, rief Rahel erröthend, jetzt, mein Vater, habe ich wohl ein Recht zu sagen, daß Du in der Lebhaftigkeit Deines Gefühls übertreibst! Vorher durfte ich es nur denken, jetzt darf ich es sagen: Du gehst zu weit, mein Vater, zu weit im Tadeln, wie im Loben. Der Haß und die Liebe haben Deine sonst so klaren und tiefblickenden Augen ein wenig verblendet; Du unterschätzest die Christen, und Du überschätzest Deine Tochter!

Ihr Vater zog sie in seine Arme und drückte ihr schönes Haupt zärtlich an seine Brust. Nein, mein Kind, ich überschätze Dich nicht, sagte er innig, Du bist wirklich schön, reizend, anmuthig und geistreich. Es ist nicht blos mein Vaterauge und mein Vaterherz, das Dich dafür hält, sondern ganz Wien sagt es, ganz Wien spricht von der schönen Rahel, der Tochter des reichen Eskeles Flies.

Still, mein Vater, still! Oder willst Du, daß Deine Tochter ein eitles, hochmüthiges Geschöpf werde?

Ich will, daß meine Tochter sich ihres Werthes bewußt sei, und daß sie ihre Vorzüge gebrauchen lerne!

Gebrauchen? Und wozu? fragte Rahel verwundert.

Dazu, meine Tochter, daß Du das Glück Deines Vaters vollständig machst, und ihm hilfst, seine Rache an den hochmüthigen, stolzen Christen zu vollenden! O, mein Kind, Du weißt es nicht, welch ein stolzes Gefühl befriedigter Rache mein ganzes Wesen durchglüht, wenn ich Dich sehe, umschwärmt von Grafen und Baronen,

die sich um Dich drängen, und sich ehrfurchtsvoll beugen vor Deiner Schönheit und den Millionen Deines Vaters. Rahel, gebrauche Deine Schönheit und Deinen Geist, um zu machen, daß alle diese vornehmen Herren als Deine überwundenen Sclaven zu Deinen Füßen liegen, und dann schreite mit verächtlichem Fuß über sie hin, und gönne mir das Glück, all' diesen demüthig Werbenden zu sagen: „Meine Tochter ist eine Jüdin und will eine Jüdin bleiben, und niemals wird sie sich herablassen, eines Christen Weib zu werden, denn sie verachtet die Christen, wie Ihr die Juden verachtet, wenn sie nicht reich sind!" — Gönne mir einen solchen Tag des Triumphes, meine Tochter, und dann fordere von mir was Du willst, ich werde es Dir gewähren, und sollte ich die Sterne vom Himmel herniederziehen!

Rahel antwortete nicht; ihr Haupt ruhte noch immer an ihres Vaters Brust; er sah nicht, daß die Thränen in hellen Strömen aus ihren Augen flossen, aber er fühlte, daß ein krampfhaftes Zittern ihre ganze Gestalt erschütterte, und mit einem Ausruf des Schreckens hob er sie empor und trug sie zum Divan hin. Sie ließ es geschehen, daß er sie sanft auf denselben niederdrückte, daß er sich neben sie setzte, und leise seinen Arm um ihren Nacken schlang, um sie wieder an sein Herz zu ziehen.

Warum weinst Du, Rahel? fragte er leise und angstvoll. Sage mir, was bedeuten diese Thränen? O, Kind, treibe Deinen Vater nicht zur Verzweiflung, sage mir, warum Du weinst?

Ich weine, weil das, was ich lange fürchtete, jetzt als eine entsetzliche Wahrheit vor mir steht, flüsterte sie schluchzend. Ich weine, weil mein Vater, mein theurer, angebeteter Vater, seine Rache und seinen Haß mehr liebt, als sein einziges Kind, denn seinem Haß will er die Seele seines Kindes opfern, und um seiner Rache willen soll seine Tochter sich zu einer elenden Coquette erniedrigen, welche die Liebe, die Unschuld und die Tugend dem stolzen, herzlosen Ruhm opfert: die elende Begier einiger armen, verschuldeten Grafen und Barone erregt zu haben!

Ich sage Dir aber, fuhr sie fort, ihr Haupt rasch emporhebend und ihren Vater mit blitzenden Augen und glühenden Wangen an-

schauend, ich sage Dir, mein Vater, und ich schwöre es Dir bei dem Andenken an meine Mutter, die uns dort oben erwartet, ich werde niemals mich zu solcher Coquetterie erniedrigen, und niemals soll es gesagt werden, daß Rahel in kaltem höhnischem Uebermuth Liebe zu erwecken suchte, ohne sie erwiedern zu wollen! O, jetzt verstehe ich erst, weshalb Du all' diesen Herren erlaubtest, in unser Haus zu kommen, jetzt begreife ich, warum dieser hochmüthige Wüstling, vor dem meine Seele zurückschaudert, und der sich in ganz Wien den Namen des Frauenverführers erworben hat, warum der Graf Liechtenstein Podstadzky das Recht hat, sich Deiner Tochter zu nahen und mir seine schlimme Gesellschaft aufzudrängen!

Ihr Vater stieß einen Ausruf der Freude aus und ein strahlendes Lächeln flog über sein Antlitz hin. Du liebst ihn also nicht? fragte er, ihre beiden Hände ergreifend und sie fest an seine Brust drückend. Sag' es, meine Tochter, wiederhole es mir noch einmal, Du liebst ihn also nicht, diesen schönen Grafen Podstadzky?

Wie? Ich sollte ihn lieben, diesen entarteten Wüstling, diesen Menschen ohne Herz, ohne Geist und ohne Seele? rief Rahel mit dem Ausdruck tiefen Abscheues.

Und ich Thor fürchtete, daß das Herz meiner Rahel sich verirrt habe, ich Thor fraß heimlich manche Nacht schon an diesem Schmerz, und als ich vorhin Deine Thränen sah, da war's mir, als ob ein Dolch mir in's Herz führe, denn ich meinte, Du weintest, weil Du meinen Worten angemerkt, daß ich nimmer den Grafen Podstadzky zu meinem Schwiegersohn annehmen würde, selbst wenn der Kaiser es erlauben wollte, daß der verschuldete Graf, um sich zu erretten, eine Jüdin zu seiner Gemahlin machte. Aber nun ist Alles gut, nun athme ich wieder leicht und frei, und nun freut's mich, zu denken, daß der vornehme Graf die Tochter des Juden liebt!

Nein, mein Vater, dieser Mensch liebt mich nicht, sagte Rahel verächtlich, er liebt nichts als sein Vergnügen und sich selbst. Aber er belästigt mich mit seiner Frechheit, und ich bin nicht gewillt, seine Beleidigungen länger zu ertragen!

O, er hat es gewagt, Dich zu beleidigen? rief ihr Vater mit drohendem Ton. Was ist es, mein Kind? Was that er Dir?

Er ist während dieser Tage, da Du verreist warst, drei Mal hier gewesen, um mich zu besuchen. Ich ließ ihn abweisen; da hat er es gewagt, sich schriftlich an mich zu wenden und mir durch mein Kammermädchen einen Brief zustellen zu lassen, einen Brief, in welchem der freche Mensch es gewagt, mir eine glühende Liebeserklärung zu machen und mich um eine geheime Zusammenkunft zu bitten. Lies Du selbst, mein Vater, und dann sage, ob ich nicht ein Recht habe, diesen Menschen zu verachten!

Sie nahm den geöffneten Brief, der vor ihr auf dem Tisch lag, und reichte ihn ihrem Vater dar.

Herr Eskeles Flies las ihn und sein Antlitz flammte auf in Zorn. Siehst Du, meine Tochter, sagte er mit tiefem Grimm, siehst Du, das ist die Sprache, welche die Christen vermeinen, gegen ein ehrbares unschuldiges Mädchen führen zu dürfen, weil sie eine Jüdin ist, weil sie außerhalb der Gesellschaft steht! Aber wir wollen diesen Uebermüthigen strafen für diese Beleidigung, ganz Wien soll es erfahren, daß wir den Grafen verachten und verspotten!

Wie, mein Vater, rief Rahel entsetzt, Du willst Deine Tochter zum Gerede und Gespötte der Welt machen?

Nein, Rahel, aber ich will der Welt, welche, wie ich weiß, schon gewagt hat, ein Liebesverhältniß zwischen Dir und dem Grafen zu muthmaßen, ich will der Welt beweisen, daß sie sich geirrt, und daß die schöne Rahel und ihr Vater den Grafen Liechtenstein Podstadzky verachten. Deshalb, meine Tochter, bitte ich Dich, ja, ich verlange es von Dir, daß Du dem Grafen die erflehete Zusammenkunft bewilligst und ihm eine Stunde bestimmst, in welcher Du ihn hier in Deinem Zimmer empfangen willst. Aber es muß eine Tagesstunde sein, unter dem vollen Glanz der Sonne und des Lichtes kann meine Tochter den Grafen Liechtenstein Podstadzky empfangen, denn Rahel Eskeles Flies hat nicht nöthig, den Tag zu scheuen und ihr Thun zu bergen unter dem Schleier der Nacht!

Ich werde thun, was Du befiehlst, sagte Rahel seufzend, obwohl

ich Dir gestehen will, mein Vater, daß mein Herz bangt, und ich wünschte, wir begnügten uns, den Grafen einfach von unserer Thür zu weisen und ihn niemals wieder die Schwelle unseres Hauses überschreiten zu lassen.

Damit er vielleicht lachend seinen Kumpanen und aristokratischen Freunden erzählt, die schöne Rahel liebe ihn, und ihr Vater habe ihm einige Millionen geboten, wenn er sie zu seiner Gemahlin mache, er aber habe sein adlich Wappen nicht beschmutzen wollen und sei deshalb fortgeblieben aus unserm Hause? O, ich kenne ja diese Verleumdungen, welche die stolzen Christen allzeit bereit haben, wenn es gilt, sich an einem Juden zu rächen, und deshalb, Rahel, muß ganz Wien wissen, daß ich es bin, welcher den Grafen Podstadzky verachtet. Thue also diesmal meinen Willen, Rahel, ich befehle es Dir nicht mehr, aber ich bitte Dich darum: schreib' dem Grafen, daß Du ihm eine Zusammenkunft bewilligst, gieb ihm eine Stunde an, wann er kommen soll!

Damit er meinen Brief seinen Freunden zeige? fragte Rahel. Damit er die Welt glauben mache, ich habe ihn geliebt, und deshalb habest Du ihm gezürnt? Ist es durchaus Dein Wille, daß er hierher komme, so werde ich hinschicken und ihn mündlich einladen. Meine alte treue Amme soll hingehen, sie kennt mein Herz und wird nichts Schlimmes von ihrer Rahel denken, selbst wenn diese den Grafen Podstadzky zu sich einladen läßt.

Warum willst Du nicht das Kammermädchen hinsenden, das Dir den Brief des Grafen gebracht hat?

Weil ich sie sofort ihres Dienstes entlassen und sie verabschiedet habe, mein Vater.

Das war es, was ich hören wollte, sagte ihr Vater lächelnd. Ich finde meine Rahel immer so, wie ich sie erwartete, stolz und keusch, und ohne den leisen Schimmer eines Fleckens auf ihrer klaren, jungfräulichen Stirn. O, nur Geduld, Geduld, mein Kind, ich will Dich belohnen für diese Stunde, und da Du die Grafenkrone des Herrn Podstadzky verschmähst, will ich um Deine schöne Stirn eine Freiherrnkrone legen. Du siehst mich erstaunt an? Ja, mein Kind, das bleibt vorläufig mein Geheimniß, aber ich denke, Du sollst es bald erfahren, was der reiche

Jude Eskeles Flies unter der freisinnigen Regierung des edlen Kaisers Joseph mit seinem Gelde sich Alles erkaufen kann! Aber jetzt lebe wohl, man erwartet mich im Comtoir, ich muß rechnen, mein Kind, rechnen, denn meine Millionen müssen sich verdoppeln, damit ich meiner Rahel ein Königreich kaufen und ihr zu Füßen legen kann!

Er küßte seine Tochter auf die Stirn und erhob sich dann, um das Zimmer zu verlassen. Aber schon an der Thür angelangt, wandte er sich noch einmal um.

Ist der Geheime Secretair des Kaisers, Herr Günther, wieder hier gewesen? fragte er lächelnd.

Ja, er war hier, sagte Rahel gelassen.

Und Du hast seinen Besuch angenommen?

Ich habe ihn angenommen, mein Vater, denn Du selbst warst es, der ihm den Besuch unseres Hauses erlaubt hat.

Ihr Vater schwieg einen Augenblick. Und doch glaube ich, sagte er dann, daß es besser wäre, wenn Du ihn seltener empfingst. Du, in Deiner Unbefangenheit und dem stolzen Gefühl Deiner Ueberlegenheit, hast vielleicht nicht gesehen, was die wachsamen Augen Deines Vaters längst errathen haben: dieser junge Mann liebt Dich, Rahel, er liebt Dich wahrhaft. Nicht so wie die übermüthigen Aristokraten, sondern mit einem redlichen Herzen. Ich glaube wahrhaftig, er könnte kühn genug sein, zu vermeinen, die schöne Rahel Eskeles Flies könnte ihren Vater und ihren Glauben aufgeben, um das Weib eines kleinen Geheimsecretairs zu werden, eines Subaltern-Beamten, dessen Bruder der Kammerdiener des Kaisers ist und den Vorzug genießt, Seiner Majestät die Stiefel ausziehen zu dürfen. Ich habe solche kühne Wünsche in den Augen des jungen Menschen gelesen, und wenn ich auch lachen muß über seine Vermessenheit, so jammert es mich doch zugleich, weil er, obwohl ein Christ, doch ein guter Mensch ist. Vielleicht ist's noch Zeit, ihn von seiner Liebe zu heilen und ihn zur Besonnenheit zurückzuführen. Behandle ihn also strenge, oder besser noch, nimm ihn gar nicht mehr an. Du siehst, Rahel, ich bin nicht immer so schlecht, Dich zur Coquetterie verleiten zu wollen, und ich bitte selbst für den armen, kleinen Geheimsecretair Günther. Armer, junger Mensch! Er hat den Anblick der

Sonne nicht ertragen können und seine Augen sind ihm davon geblendet worden! Es ist also besser, ihn die Sonne nicht mehr sehen zu lassen und ihn so zur Vernunft zurückzuführen. Also, es ist abgemacht, der Cabinetssecretair Günther wird nicht mehr angenommen!

Er nickte seiner Tochter noch einmal lächelnd zu und ging dann eilig hinaus.

Rahel schaute ihm, wie erstarrt vor Schreck, mit weit aufgerissenen Augen nach, bis sein Schritt in der Ferne verhallte. Dann aber sank sie wie zerschmetiert auf ihre Kniee nieder, und ihre Hände vor ihr Antlitz schlagend, flüsterte sie mit verzweiflungsvollem Schmerz: o mein Gott, ich soll ihn nicht mehr sehen! Ich soll ihn aufgeben und verlassen, ihn, den ich ewig lieben werde!

Schluchzen erstickte ihre Stimme, und in dem mit so viel Pracht und Reichthum ausgestatteten Zimmer vernahm man nur noch das tiefe Klagen, die bangen Seufzer der schönen Rahel, der Tochter des reichen Juden Eskeles Flies, die sich arm und elend fühlte, trotz der Millionen ihres Vaters.

IV.

Die Gräfin Baillou.

Die schöne Gräfin Baillou gab heute in dem Hôtel, das sie sich auf der langen Straße zu Wien gekauft hatte, ihr erstes Fest. Sie hatte dazu Einladungen an die ganze hohe Aristokratie von Wien gesandt, und überall waren dieselben angenommen worden.

Und doch lebte die schöne Gräfin erst seit einigen Wochen in Wien, doch war sie mit Niemand von der hohen Aristokratie verwandt, und niemals hatte man in diesen hohen Kreisen früher ihren Namen vernommen. Aber sie war nach Wien gekommen, ausgestattet mit zwei Dingen, welche ihr die Salonthüren der hohen Aristokratie geöffnet hatten, ausgestattet mit Empfehlungsbriefen und Gold. Ihre herrliche

Equipage, ihre Lakayen in den goldbetreßten Livréen, ihre eigene glänzende Toilette, und endlich ihre große Schönheit hatten die Augen der vornehmen Welt schon gefesselt, noch bevor die Gräfin ihre Empfehlungsbriefe abgegeben.

Man hatte im Augarten ihre glänzende Equipage bemerkt, man hatte Abends im Theater das Flimmern ihrer Brillanten und ihrer wundervollen schwarzen Augen gesehen, und die ganze Schaar der jungen Cavaliere des ersten Ranges richtete von ihren Logen aus ihre Perspective auf die fremde, glänzende Dame, die da mit so viel Grazie und vornehmer Unbekümmertheit in dem Fauteuil ihrer einsamen Loge lehnte. Plötzlich sahen sie die Thür dieser Loge sich öffnen, ein junger Mann trat ein und näherte sich der schönen Fremden, die ihn mit einem Lächeln empfing, welches zwei Reihen blendend weißer Zähne blicken ließ. Ein Ausruf der Ueberraschung ertönte von den Lippen der Cavaliere, die da drüben in der großen Loge versammelt und deren Perspective noch immer auf die Fremde gerichtet waren. Sie Alle erkannten jetzt den jungen Mann, der zu der Dame eingetreten.

Es war der Graf Podstadzky Liechtenstein, der schönste, reichste, übermüthigste Cavalier des Kaiserhofes, von dessen Verschwendung, Leichtfertigkeit und Unwiderstehlichkeit ganz Wien sich die wunderbarsten Dinge erzählte, und der, seit einigen Monaten von großen Reisen zurückgekehrt, in Wien seinen Aufenthalt genommen. Seitdem war der junge Graf Podstadzky, der einzige Sohn einer der vornehmsten Aristokratenfamilien, der einzige Erbe des alten Grafen Podstadzky, welcher beim jungen Kaiser in hohem Ansehen stand, das bewunderte Vorbild aller jungen Cavaliere geworden, und Alle hatten sich bestrebt, ihm nachzueifern. Als sie daher den jungen Mann jetzt in die Loge der Fremden eintreten sahen, stand es bei ihnen Allen fest, daß es nothwendig sei, die Bekanntschaft der geheimnißvollen Dame zu machen, welcher Graf Podstadzky eben mit so viel Ehrfurcht und Aufmerksamkeit begegnete, daß er es nicht wagte, neben ihr Platz zu nehmen, sondern in ehrfurchtsvoller Haltung vor ihr stehen blieb, während sie auch nicht einen Moment um seinetwillen ihre nachlässige, bequeme Stellung aufgegeben hatte.

Als der Graf Podstadzky endlich die Loge der Dame verlassen, eilten die jungen Cavaliere aus ihren Logen, um dem Grafen zu begegnen, um ihn mit glühender Neugier über den Namen, den Stand und die Verhältnisse der jungen Fremden auszufragen.

Graf Podstadzky gab ihnen auf alle ihre stürmischen Fragen genügende Auskunft. Er erzählte ihnen, daß er die Gräfin Baillou vor einem Jahre in Rom kennen gelernt habe, wo sie mit ihrem Gemahl, einem achtzigjährigen Greis, an den die Habgier ihrer verarmten Aeltern sie verkauft hatte, ein glänzendes Haus gemacht und die Zierde der hohen, so exclusiven und strengen Aristokratie des alten Roms gewesen. Er erzählte ferner, daß man sie in Rom nicht blos wegen ihrer Schönheit, ihres Geistes, und ihres Reichthums bewundert habe, sondern mehr noch wegen ihrer stolzen unnahbaren Tugend, die an der Seite eines alten, verhaßten Gemahls, und umringt von einem Heer junger schöner Anbeter, um so merkwürdiger gewesen. Aber selbst die größte Wachsamkeit der neidischen und eifersüchtigen Damen Roms habe an der jungen Gräfin keinen Makel finden und nicht einer ihrer Anbeter habe sich verrühmen können, von der Gräfin jemals nur eine kleine Bevorzugung, ein kleines Zeichen ihrer Gunst erhalten zu haben. Daher habe man die Gräfin immer nur la Contessa del cuore freddo genannt. Ferner erzählte der Graf Podstadzky, daß er selber die glühendste Liebe zu dieser wunderbaren, kaltherzigen Schönheit empfunden habe, und in Verzweiflung gebracht von ihrer Grausamkeit, um ihretwillen Rom verlassen habe. Jetzt aber, da er sie so unerwartet hier wieder gefunden, habe er der Versuchung nicht widerstehen können, sie zu begrüßen, und habe mit heimlichem Entzücken von ihr vernommen, daß sie seit einigen Monaten Wittwe, Erbin der ungeheuren Reichthümer ihres Gemahls und Willens sei, eine Saison in Wien zu verleben.

Natürlich bestürmten die jungen Cavaliere den glücklichen bevorzugten Grafen Podstadzky, sie der wunderbaren, schönen Contessa del cuore freddo vorzustellen, damit sie gleich ihm selber versuchen dürften, ihr kaltes Herz endlich zu rühren, und die Liebe der jungen Wittwe zu gewinnen.

Graf Podstadzky begab sich in die Loge der Gräfin, um ihr den Wunsch der Cavaliere mitzutheilen, kehrte aber bald mit der unwillkommenen Nachricht zurück, die Gräfin Baillou empfange keine Herren, welche ihr nicht von irgend einer namhaften und angesehenen Dame der Gesellschaft vorgestellt worden.

Diese Weigerung machte die Cavaliere nur noch begieriger auf die Bekanntschaft der stolzen spröden Frau, und als sie am andern Tage in ihrer von vier herrlichen Rappen gezogenen Equipage ihre Spazierfahrt im Augarten machte, folgte ihr ein ganzer Cortège vornehmer, junger Reiter, welche Blicke voller Neid auf den jungen Grafen Podstadzky Liechtenstein warfen, welcher beneidete, glückliche Sterbliche neben dem Wagen ritt.

Einige Tage später machte die Gräfin Baillou ihre Antrittsvisiten, das heißt, sie fuhr bei den Hôtels der größten und angesehensten Familien vor, und ließ durch ihren von goldenen Tressen strotzenden Lakayen ihre Karte und Empfehlungsbriefe abgeben, ohne indeß persönlich eine Visite machen zu wollen.

Die Empfehlungsbriefe waren sämmtlich von den ersten Fürsten- und Grafenfamilien Roms ausgestellt, die Colonna's und Orsini's hatten die Gräfin Baillou ihren Bekannten und Freunden in Wien mit solcher Wärme empfohlen, daß diese sich beeiferten, diesen Empfehlungen zu genügen. In den nächsten Tagen sah man daher vor dem Gasthof, in welchem die Gräfin abgestiegen war, ein ununterbrochenes Vorfahren von Equipagen der hohen österreichischen Aristokratie, deren Damen aus eigener Neugierde, und gedrängt von den Wünschen ihrer Gatten, Brüder und Freunde, welche ja nur durch die Damen zu der Ehre gelangen konnten, der Fremden vorgestellt zu werden, kamen, der Gräfin Baillou ihren Gegenbesuch zu machen.

Allein die Gräfin Baillou nahm in ihrem Gasthof die Besuche der Damen eben so wenig an, als sie in ihrer Loge die Besuche der Herren hatte annehmen wollen. Nun schrieb sie an alle diese Damen Entschuldigungsbriefe, und aus allen diesen Briefen, von welchen keiner dem andern glich, obwohl sie doch alle dasselbe Thema der Entschuldigung behandelten, sprach ein solch hoher feingebildeter Geist, so viel

Liebenswürdigkeit und Zierlichkeit, daß selbst die anspruchvollsten und stolzesten Damen sich davon überwunden fühlten, und erklärten, die Gräfin Baillou müsse eine sehr geistreiche und liebenswürdige Frau sein, und es verlohne wohl der Mühe, ihre Bekanntschaft zu machen. In ihren Briefen dankte die Gräfin den Damen für die große Zuvorkommenheit, mit welcher diese, nicht Dank dem Verdienst der Gräfin, sondern Dank den Empfehlungsbriefen ihrer Freunde in Rom, die Fremde aufgenommen, indem sie sogar sich herablassen wollten, sie in den elenden Zimmern eines Gasthofes zu besuchen. Aber diese Zimmer seien nicht würdig, so hohen Besuch zu empfangen, und deshalb verzichte die Gräfin auf das Glück, die jungen Damen kennen zu lernen, bis zu dem Moment, wo sie so glücklich sein dürfe, sie in ihrem eigenen Hôtel empfangen zu können. An der Einrichtung desselben werde bereits gearbeitet, und sobald sie vollendet, werde die Gräfin die Damen ersuchen, durch ihr liebenswürdiges Erscheinen ihr Haus zu weihen, und ihr, der Fremden, großmüthig eine Heimath zu geben.

Nach diesen Briefen hatte man wenig mehr von der Gräfin Baillou gesehen; selbst im Theater war sie nicht mehr erschienen, nur im Augarten begegnete man zuweilen ihrer Equipage, aber die Fenster derselben waren heraufgezogen, und die Contessa del cuore freddo schien sich hinter diese glänzenden Wände vor den neugierigen Blicken der ihr fremden Cavaliere nicht allein, sondern auch vor den Unterhaltungen des Grafen Podstadzky geflüchtet zu haben. Vergebens suchte dieser sich ihr zu nähern, vergebens ritt er dicht an ihren Wagen heran, um sie zu begrüßen. Die Gräfin Baillou schien seine ehrerbietigen Verbeugungen kaum zu bemerken, und nicht Einmal ließ sie die Fenster niedergleiten, um dem Grafen die so sehnlichst gewünschte Unterredung zu gestatten.

Aber wenn man wenig mehr von der Gräfin Baillou sah, hörte man doch desto mehr von ihr. Sie hatte sich auf der Graben-Gasse, der fashionablesten Straße der Wiener Altstadt, ein ganzes Hôtel gemiethet, und mit wahrem Neid hatten seine jungen Freunde von dem Grafen Podstadzky vernommen, daß er das Glück gehabt, der Gräfin Baillou bei dem Aufsuchen einer passenden Wohnung behülflich zu sein,

und daß er sie begleiten durfte, als sie das von ihm vorgeschlagene Hôtel besichtigte. Von der glänzenden Einrichtung dieses Hôtels, das nun für den Winter die Residenz der schönen Gräfin sein sollte, fing man bald an, sich in Wien die größten Wundermährchen zu erzählen. In den Magazinen der ersten Kaufleute hatte die Gräfin Baillou so außerordentliche und verschwenderische Bestellungen gemacht, daß dieselben Anstand genommen haben würden, dieselben auszuführen, hätte der Ruf ihnen nicht schon von den enormen Reichthümern der Gräfin erzählt, und wäre sie nicht außerdem bei ihrem ersten Erscheinen in den Magazinen von dem jungen Grafen Podstadzky Liechtenstein begleitet gewesen, den Jedermann kannte, und dessen Begleitung für die schöne Fremde eine genügende Bürgschaft sein konnte.

Die Besitzer der großen Magazine beeilten sich daher, ihre kostbarsten geschnitzten und ausgelegten Meubles, ihre Stoffe von goldgesticktem Sammet und schwerem Seidenbrokat, ihre Lustres von Bergcrystall, ihre persischen Teppiche, ihre venetianischen Spiegel, ihre Marmorvasen und Statuen, kurz Alles, was zu einer noblen und glänzenden Einrichtung nothwendig war, zur Verfügung zu stellen. Die Goldarbeiter empfingen von der Gräfin Baillou die Bestellungen zu den schweren massiven Tafelaufsätzen und goldenen und silbernen Couverts, und die Juweliere schätzten sich glücklich, der Gräfin Baillou einige ihrer auserlesensten und kostbarsten Schmucksachen verkaufen zu können.

Die Gräfin hatte aber auch eine Eigenschaft, welche die Kaufleute mit Entzücken erfüllte. Sie bezahlte Alles baar, zwar nicht mit klingender Münze, aber doch mit guten österreichischen Banknoten, ihr Haushofmeister hatte von seiner Herrin die strenge Ordre erhalten, keine Sendung der Kaufleute und Fabrikanten anzunehmen, ohne nicht zugleich den Betrag für dieselben auszuzahlen, und diese strenge Ordre der Gräfin war es, welche die Lieferanten entzückte, und sie mit wahrer Bewunderung für die schöne Fremde erfüllte.

Und endlich jetzt war die Ausschmückung und Einrichtung des Hôtels fertig, und die Gräfin, wie gesagt, wollte heute ihr erstes Fest geben, zu welchem sie an alle die vornehmen Familien, an welche sie Empfehlungsbriefe gehabt, ihre Einladungen gesandt hatte, die von

Allen bereitwillig acceptirt worden waren; denn Jedermann war begierig, dieses Feenschloß zu sehen, und mehr noch die geheimnißvolle Fee aus den Schleiern ihrer Verborgenheit hervorrauschen zu sehen.

Es war aber auch in der That ein Feenschloß, dieses Hôtel der Gräfin Baillou, und die lange Reihe dieser Prunkgemächer und Säle war mit einem Luxus ausgestattet, welcher an die verschwenderische Pracht des alten Roms erinnern konnte. Da sah man Säle, ganz zusammengesetzt aus Marmor, Bronze und Spiegeln, die Fußböden ausgelegt mit den seltensten und kostbarsten Holzarten, die einen köstlichen Duft von Cedern und Rosen ausströmten, und über deren glänzende Spiegelfläche die tanzenden Füße wie beschwingt dahingleiten mochten. Da waren Zimmer mit den herrlichsten Gemälden, den auserlesensten Kunstgegenständen, die in anscheinender Nachlässigkeit hier und dort auf marmornen Tischen und goldenen Gueridons umherstanden, während die kostbarsten Divans und Fauteuils zum Niedersitzen einladeten, um alle diese herrlichen Sachen beim Schein der hunderte von Wachkerzen, die von goldenen Armleuchtern und Wandleuchtern und von den Lustres der Decke ihr Licht ausströmten, bewundern zu können. Aber wem dieses Meer von Licht, von Gold, Crystall und Spiegeln die Augen verblendete, der mochte sich zurückziehen in die kleinen, reizenden Boudoirs, die von Zeit zu Zeit an der Seite der Säle und Prunkgemächer sich öffneten, und in denen ein süßes Schweigen, ein sanftes Dämmerlicht herrschte, und wo man auf schwellende Polster hingestreckt, in behaglicher Ruhe dem Treiben der glänzenden Gesellschaft, die sich da in den Gemächern bewegte, zuschauen konnte. An diese Reihe der Zimmer, Säle und Boudoirs schloß sich das Gewächshaus an, eine neue Reihe von Sälen, in denen aber die herrlichsten Blumen aus allen Ländern und Zonen, die wundervollsten Palmen, die von den grünen Zweigen der Orangen und Lorbeerbäume herniederhängenden Früchte die Pracht des Goldes, des Marmors, und der Spiegel ersetzten, wo in vergoldeten Käfigen oder in schaukelnden Reifen die buntgefiederten Vögel der südlichen Zonen, von dem Kakadu bis zu den kleinen Colibri's sich wiegten, wo in Bosquets, aus blühenden Myrthen und Rosengesträuchen gebildet, künst-

liche Rasenbänke zum Sitzen einluden, und dem Murmeln und Plätschern der kleinen Cascaden und Springbrunnen zuzuhören, die ihr herrlich duftendes Wasser in marmorne Becken ergossen.

Noch war die Gesellschaft nicht eingetreten in diese prachtvollen Räume, aber alle Vorbereitungen zu dem Empfang der Gäste waren beendet, die Kerzen der Lustres, Armleuchter und Gueridons brannten schon und verbreiteten Tageshelle durch diese Säle, deren tiefes Schweigen zugleich etwas Schauerliches und geheimnißvoll Feierliches hatte.

Die Gräfin Baillou selbst war noch nicht in dem ersten der Säle erschienen, in welchem sie ihre Gäste empfangen wollte, sie hatte noch ihr Toilettenzimmer nicht verlassen, und die Säle in ihrer Vollendung und Pracht, zum heimlichen Aerger ihres Haushofmeisters, noch gar nicht in Augenschein genommen.

Aber endlich öffnete sich da drüben die Thür, endlich verließen ihre Dienerinnen das Toilettenzimmer, und der Anzug der Gräfin war vollendet. Der Haushofmeister stand noch immer in dem Empfangssaal, nach welchem das Toilettenzimmer der Gräfin ausmündete und erwartete ihr Kommen. Und jetzt flog die Thür auf, und diese hohe wundervolle Frauengestalt in dem weißen Atlasgewande, mit dem Diadem von Brillanten in dem schwarzen Haar, mit den Armbändern von Brillanten um die blendend weißen üppigen Arme, das war sie, die schöne Gräfin Baillou. Wie eine Feenkönigin schwebte sie daher, ein Meer von Glanz, Licht und Farben um sich her verbreitend, bewunderungswürdig in ihrer Schönheit, ihrer Würde und Hoheit, die allen Glanz der Brillanten und Edelsteine noch überstrahlte. Ihre Gestalt hatte zugleich etwas von der Venus und der Juno, sie war zugleich üppig und hoheitsvoll, imponirend und reizend; es war die Gestalt dieser reizenden Frauen Roms, welche bei aller Gluth und Ueppigkeit der Italienerin doch nie vergessen, daß sie die Töchter der ewigen Roma sind, und daß diese Abkunft ihnen einen ewigen unvergänglichen Adel verleiht. Ihr Haupt, das sich auf einem schlanken Halse wiegte, war umringt von Locken, die schwarz wie Ebenholz zur Seite ihres Antlitzes niederrollten, und ihr durchsichtig blasses Gesicht, dessen klassisches Oval an den Kopf der Venus von Milos erinnerte,

wie mit einem Rahmen umgaben. Und in diesem bleichen edlen Antlitz mit dem energischen Mund, der kühnen, leicht gebogenen Nase, der hohen, majestätischen Stirn leuchteten zwei Augen von so unergründlicher Tiefe, so intensiver Gluth, als hätte ein Strahl von der brennenden Sonne des Südens sich in ihre Tiefe gesenkt.

Die Gräfin ging, oder schwebte unhörbaren Schrittes bis in die Mitte des Empfangsaales, und ihr schönes Haupt seitwärts wendend, warf sie einen einzigen langen prüfenden Blick durch die Reihe der Gemächer, die sich da vor ihr aufthat. Dann wandte sie sich an ihren Haushofmeister, der in athemloser Spannung einem Wort von ihr entgegenharrte.

Nicht übel, mein Freund, sagte sie mit ihrer sonoren, melodischen Stimme. Ich bin mit Ihnen zufrieden, und ich danke Ihnen. Sie haben Alles, wie es scheint, gut und glänzend arrangirt.

Wollen mir die Frau Gräfin nicht das Glück gönnen, Sie durch diese Säle geleiten zu dürfen, und von Ew. Gnaden zu erfahren, ob ich Alles Ihren Anordnungen gemäß arrangirt und placirt habe? fragte der Haushofmeister.

Wozu das, mein Freund? sagte die Gräfin gleichgültig. Ich bin im Voraus überzeugt, daß Sie meinen Befehlen genügt haben, und daß Alles gut arrangirt ist. Für mich selbst aber hat dieses Bischen Flittertand und diese Decorationenpracht gar keinen Werth und ich bin gar nicht neugierig es zu sehen. Sorgen Sie nur dafür, daß auch die Küche ihre Schuldigkeit thue, und daß meine Gäste die auserlesensten Speisen, die seltensten Weine und Alles, was den Gaumen der üppigsten Schwelger reizen und erfreuen kann, hier finden mögen.

Ich hoffe, Ew. Gnaden werden zufrieden sein, denn die beiden Köche, welche ich aus Paris verschrieben habe, scheinen wirklich große Künstler zu sein, und werden gewiß Herrliches leisten. Der Eine von ihnen verrühmt sich, von dem Prinzen Soubise, dem großen Mäcen der Kochkunst, selber gebildet zu sein, der Andere behauptet, von dem Herzog von Richelieu einige eigenhändig geschriebene Recepte zu Pasteten von der Erfindung des Herzogs erhalten zu haben.

Lassen Sie sie also nach diesen Recepten kochen, sagte die Gräfin müde, lassen Sie sich den Glanz meines Hauses angelegen sein, und

vergessen Sie nie, daß es nicht Ihre Aufgabe ist, irgendwie Ersparungen machen zu wollen, sondern vielmehr Alles so glänzend als möglich einzurichten.

Sie entließ den Haushofmeister mit einem kaum merklichen Kopfnicken, und ließ sich langsam und mit einem tiefen Seufzer in einen Fauteuil niedergleiten.

Aber kaum hatte der Haushofmeister das Zimmer verlassen, kaum hatte die Thür des Vorsaals sich hinter ihm geschlossen, als die Gräfin sich mit einer raschen Bewegung aus ihrem Fauteuil erhob. Auf einmal war jetzt das müde, stolze, hoheitsvolle Wesen verschwunden, und Alles an ihr athmete Leben, Feuer und Gluth. Mit einem raschen Blitz ihrer Augen schaute sie umher, als müsse sie sich noch einmal vergewissern, daß sie allein sei, dann, als sie sich überzeugt, daß wirklich Niemand da sei, der sie belauschen könne, durchschritt sie hastig den Saal und trat in das anstoßende Gemach ein. Ihre Augen, die mit flammenden Blitzen hierhin und dorthin flogen, schienen Alles sehen, Alles prüfen zu wollen, und je mehr sie sahen, desto höher blitzten sie auf, desto schneller ward der Schritt der Gräfin.

Ein wunderbares Bild war es, diese hohe majestätische Gestalt zu sehen, die da wie Sternenglanz durch die einsamen, schweigenden Säle blitzte, überall in ihren funkelnden Brillanten, das hundertfache Licht der Kerzen auffangend, und ihren eigenen Glanz wiederspiegelnd und verdoppelnd in den hohen Spiegeln, an denen sie vorüberschwebte. Wer sie so gesehen, der hätte sie für die verzauberte Mährchenkönigin halten mögen, die nach tausendjährigem Schlaf erwachte, und in ihren hermetisch verschlossenen Räumen vergeblich nach Menschen, nach Leben, nach einem Menschenwort suchte, aber von dem bösen Geist, der sie beherrschte, verdammt war, in der Fülle der Pracht einsam und elend zu sein, bis sie sich entschließen wolle, ihm zu dienen und ihm gehorsam zu sein.

Hatte die Gräfin Baillou schon diesen Entschluß gefaßt? Wollte sie dem „bösen Geist", der sie in diese einsamen Säle gebannt, gehorsam sein und ihm dienen?

Zuweilen, während sie durch die Säle ging, flog ein Ausdruck

triumphirenden Hohns über ihr schönes bleiches Angesicht, zuweilen, wenn sie eben an irgend einem prächtigen Meuble, einem auserlesenen kostbaren Schmuck der Säle vorüberging, tönte ein helles, spöttisches Lachen von ihren Lippen, und die schweigenden Säle schienen zu erzittern vor diesem Lachen, das unheimlich und drohend klang, wie das Triumphlied des „bösen Geistes."

Auf einmal aber ward die Stille dieser Säle durch das Geräusch nahender Schritte unterbrochen. Die Gräfin, von deren Lippen eben erst wieder ein lautes triumphirendes Lachen ertönt war, nahm jetzt wieder ihre ernste, hoheitsvolle Miene an, und wandte langsam ihr Haupt jener Seite zu, von woher das Geräusch der Schritte gekommen.

Es war ein junger hochgewachsener Mann, der da eben eiligen Schrittes daherkam, die lächelnden Blicke unverwandt auf die Gräfin gerichtet, die ihm durch die Säle entgegenschritt.

Grade in der Mitte des großen Tanzsaals, grade unter dem großen Kronleuchter von Bergcrystall trafen sie mit einander zusammen. Die Gräfin reichte ihm ihre Hand dar, er schloß sie fest in der seinen, und schaute ihr mit einem tiefen langen Blick in das bleiche reizende Angesicht. Sie erwiederte diesen Blick und sah ihn fest, mit großen flammenden Augen an.

So standen sie Hand in Hand einander gegenüber in dem festlichen Saal, festlich geschmückt sie selber, Hand in Hand, ernst, schweigend und feierlich, als ständen sie eben vor dem Altar und empfingen die Weihe zu dem Bunde ihrer Herzen. Nur daß kein Priester da war, diesem Bunde die Weihe zu geben. Oder war der „böse Geist" unsichtbar da, und schlang unauflösliche Fesseln um die Hände dieses Paars, und verfluchte sie zu ewigem Bunde?

Vielleicht hatte die Gräfin die verfluchenden Worte des bösen Geistes vernommen, denn ihre schwellende Oberlippe hob sich zu einem spöttischen Lächeln, und ihre schwarzen Augen flammten höher auf.

Herr Graf Carl von Podstadzky-Liechtenstein, sagte sie spöttisch, bist Du ein Mann, und zitterst doch?

Ich bin ein Mann, und zittere doch, sagte er ernst. Ich zittere nicht für mich, sondern nur für Dich, Arabella. Wie ich Dich eben so

schön, so erhaben und reizend vor mir sah, da durchlief ein Grausen mein ganzes Blut, und es war mir, als schrie etwas in meinem Herzen: „habe Erbarmen mit ihr! Schone dieses Weibes mit der engelgleichen Schönheit. Ihr steht Beide an einem fürchterlichen Abgrund, rette sie wenigstens, schleudere sie mit Gewalt von demselben zurück, bevor Du selber hinein stürzest!"

Die schöne Gräfin zuckte leicht die Achseln. Deutsche Empfindsamkeit, sagte sie verächtlich. Wenn der Graf Podstadzky uns von dieser deutschen Empfindsamkeit unter die Karten mischt, so ist unser Spiel verloren.

Unser Spiel heißt Va banque! seufzte der Graf.

Es heißt Va banque, rief sie triumphirend. Va banque! Aber wir werden es sein, welche die Bank sprengen. Höre, was ich Dir sagen will! Es ist wahr, wir stehen Beide an einem fürchterlichen Abgrund, aber man muß mit festem Auge hinunter schauen, dann verliert sich der Schwindel, und der Blick gewöhnt sich an die Tiefe, ohne zu erschrecken. Wir stehen aber auch Beide vor einer wunderherrlichen reizenden Landschaft, und zu ihr hin wollen wir den Blick wenden, nach ihr wollen wir streben. Wovor willst Du mich retten, Freund? Ich will gar nicht gerettet sein, ich will muthig meinen Weg vorwärts gehen, und keine Abgründe sollen mich schrecken.

Gieb mir von Deinem Muth, Deiner Entschlossenheit, seufzte der Graf. Laß mein Auge Stärkung finden in Deinem Anschauen, Arabella, mein Engel!

Du nennst mich einen Engel? fragte sie mit einem höhnischen Lächeln. Nenne mich wenigstens einen gefallenen Engel, das klingt schöner und ist die Wahrheit. Ich bin wirklich aus allen meinen Himmeln auf die Erde niedergefallen, und ein Glück war's, daß ich beim Niederfallen grade den schönen, reichen, jungen Grafen Podstadzky-Liechtenstein bereit fand, mich in seinen Armen aufzufangen. So zerschmetterte ich mir wenigstens nicht die Glieder, und ruhte aus in Deinen Armen von dem großen Sturz. Aber still, sprechen wir nicht von der Vergangenheit und von verlornen Himmeln. Du siehst, Carlo, Dein gefallener Engel ist Dir treu und was ich Dir in Rom gelobte,

das halte ich! Ich bin da, und will Dir helfen, Deinem Schicksal ein Paroli zu biegen, und will Deiner Seele Muth einblasen und Energie. Ich bin da, um Dir beizustehen, Deine und meine Rache zu nehmen an dem Schicksal! Wende Deinen Blick nicht auf die Abgründe, Carlo, sondern auf die Höhen, vor denen wir stehen, und denke daran, daß wir nicht nöthig haben, diese Höhen zu erklimmen, um sicher zu sein. Ich fühle mich schon jetzt sicher! Fühle meine Hand, sie ist warm, fühle meinen Puls, er geht ruhig und gleichmäßig, ich habe keine Furcht, ich zittere vor keinem Schreckniß.

Du bist ein Heldenweib, Arabella, sagte der Graf, Du kennst in der That keine Furcht, und als ich vorhin hier eintrat, war mir's sogar, als ob ich Dich lachen hörte.

Du hast Recht, ich lachte auch, sagte sie. Und mußte ich nicht lachen, lachen vor Freude und stolzer Lust, wenn ich daran dachte, zu welcher Misère mich das Schicksal eigentlich verdammt hatte und in welchen Glanz und in welche Pracht ich mich selber vor dieser Misère gerettet habe? O, ist es nicht ein wundervolles, stolzes Gefühl, sich sagen zu können, daß man selber seines Glückes Schmied ist, daß man sich selber Alles zu verdanken hat? Wir Beide, Carlo, wir haben nicht nöthig, uns an Gott zu wenden und ihn um Glück zu bitten und ihm zu danken, wir schaffen uns unser Glück selber und bedanken uns dafür bei uns selber.

Und werden uns auch eines Tages bei uns selber für unser Unglück zu bedanken haben, sagte der Graf leise.

Mag sein, sagte sie achselzuckend. Dann aber erinnere Dich, daß das Unglück eigentlich schon bereit war, uns zu verschlingen, und daß wir ihm doch wenigstens einige Jahre des Glückes abgezwungen haben! Hinweg, mein Freund, mit dieser empfindsamen Furcht, sie paßt nicht zu Dir und zu den Wegen, die Du wandelst.

Du hast Recht, Arabella, sagte er hochaufathmend, die Furcht paßt nicht zu den Wegen, die ich wandele. Aber versprich mir nur, daß ich Dich immer auf diesen Wegen finden werde.

Ich verspreche Dir das, sagte sie feierlich. Ich verspreche Dir das bei dem Andenken an Rom und an die dunklen Wogen der Tiber,

aus denen Du mich errettet hast. Aber jetzt genug des Ernstes und der Beängstigungen. Schau' um Dich, Carlo, sieh', welche Pracht und welcher Glanz uns umgiebt, denke, daß dies Haus weiter nichts ist als die Grundlage zu dem Bau unseres Glückes, und daß er sich immer stolzer und herrlicher empor heben wird. Denke, daß wir hier in Deinem Eigenthum sind und daß ich hier die erste Gesellschaft Wiens empfangen will. Horch, mein Freund, da rollen die Wagen schon heran. Sie kommen, die stolzen, tugendhaften Damen, sie kommen, sich vor meinem Reichthum zu beugen und sich über meine Schönheit zu ärgern. Noch eine Frage, Carlo! Wie stehst Du mit der schönen Rahel?

Ich hoffe, unser Plan wird gelingen! Rahel liebt mich, wie es scheint, denn ich habe sie um ein Rendezvous gebeten, und sie hat es mir bewilligt. Uebermorgen wird ihr Vater verreisen, und dann soll ich zu ihr kommen!

Geh', mein Carlo, geh', mein bester Segen begleitet Dich, rief die Gräfin lächelnd. Mache Deine Sache gut, damit das klingende Geld des reichen Juden Eskeles Flies recht bald in unsere Truhen geht und sich mit unsern Banknoten paart. Und nun fort, fort! Geh' dort hinaus und erst in einer halben Stunde komm' in den Empfangsaal, mich zu begrüßen. Die tugendhaften Damen dürfen mich nicht in einem tête-à-tête mit dem leichtfertigen jungen Grafen Podstadzky treffen! Adio, Carlo!

Sie warf dem jungen Mann mit der Spitze ihrer Finger einen Kuß hin, und während der Graf alsdann durch eine Seitenthür von dannen schlüpfte, durcheilte die Gräfin raschen Schrittes und hochgehobenen Hauptes die Säle, um die edlen Damen zu empfangen, deren hochtönende Namen der Huissier an der Thür des Empfangssaals eben mit lauter Stimme verkündete.

V.

Der Auszug der Clarissinerinnen.

Der lang gefürchtete und entscheidende Schlag war endlich geschehen. Joseph hatte muthig, die Gefahr kennend, aber sie nicht fürchtend, den Kampf mit seinen gefährlichsten Feinden begonnen, er hatte der Priesterschaft den Fehdehandschuh hingeworfen, und hatte mit demselben sogar den Stuhl des heiligen Petrus zu Rom getroffen.

Der erste Schlag, den er führte, traf die geistlichen Oberhirten in seinen Landen, die Bischöfe. Sie sollten von nun an Unterthanen sein des Kaisers, wie alle übrigen Unterthanen. Unabhängig und frei von dem Papste sollten sie als Staatsbürger dem Kaiser allein gehorsam sein, und keine Bulle und kein Befehl des Papstes sollte zur Ausführung kommen, bevor nicht der Kaiser dazu seine Erlaubniß ertheilt. Die Bischöfe sollten in ihre alten Rechte wieder eingesetzt werden, und die angemaßte Befugniß des Papstes, daß Er allein in katholischen Landen Dispensationen in Ehesachen, Abläße und Strafen gebieten könne, sollte aufhören und in die Hände der Bischöfe übergehen.

Aber dies war nur der erste Schritt, den der Kaiser gegen das erzitternde Rom that. Frei wollte er sein Volk haben und selbstständig, und auch die Priester und Geistlichen zählte er zu seinem Volk.

Deshalb entband er alle geistlichen Gemeinden und Ordenshäuser in den österreichischen Erbstaaten von aller Verbindlichkeit und allem Zusammenhang mit auswärtigen Obern, Provinzen und Klöstern, und der Ordensgeneral zu Rom durfte den österreichischen Ordensgeistlichen keine Gesetze mehr auferlegen, nur die einheimischen Bischöfe hatten das Recht dazu. Kein Geld durfte mehr von den Klöstern und Brüderschaften außer Landes gesandt werden, keine geistliche Verordnung durfte ohne Landesfürstliche Genehmigung verbreitet werden.

Diese Verordnungen brachen indeß nur den Machteinfluß, den Rom sich in Oesterreich angemaßt, sie betrafen nur Roms Einfluß auf den Clerus, aber sie erschütterten noch nicht den Machteinfluß, den der Clerus auf das Volk bis dahin ausgeübt. Diesen indeß zu brechen,

sein Volk frei zu machen von der Vormundschaft der Priester, die Gewissen zu erlösen von den Banden der Bigotterie und des Aberglaubens, das war das große Ziel, welches der Kaiser sich selber gesteckt, darnach wollte er ringen und streben, unbeirrt von den ängstlichen Mahnungen seiner Freunde, von den wüthenden Drohungen seiner Feinde.

Das Volk sollte frei werden von den Priestern und dem Aberglauben.

Hinweg also mit dem Ablaßkram, den Amuletten, den Wallfahrten und Prozessionen. Die Religion sollte gereinigt werden von dem Flitterstaat und dem Aufputz, den Hochmuth, Unwissenheit und Eitelkeit ihr seit Jahrhunderten angeheftet, die Priester sollten wieder die Diener der Kirche, nicht mehr ihre Herren sein, und anstatt das Volk, wie sie bisher gethan, zu verdummen, sollten sie dasselbe aufklären. Deshalb befahl der Kaiser, daß sie selber gehalten sein sollten, sich Kenntnisse zu erwerben und gründliche Studien zu machen, deshalb gründete er Seminarien, in denen die angehenden Priester erzogen werden sollten zur Toleranz, zur Liebe und zur Freiheit.

Aber dieses Alles war doch nur die Vorbereitung zu dem großen Schlag, mit dem der Kaiser endlich dieses ganze Gebäude der Priesterherrschaft und des Monachismus zerschmettern und in Staub legen wollte.

Dieser letzte entscheidende Schlag war die Aufhebung der Klöster.

Die Klöster sollten nicht mehr eine Zufluchtsstätte sein für die Trägheit, die Arbeitsscheu, die Genußsucht und Bequemlichkeit. Arbeiten und nützlich sein sollten die Mönche sowohl wie die Nonnen. Ein heiliges und gottseliges Leben, der Drang nach Einsamkeit und Stille, um in heiliger Zurückgezogenheit die Hände zu müßigen Gebeten zu falten, das sollte nicht mehr die Aufgabe der Mönche und Nonnen sein, und deshalb erließ der Kaiser ein ganz neues, nie geahntes Gesetz. Alle die n u t z l o s e n Klöster sollten aufgehoben werden und die Bewohner derselben sollten in das Leben, in die Wirksamkeit, zu der Arbeit um das tägliche Brod, zurückkehren.

Und jetzt ging ein Schrei des Entsetzens durch alle österreichischen Lande, aus den Klöstern tönte er hervor und fand seinen Widerhall in allen Hütten und allen Palästen, und Alles schrie und jammerte und klagte: der Kaiser will die Religion vernichten! Der Kaiser greift sie

an in ihren heiligsten Satzungen, der Kaiser ist ein Ungläubiger, ein Ketzer, und er will auch sein Volk zu seinen Gesinnungen bekehren, und er will auch sein Volk mit hineinziehen in das Verderben, mit dem eines Tages die Rache des Himmels ihn selber zerschmettern wird.

So sprachen und wehklagten die Priester, und das Volk sprach und wehklagte es ihnen nach. Die Religion, klagte man, sei gefährdet, die heilige Kirche sei bedroht von dem ungläubigen Kaiser.

Joseph hörte wohl dies Geschrei, aber er lächelte dazu. Wenn die Priester aufhören werden zu schreien, wird mein Volk die Stimme der Vernunft hören und mir danken für das, was ich thue, sagte er. Und wenn sie sehen, daß der Himmel nicht einstürzt an dem Tage, an welchem die faulen Mönche und Nonnen ihre Klöster verlassen und wieder eintreten müssen in die Welt, oder sich zum Dienst in nützlichen Klöstern bequemen, wenn sie sehen, daß Gott keine Blitze sendet, mein ruchlos Haupt zu zerschmettern, so werden meine guten Unterthanen doch zur Besinnung kommen, und sie werden einsehen, daß ich sie frei gemacht von einer schlimmen Geistesfessel! Ich will ja nur das Beste meines Volkes, und es wird mich gewiß einst dafür lieben und mir danken!

Aber noch freilich war das Volk nicht zu dieser Einsicht und Erkenntniß gekommen, noch entsetzte es sich vor diesem freigeistigen Kaiser, der mit seinen räuberischen Händen die Pforten der Klöster öffnete, die frommen Bewohner hinausstieß in die Welt, und von den Altären, und aus den Schränken der Sacristeien die heiligen Kirchenschätze nahm, um sie in Geld zu verwandeln und dasselbe zu seinen nützlichen Zwecken zu verwenden.

Aber der kaiserliche Befehl ward nicht zurückgenommen, trotz Priesterwuth und Volksgeschrei, und der zwölfte Januar 1782 war der Tag, an welchem das kaiserliche Decret über die Klosteraufhebungen zur Ausführung kommen sollte.

Zu ganzen Schaaren stürzte daher das Volk von Wien nach dem Königskloster, aus welchem die heiligen Clarissinerinnen heute ihren Auszug halten sollten, und dessen Klosterschätze man zugleich in öffentlicher Auction versteigern wollte.

Tausende von Menschen füllten die Straßen und starrten hinüber

nach den Pforten des Klosters, vor denen die Commissarien des Kaisers in voller Uniform sich aufgestellt hatten, um von der Priorin des Klosters im Namen des Kaisers die Schlüssel in Empfang zu nehmen.

Unweit davon sah man die Beamten der öffentlichen und gerichtlichen Auctionen ihre Tische aufschlagen und ihre Papiere und Schreibgeräthe in Bereitschaft setzen, und neben ihnen hatte sich ein Schwarm jüdischer Handelsleute aufgestellt, welche das Kloster begierdevoll wie Raben umschwärmten.

Seht sie an, die Söhne der Finsterniß, murmelte der Priester, der sich da drüben unter den dichtesten Volkshaufen gemischt hatte, seht diese Juden, welche der Kaiser frei gegeben hat, daß sie heute sogar hierher kommen dürfen, um die heiligen Klosterschätze zu kaufen, die der Herr Kaiser verauctioniren läßt! Der Jude wird die herrlichen Monstranzen und Weihkessel kaufen, welche Eure Priester zum Dienste Gottes gesegnet hatten, und er wird sie einschmelzen und Geld daraus machen zu niedrigem Handel und Wandel. Der Jude wird die kostbaren alten Nachtmahlskelche kaufen, aus denen Eure Priester Euch den Segen zugetrunken, er wird daraus trinken, wenn er den Schabbes feiert und den Christen flucht. Der Jude wird die goldgestickten Tiaren Eurer Priester kaufen, und er wird seiner Frau daraus Kleider machen, mit denen sie im Tempel und auf der Straße einherstolziren kann. Der Jude darf das Alles thun, denn der Kaiser hat es ihm erlaubt, der Kaiser hat den Juden frei und den Christen unfrei gemacht, der Kaiser hat dem Juden erlaubt, zu thun, was er will, und es dem Christen verboten, denn unsere frommen Brüder und Schwestern dürfen dem Herrn nicht mehr dienen, sie werden ausgetrieben aus ihren Tempeln und die Juden werden hereingelassen, damit sie schachern und handeln in den heiligen Räumen, in denen sonst nur fromme Lieder und inbrünstige Gebete erschallt sind.

Das Volk hatte sich dicht um den Priester gedrängt, in athemloser Andacht mit flammenden Blicken und finstern Mienen hatte es den leisen Worten desselben zugehört, und als er jetzt schwieg, lief durch die dichtgedrängten Haufen ein drohendes Gemurmel, wie das Rollen eines nahenden Unwetters hin, und manche Faust hob sich empor und

mancher wüthende Blick richtete sich hinüber nach den Juden, die da standen und lachten und plauderten, und des Moments harrten, wo sie „Geschäfte" machen könnten.

Wir werden es nicht erlauben, Ehrwürden, rief ein junger Bursche mit wüthenden Mienen und drohend erhobenen Armen, wir werden es nicht erlauben, daß die Juden die heiligen Schätze kaufen, und ihre Weiber die Kleider unserer Heiligen anziehen.

Nein, wir werden das nicht erlauben, schrie und heulte der ganze Haufe.

Ihr werdet es erlauben müssen, sagte der Priester, denn der Kaiser hat es befohlen, und Ihr seid dem Kaiser allein Gehorsam schuldig, nicht mehr dem heiligen Vater zu Rom, auch nicht mehr Euren Seelsorgern und Geistlichen. Der Kaiser allein ist Euer Herr, ihm allein habt Ihr zu gehorchen, und wenn er das heilige Gebäude dort den Juden verkaufen will, so dürft Ihr nicht murren, wie auch die frommen Clarissinerinnen nicht murren dürfen, die der Kaiser heute austreibt aus ihrer heiligen Heimath, die sie sich erkauft haben mit ihrem Gelde und den Gelübden ihres Herzens, welche sie Gott dargebracht. Ihr Geld behält der Kaiser, und von ihren Gelübden gegen Gott entbindet sie auch der Kaiser, und stößt die armen Lämmer des Herrn hinaus in die Welt und macht sie zu Märtyrern. O, wir Alle werden unter diesem freisinnigen Kaiser, der die Heiligen verspottet und die Priester verhöhnt, Märtyrer werden müssen unsers Glaubens. Aber wir werden es dulden in freudiger Begeisterung, denn wir werden dulden für Gott und unsere Kirche. Seht nur, da kommen sie einher gewallt, die frommen Märtyrerinnen der neuen Zeit! Seht nur die Dulderinnen, denen man verbieten will, ihrem Gott zu dienen.

Und mit weit ausgebreiteten Armen, das Antlitz von Thränen überfluthet, deutete der fanatische Priester hinüber nach dem Kloster. Die Pforten desselben hatten sich eben geöffnet, und in feierlichem Schweigen verließen die Nonnen das Kloster, dessen Pforte sie nun nie wieder überschreiten sollten. Voran schritt die Priorin, in ihrem weißen Ordenskleid, das Haupt umweht von dem langwallenden Schleier, das von Thränen überfluthete bleiche, vom Alter durchfurchte Antlitz gen

Himmel gewandt, die Hände, welche das große goldene Crucifix hielten, fest an die Brust gedrückt. Paarweise folgten ihr die Nonnen, voran die alten, im Dienst des Herrn ergrauten, hinter ihnen die jungen, und dann die Novizen. Es war ein langer feierlicher Zug, der unter dem Schweigen der tiefen Rührung des Volks, aus dem Kloster hinaus trat auf die Straße, um sich selber die letzte Ehre zu erzeigen, und sich selber zu begraben.

Vor den kaiserlichen Commissarien machte der Zug Halt. Eine athemlose Stille trat ein. Mit gefaltenen Händen, mit von Thränen verdüsterten Blicken schaute die Menge auf die ehrwürdige Priorin, welche jetzt, dem grausamen Befehl gemäß, die Schlüssel ihres Klosters und das große Kreuz der Priorin in die Hände des kaiserlichen Commissarius niederzulegen hatte.

In tiefem Schweigen, mit Thränen in den Augen, schaute die Menge ihr zu, hier und da sah man die Frauen die Knie beugen und die Hände falten zu stummen Gebeten, sah man die Männer drohende Blicke auf die Commissarien schleudern, oder mit der geballten Faust hinüber deuten nach der nahe gelegenen Kaiserburg; dann wieder wandten sich Aller Augen auf die ehrwürdige Priorin und ihre Nonnen hin.

Die Priorin war vor dem Commissarius stehen geblieben und hatte mit fester Hand ihm den Schlüssel der großen Hauptpforte des Klosters dargereicht. Ihre Hand hatte nicht gezittert, als sie das that, ihr Auge hatte nicht einen Moment sich vom Himmel abgewandt. — Aber jetzt sollte sie auch das heilige Kreuz, das Zeichen ihrer Würde, dahin geben, und dies Opfer schien die Kräfte der frommen Frau zu brechen. Sie streckte die Hand aus, um dem Commissarius das Kreuz darzureichen, aber wie er es fassen wollte, zog sie dasselbe zurück und drückte es fest an ihre Brust. Dann hob sie es empor an ihre Lippen, und indem sie es küßte, fielen ihre Thränen darauf nieder und schmückten es wie mit funkelnden Brillanten.

Die Menge erbebte von tiefem Mitgefühl, lautes Schluchzen allein unterbrach das tiefe Schweigen, selbst die Drohungen waren verstummt und nur noch von Rührung erfüllt waren ihre weichmüthigen Herzen.

Nun hob die Priorin mit beiden Händen das Kreuz empor, hoch

über ihrem Haupt und wie sie das that, hoben auch die Nonnen die Arme auf zum Himmel, weinend, mit leisen Gebeten auf den zitternden Lippen.

Vielleicht hatten sie immer noch gehofft, Gott werde sich ihrer erbarmen, er werde ein Wunder thun und den Frevel verhindern.

Aber Gott blieb stumm, und also mußte man sich dem Befehl des Kaisers unterwerfen.

Die Priorin ließ ihre erhobenen Hände sinken, und zitternd, das Haupt auf die Brust gesenkt, reichte sie den Commissarien das Kreuz dar. Aber als sie es jetzt mit einem raschen Griff ihren Händen entwanden, da hob sie mit einer drohenden Geberde ihr Haupt wieder empor, da öffnete sie die bleichen Lippen und mit lauter Stimme rief sie: Wehe! Wehe!

Wehe! Wehe! riefen die Nonnen ihr nach, und wie von einer schmerzlichen Verzweiflung erfaßt, jammerte und wehklagte die Menge: Wehe! Wehe!

Das Opfer war vollendet, dem kaiserlichen Befehl genügt. Die Priorin hatte den Schlüssel und das Kreuz hingegeben, und damit waren sie und die Nonnen ihres heiligen Gelübdes entbunden, damit waren sie ausgestoßen aus dem Kloster in die Welt.

Schwankend, ihre ganze Gestalt von frommen Schauern durchbebt, wandte die Priorin von den Commissarien sich ab, um nun hineinzugehen in die Welt, die sie nicht mehr kannte, in der sie keine Heimath, keine Freunde mehr hatte, in der sie eine Fremde war.

Aber der Kaiser hatte es befohlen, und man mußte gehorchen.

Das Haupt gesenkt, die Hände auf der Brust gefaltet, ging die Priorin vorwärts, und gleich ihr, mit gesenktem Haupt und gefalteten Händen, folgten die Nonnen. Ihr Auge schaute nicht auf den Weg, sie wußte nicht, wohin sie ging, wohin sie ihre Schritte lenkte. Sie ging nur vorwärts, vorwärts, gerade hinein in das dichteste Gewühl der Menge, die sich vor ihr auseinander theilte, wie das Meer vor dem Kiel des stolzen Schiffes und ihr einen Weg frei gab. Unwissend dessen, was sie that, schritt die Priorin hinein in die Gasse, gerade hinein in den seufzenden, weinenden, klagenden Volkshaufen, und hinter ihr her

schritten die Nonnen, angestaunt von den Blicken der Männer und verschämt vor ihnen die Augen senkend.

Der Priester, der vorher zu dem Volk geredet, hatte sich jetzt durch die Haufen durchgedrängt und mitten im dichtesten Gewühl begegnete er der Priorin.

Wohin willst Du, meine Tochter? fragte er mit lauter Stimme.

Sie hob ihr Haupt empor und blickte ihn mit ernsten, thränenlosen Augen an. In die weite, weite Welt, sagte sie trostlos.

Weshalb thust Du das? fragte er wieder. Hast Du nicht Deinem Gott und dem Papst zu Rom geschworen, dem Herrn zu dienen und ihm treu zu sein bis an Deinen Tod? Haben nicht Gott und der Papst Dein Gelübde empfangen?

Gott und der Papst haben mein Gelübde und das meiner frommen Schwestern empfangen, aber der Kaiser hat uns unserer Gelübde entbunden. Der Kaiser will nicht, daß wir Gott dienen, daß wir beten und uns kasteien, und in frommen Bußübungen uns vorbereiten auf den Tod.

Der Kaiser will, daß Ihr nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werdet, rief eine mächtige Stimme mitten aus dem Menschengewühl hervor. Der Kaiser will, daß Ihr beten sollt mit guten Handlungen, und daß Ihr, statt in Unthätigkeit ein nutzloses Dasein zu führen, gute Frauen, tugendhafte Mütter werden, und dem Staat Kinder geben und erziehen sollt, denn das ist der Beruf, den Gott selber dem Weibe gegeben.

Ein drohendes Gemurmel durchlief die Menge, und Aller Augen richteten sich nach jener Seite hin, von woher die Stimme gekommen. Aber vergebens suchten die wüthenden Blicke des Priesters Den zu erspähen, der so dreiste Worte gesprochen; es war unmöglich, ihn in der Menge ausfindig zu machen.

Die Priorin hatte wieder ihr Haupt gesenkt und wollte weiter schreiten, aber noch einmal hielt der Priester sie auf. Aber wo werdet Ihr denn jetzt wohnen? fragte er. Wovon werdet Ihr leben? Hat man Euch Euer Vermögen wiedergegeben, was Ihr dem Kaiser geschenkt, als Ihr in dasselbe eintratet?

Das Kloster mit seinen Schätzen gehört jetzt dem Kaiser, sagte die

Priorin sanft. Der Kaiser hat Alles zu seinem Eigenthum gemacht, aber Jeder von uns giebt er eine Pension von zweihundert Gulden.

Aber man kann nicht leben von zweihundert Gulden! rief der Priester erzürnt.

Man kann davon leben, wenn man durch Arbeit sich Etwas dazu verdient, rief die mächtige Stimme von vorhin. Fragt diese braven Leute, sie, die immer gearbeitet, immer Gott mit ihrem Fleiß gedient haben, fragt sie, ob Jeder von ihnen sich nicht glücklich preisen würde, wenn er eine Pension von zweihundert Gulden erhielte? Was haben denn die faulen Nonnen für Verdienste, daß sie mehr haben wollen, wie die fleißigen Arbeiterinnen? Und wenn ihnen die Pension nicht genügt, warum treten sie denn nicht ein in die nützlichen Klöster der Ursulinerinnen und Elisabethinerinnen, wie der Kaiser es ihnen freigestellt? Diese beiden Klöster wird der Kaiser niemals aufheben, denn die frommen Ursulinerinnen und Elisabethinerinnen dienen Gott und dem Kaiser, indem sie Kranke pflegen und Kinder erziehen. Warum, da Ihr so große Furcht habt vor der Welt, tretet Ihr denn nicht in die Klöster und dient dem Herrn, indem Ihr Euch Euren Mitmenschen nützlich macht?

Ja, warum thut Ihr das nicht? fragten hier und dort einzelne Stimmen, und immer lauter und lauter ward die Frage: warum thut Ihr das nicht? Warum geht Ihr nicht zu den Elisabethierinnen und Ursulinerinnen, die unsere Kinder erziehen und uns pflegen, wenn wir krank sind?

Stimmt ein heiliges Lied an und zieht schnell von dannen, murmelte der Priester rasch, indem er von der Priorin zurücktrat.

Und jetzt erhob die Priorin ihre Stimme und mit mächtigem Laut stimmte sie an: Cujus animam gementem, contristantem et dolentem pertransivit gladius!

Pertransivit gladius! fielen die Nonnen mit schmetternden Stimmen ein, indem sie rascher vorwärts schritten, unaufgehalten von dem Volk, in dessen Augen die Thränen getrocknet waren, und dessen Rührung sich bei den Worten, welche jene unbekannte Stimme zu ihnen gesprochen, abgekühlt hatte.

Während die Nonnen so unbehindert und unaufgehalten weiter

zogen, blieb das Volk ruhig auf seinem Platz stehen und begann allmälig seine Blicke von den Nonnen ab und wieder dem Kloster zuzuwenden. Nur drei Männer, die Hüte tief über die Stirn gedrückt, die Rockkragen hoch über ihr Antlitz emporgezogen, machten sich Bahn durch die Menge und folgten in einiger Entfernuung den Nonnen.

Ihr seht, meine Freunde, sagte der Eine von ihnen, das Volk ist immer gelehrig und gut. Ein paar verständige Worte genügten, um alle die Machinationen jenes fanatischen Priesters zu zerstören, der durchaus das Volk aufhetzen wollte.

Und dem es auch gelungen wäre, wenn Ew. Majestät —

Still, um Gottes willen, Lacy, verrathen Sie uns nicht, flüsterte der Kaiser. Wir sind ehrsame Arbeiter, mein Freund, weiter nichts!

Und weiß Gott, wir haben als ehrsame Arbeiter mit unsern Händen und Ellenbogen zu thun gehabt, um uns durchzudrängen, brummte Lacy. Es war in der That ein gefährliches Unternehmen von Ew. — von Ihnen, hieher zu gehen.

Ich mußte hier sein, um das Volk zu betrachten, um den Eindruck zu studiren, den dieser Auszug der Nonnen auf die Gemüther machte, und um meine schlauen Feinde in ihrem eigenen Kriegslager zu beobachten. Denn als die Frau Priorin mich ersuchen ließ, ihr und den Nonnen freien, feierlichen Abzug aus dem Kloster zu gestatten, ahnte ich sogleich, daß sie irgend einen geheimen Zweck mit dieser Bitte verbanden. Deshalb verweigerte ich es ihnen auch nicht, damit meine hochmüthigen und mächtigen Feinde nicht etwa vermeinten, ich hätte Furcht vor ihnen, aber deshalb mußte ich auch mit zur Stelle sein, um zu sehen, was sie beabsichtigten und welchen Plan sie entworfen. Und sagen Sie selbst, Lacy, war es nicht gut, daß wir da waren? Habe ich nicht diesen Schwarzröcken eben durch List eine Schlacht abgewonnen? Wollten sie nicht die gutmüthige, gerührte Menge zu einer Empörung aufreizen? Wiegelten sie nicht mit ihrer frommen und vortrefflich gespielten Komödie mein gutes Volk auf, daß es im Begriff war, sich wider mich zu empören?

Es ist wahr, sagte Lacy, es hatte ganz den Anschein, als wolle das Volk zu wildem Zorn sich aufstacheln lassen von dieser frommen Komödie.

O, ich kenne ja meine verschmitzten Feinde! rief der Kaiser. Man muß immer auf der Huth vor ihnen, und immer auf einen hinterlistigen Angriff gefaßt sein. Nun, diesmal habe ich sie mit ein paar Worten aus dem Felde geschlagen. Aber sie werden sich vielleicht an einer andern Stelle wieder sammeln. Gehen wir nach der Nicolai- und nach der Seilergasse, wo die zwei andern Clarissinerinnen-Klöster auch aufgehoben werden. Sehen wir, was sich dort begiebt.

VI.

Die Ausleuchtung.

Du giebst mir Dein Wort, mein Vater, daß Du ihn nicht länger als fünf Minuten hier in meinem Zimmer läßt? fragte Rahel.

Ich gebe Dir mein Wort, erwiederte ihr Vater, nicht länger soll er hier bleiben, als nöthig ist, um meine Vorbereitungen zu treffen.

Deine Vorbereitungen! rief Rahel angstvoll. Laß mich zum Mindesten wissen, was Du beabsichtigst, mein Vater?

Einen Scherz, weiter nichts, rief Herr Eskeles Flies lachend. Nur eine Annonce an die guten Wiener, daß der reiche Jude Eskeles Flies nichts zu schaffen haben will mit dem vornehmen und reichen Grafen Podstadzky-Liechtenstein. Will nur dem Herrn Grafen und dem ganzen Wien ein Licht anzünden, daß sie Alle erkennen sollen, es sei nicht wahr, daß die schöne Rahel Eskeles Flies den Grafen Podstadzky liebe. Habe nur Vertrauen, meine Tochter! Ah, da schlägt es elf Uhr! Die Stunde des Rendezvous! Adieu, meine Rahel, adieu, und sei standhaft! Gönne es Deinem Vater, daß er mindestens mit einem lustigen Scherz ein wenig seine Rache kühle an den hochmüthigen Christen, die kein Herz in ihrer Brust tragen, denn sonst würde es sich erbarmt haben des Jahrtausende alten Jammers unsers Volkes. Horch, da kommen Schritte durch das Vorzimmer! Adieu, meine Rahel! Dein Vater ist verreist, und Dein glücklicher Liebhaber kommt!

Er nickte ihr lachend zu und schlüpfte durch die Seitenthür von dannen. Es war Zeit, denn eben öffnete sich da drüben die Thür und der Graf Podstadzky erschien auf der Schwelle.

Rahel bebte in sich zusammen, und statt, wie er zu erwarten schien, dem Grafen entgegen zu gehen, schwankte sie rückwärts und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand nach ihm hin.

Aber der junge Graf achtete nicht darauf. Mit strahlenden Augen und einem siegesgewissen Lächeln näherte er sich dem schönen Mädchen, und breitete die Arme nach ihr aus, um sie an sein Herz zu ziehen.

Endlich, mein holder, schöner Engel, flüsterte er, endlich ist die Stunde des Glücks für mich gekommen, endlich will die schöne Rahel meine Liebe erhören, endlich will sie mein sein und mich zu dem Glücklichsten der Sterblichen machen!

Wer sagt Ihnen, daß ich das will? fragte Rahel, indem sie mit einer stolzen Handbewegung die Arme des Grafen zurückschleuderte und einen Schritt zurücktrat.

Nun, thust Du es nicht schon jetzt, mein schöner Engel? fragte der Graf lächelnd. Hast Du mir nicht ein Rendezvous bewilligt?

Wer hat Ihnen erlaubt, mich Du zu nennen? fragte Rahel, glühend vor Zorn.

Die Liebe hat mir das erlaubt, meine reizende Rahel! rief er lachend. Die Liebe, welche gemacht hat, daß die schöne Rahel mir ein Rendezvous gewährte, die Liebe gestattet auch, daß ich Dich Du nenne, und daß Du es mir erwiederst. O, mein herrliches Kind, was haben wir Beide denn noch zu schaffen mit den kalten Formen der Welt! Was kümmert es uns, wie sich die Menschen da draußen benehmen in der Welt! Unsere Herzen sprechen zu einander in der Sprache des Glückes, der Liebe, der Seligkeit! Wir bedürfen der Welt nicht mehr und ihrer Formen, Eins wollen wir sein in Liebe, Eins in Hingebung und Wonne! Komm, mein Engel, wozu diese Sprödigkeit? Niemand ist hier, der uns belauscht!

Gott ist hier, sagte Rahel ernst, Gott hört es, wie Sie mich beschimpfen, und er wird Sie dafür strafen!

O, rief der Graf lachend, Gott hat nicht Zeit, den Rendezvous

aller Liebenden in Person beizuwohnen und ihren Worten zu lauschen. Der einzige Gott, welcher hier ist, das ist der Gott Amor, mein Kind. O Rahel, Rahel, wie schön Du bist mit diesen blitzenden Augen, wie ich Dich anbete in Deiner stolzen, herrlichen Schönheit!

Er wollte sie wieder in seine Arme ziehen, aber sie wehrte ihn stolz zurück. Herr Graf Liechtenstein-Podstadzky, fragte sie mit stolzem Ton, sind Sie hierher gekommen, um mir Ihre Hand, Ihren Namen und Ihr Herz anzubieten?

O, ich wäre der Glücklichste der Sterblichen, wenn ich das könnte, rief der Graf glühend. Aber Du weißt es, meine herrliche Rahel, die Gesetze unserer Kirche gestatten es dem Christen nicht, eine Jüdin zu heirathen.

Geben Sie mir also einen Beweis Ihrer Liebe, sagte Rahel.

Ich bin bereit, Dir jeden Beweis meiner Liebe zu geben, sprich nur, mein Engel, was kann ich thun!

Werden Sie Jude! sagte Rahel feierlich.

Jude? Ich? Der Graf Podstadzky soll Jude werden? rief er, in ein lautes, übermüthiges Lachen ausbrechend.

Werden Sie Jude, damit Sie mir Ihre Hand reichen können, fuhr Rahel fort. Werden Sie Jude, und Rahel Eskeles Flies wird Ihr Weib werden, und alle Millionen ihres Vaters werden Ihr Erbtheil sein!

Graf Podstadzky lachte nicht mehr, er verwünschte sogar in seinem Herzen seinen eigenen Uebermuth, der ihn lachen gemacht, und nahm eine ernste Miene an, denn die Erinnerung an die Millionen des reichen Juden hatten ihn besonnen gemacht.

Was kümmern mich die Millionen Deines Vaters, sagte er, ich liebe und will nur Dich, meine Rahel. Ich wäre selig, wenn ich Deinen Vorschlag annehmen, wenn ich — seine Zunge sträubte sich, es auszusprechen — wenn ich Jude werden könnte! Aber auch dies erlauben die Gesetze unseres Landes uns nicht. Der Christ darf seine Religion nicht ablegen und Jude werden.

So steht denn die Religion auf immer trennend zwischen uns und

nie kann der Graf Podstadzky-Liechtenstein der Gemahl der Jüdin Rahel Eskeles Flies werden. Wußten Sie das, Herr Graf?

Wohl wußte ich das, meine theuerste Rahel, aber was fragt die Liebe nach den Hindernissen, die sich der Ehe entgegensetzen? Die Liebe genügt sich selber, sie gedenkt nicht der Zukunft, sie lebt nur der Gegenwart, der süßen, bezaubernden Gegenwart. Komm, meine Rahel, laß uns diese Gegenwart genießen.

Wagen Sie es nicht, mich zu berühren, rief Rahel, mit flammenden Zornesblicken vor dem auf sie eindringenden Grafen zurückweichend. Gehen Sie, aber erst hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich habe Ihrer unverschämten Bitte genügt, ich habe Sie hierher kommen lassen, nicht aber, weil ich Sie liebe, sondern weil ich Sie verachte, und weil der Graf Podstadzky eine Züchtigung dafür verdient, daß er es gewagt hat, mich zu beleidigen und in meiner Ehre zu kränken. Und jetzt gehen Sie, mein Herr, wir haben einander nichts mehr zu sagen.

Und mir erlauben der Herr Graf, daß ich die Ehre haben darf, Sie heraus zu begleiten, sagte hinter ihnen eine laute spöttische Stimme, und wie der Graf sich umwandte, sah er da Herrn Eskeles Flies, welcher sich ihm näherte, in seiner Rechten eine große brennende Wachsfackel haltend.

Der Graf erbleichte, aber schnell seine Fassung wieder gewinnend, fragte er mit einem übermüthigen Lachen: Sind wir im Fasching, und wollen Sie Gott Amor mit der brennenden Fackel darstellen?

Ja, das will ich, Herr Graf, sagte Eskeles Flies, ich will für Sie Gott Amor sein und Ihnen mit meiner Fackel leuchten, damit Ihr Fuß nicht strauchele, und damit Sie niemals abirren von dem rechten Wege, von dem Wege der Tugend, der Ehre und der Redlichkeit.

Herr Eskeles Flies sagte das mit so bedeutender Betonung, mit so feierlichem Ernst, daß der Graf stutzte und einen scheuen, forschenden Blick auf das Antlitz des Banquiers warf. Dieser erwiederte den Blick mit so scharfem, durchbohrendem Anschauen, daß der Graf ganz verwirrt und angstvoll das Auge zu Boden senkte.

Kommen Sie, Herr Graf, sagte Herr Eskeles Flies, erlauben Sie, daß ich und meine Dienerschaft Sie hinausleuchten.

So sprechend stieß er die Thür auf, und jetzt bot sich dem Grafen ein seltsamer Anblick dar.

Den ganzen Vorsaal entlang hatten sich die reichgallonirten Livréebedienten des Banquiers in zwei Reihen, dicht wie eine Mauer aufgestellt, Jeder von ihnen mit einer großen Wachsfackel in der Hand, deren gelbes flackerndes Licht seltsam contrastirte zu der Helle der Wintersonne, die mit ihren glänzenden Strahlen durch die Fenster hereinblitzte.

Kommen Sie, wenn es Ihnen gefällig ist, Herr Graf, sagte der Banquier vollkommen ernsthaft, erlauben Sie mir, Sie heimzuleuchten.

Und mit seiner Fackel in der Hand schritt Herr Eskeles Flies vorwärts. Der Graf zögerte einen Moment, sein Fuß sträubte sich, vorwärts zu schreiten in dieser lächerlichen Prozession, und einen finstern, scheuen Blick nach allen Seiten werfend, suchte er nach einem Ausweg, dieser Lächerlichkeit zu entfliehen. Aber er sah, daß dies unmöglich war. Hinter ihm hatte Rahel die Thür verschlossen, und an beiden Seiten der Thür hatten sich die Diener so nahe aufgestellt, daß es unmöglich war, seitwärts an ihnen vorbei zu schlüpfen, unmöglich, diese dichte brennende Mauer zu durchbrechen.

Il faut faire bonne mine au mauvais jeu, murmelte der Graf achselzuckend, und mit einem spöttischen Lächeln schritt er vorwärts.

Jetzt stieß der ihm vorleuchtende Banquier die Thür auf, welche auf den Vorplatz und zur Treppe führte. Auch hier derselbe Anblick. Auch hier standen die Diener und Livréebedienten des Banquiers den Vorplatz entlang bis zur Treppe, und auf der Treppe bis hinunter auf den Flur, bis dicht hin zu der Hauptthür, deren beide auf die Straße hinausführende Flügel weit geöffnet waren. Und jeder von diesen Männern, die mit mühsam verbissenem Lachen zu dem Grafen hinschaueten, hatte eine brennende Wachsfackel in der Hand, die mit ihrem flackernden gelben Licht ihrer selber und des Grafen zu spotten schien.

Wieder suchte der Graf nach einem Answeg, um zu entfliehen, aber wieder umsonst, denn hier, wie da drinnen, standen die Diener dicht neben einander wie eine Mauer, ihre Fackeln dem Grafen entgegen streckend, sobald er die Mitte des Spaliers verlassen, und zu ihnen herantreten wollte.

Und wieder verneigte sich Herr Eskeles Flies mit einem spöttischen Lächeln und sagte laut: Erlauben Sie mir, Herr Graf Podstadzky-Liechtenstein, daß ich Sie heimleuchte.

Der junge Graf suchte noch immer das übermüthige Lächeln auf seiner Lippe festzuhalten, und schritt mit anscheinender Gelassenheit, mit hochgehobenem Haupt vorwärts, über den Vorplatz, die Treppe hinunter und über den Flur bis zur Hausthür hin.

Hier endlich hoffte er der lächerlichen Prozession überhoben zu sein. Aber das war ein Irrthum. Auch außerhalb der Hausthür zu beiden Seiten derselben standen wiederum die reich gallonirten Livréebedienten des Banquiers, mit brennenden Fackeln in den Händen, und bildeten neben der Straße, zur Seite des langen, Herrn Eskeles Flies gehörenden Hòtels ein doppeltes Spalier. Und hinter diesem Spalier schob und drängte sich auf der Straße eine ungeheuere Menschenmasse bis dicht an die Thüren des Hôtels. Jeder Vorübergehende war, angezogen von dem seltsamen Fackelzug bei Tage, stehen geblieben, um das Ende dieser wunderlichen Faschings-Prozession abzuwarten, und zu erfahren, was der reiche Banquier Eskeles Flies, den ganz Wien kannte, mit diesem Aufzug bezwecke.*)

Herr Eskeles Flies, die Fackel in der Hand, erschien eben auf der Schwelle seines Hôtels, und hinter ihm sah man das bleiche spöttische Gesicht eines jungen Mannes, den die näher heranwogende Menge sich bis jetzt vergeblich bemühte zu erkennen.

Da wieder verneigte sich Herr Eskeles Flies, und mit so lauter, dröhnender Stimme, daß kein Ton derselben der lauschenden Menge verloren ging, sagte er: Erlauben Sie mir, Herr Graf Podstadzky Liechtenstein, daß ich Sie heimleuchte.

Lachen und wohlgefälliges Murmeln durchlief die Menge, hundert und aber hundert Augen wandten sich auf den jungen Mann hin, der jetzt mit finstern Mienen, mit fest zusammen gepreßten Lippen hinter

---

*) Dieser ganze Auftritt hat sich in Wahrheit so zugetragen. Siehe darüber: Briefe eines reisenden Franzosen Th. I. S. 405. Ferner: Friedels Briefe aus Wien. Th. II. S. 380.

dem Banquier in der Mitte der Diener, die mit ihren Fackeln ihm leuchteten, dahin schritt.

Seht da, rief eine kichernde Stimme aus dem Volkshaufen, der reiche Jude hat, wie es scheint, einen Marder in seinem Hühnerstall gefangen und er leuchtet ihn heim, wie er sagt.

Und der Marder ist der schöne Graf Podstadzky-Liechtenstein, rief eine andere Stimme. Ihr kennt ihn doch, den schönen jungen Herrn, der sich den stolzen Titel „der Frauenverführer" erworben hat. Seht nur, wie er beschämt von dannen schleicht, denn der Jude leuchtet ihn heim aus seinem Hause.

Der Jude leuchtet den Grafen heim, hohnlachte, jubelte, schrie die Menge, und unter diesem Lachen und diesem Geschrei schritt der Graf weiter durch die Reihe der Diener mit ihren brennenden Fackeln, Wuth im Herzen, mühsam nur eine äußere ruhige Haltung bewahrend.

Jetzt endlich waren sie am Ende des Spaliers, am Ende des Hôtels angelangt. Herr Eskeles Flies wandte sich um, und dem Grafen mit einem freundlichen, verbindlichen Lächeln in das zornige Antlitz schauend, sagte er mit schmetternder Stimme: Ich habe die Ehre mich dem Herrn Grafen Podstadzky-Liechtenstein zu empfehlen. Oder wünschen Ew. Gnaden, daß ich Sie noch weiter heimleuchte?

Es ist genug, sagte der Graf mit leiser wuthzitternder Stimme. Ich werde Sie für diese Beleidigung zur Rechenschaft ziehen. Wir wollen doch sehen, ob es schon dahin gekommen ist, daß der Jude ungestraft den Edelmann beleidigen darf!

Ich fürchte, Herr Graf, daß es dahin gekommen, daß der Jude auch Menschenrechte hat, sagte der Banquier lächelnd, ich fürchte, daß der Jude, kraft dieser Menschenrechte, welche die Gerechtigkeit des Kaisers ihm verliehen, wohl befugt ist, einen ihm und seinem Hause angethanen Schimpf von sich abzuwehren, und müßte er dabei auch dem hochgeborenen Grafen eine Beleidigung anthun. Verklagen Sie mich doch vor dem Kaiser und dem Gericht, ich werde alsdann meine Gegenklage anbringen.

O, seht da, der Jude will es wagen, gegen den Grafen zu

klagen! rief Graf Podstadzky-Liechtenstein mit einem verächtlichen Achselzucken.

Ja, bei Gott, sagte Eskeles Flies laut genug, um von der Menge verstanden zu werden, ja, bei Gott, der Jude will es wagen, gegen den Grafen zu klagen, denn Dank unserm edlen Kaiser, ist jetzt der Jude auch ein Mensch vor dem Gesetz, Dank unserm edlen Kaiser, ist auch der Graf nur ein Mensch vor dem Gesetz, und wird gerichtet und gestraft wie jeder Andere. Es ist eine neue Zeit angebrochen, Herr Graf, eine Zeit der Gerechtigkeit und der Freiheit. Der Kaiser will allen seinen Unterthanen ein gerechter und gnädiger Herr sein, und er hat gesagt: vor dem Gesetz sind alle meine Unterthanen gleich, und nach denselben Gesetzen soll der geringste wie der höchste meiner Unterthanen gerichtet werden. Es lebe unser gerechter und gütiger Kaiser! Es lebe Joseph, der Vater seines Volkes!

Es lebe Joseph, der Vater seines Volkes! rief die Menge ihm nach, und unter diesem Jubelgeschrei des Volks schlich sich der vornehme Graf beschämt und wüthend von dannen.

Viertes Buch.

Die Reformen und das Volk.

I.

Die Pasquille.

Die ganze Nacht hindurch hatte der Kaiser mit seinem vertrauten Secretair Günther gearbeitet. Der Morgen war herein gebrochen, es war heller Tag geworden, und noch immer schien der Kaiser nicht geneigt, sich Ruhe zu gönnen, und seine Geschäfte zu unterbrechen. Er war seit einigen Tagen erst von seiner Reise nach den Niederlanden zurückgekehrt. Ueberall dort hatte ihn das Volk mit begeistertem Jubel empfangen, überall hatte er die Herzen gewonnen durch seine Leutseligkeit und Güte. Nur die Priester, die Bischöfe und Geistlichen hatten finster dreingeschaut, denn der Kaiser, welcher allen seinen Landen dieselben Gesetze, dieselben Freiheiten und dieselbe Aufklärung geben wollte, der Kaiser hatte auch in Belgien seine neuen Religionsgesetze verkünden lassen. Auch dort sollte die Priesterschaft ihre tyrannische Herrschaft über die Gewissen der Menschen verlieren, auch dort sollte das Volk befreit werden von der Herrschaft der Kirche, und die Geistlichkeit unterthänig werden dem Kaiser und den Gesetzen des Landes. Das war ein Donnerschlag gewesen für die mächtige und hochmüthige Priesterschaft Belgiens, und zornige Blitze waren in ihren Augen aufgeleuchtet. Aber der Kaiser hatte sich den Anschein gegeben, ihre zornigen Blitze nicht zu sehen, und ihre Klagen, die sie, so lange Joseph da war, doch nur halblaut zu murmeln wagten, gar nicht zu hören. Er war nicht gekommen um der Priester und Mönche, sondern nur um des Volkes willen, er buhlte nicht um die Gunst der mächtigen Bischöfe, sondern nur um die Liebe des armen machtlosen Volkes, und wenn die Priester ihn leise einen stolzen Tyrannen nannten, so begrüßte das Volk ihn als den frommen und leutseligen Kaiser, besonders seit

es ihn demüthig und fromm in einer der Kirchen den ihm vorbehaltenen Ehrenplatz hatte verschmähen und mitten unter dem armen Volke hatte knieen sehen. *)

Und begleitet von diesen Grüßen und Segenswünschen des Volks war der Kaiser heimgekehrt nach Wien, aber nicht um auszuruhen von seiner beschwerlichen Reise, sondern um weiter zu arbeiten an dem großen Werk, das er begonnen, um weiter zu bauen an seinem neuen Oesterreich.

Mit unermüdlichem Eifer hatte er seit seiner Rückkehr sich wieder den Regierungsgeschäften hingegeben, alle während seiner Reise eingegangenen Bittschriften und Rescripte selbst lesend und prüfend, und dann auch für alle selbst die Antwort bestimmend.

Seit zwei Tagen hatte daher der Kaiser kaum sein Cabinet verlassen, aber der erste expedirende Sekretair hatte alle zwei Stunden in dasselbe eintreten müssen, um die abgefertigten Briefschaften in Empfang zu nehmen und zu befördern. Vier Sekretaire hatten den ganzen Tag vollauf zu thun gehabt, um die Briefe auszuführen, deren Inhalt der Kaiser in kurzen Sätzen am Rande der Briefe und Bittschriften entweder selbst geschrieben, oder von Günther hatte schreiben lassen. Und diese Sekretaire mußten sehr genau und pünktlich arbeiten, denn der Kaiser begnügte sich nicht, ihnen Arbeit zu geben, sondern er prüfte auch ihre Arbeit, und alle von ihnen während des Tages ausgearbeiteten Briefe und Rescripte mußten am Abend dem Kaiser in sein Cabinet gebracht werden. Dort prüfte er dieselben mit der größten Genauigkeit, ließ sich dieselben von Günther vorlesen oder las sie selbst. Alsdann mußte Günther sie in Gegenwart des Kaisers adressiren und siegeln, und damit Joseph sicher war, daß auch keins dieser Papiere unterschlagen werden könne, that er dieselben eigenhändig in eine große Mappe, die er verschloß, indem er dem Boten, welcher sie zu expediren hatte, den Schlüssel übergab, zugleich mit einer Liste, auf welcher die Namen der Adressaten verzeichnet waren. Neben diesen

*) In Luxemburg wohnte der Kaiser dem Hochamt bei, und kniete nicht unter dem ihm errichteten Baldachin nieder, sondern mitten unter seinem Volk. „Vor dem Höchsten, sagte er, sind wir Alle gleich.“ Hübner I. S. 233.

Namen mußten diejenigen, welche die Briefe erhielten, bei Empfang derselben eine Bescheinigung hinzufügen, und dieser Quittungsbogen der Bestellungen mußte alsdann an jedem nächsten Morgen dem Kaiser vorgelegt werden.

Aber dieser regelmäßige Gang der Geschäfte hatte dem Kaiser seit seiner Rückkehr aus den Niederlanden nicht genügt. Die Rescripte, Bittschriften und Vorlagen hatten sich während seiner Abwesenheit zu Bergen angehäuft, also mußte auch die Arbeit verdoppelt werden, um diese Berge abzutragen. Da die Tage nicht dazu genügten, mußten die Nächte zu Hülfe genommen werden.

Der Kaiser, in dem Eifer seiner rastlosen Thätigkeit, empfand gar keine Erschöpfung, keine Abspannung, sein Auge leuchtete nach dieser langen, angestrengten Nacht noch eben so hell und klar, sein Geist war noch eben so frisch und kühn, und erst, als das letzte Actenstück abgefertigt war, erhob sich der Kaiser von seinem Schreibtisch und machte einige Gänge im Zimmer auf und ab, während Günther mit eiliger Hand die Papiere zusammenlegte und sie in die Mappe that.

Der Kaiser hatte ihm, ohne daß der junge Mann es gewahrte, zugesehen, und blieb jetzt, mitten in seinem Gang durch das Zimmer, vor ihm stehen.

Günther, sagte er, Sie sehen leidend und blaß aus? Was fehlt Ihnen?

Der junge Mann hob die Blicke langsam zu dem Kaiser empor, und ein trübes Lächeln trat auf seine Lippen. Sire, sagte er, mir fehlt gewiß nichts als ein wenig Schlaf, und nur davon bin ich blaß.

Das ist nicht wahr, sagte der Kaiser ruhig, Sie verleumden sich selbst, wenn Sie so sprechen, denn Sie sind der beste und unermüdlichste Arbeiter, und niemals noch habe ich Sie erschöpft und unlustig gesehen. Ach, sehen Sie wohl, Sie schlagen vor meinen Blicken die Augen nieder! Sie verbergen mir Etwas, Günther! Wie? Haben Sie kein Vertrauen mehr zu mir, mein Freund?

Ich habe zu Ew. Majestät das heiligste und freudigste Vertrauen sagte Günther ernst, aber, wenn denn Ew. Majestät die Wahrheit wissen wollen, ich ängstige mich um Sie!

Der Kaiser sah ihn erstaunt an. Sie ängstigen sich um mich? wiederholte er erstaunt. Und weshalb diese Angst, Günther?

Weshalb? fragte Günther erregt. Weil Ew. Majestät zu kühn, zu unerschrocken sind, weil Sie keiner Gefahr achten und vor keinem Schrecknis zurückbeben, weil Sie Ihre Hände kühn hineinstecken in die lodernden Flammen, um daraus Ihren Völkern das Heil zu erretten! Aber es wird doch in den Flammen verbrennen, und Ew. Majestät werden zum Dank für Ihr edles Bestreben sich nur schlimme Brandwunden holen!

Immer dasselbe Lied, sagte der Kaiser achselzuckend. Sie sprechen wie Lacy und Rosenberg. Immer zögern, immer hinhalten, immer temporisiren, das ist Eure Taktik! Ich aber will rasch vorwärts, und was ich heute thun kann, das will ich nicht auf morgen verschieben, denn wer weiß, ob ich den Morgen noch erlebe, um meinen Willen ausführen zu können!

Freilich, rief Günther fast erzürnt, wenn Ew. Majestät so fortleben, dann ist es ungewiß, ob Sie noch viele Morgen erleben werden, denn Ew. Majestät werden sich aufreiben. Ew. Majestät vergessen, daß die menschliche Kraft auch ihre Grenzen, daß die Natur auch ihre Rechte hat. O verzeihen mir Ew. Majestät diese kühne und übermüthige Sprache, aber Sie selber haben mich dazu ermächtigt! Ich habe, als ich mein Amt antrat, in Ihre Hand feierlich geschworen, Ihnen allezeit die Wahrheit zu sagen und Ew. Majestät meine innersten Gedanken mitzutheilen, auch niemals etwas zu verschweigen, was ich in Bezug auf Ew. Majestät erfahren habe! Und deshalb, getreu meinem Schwur, Ew. Majestät immer die Wahrheit zu sagen, muß ich auch heute Ihnen sagen: Ew. Majestät thun Unrecht! Sie strengen sich mehr an, als es die Menschennatur erlaubt. Sie sind es aber Ihren Völkern schuldig, mit äußerster Sorgfalt auch auf Ihr leibliches Wohl zu achten, Sie müssen sich für Oesterreich gesund erhalten, Sire denn was sollte aus diesem neuen, stolzen Riesenbau Oesterreich werden, wenn sein kaiserlicher Baumeister von dannen ginge, ehe er vollendet ist. Es ist ja Niemand da, der zu Ende führen könnte, was Ew. Majestät begonnen, und also müssen Ew. Majestät den Bau selbst vollen-

den, damit er fest da stehe, und stark genug sei, den Stürmen aller Zeiten zu trotzen!

Darin, mein Freund, haben Sie Recht, sagte der Kaiser mit einem sonften Lächeln, ich darf nicht einen Moment meinen begonnenen Riesenbau verlassen, damit mir die Priester nicht meine Bausteine stehlen, und damit mir der hochmüthige Adel nicht von der Arbeit wegläuft. Und auch darin haben Sie Recht, daß ich keinen Nachfolger habe, der meine Pläne versteht und den guten Willen haben wird, sie zu Ende zu führen. Ich werde und will also leben, bis ich fertig bin mit meinem Werk!

Dann aber müssen Ew. Majestät sich auch schonen, rief Günther eifrig, dann müssen Ew. Majestät wenigstens die Nächte sich Ruhe gönnen. O, Ew. Majestät werden mich nicht für einen so kleinlichen Egoisten halten, daß ich dies sagen sollte in meinem eigenen Interesse, denn Sie wissen wohl, daß mein ganzes Leben dem Dienst Eurer Majestät geweiht ist, und daß nichts mir so schwer scheint, daß ich es nicht freudig thun würde, um mir dadurch die Zufriedenheit meines Kaisers zu erwerben!

Joseph legte sanft die Hand auf Günthers Schulter. Ich glaube Ihnen, Günther, sagte er ernst. Sie gehören nicht allein zu meinen besten Arbeitern, sondern auch zu meinen besten Freunden, und ich vertraue Ihnen, wie ich Wenigen vertraue, und ich mache Sie zum Mitwisser meiner größten politischen Geheimnisse!

Ew. Majestät wissen wohl, daß ich eher sterben würde, als nur Ein Wort Ihrer Geheimnisse verrathen, sagte Günther, dem Kaiser mit festen, leuchtenden Augen in's Antlitz schauend.

Aber da Sie alle meine Geheimnisse wissen, fuhr der Kaiser fort, da Sie meine Pläne für die Zukunft kennen, sollten Sie mir auch nicht von Ruhe, von Erholung und Müßiggehen sprechen! Ich habe so viel zu thun, daß ich oft bang und angstvoll vor meiner Arbeit dastehe, und daß mich eine fröstelnde Angst überfällt, ich möchte wirklich nicht die Kraft haben, Alles zu vollenden. O, es wäre fürchterlich und entsetzlich, wenn ich zu früh abgerufen würde, wenn ich stürbe, bevor mein Gebäude noch unter Dach ist und geschützt gegen Regen

und Wind. Günther, Günther, die Priester würden mir dann doch wieder meinen großen freien Volkspalast in eine finstere Kirche umwandeln, und auf dem Dach, wo ich die große Uhr anbringen will, welche den Fürsten und Völkern Oesterreichs immer verkünden soll, was die Glocke geschlagen hat, würden sie mir wieder ein großes Kreuz aufrichten, das nur die Zeit, welche gewesen ist, wieder herauf beschwören möchte. Es wäre ein grausamer Hohn des Schicksals, wenn ich sterben und vor meinen sterbenden Sinnen das Zusammenfallen meines Gebäudes, das ich nicht vollenden konnte, hören müßte! Nein, nein, ich will leben, bis mein Tagewerk vollbracht ist!

Deshalb also, weil Ew. Majestät eine so heilige Mission erhalten haben, gerade deshalb müssen Sie sich schonen, sich Erheiterung gönnen, Sire, und nicht der Arbeit alle Ihre Zeit und Ihre Freuden zum Opfer bringen! Ew. Majestät leben aber jetzt nur noch der Arbeit und den Geschäften!

Und Sie meinen, ich sollte, wie der Weise von Sanssouci oder die Semiramis des Nordens, darauf bedacht sein, mir noch einen andern Ruhm zu erwerben, als den, ein guter Geschäftsführer meines Volkes zu sein? rief Joseph lächelnd. Es kränkt Sie, nicht wahr, daß Sie einem Fürsten Ihre Dienste widmen, der nur Acten zu schreiben, Rescripte zu erlassen und Gesetze zu geben versteht, und Apoll und die neun Musen niemals in seine Studirstube ladet!

Nun, wenn auch nicht alle neun, Sire, so könnten Sie doch einige der Musen bei sich dulden, wie Ew. Majestät es sonst gethan. Aber auch die Concerte haben aufgehört und das Violoncell steht seit Monaten schon unberührt in seiner Ecke!

Und nun können meine Feinde sagen, ich äffe den König von Preußen nach, und da er nicht mehr die Flöte blase, wolle ich nicht mehr das Violoncell spielen. Nein, nein, mein Freund, ich werde keine der Musen mehr in mein Studirzimmer einladen! Ein Fürst hat wahrlich andere Dinge zu thun, als nach solcher leichtfertigen Bekanntschaft zu streben, denn er ist nicht da, um sich zu amüsiren, sondern um zu arbeiten! Ich begreife deshalb auch nicht, wie einige Monarchen auf die kleinliche Begierde gerathen sind, sich literarische

Vorzüge erwerben zu wollen, eine Art von Größe darin zu suchen, wenn man Verse macht, oder einen Riß zum Theater zeichnet, der ein Pendant für die Werke des Palladio sein soll. Es sollen die Könige freilich im Reich der Wissenschaften nicht ganz unbekannt sein, aber daß ein Monarch die Zeit damit zubringe, Madrigals zu schreiben, das finde ich überflüssig.*)

Und doch giebt es in dieser Zeit gar viele Fürsten und Herrscher, welche vermeinen, es ließen sich die Völker mit Sinngedichten glücklich machen, sagte Günther lächelnd.

Das ist wahr, rief der Kaiser heiter. Der Markgraf von Brandenburg ist das Haupt einer Königssekte geworden, die sich damit beschäftigt, Memoiren, Gedichte und Abhandlungen über verschiedene Gegenstände zu schreiben. Die Kaiserin von Rußland folgte ihm nach, las Voltaire, schrieb Schauspiele und Verse an d'Alembert, dann einige Oden an ihre Alciden; Stanislaus Lesczinsky Friedensbriefe, und der König von Schweden Hymnen und Briefe an die Freundschaft. Ich werde ihnen nicht nacheifern. Mir sind weder die großen Griechen, noch Römer unbekannt; ich kenne die Geschichte des deutschen Reichs und jene meiner Staaten insbesondere; aber meine Zeit wird mir nie erlauben, Epigramme zu machen und Vaudevilles zu schmieden. Ich lese, um mich zu unterrichten, ich reise, um meine Kenntnisse zu erweitern, und indem ich die Gelehrten unterstütze, erzeige ich ihnen einen größern Dienst, als wenn ich und einer derselben an Einem Pult Sonette faselten.**) Reden Sie mir also nicht wieder vom Herrn Apoll und seinen leichtfüßigen Begleiterinnen! Mag der Resonanzboden meines Violoncells vor Aerger platzen, daß ich ihm nicht mehr das eitle Vergnügen gönne, die Luft hier zu entzücken mit seinen schmeichlerischen, süßen Tönen, wenn nur mein Gebäude keinen Riß bekommt und keine Todtenwürmer ihr Lied darin ertönen lassen. Lassen wir die Talente bei Seite; ich will nur ein Staatsarbeiter sein, und da thue ich, was

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Joseph II. Briefe S. 54.

**) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Joseph II. Briefe S. 57.

ich kann, und man wird mir nicht den Vorwurf machen können, daß ich nicht Alles thue, was in meinem Vermögen ist. Aber freilich, fuhr der Kaiser mit umdüsterten Mienen fort, ich finde bei all' meinem Thun und Arbeiten gar wenig Unterstützung, sowohl in der Anlage, als in der Ausführung. Staatsbeamte, Dikasterien, Große, Kleine, der Adel, die Bürger, die Priester, die Mönche, Alles häuft Hindernisse auf Hindernisse, und so wird der Gang der Maschine gehemmt. Außerdem sind die Quellen des Staats auch nicht so groß, als man meint. Ich habe unglaubliche Schulden vorgefunden, und nur mit der äußersten Oekonomie kann ich die Ausgaben meines Staats, die Unterhaltung meiner Armee bestreiten.*) Dafür nennt mich das Volk jetzt einen Geizhals; die großmüthige Verschwendung Maria Theresia's legt mir die Pflicht auf, gut hauszuhalten und mich nach neuen Einnahmequellen für den Staat umzuschauen! Um meinem Lande keine neuen Schulden aufzubürden, mußte ich darauf bedacht sein, mir auf außerordentliche Weise Geldmittel zu schaffen!

Und diese Geldmittel fanden Ew. Majestät unglücklicherweise in den Klöstern und Wallfahrtsorten, sagte Günther seufzend.

Unglücklicherweise? fragte Joseph. Glücklicherweise wollen Sie sagen! Diese todten Schätze der Klöster und Wallfahrtsorte haben mein Land und mein Volk vor großem Unheil bewahrt, denn sie haben uns Geld gegeben, ohne Schulden zu machen. Hat uns nicht Mariataferl allein dreißig Centner Gold und Silber geliefert, die jetzt als gut ausgeprägte Millionen in die Religionskasse geflossen sind, und den todten Sumpf, in welchen Aberglaube, Dummheit und Bigotterie ihre Schätze versenkten, in einen lebendigen, frischen Quell des Volkswohlstandes verwandeln werden? O, aus dieser Religionskasse, welche alle Schätze der aufgehobenen Klöster und Kirchen aufnimmt, soll meinem Lande Heil und Segen erblühen, und Gott wird es mit Wohlgefallen sehen, wie die Opfer des todten Aberglaubens sich nun verklären sollen zu Opfern der lebendigen Liebe, und er wird seinen Segen geben zu dem Werk des Lichts! Freilich werden die Helden der Finsterniß,

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Hübner I. S. 198.

die Mönche und Priester in ihrer bekannten christlichen Liebe und Duldsamkeit ihren Fluch wider mich schleudern, freilich wird es ein großes Geschrei geben!

Ein Geschrei, wie wenn ein neuer Hercules den Vorhof des Tartarus bestürmt! sagte Günther lächelnd.

Sie haben Recht, rief der Kaiser glühend, es ist eine Hercules-Arbeit, aber mit Gottes Segen wird sie gelingen. Mögen die Mönche schreien, mögen sie mich einen Abtrünnigen und Ungläubigen schelten, mögen sie mich verketzern und verleumden, ich werde mich nicht dadurch irre machen lassen, und zuletzt wird ihr Geschrei doch verhallen unter den Liebesrufen meines Volkes, welches einsehen wird, daß ich nur sein Gutes will, nur lebe, um ihm die Freiheit und das Glück zu bringen. Licht! Licht! Es soll Licht werden in meinen Staaten, und austreiben wollen wir alle Dunkelmänner und Nachtgestalten, und lachen wollen wir zu ihrem Geschrei, ihrem Zetergeheul und ihren Pasquillen. Sehen Sie da, Günther, welche allerliebste Sinngedichte und Bilder man mir gestern gebracht hat.

Und der Kaiser nahm seine Schreibtafel und holte einige Papiere daraus hervor. Sehen Sie zuerst dies Gemälde hier, sagte er lachend. Es bezieht sich auf ein anderes großes Verbrechen von mir, darauf, daß ich den Hofdamen und Hofbeamten ihr freies Quartier in der Burg entzogen und ihnen jährliche Quartiergelder gegeben habe, um in der Stadt sich selber eine Wohnung zu miethen. Sehen Sie nur, hier wandern die Hofdamen, jede mit ihrem Bündel unter dem Arm, zur Burg hinaus. Der Oberhofmeister kehrt mit dem Besen hinterher, und dieses allerliebste Herrchen hier in der Ecke, mit der Hetzpeitsche in der Hand, soll, wie es scheint, mein Conterfei sein. Und nun diese Unterschrift: „Allhier sind im ersten und zweiten Stock Zimmer zu überlassen. Wer solche miethen will, hat sich beim Hauswirth im ersten Stock zu melden."*) Nun was sagen Sie zu dieser Satyre?

Sie ist eben so abscheulich, ungerecht, als gemein und beißend!

Mich beißt sie gar nicht, sagte der Kaiser lachend, nicht einmal

*) Hübner I. S. 190.

die Haut fühle ich mir davon verletzt. Ich habe eine heile Haut, wen es juckt, der kratze sich, ich hab's nicht nöthig. *) — Dies andere Pasquill hier hatte man mir gestern zum Vergnügen meines Spazierritts im Augarten angeheftet, gerade in der Allee, in welcher ich, wie man weiß, immer zu reiten pflege. Hören Sie: „Joseph premier, aimable et charmant, Joseph second, Scorpion et Tyran!“

Und zu solchen Abscheulichkeiten können Ew. Majestät noch lachen, rief Günther, glühend vor Zorn.

Aber was wollen Sie, sagte Joseph heiter, die Leute, die das geschrieben, haben Recht. Den Mönchen und Nonnen gegenüber bin ich ein Tyrann, denn ich habe sie ausgetrieben aus den Freischlössern der Faulheit, des Hochmuths und des Wohllebens, in denen sie die Herren und Gebietenden waren. Ich habe sie angegriffen, sie vertheidigen sich, und da sie keine andern Waffen haben, als ihre Zungen, so muß man ihnen wohl gestatten, diese zu gebrauchen. Ich habe meinem Volk die Rede- und die Schreibfreiheit gegeben, die Mönche und Priester müssen eben so gut Gebrauch davon machen dürfen, wie jeder Andere.

Nun, wenn Ew. Majestät das in der Ordnung finden, sagte Günther, ein Papier aus seinem Busen hervorziehend, wenn Ihnen diese Unverschämtheiten der sogenannten Himmelsfechter keinen weitern Aerger bereiten, Sire, so muß ich Ihnen, treu meinem Gelöbniß, Ew. Majestät nichts zu verschweigen, auch dies Pasquill hier mittheilen, das gestern an den Mauern des ehemaligen Königsklosters angeheftet war.

Ach, dies Königskloster ärgert also die Himmelsfechter noch immer! rief der Kaiser lächelnd. Sie können es mir noch immer nicht verzeihen, daß ich das Kloster an den Banquier Fries verkauft habe, der sich einen Palast daraus bauen will, und daß die Kirche jetzt der evangelischen Gemeinde zu ihrem Gottesdienst überlassen worden! Nun, lassen Sie hören, was sagt das Pasquill?

Sire, meine Zunge sträubt sich, das zu lesen! Wollen Ew. Majestät nicht die Gnade haben, selbst —

---

*) Des Kaisers eigene Worte.

Nicht doch! Sie müssen Ihre Zunge schon daran gewöhnen, solche Schmähungen wider mich zu lesen, denn ich denke, Sie werden mir noch öfter dergleichen vorzutragen haben. Lesen Sie also!

Der Kaiser ließ sich in einen Fauteuil niedergleiten, und streckte sich behaglich in demselben aus.

Günther las: „Dieser Tempel war erst zum Dienst des allmächtigen Gottes von den frommsten Beherrschern Oesterreichs eingerichtet, war die Wohnung heiliger Jungfrauen des unbefleckten Lammes; aber es plünderte darin die Kirchenschätze, es zerstreute in alle Welt die Gottgeheiligten Nonnen, — jener Verführer der Braut Christi und Schwächer reiner Jungfrauen, des Martin Luthers treuer Anhänger und Nachfolger, Joseph II., ein Lutheraner, uneingedenk der göttlichen Barmherzigkeit, die ihn auf den Thron erhoben, ein berüchtigter Verächter heiliger Kirchengesetze, begünstigt und befördert alle Ketzereien, und ist selbst ein Mann von keiner Religion. Nun hat er, — ein seit Jahrhunderten unerhörtes Beispiel! — eben diesen Tempel unter der Maske der Tugend zum Sammelplatze der Greuel angewiesen und verkauft." *)

Günthers Antlitz war, während er las, immer glühender, seine Stimme immer erregter geworden, aber der Kaiser hatte ihm mit vollkommener Ruhe, mit heitern lächelnden Mienen zugehört.

Ich beschwöre Ew. Majestät, rief Günther, als er zu Ende gelesen, dies Mal nur haben Sie die Gnade, Strenge zu üben und diesen Uebermüthigen zu zeigen, daß auch die Milde ihre Grenzen hat, und daß, wenn die Preßfreiheit in eine Preßlicenz ausartet, Ew. Majestät dies nicht dulden werden!

Und weshalb sollte ich das? fragte der Kaiser lächelnd. Weshalb sollte ich diesen Leuten nicht erlauben, ein wenig an mir ihr Müthchen zu kühlen. Wenn ich dies Pamphlet unterdrückte, würde das nicht den Anschein haben, als ob ich es fürchtete, und in dieser Anklage eine Gefahr für mich sehe? Nein, im Gegentheil, ich will, daß alle Menschen es lesen, um darnach beurtheilen zu können, ob es die Wahrheit

*) Hübner I. S. 81.

enthält. Ich beauftrage Sie also, Günther, dies Pasquill sofort drucken und in allen Buchhandlungen verkaufen zu lassen. Wir wollen für das Exemplar einen Kaufpreis von sechs Kreuzern festsetzen und den Erlös dieses Unternehmens wollen wir den Kirchenvorstehern als Beisteuer für die Armen übergeben.*)

O, rief Günther tiefbewegt, wenn Ihre Feinde jetzt hier wären, und die hochherzigen Worte Ew. Majestät hören könnten, müßten sie da nicht beschämt und gerührt zu Ihren Füßen niedersinken, und zerknirscht von Ihrer Größe und Ihrem Edelmuth um Vergebung flehen?

Still, still, sagte Joseph, sonst würden meine Feinde, wenn sie jetzt hier wären, mit allem Grund vermuthen können, ich sei wie all die andern Fürsten auch; ich liebe es, Ostentation zu treiben mit meinen wenigen guten Eigenschaften, und umgebe mich mit Schmeichlern, welche die allergewöhnlichste gute und vernünftige Handlung gleich mit dithyrambischen Lobliedern besingen müßten! — Aber es ist jetzt genug des Plauderns und der Erholung, fuhr der Kaiser fort, indem er sich aus dem Lehnstuhl erhob. Die Arbeit des Tages ruft mich, und die armen Leute, die mich im Controlorgang erwarten, werden schon ungeduldig sein, denn wie ich sehe, ist es schon eine Viertelstunde über die festgesetzte Zeit! Gehen Sie also, Herr Günther, und lassen Sie zum Besten der Armen das Pamphlet drucken; ich will gehen, die Bittschriften der Armen entgegen zu nehmen und ihre Klagen anzuhören!

---

*) Historisch. Es wurden schon am ersten Tage, als dies auf Befehl des Kaisers gedruckte Pamphlet erschien, fünftausend Exemplare davon verkauft.

II.

Der Controlorgang.

Der Controlorgang, dieser breite Corridor, welcher sich unmittelbar vor dem Cabinet des Kaisers befand, und in welchem sich alle diejenigen aufstellen durften, welche dem Kaiser eine Bittschrift zu übergeben, oder ihn persönlich zu sprechen wünschten, war heute ganz angefüllt von Menschen. Leute jedes Alters, jedes Standes, die vornehmsten Damen der hohen Gesellschaft, die obersten Staatsbeamten standen da neben den armen Tagesarbeitern, den hülfsbedürftigen Wittwen und Waisen und harrten sehnsuchtsvoll des Moments, wo der Kaiser die Thür öffnen und zu ihnen hinaustreten würde, und Joseph that dies von neun Uhr Morgens bis zur Mittagszeit jede Stunde. Unermüdlich in dem Eifer, seinem Volk zu dienen, war er jede Stunde bereit, die Klagen der Unglücklichen, die Bitten der Bedürftigen anzuhören und ihnen Abhülfe zu schaffen, so weit er es vermochte, oder ihnen wenigstens den Trost seiner Theilnahme darzubringen.

Viele Leute, wie gesagt, waren heute im Controlorgang versammelt, mit sorgenvollen Mienen und trüben Blicken schauten sie Alle hinüber nach jener Thür dort, durch welche der Kaiser zu ihnen eintreten mußte. Auf einmal entstand eine Bewegung unter ihnen, suchte jeder sich mit geschickten Wendungen vorwärts zu drängen, nahmen Aller Mienen einen feierlichen Ausdruck an.

Die Ohren derer, die auf Audienzen warten, oder Bitten vorzutragen haben, sind scharf, und sie Alle hatten daher Schritte gehört, welche sich der verhängnißvollen Thür näherten.

Die Thür öffnete sich jetzt und der Kaiser trat heraus.

Sofort streckten sich die Hände aller derer, welche eine Bittschrift zu überreichen hatten, mit dem weißen Blatt vorwärts. Der Kaiser grüßte mit freundlichen Mienen nach allen Seiten hin, und machte die Runde durch das Gemach, um alle die dargereichten Bittschriften in Empfang zu nehmen, und hier und dort mit den Bittstellern ein freundliches Wort zu sprechen.

Der letzte, welcher ihm jetzt ein Papier darreichen wollte, war ein Greis in der Tracht der ungarischen Bauern. Das weiße Haar quoll ihm in langen Locken unter dem breitgeränderten braunen Hut hervor, der kurze braune, mit kleinen Muscheln und Silberflittern gestickte Mantel bedeckte die breiten Schultern der riesigen Gestalt, welche selbst das Alter und die Sorgen noch nicht zu beugen vermocht. Das kräftige, sonnenverbrannte Antlitz zeigte noch nichts von dieser Runenschrift der Runzeln, mit der die Jahre sich auf der Stirn des Menschen zu verzeichnen pflegen, und wäre das silberweiße Haar nicht gewesen, würde man geglaubt haben, einen vollkräftigen, starken Mann in der Blüthe seiner Jahre vor sich zu haben.

Der Kaiser betrachtete ihn mit Wohlgefallen, und redete ihm freundlich zu, als er ihm das offene Papier darreichte.

Woher kommst Du, Alter? fragte er.

Komm aus dem Banat, Herr Kaiser, sagte der Bauer mit einem Lächeln, welches zwischen seinen braunen Lippen zwei Reihen perlenweißer Zähne hervorleuchten ließ. Bin acht Tage gewandert, hab' Nachts auf offenem Felde geschlafen, kein anderes Kopfkissen gehabt, als meinen Arm; des Morgens keinen andern Frühtrunk, als das Wasser des Quells.

Und hattest Du denn so Nothwendiges hier in Wien auszurichten? fragte der Kaiser.

Ich hatte dem Herrn Kaiser diese Bittschrift da zu überreichen.

Blos deshalb hast Du die beschwerliche Reise unternommen?

Ja, blos deshalb, Herr! Hab' es den Bauern in unserm Kirchsprengel versprochen, und feierlich zugeschworen, daß ich die Bittschrift in des Herrn Kaisers eigene Hände niederlegen wollt'. Es stehen die Namen aller Bauersmänner aus unserm Kirchsprengel darunter, aber ich sag's Euch, Herr Kaiser, hätten wir Zeit gehabt, das Blatt Papier im ganzen Ungarland umherzuschicken, so würd' jeder Bauer seinen Namen darunter gesetzt haben. Es ist ein Nothschrei vom ganzen Ungarvolk, den ich Euch in diesem Papier da bringe, Herr Kaiser, und zu Hause in unsern Hütten beten jetzt alle unsere Frauen und Kinder, daß der allmächtige Herr und Gott unsers Kaisers Ohr unserm Noth-

schrei öffne, damit er, welcher sogar der Juden sich erbarmte, auch den armen ungarischen Bauer und Leibeigenen erlösen möge! Wir haben's daheim schon so ausgerechnet, daß ich jetzt zu dieser Stund' vor dem Kaiser stehen und die Bittschrift überreichen würde, und deshalb beten sie just zu dieser Stund' auch in allen Kirchen des Banats!

Es ist also für Euch Alle eine gar wichtige Sache, von der Ihr in Eurer Bittschrift redet? fragte Joseph.

Herr Kaiser, es ist die wichtigste Sach' unsers Lebens, denn es handelt sich darum, ob wir immer noch Knechte und Leibeigene bleiben, oder ob wir Menschen werden sollen! Und da ich nun doch hier bin, und vor dem Kaiser steh', und da sie doch zu Hause jetzt noch beten, so will ich denken, daß Gott diese Stunde segnet, und will Euch noch um etwas bitten, Herr Kaiser.

Bittet, mein guter Freund, wenn ich's vermag, werde ich's erfüllen.

Sie haben uns daheim gesagt, daß der Kaiser wohl alle Tag' im Controlorgang alle Bittschriften annimmt und verspricht, sie zu lesen, daß er das aber nicht thun könne, weil er sonst nichts weiter würd' thun können, als Bittschriften lesen. Die ersten vier, fünf Bittschriften läse der Herr Kaiser also wohl selbst, die andern aber gäb' er seinen Schreibern, daß die sie läsen und darauf antworten, als ob's der Kaiser selber thät. Nun aber hab' ich, den die Bauern ausgewählt, Euch die Bittschrift herzutragen, nun hab' ich versprochen, den Herr Kaiser so lange anzuflehen, bis er die Bittschrift gleich in meiner Gegenwart liest, und also, damit ich weiß, daß Ihr das thut, wollt' ich den Herrn Kaiser bitten, daß er sie laut lesen möge, damit ich höre, was Ihr leset, und ob Ihr das auch zu lesen versteht, was wir geschrieben haben.

Der Kaiser lächelte traurig. Man hat mich also auch dort in Ungarn schon verleumdet? fragte er. Man hat Euch gesagt, daß ich die Bittschriften nicht lese, und also kein Herz und keine Augen habe für die Noth meines Volkes? Ich sag' Dir, mein Freund, und Du kannst es daheim überall mir nachsagen: Der Kaiser liest jede Bittschrift selbst, und wenn's ihm freilich auch viel Zeit kostet, so weiß er doch, daß Gott die Zeit segnet, die er seinem Volk weiht, und darum, wenn

die Tage nicht ausreichen, nimmt der Kaiser die Nächte zu Hülfe, um zu arbeiten für sein Volk. Denn der Kaiser liebt sein Volk, er möcht' sein Herzblut hingeben, um sein Volk glücklich zu machen! Sag' das meinen Ungarn, und sag' ihnen, sie sollen getrost mir Alles schreiben, was sie plagt und bedrückt. Ich werd's immer selbst lesen, und wenn ich kann, werde ich ihnen helfen!

Ich werde den Ungarn Eure Worte wiederholen, Herr Kaiser, und ich werde ihnen sagen, daß ich in Eurem Antlitz gelesen, daß es Euch Ernst gewesen mit Euren Worten. Zur mehreren Sicherheit aber möcht' ich den Herrn Kaiser ersuchen, mir doch lieber die Bittschrift laut vorzulesen.

Und zur mehreren Sicherheit will ich es thun, rief der Kaiser lächelnd. Kann ich sie Euch hier vor den Leuten vorlesen, oder wollt Ihr mit mir in mein Cabinet gehen?

Es kann hier geschehen, Herr Kaiser. Die Noth des ungarischen Bauern schreit zum Himmel empor und soll kein Geheimniß sein vor den Menschen!

Der Kaiser nickte dem Bauer freundlich zu, und die Bittschrift auseinander schlagend, las er: „Barmherzigster Kaiser! Vier Tage Frohndienst, den fünften Tag auf die Fischerei, den sechsten Tag mit der Herrschaft auf die Jagd; der siebente gehört Gott. Erwäge, barmherzigster Kaiser, ob wir Steuern und Abgaben zahlen können."*)

Ja, ja, murmelte der Bauer vor sich hin, er hat's richtig gelesen, und jetzt kann er nicht mehr sagen, daß er unsere Noth nicht kennt, und nicht weiß, wie's uns ergeht, und was wir leiden!

Ich will das auch nicht sagen, mein Freund, sagte der Kaiser tiefbewegt. Die ganze Leidensgeschichte des ungarischen Bauern steht in den zwei Zeilen aufgezeichnet, die Ihr mir da geschrieben. Ich kenne Eure Leidensgeschichte. Ich weiß, daß Ihr geknechtet werdet von Euren Tyrannen, die Euch mit Peitschenhieben zur Arbeit treiben, wenn Ihr zusammensinkt. Ich weiß, daß man Euch wie Lastthiere behandelt, die nur dazu da sind, ihren Herrn Brod zu verdienen. Ich weiß, daß

---

*) Hübner I. S. 100.

Ihr kein Eigenthum habt, daß Ihr Euer Gut, welches Ihr Euch erworben im Schweiß Eures Angesichts, nicht auf Eure Kinder vererben könnt, sondern daß es immer zurückfällt an Euren Gutsherrn. Ich weiß, daß bei Euch die Gerechtigkeit eine feile käufliche Dirne ist, und daß es da viele Beamte giebt, welche die Einkünfte der Monarchie, den Schweiß und das Blut der Armen, wie die Vampyre verschlingen. Ich weiß auch, daß der Ackerbau darnieder liegt, weil man Euch tausend Hindernisse in den Weg legt, und daß Ihr vor lauter Herrendienst nicht dazu kommen könnt, Gott zu dienen und das Land zu bauen, das Gott gesegnet hat mit Fruchtbarkeit und Ueppigkeit. Ich weiß das Alles, und ich schwöre Euch bei dem Gott, zu welchem in dieser Stunde daheim Eure Weiber und Kinder beten, ich schwöre, daß ich Eurer Noth Abhülfe und Linderung bringen will! Ich schwöre daß ich den Bösen ein Racheengel, den Guten ein Helfer und Erlöser sein will! Glaubt nur, hofft nur auf Euren Kaiser. Er will und wird Euch erlösen von der Willkür Eurer Tyrannen, er wird die Ketten der Leibeigenschaft von Euch nehmen, und den armen ungarischen Bauer frei machen!

Frei! rief der Ungar mit einem so lauten Jubelruf, daß er wiederhallte an den Wänden, die vielleicht noch niemals ein solches Wort vernommen. Frei! Ihr wollt den ungarischen Bauer frei machen? wiederholte er, den Kaiser mit glühenden Augen anstierend.

Ich will den ungarischen Bauer frei machen, so wahr mir Gott helfe! rief der Kaiser feierlich. Die Leibeigenschaft soll aufhören, und eine neue Frohnverordnung soll Euch vor den alten Bedrückungen schützen. Eine neue Steuertabelle soll ausgearbeitet werden, und Euren Vorgesetzten und Herren soll es nicht mehr erlaubt sein, Euch nach ihrem Belieben und Bedürfniß Steuern aufzuerlegen. Recht und Gerechtigkeit soll für Euch so gut da sein, wie für Eure Herren, denen ich nicht gestatten will, Eure Tyrannen zu sein. Wo irgend Einer Euch bedrückt, da kommt getrost zu mir und klagt es mir, ich werde Euch schützen und werde Eure Bedrücker strafen nach der Schwere des Gesetzes, welches nicht für Einzelne, sondern für Alle da ist, und vor welchem Alle gleich sind.

Der Bauer hatte dem Kaiser mit leuchtenden Augen, mit ange-

haltenem Athem zugehört, jetzt, als der Kaiser schwieg, stürzte er auf seine Kniee nieder, und ein Strom von Thränen entrollte seinen Augen.

Herr Kaiser, rief er, ich habe noch niemals vor Freuden geweint; jetzt thu' ich's! Ich habe noch niemals vor einem Menschen meine Kniee gebeugt, auch dann nicht, als mein Gutsherr mich peitschen ließ, weil ich's nicht thun wollte, jetzt thu' ich's freiwillig und mit Freuden. Ich kniee vor Euch, Herr Kaiser, um Euch zu danken im Namen aller ungarischen Bauern, die Ihr frei machen, denen Ihr ihre Menschenrechte und ihre Menschenwürde wieder geben, und die Ihr erlösen wollt von dem Druck ihrer Tyrannen! O, o, wie werden sie erzittern in ihren stolzen Schlössern, wie werden sie aufschreien vor Wuth, unsere hochmüthigen Tyrannen, wenn sie das Wort vernehmen, das unser Kaiser gesprochen hat! „Die Leibeigenschaft soll aufhören, der Bauer soll frei sein, und Recht und Gerechtigkeit soll für Euch so gut da sein, wie für Eure Herren!" — Gott segne, und behüte und beschütze den Kaiser für dieses große Wort, mit dem er den armen ungarischen Leibeigenen zu einem freien Menschen gemacht, und den Edelmann gebeugt hat unter das Gesetz, welches von nun an für Alle da sein soll, auch für den Edelmann!

Er neigte sich und küßte die Füße des Kaisers; dann sprang er mit jugendlicher Hast empor.

Lebt wohl, Herr Kaiser, sagte er, Joseph lebhaft zunickend, lebt wohl! Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe!

Aber unmöglich willst Du jetzt gleich wieder umkehren und nach Hause wandern, sagte Joseph. Bist ja erst heute angekommen, wie Du sagst. Bleib' also auf meine Kosten hier, ruh' Dich aus und beschau' Dir unser Wien.

Nein, Herr Kaiser, ich muß sogleich fort; keine Stunde läßt mich's hier ruhen, denn ich weiß, daß Die zu Haus mich erwarten mit Sehnsucht und Angst. Ruhe bedarf ich nicht, und was könnt' ich hier zu Wien wohl beschauen, das schöner und prächtiger wär', als die weißen Schneeberg' und die grünen und schwarzen Seen daheim im schönen Ungarland? Nein, nein, ich muß fort, denn ich hab' acht Tage zu

wandern, ehe ich daheim bin im Banat, um meinen Brüdern die Freudenbotschaft zu bringen, daß der Bauer frei sein soll!

Nun so nimm wenigstens dies Geld hier, sagte Joseph, ihm einige Goldstücke darreichend, miethe Dir dafür ein Fuhrwerk, damit Du rascher heim kommst.

Nicht doch, sagte der Bauer, das Gold mit einer stolzen Handbewegung zurückweisend. Ich kann in dieser heiligen Stund' kein Geld von Euch annehmen, Herr Kaiser, kann mir meine Müh' nicht bezahlen lassen, und muß heimkehren zu Fuß, wie ich gekommen bin, denn also hab' ich gelobt es zu thun. Es war eine Pilgerfahrt, Herr Kaiser. Die guten, gläubigen Christen pilgern nach Rom zum heiligen Vater, die guten, gläubigen Unterthanen pilgern nach Wien zu ihrem Kaiser, der auch ihr Vater ist, und den die ungarischen Bauern von heut' an lieben werden als dankbare und glückliche Kinder. Genug des Plauderns jetzt! Lebt wohl, Herr Kaiser!

Er nickte dem Kaiser noch einmal zu, und wandte sich dann, auf seinen Wanderstab gestützt, der Thür zu. Der Kaiser legte sanft die Hand auf seine Schulter. Ich seh' wohl, daß ich nicht die Macht habe, Dich hier aufzuhalten, sagte er lächelnd, und ich will's also nicht versuchen. Aber bevor Du gehst, sag' mir Deinen Namen, damit ich doch einen meiner guten Freunde in Ungarn benennen kann.

Der Bauer wandte sich halb zu ihm um. Meinen Namen wollt Ihr wissen, Herr Kaiser? fragte er. Ich heiße Horja!

Horja! Gut! Ich werde diesen Namen nicht vergessen, sagte der Kaiser freundlich.

Sollt ihn auch nicht vergessen, den Namen Horja, sagte der Bauer ernst. Es ist der Name eines Mannes, der Euch Dankbarkeit schuldig ist, und Euch beweisen wird, daß er Eure edlen und schönen Worte begriffen hat. Lebt wohl, Herr Kaiser, Ihr sollt eines Tages von Horja hören!

Leb' wohl, Horja, und laß mich Gutes von Dir hören! rief der Kaiser, der hohen herkulischen Gestalt nachblickend, die raschen Schrittes sich der Thür zuwandte.

III.

Im Controlorgang.

(Zweite Scene.)

Erst als die Thür sich hinter Horja geschlossen, richtete Joseph seine Blicke wieder denen zu, welche ihn umgaben und sich dicht an ihn heran gedrängt hatten. Mit freundlichem Lächeln streckte er wieder seine Hand aus, um weitere Bittschriften zu empfangen, aber Niemand bot deren mehr dar. Wie der Kaiser indeß langsamen Schrittes, mit ausgestreckter Hand, an den zu beiden Seiten des Corridors aufgestellten Bittstellern vorüberging, flüsterte es hier und dort: Ich bitte den Herrn Kaiser um die Gnade einer Audienz. Ich möchte ihm mündlich meine Bitte vortragen.

Und jedesmal dann blieb der Kaiser stehen und nickte dem Bittenden freundlich Gewährung zu. Dann grüßte er Alle mit einem raschen Kopfnicken und kehrte in sein Cabinet zurück, die Thür, welche auf den Controlorgang führte, weit offen lassend.

Nun stellten sich Diejenigen, welchen der Kaiser eine Audienz bewilligt hatte, auf einen Wink des Kammerdieners Günther, welcher an der nach Außen führenden Thür bis dahin seine Stelle gehabt, und Alles überwacht hatte, zu beiden Seiten dieser nach dem Cabinet des Kaisers führenden Thür auf, während diejenigen, welche nur eine Bittschrift zu überreichen gehabt, durch die andere Thür sich entfernten.

Eine kleine Pause trat ein, denn Joseph war in seinem Cabinet damit beschäftigt, die Bittschriften in die für sie bestimmte Schatulle zu legen, damit keine von ihnen verloren gehen könne.

Dann trat er wieder unter die Thür des Controlorganges, und seine großen Augen freundlich der Dame zuwendend, welche dicht neben der Thür stand, sagte er mit einer höflichen Verneigung: Haben Sie die Güte, einzutreten.

Die Dame trat vor in das Cabinet des Kaisers, der alsdann mit eigener Hand die Thür hinter ihr schloß.

Jetzt, Madame, sprechen Sie, sagte er, aber ich bitte, sagen Sie mir deutlich, kurz und bestimmt, was Sie wünschen, denn Sie sehen wohl, es sind noch neun Andere da, welche angehört sein wollen. Wenn ich Jedem von Ihnen fünf Minuten bewillige, bedarf ich fast einer Stunde, um mich wieder andern Geschäften zuwenden zu können. Ich bitte also, seien Sie kurz und bestimmt. Zuerst bitte ich um Ihren Namen.

Sire, ich bin die Wittwe des Präsidenten von Kahlbaum.

Ah, er war ein guter Diener des Staats, sagte der Kaiser freundlich. Haben Sie Kinder?

Ja, Majestät, erwiederte die Dame. Ich habe zwei Fräulein und einen jungen Herrn Sohn.

So? Sie haben zwei Fräulein? fragte der Kaiser. Ich hatte auch ein Mädel, aber es ist gestorben.*) Und womit kann ich Ihnen, Ihren Fräuleins und Ihrem Herrn Sohn dienen?

O, Sire, diese fürchterliche Verordnung, welche die außerordentlichen, von Ihro Majestät der verstorbenen Kaiserin bewilligten Pensionen einzieht, hat mich, gleich tausend Anderen, wie ein Blitzstrahl zerschmettert. Ich bitte Eure Majestät, mir gnädigst meine außerordentliche Pension, die ich bisher aus dem Kammerbeutel erhielt, zu lassen.

Sie wissen also nicht, daß der Kammerbeutel aufgehoben ist? fragte der Kaiser strenge.

Ich weiß das, Sire, aber ich weiß auch, daß Eure Majestät Gnade üben werden, wo Sie es vermögen. Sie werden sich daher auch meiner huldreichst erbarmen, Sire, und mir in Gnaden die tausend Thaler Zulage, die ich aus dem Kammerbeutel erhielt, geneigtest bewilligen. O, Sire, nur diese tausend Thaler machten mir ja den Verlust meines Mannes und das einsame Dasein einigermaßen erträglich. Ich mußte ja ohnedies schon meine Equipage, meine Bedienten abschaffen, und mich begnügen, einfach und in der Stille zu leben, um wenigstens vor dem Mangel geschützt zu sein. Aber nun, wenn ich die tausend Thaler aus dem Kammerbeutel verliere, bleibt mir nichts, als die fünf-

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Hübner II. S. 80.

hundert Gulden Pension. O, Sire, wie ist es möglich, daß ich mit zwei Töchtern von so geringer Pension leben soll? Ihre eigene Gerechtigkeit wird meine Fürsprecherin sein.

Die Gerechtigkeit ist die Richtschnur aller meiner Handlungen, sagte der Kaiser strenge, und darum gerade werden Sie die tausend Thaler nicht wieder erhalten.

Sire, ich bin äußerst betroffen, ächzte die Präsidentin, die Verdienste meines Mannes, mein Stand —

Die Verdienste Ihres Mannes wurden während seines Lebens schon belohnt, unterbrach sie der Kaiser ernst, und wegen dieser Verdienste bekommen Sie jetzt Ihre Pension. Was Ihren Stand anbetrifft, so habe ich nicht auf den, sondern auf alle Stände zu sehen, denn ich bin nicht blos Kaiser von Wien und habe nicht blos Unterthanen von Ihrem Stande. Soll der Niedere Hungers sterben, damit der Höhere im Ueberfluß leben könne? Ich gebe zu, daß Ihr Verlust unangenehm ist, daß Sie in Ihrem Wohlleben beschränkt worden sind, aber von den tausend Thalern, die ich Ihnen nehme, kann ich drei andern Familien geben, und sie werden glücklich sein; deshalb also kann ich Ihre Bitte nicht erfüllen.

Aber, rief die Dame weinend, was soll aus meinen Töchtern werden, ohne Vermögen?

Gute Wirthschafterinnen, wenn sie nichts Besseres gelernt haben, gute Erzieherinnen, wenn Sie ihnen eine ordentliche Bildung haben geben lassen.

Unmöglich, Sire, meine Töchter sind von hoher Familie und von uraltem Adel, unmöglich kann ich meiner Familie die Schmach auferlegen, daß meine Töchter sich selber ihr Brod erwerben und dienstbar werden sollen!

Und warum nicht? Diene ich nicht auch? Diene ich nicht Ihnen und allen Denen, die da draußen meiner warten? Verdiene ich nicht auch mein Brod und werde dafür von meinem Volk bezahlt? Niemand ist zu gut zur Arbeit, und da der alte Adel Ihrer Töchter sie nicht vor Mangel schützen kann, so darf er sie auch nicht von der Verpflichtung zur Arbeit befreien.

O, Majestät, so erbarmen Sie sich wenigstens meines Sohnes! Er ist doch der einzige Sohn eines Mannes von großen Verdiensten und von untadelhaftem adlichem Herkommen.

Hat er etwas gelernt? Hat er eine Carrière eingeschlagen?

Er hat die Erziehung eines Edelmanns erhalten, Sire! Wir konnten nicht denken, daß mein Gemahl so früh sterben würde, bevor er seinen einzigen Sohn versorgt hatte. Jetzt, da er nichts mehr für ihn thun kann, entschloß sich mein Sohn, Officier zu werden. Aber auch da legt man ihm Schwierigkeiten in den Weg; man verlangte, daß er ein Examen mache, und da er die ihm vorgelegten Fragen nicht alle genügend hat beantworten können, verweigert man ihm ein Officiers-Patent. O, Majestät, erbarmen Sie sich wenigstens meines Sohnes und geben Sie ihm um seines Vaters und seines Standes willen eine Compagnie unter Ihren Fußvölkern!

Madame, rief der Kaiser ernst, man kann der Sohn eines ausgezeichneten Vaters sein, ohne die geringste Anlage zum Officier zu haben, man kann ein Cavalier von guter Familie sein, ohne andere Verdienste zu haben als die, daß man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden ist!*) Da Ihr Sohn sein Examen nicht hat machen können, so kann er nicht Officier werden und muß sich damit begnügen, ein Edelmann und nichts als ein Edelmann zu sein! Leben Sie wohl! Sie wissen, meine Zeit ist beschränkt! Es thut mir leid, Ihnen nicht dienen zu können, aber ich muß gerecht sein und kann daher Ihre Bitte nicht erfüllen.

Die Präsidentin, in Thränen ausbrechend, verneigte sich und eilte, Wuth im Herzen, der Thür zu. Der Kaiser folgte ihr und sagte laut: Der Nächstfolgende trete ein!

Sofort erschien ein junger Mann in der reichgestickten Uniform eines Ministerialrathes auf der Schwelle der Thür und verneigte sich tief und der Etiquette gemäß vor dem Kaiser.

Keine Ceremonien, sagte Joseph unwillig. Wir sind hier nicht im Audienzsaal, sondern im Controlorgang, die Formen sind hier überflüssig.

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Briefe Joseph's II. S. 108.

Schnell zur Sache! Sie sind, wie ich an Ihrer Uniform sehe, Rath im auswärtigen Departement?

Ja, Majestät, ich bin Rath geworden durch die Gnade der hochseligen Kaiserin, und jetzt droht man, mich, gemäß der kaiserlichen Verordnung, absetzen zu wollen!

Wie heißen Sie?

Ich heiße Bertram.

Ach, ich habe diesen Namen auf der Conduitenliste, welche mir gestern über die verflossenen sechs Monate zuging, gelesen. Ihre Kenntnisse sind als nicht genügend befunden nach den Verordnungen, die ich darüber gegeben.

Ich bin aber angestellt worden, Sire, bevor diese Verordnungen existirten. Ihro Majestät, die hochselige Kaiserin, verlieh mir mein Raths-Patent in Ansehung der großen Verdienste meines seligen Großvaters, der —

Bei mir, unterbrach ihn der Kaiser, bei mir bedürfen Sie zu Ihrer Empfehlung der eigenen Verdienste. Sind Sie Ihrer Muttersprache mächtig?

Geruhen Ew. Majestät zu bedenken, daß ich ja in Wien geboren und erzogen bin.

Das ist nicht genügend, denn meine Wiener sind der deutschen Sprache nicht allzu sehr mächtig. Finden Sie an dem jetzt herrschenden Styl in den Kanzleien nichts zu tadeln?

Nicht das geringste, Sire, es ist ja der alte probate Stylus Curiae.

Ja, rief der Kaiser ironisch, der alte probate Stylus Curiae ist's noch immer, und so lange wir den bewahren, wird auch der Staat in der papiernen Verfassung bleiben, in der er jetzt schwebt, in der unendlich viel geschrieben und wenig gethan wird.*) Reden Sie fremde Sprachen?

Ja, Ew. Majestät, französisch und ein wenig italienisch.

Schreiben Sie beide Sprachen?

Nein, Majestät.

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Joseph's Briefe II. S. 105.

Haben Sie studirt?

Bis an das jus Naturae!

Bis dahin? Und man machte Sie zum Rath? fragte der Kaiser mit zorniger Stimme. Und Sie haben die Unverschämtheit, noch ferner auf eine Stelle Anspruch zu machen, bei welcher Sie, da Sie gar keine Kenntnisse besitzen, nur unnütz und unthätig sein können? Wie wollen Sie Ihre Stimme mit Einsicht geben, wenn Sie nichts von der Verfassung meiner Bürger und von ihren Rechten wissen? Mein Gott, welchen Köpfen war das Wohl meiner Bürger anvertraut. Ich weiß leider, es giebt noch Viele von Ihrer Art, aber —

Sire, ich bitte unterthänigst, erbarmen Sie sich meiner! rief der Rath zitternd vor Angst.

Aus besonderer Gnade, sagte Joseph nach einer Pause, und weil ich es Anderer Thorheit und Gewissenlosigkeit mehr noch zuschreiben muß, als Ihrer eigenen, daß Sie die Stelle eines Raths so lange beschimpft haben, aus besonderer Gnade mache ich Sie zum Kanzelisten. Befleißigen Sie sich einer leserlichen Handschrift und lernen Sie die Sprachen, die Sie zu reden wissen, auch correct schreiben, sonst sind Sie auch zum Kanzelisten nicht tauglich und werden abgesetzt. Gehen Sie!

Der Kaiser wandte dem Herrn Rath den Rücken zu, wenig achtend auf das zorngeröthete Gesicht und die tiefen Verbeugungen, mit welchen dieser sich der Thür zuwandte.

Der Nächste soll eintreten, rief der Kaiser abermals, und ein Greis in der Tracht der Landgeistlichen trat ein.

Ich bin der Pfarrer aus dem Dorf Nonnenburg, sagte der alte Mann, Ew. Majestät haben befohlen, daß ich komme.

Ich habe Sie gebeten, zu mir zu kommen, sagte der Kaiser, rasch auf ihn zuschreitend und ihm seine Hand darreichend. Sie sind ein rechtschaffener Mann; schreiben Sie es meiner Unwissenheit zu, daß Sie so lange im Mangel lebten. Ich habe mit warmer Herzensfreude in Ihrem Bezirk den guten Unterricht in der Religion bemerkt, und ich schätze Sie doppelt hoch, weil Ihr elendes Gehalt Sie in Ihren Pflichten nicht hat lau werden lassen. Sie sollen von heute an statt funfzig Gulden fünfhundert Gulden Gehalt haben, dafür fällt, was Sie an

Grundstücken und Abgaben bekommen, dem Dorf anheim; der Prediger der Nächstenliebe muß nicht gezwungen sein, seine Worte durch Eintreibung der Abgaben zu widerlegen. Eine wohlgeordnete Seelsorge auf dem Lande liegt mir aber besonders am Herzen, denn dem armen Landmann ist sein Pfarrer Alles in Allem, er ist sein Lehrer, sein Vater und Erretter, oder sein Verderber und Verführer. Es ist daher meine heiligste Pflicht, für gute Landgeistliche zu sorgen. Wie viele Seelen zählt Ihr Sprengel?

Etwas über fünfhundert Seelen, Majestät, denn es gehören noch zwei Ortschaften zu meinem Dorfe, in denen ich auch die Seelsorge habe.

Und wie viele Gehülfen haben Sie dazu?

Gar keinen, Sire! Wie konnte ich mit funfzig Gulden Gehalt mir wohl einen Adjuncten halten! Jetzt aber soll es meine erste Sorge sein; denn es ist für einen rechtschaffenen Priester schmerzlich und betrübend, wenn er bei allem guten Willen doch nicht seinen Pflichten genügen kann, wenn er trotz aller Eile wegen der Weite des Weges mit dem Sterbe-Sakrament zu spät kommt, und so ohne sein Verschulden dem armen Sterbenden seinen letzten und größten Trost rauben muß!

Ich glaube es Ihnen, sagte der Kaiser traurig, es muß schmerzlich sein. Drei Dorfschaften und einen Pfarrer! Ich bitte Sie, gehen Sie gleich in die Kurie, suchen Sie sich in meinem Namen zwei Adjuncten aus, sie sollen ohne Zeitverlust gleich mit Ihnen gehen, für ihr Gehalt werde ich sorgen. Vertheilen Sie dieselben nach Ihrer Einsicht in Ihrem Sprengel. So lange ich regiere, soll der arme Landmann seine letzte Labung nicht entbehren. Ich glaubte bei meiner Durchreise durch Ihr Dorf, Sie hätten nur diesen einen Bezirk!

Ursprünglich, Sire, war es auch so. Als aber der Pfarrer und Kaplan der einen Ortschaft, welche die andere mitzubesorgen hatten, gestorben waren, ließ man ihre Stellen eingehen, weil die Dorfleute, die überaus arm sind, die Abgaben zum Unterhalt eines Priesters nicht mehr erschwingen konnten, und die Obrigkeit wollte die Kosten nicht tragen. So kamen die beiden Ortschaften an mich.

So kamen die beiden Ortschaften an Sie? wiederholte der Kaiser, seine Hand sanft auf die Schulter des Greises legend und ihm tief

gerührt in das sanfte, ehrwürdige Antlitz schauend. Und Sie übernahmen bei Ihren funfzig Gulden Gehalt die neuen beiden Aemter ohne allen Vortheil und Gewinn? Das ist edel und brav, das ist gehandelt im Sinn und Geist der wahren christlichen Liebe, und ich danke Ihnen dafür im Namen meiner Unterthanen, denen Sie mit Ihrer edlen Liebe beigestanden. Es ist niemals mein Wille gewesen, daß die Pfründen von der Gemeinde sollten erhalten werden, weil der Seelsorger dadurch die Liebe und Achtung seiner Gemeinde verliert. Wie kann ich aber auf treue und gute Unterthanen hoffen, wenn für ihr Seelenheil nicht gut gesorgt wird, und wenn sie in den heiligsten Pflichten ihres Lebens, die der Grundstein ihres bürgerlichen Gehorsams sind, nicht genügend unterrichtet werden können, weil ihrer zu Viele sind, und der Pfarrer nicht Zeit hat, sie zu unterrichten. Drei Ortschaften und Ein Pfarrer! Ich bitte Sie, eilen Sie nach der Kurie! Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß vielleicht schon so manche meiner Unterthanen, wie Sie selbst sagen und wie das unvermeidlich war, ohne geistlichen Beistand gestorben sind. Eilen Sie und nehmen Sie sich zwei Gehülfen mit, ich werde für Alles sorgen! Eilen Sie!

Ich eile, Sire, aber nur gestatten mir Ew. Majestät, Ihnen aus tiefster Seele zu danken für die Wohlthat, die Sie meiner armen Gemeinde erwiesen, und Ihnen zu versprechen, daß ich, was an mir liegt, Ihnen gehorsame, fromme und gute Unterthanen erziehen will. O, sie werden Ew. Majestät lieben, sie werden nichts mehr glauben von Dem, was die Zeloten und Eiferer sagen, die Ew. Majestät als einen Ungläubigen und Gottesleugner schildern, und die Herzen Ihrer Unterthanen von Ihnen abwenden möchten. Ich werde meiner Gemeinde Ew. Majestät schildern, wie Sie sind, so edel, menschenfreundlich und gut; ich werde ihnen die Worte wiederholen, welche Ew. Majestät zu mir gesprochen, ich werde ihnen sagen, daß Ew. Majestät nicht ein eifernder und bigotter, sondern ein erbarmender und humaner Christ sind, und daß —

Nein, unterbrach ihn der Kaiser lächelnd, sagen Sie Ihren Bauern nichts davon, wiederholen Sie zu Niemandem, was ich Ihnen hier gesagt. Die Böswilligen würden Ihnen doch nicht glauben, oder sie

würden vermeinen, ich habe nur so gesprochen, um ihre Verleumdungen zu widerlegen. Die Gutgesinnten aber werden auch ohnedies an mich glauben und meinen Thaten vertrauen, wenn sie auch meine Worte nicht hören können. Ich will aber mein Volk nicht mit Worten, sondern mit Thaten glücklich machen, und etwas werden meine Feinde doch wohl davon übrig lassen müssen. Gehen Sie also, mein ehrwürdiger Freund, erziehen Sie mir gute Christen, und für alles Uebrige lassen wir Gott sorgen. Beten Sie zu ihm, daß er mit mir ist und seine Hand nicht von mir ziehe.

Ich werde zu ihm beten, daß er die Augen der Menschen öffne und ihre Herzen erschließe, damit sie erkennen, welch einen edlen gottesfürchtigen und großmüthigen Fürsten Gott ihnen gegeben hat, rief der Pfarrer tief bewegt, indem er sich der Thür zuwandte. Der Kaiser begleitete ihn bis zur Schwelle, und erst, als der Pfarrer den Controlorgang durchschritten, hieß Joseph den Nächstfolgenden eintreten.

Es war ein alter Husaren-Rittmeister mit martialischem Gesicht und kräftigem weißem Schnurrbart, der sich jetzt dem Kaiser darstellte und mit militairischem Gruß sich neben die Thür des Cabinets postirte.

Joseph winkte ihm näher zu treten und fragte freundlich nach seinem Begehr.

Ich komme, Ew. Majestät zu bitten, daß Sie mir die Pension von dreihundert Gulden, welche mir die hochselige Kaiserin als Zulage zu meiner Pension bewilligt hat, auch ferner belassen möchten, sagte der alte Krieger fast unwillig.

O, rief der Kaiser lächelnd, Sie haben eine Pension aus dem Kammerbeutel gehabt und wollen die auch ferner behalten? Aber das wird unmöglich sein, mein Herr Rittmeister. Der Kammerbeutel der Kaiserin Maria Theresia, welche in der Großmuth ihres Herzens Jedermann, der sie darum bat, wenn er auch sonst keine Verdienste hatte, doch eine Pension bewilligte, dieser Kammerbeutel existirt nicht mehr, er hat ein Loch bekommen.

Der alte Husaren-Rittmeister warf dem Kaiser einen grimmigen Blick zu und zog langsam und feierlich seine Perrücke ab. Dann neigte er

sein Haupt und deutete mit dem Finger auf drei breite, blutgeränderte Narben, die auf seinem glatten, glänzenden Schädel sichtbar wurden.

Sire, sagte er, sehen Sie nur, es ist meinem Kopf gegangen, wie Ihrem Kammerbeutel, er hat auch manches Loch bekommen! Es sind die Feinde Ihres Hauses gewesen, welche meinem Kopf diese Löcher beigebracht haben!

Solche Löcher zu stopfen ist für mich eine Ehrenpflicht, sagte Joseph lächelnd, und wenn auch der Kammerbeutel ein Loch hat, ein bischen ist immer noch darin geblieben für alte brave Officiere, die meinem Hause gedient haben. Setzen Sie Ihre Perrücke wieder auf, und vergeben Sie mir meine Weigerung. Die Bittschrift, welche Sie da oben auf Ihrem Schädel tragen, ist beredter, als Ihre Worte es waren. Sie sollen Ihre Pension auch ferner behalten!

Ich danke Ew. Majestät, sagte der Rittmeister lakonisch, und mit einer steifen militairischen Verbeugung machte er Kehrt und marschirte der Thür zu.

Der Kaiser blickte ihm lächelnd nach und rief dann nach dem Nächstfolgenden. Ein junges Mädchen in einfacher bescheidener Tracht trat jetzt in das Cabinet ein.

Ew. Majestät haben mir befohlen, daß ich herkomme, sagte sie mit einem kurzen Knix. Ich bin die Beata Schönhuber, welche gestern die Bittschrift überreicht hat.

Ach, die gewesene Nonne, die im Königskloster war, und mit den Andern von mir entlassen worden ist? fragte Joseph lächelnd.

Eben die, Majestät.

Und jetzt wollen Sie sich, wie ich aus Ihrer Bittschrift ersehe, verheirathen, und zwar mit einem Officier meiner Armee?

Ja, Sire. Es ist ein Vetter von mir, und wir lieben uns von ganzem Herzen, können uns aber ohne die Gnade Ew. Majestät nicht verheirathen, weil wir Beide arm sind.

Und da meint Ihr, ich soll Euch die Aussteuer zahlen, und Ihnen die Pension, die Sie als ausgetretene Nonne beziehen, weiter belassen. Nun, da Sie durch meine Schuld dem Leben wiedergegeben sind, und ich gewissermaßen Ihr Eheprocurator gewesen bin, so ist es nicht mehr

als billig, daß ich Ihnen nun auch mein Hochzeitsgeschenk mache. Ich werde also die Aussteuer besorgen, und Ihnen Ihre Pension lassen. Heirathen Sie also, meine kleine abtrünnige Himmelsbraut, heirathen Sie also meinen Officier, und sorgen Sie dafür, daß die Ex-Nonne dem Staat bald einen jungen Weltbürger schenke. Ich lade mich zum Gevatter bei Ihrem ersten Sohn.

O, Ew. Majestät, rief das junge Mädchen mit strahlenden Augen Ihnen werde ich das Glück meines ganzen Lebens danken. Ihr Name wird niemals in meinen Gebeten fehlen, und wenn mir der gütige Gott wirklich eines Tages das Glück schenkt, Mutter zu werden, so soll das erste Wort, welches mein Kind stammelt, der Name meines Kaisers sein, und sein erstes und heiligstes Gebet soll für Ihr Wohl sein, und Gott wird unser Gebet erhören, er wird Ew. Majestät segnen mit Glück, Frieden und Freudigkeit.

Sie zürnen mir also nicht, daß ich Sie dem Kloster entrissen habe? fragte Joseph lächelnd.

Sire, ich segne Sie dafür, wie es alle die erlöseten Clarissinerinnen thun!

Alle? Ich denke, Ihr seid noch immer voll heiliger Wuth über den Tempelschänder und Gottesleugner, der die heiligen Jungfrauen und Himmelsbräute hinausgestoßen hat in die sündige Welt? Habt Ihr mir nicht bei Eurem Auszug aus dem Königskloster eine Scene aufgeführt und sogar versucht, das Volk wider mich aufzuwiegeln?

Sire, wir mußten das thun, denn die Frau Priorin und unser Seelsorger hatten es uns befohlen, und wir hatten uns drei Tage lang mit dem Priester, welchem die Frau Priorin nachher auf der Straße wie zufällig begegnete, die ganze Scene einstudirt. Wir mußten weinen und die Augen gen Himmel wenden, während unser Herz doch hüpfte vor Vergnügen, daß wir durch die Gnade Ew. Majestät frei werden sollten.

Aber wenn es so war, warum waren Sie denn überhaupt in's Kloster gegangen? Ich bitte, beantworten Sie mir diese Frage aufrichtig. Ich möchte gern den wunderlichen Beruf näher kennen lernen, um dessentwillen so viele junge gesunde Mädchen der Welt entsagen

konnten. Thaten Sie es aus Noth, und suchten Sie eine Zuflucht im Kloster, weil Sie arm waren?

Ach, Majestät, arme Mädchen finden selten oder nie Aufnahme im Kloster. Ich hatte im Gegentheil sehr wohlhabende Eltern, die mich als ihr einziges Kind zärtlich liebten. Sie waren Beide sehr fromm, und freuten sich, daß die Schwestern des Königsklosters, in dessen Nähe wir wohnten, so freundlich zu mir waren. Sie schickten mir Spielwerk und allerlei Näschereien, ich besuchte sie im Sprachzimmer, und meine kindischen Plaudereien erheiterten und amüsirten sie, es war ein frisches grünes Blatt aus der Welt, das ihnen der Zufall in ihre dürre Einsamkeit hineinwehte, und deshalb gefiel es ihnen. Als ich sieben Jahr zählte, nahm mich die Frau Priorin oft Tage lang mit auf ihr Zimmer, sogar im Chor mußte ich an ihrer Seite bleiben. Sie lehrte mich lesen, schreiben, Amulette machen und etwas singen. Meine Eltern fühlten sich geschmeichelt durch diese Liebe, welche die hochwürdige Frau ihrem einzigen Kinde weihete, und aus Freude und Dankbarkeit verwandten sie einen großen Theil ihres Vermögens auf kostbare Geschenke, die sie dem Kloster machten. So wuchs ich heran unter den Liebkosungen und Schmeicheleien der Nonnen. Nun äußerten meine Eltern den innigen Wunsch, mich als eine Braut Gottes vor allen Gefahren der Welt geborgen zu sehen, und ich gab ohne Widerstreben ihrem Wunsch nach. Ich kannte ja nichts anderes, als die reinen Klosterfreuden, denen gegenüber man mir die Welt als einen Abgrund der Laster und Verbrechen geschildert hatte. Ich ward Nonne; meine Eltern opferten meiner Einkleidung und Aufnahme den Rest ihres Vermögens und starben bald darauf. Ach, wie bald sollte ich nun enttäuscht werden über die reinen Klosterfreuden! Die Nonnen, welche ich bis dahin immer gleich Engeln und Heiligen verehrt, hatten nun, da sie nichts mehr von mir erlangen wollten, nicht mehr nöthig, vor mir ihre gottselige Maske des lächelnden Himmelsglückes zu tragen. Sie ließen sie fallen und ich sah darunter ihre mißvergnügten, verdrießlichen Gesichter, sah, daß die Gebrechen, Schwachheiten und Fehler der Welt auch im Kloster zu finden seien. Nun bereute ich, was ich gethan, und meine erträumte Glückseligkeit ward mir eine unerträgliche Last.

Eine unaussprechliche Sehnsucht nach der Welt, nach Menschen, nach Liebe, Glück und Arbeit überkam mich, aber zu spät, zu spät! Die Langeweile drückte wie ein Alp auf meinem Herzen und meinem Hirn, die Sehnsucht nach der Welt zehrte an meinem Körper, ich rang nach Resignation, und konnte sie nicht finden. Da auf einmal erschallte durch das Kloster Ihr kaiserliches Erlösungswort, und wie ich's vernahm, stürzte ich jauchzend nieder auf meine Kniee, und dankte Gott mit heißen Thränen, daß er das Herz des großmüthigen Kaisers gerührt, daß dieser uns die Freiheit wiedergeben wollte.

Der Kaiser hatte dem jungen Mädchen mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, und jetzt, als sie geendet und mit Thränen in den Augen zu ihm hineilte, um seine Hand zu erfassen und an ihre Lippen zu drücken, ließ er es geschehen und nickte ihr freundlich lächelnd zu.

Ich danke Ihnen für Ihre Erzählung, sagte er, und wenn wirklich Ihre Geschichte die mancher anderer Nonnen wäre, so dürft' ich ja hoffen, Euch armen Geschöpfen eine Wohlthat erwiesen zu haben? Und doch geht ein Geschrei des Zorns über mich durch alle Kirchen und Klöster, und keine der entlassenen Nonnen denkt wie Sie.

O, glauben Ew. Majestät mir nur, im Grunde ihres Herzens denken alle diese Nonnen so, wie ich, und wenn sie anders sprechen, so geschieht es nur, um ihre Freude zu beschönigen, oder weil die Drohungen der Andern sie eingeschüchtert haben. Nur diejenigen denken anders, welche ihr hohes Alter und die Gewohnheit der Sclaverei vielleicht schon unempfindlich gegen die Freuden der Welt und die Gemeinschaft mit den Menschen gemacht haben. Die Andern aber denken und fühlen mit mir, und danken es Ew. Majestät, daß Sie sie errettet und dem Leben wiedergegeben haben.

Dankt mir, indem Ihr glücklich seid und die braven Frauen Eurer Männer, die treuen Mütter Eurer Kinder werdet, sagte der Kaiser, indem er dem Mädchen die Hand zum Abschied reichte, und sie mit einem freundlichen Kopfnicken entließ.

Sie hatte kaum das Cabinet verlassen, als in der Thür desselben eine ärmlich gekleidete Frau erschien, umringt und umdrängt von einem Haufen Kinder, die sich scheu und ängstlich um ihre Mutter preßten,

und ihre glühend rothen Gesichter in ihrer Schürze und ihrem Rock verbergend, es der Frau unmöglich machten, auch nur einen Schritt weiter vorwärts zu thun.

So laßt mich doch gehen, Ihr Kinder, sagte die Frau halb lächelnd, halb unwillig, wenn Ihr mich festhaltet, werde ich nimmer dem Herrn Kaiser meine Bittschrift übergeben können.

Da sie Euch nicht loslassen, werde ich wohl zu Euch kommen müssen, die Bittschrift in Empfang zu nehmen, sagte der Kaiser, mit lachendem Gesicht zu der Frau hineilend, die noch immer in der Thür mit ihren Kindern rang. Gebt mir Eure Bittschrift.

Majestät, diese hier sind meine Bittschrift, sagte die Frau, auf ihre Kinder deutend. Mein Mann diente im zwölften Regiment zweiundzwanzig Jahre lang und starb jetzt an den Wunden, die er im letzten bayerischen Krieg erhalten. Er hat mir nichts hinterlassen, als einen Haufen Kinder ohne Vater.

Der Kaiser schaute lächelnd auf die Kinder hin, die sich noch immer an ihre Mutter klammerten, und deren goldlockige Köpfe hier und dort aus den Falten ihres Gewandes hervorschimmerten, wie die goldenen Früchte aus den Zweigen des kräftigen Obstbaumes. Dann aber auf einmal flog ein Schatten über Josephs Antlitz hin, und ein leiser Seufzer entrang sich seiner Brust. Ihr beklagt Euch über Eure Armuth, gute Frau, sagte er, und wißt nicht, wie Viele Euch beneiden mögen um Euren Reichthum, wie Viele Euch Millionen geben möchten, wenn dafür eins Eurer Kinder ihnen gehören könnte. Kindersegen ist Gottes Segen!

Ja, Majestät, wenn ein Vater da ist, der für sie sorgen kann.

Ich will ihr Vater sein, sagte der Kaiser, und seine großen blauen Augen richteten sich mit einem Blick voll unendlicher Milde und Güte auf die Kinder hin, die jetzt schon mehr Muth gefaßt hatten, und mit emporgerichteten Köpfen und ihren hellen unschuldigen Augen den Kaiser neugierig anstarrten. Lauter Buben, fuhr der Kaiser fort. Nun sagt, Ihr Buben, wollt Ihr auch Soldaten werden?

Ja, ja, das wollen wir, schrieen die beiden größten der Kinder, indem sie eine steife Haltung annahmen, und die Hände an die Schläfe legten, als ob sie dem Kaiser salutirten.

Nun gut, rief Joseph lächelnd, Ihr macht Eure Sache schon ganz gut, und ich nehm' Euch dereinst unter meine Leibgarde, wenn Ihr tüchtig seid. Gute Frau, meldet Euch morgen drüben in der Kanzlei, ich werde Befehl geben, daß die vier ältern Knaben gleich gut versorgt und untergebracht werden; den Kleinen bringt Ihr mir über's Jahr, und bis dahin gebe ich Euch Pflegegeld für meinen kleinen Buben. Adieu! Geht morgen auf die Kanzlei.

Gott lohne es Ew. Majestät, rief die Frau mit vor Rührung zitternder Stimme, tausendfach vergelte er's Eurer Majestät! Ach, meine Buben, meine lieben Buben, jetzt seid Ihr versorgt, denn der Kaiser erbarmt sich der Waisen! Aber das sag' ich Euch, Buben, werdet brave Kerls und betet für den Kaiser!

Sie war zurückgetreten in den Controlorgang, und hinter ihr schloß der Kammerdiener jetzt die Thür. Die Audienzen waren für diesmal beendet.

Joseph stand noch immer in der Mitte des Gemachs und schaute gedankenvoll und trübe nach jener Thür, hinter welcher die Kinder mit ihrer Mutter eben verschwunden waren.

Und betet für den Kaiser, wiederholte er leise. Was wird denn Gott mehr hören, die Gebete von unschuldigen Kinderlippen, oder die Flüche und Verwünschungen von geweihten Priesterlippen? Es sind so Wenige, welche für mich beten, und so Viele, welche mich verwünschen! Ah bah, was nützen diese empfindsamen Klagen! Ich muß meine Straße muthig weiter gehen und der Dornen nicht achten, welche ich mir in die Füße trete. Zuweilen wird sich unter den Dornen doch auch wohl eine kleine Rose für mich finden. Und wenn nicht, nun, so muß ich auch mit einem Leben ohne Duft und ohne Blüthen zufrieden sein, und mich damit begnügen, so viel in meinen Kräften steht, Andern das Glück zu bereiten, das ich selbst entbehren muß. Fort also mit den Empfindsamkeiten, ich habe keine Zeit dazu! Da ist eine ganze Mappe voll Bittschriften! Ich will sie mit Günther durchsehen und bearbeiten!

Er trat zu dem Tisch und schellte heftig. Dann nahm er die Mappe, und sie öffnend, vertiefte er sich sofort in die Papiere, die er aus derselben hervorschüttelte, und die bald den ganzen Tisch bedeckten.

Günther war, dem Ruf der Klingel gehorchend, eingetreten, und hatte sich vor dem Tisch, der Befehle des Kaisers harrend, aufgestellt. Joseph blickte nicht zu ihm auf, sondern war eifrig damit beschäftigt, die Bittschriften zu öffnen und ihren Inhalt zu prüfen.

Plötzlich lachte der Kaiser hell auf und schaute mit blitzenden Augen von dem Papier empor und zu Günther hinüber.

Ah, welche allerliebste Bittschrift ich da eben bekomme, Günther, sagte er. Einer von den abgesetzten Hofräthen befiehlt mir, ihm eine höhere Pension zu geben, damit er anständig leben könne, und sagt, daß er bei der ihm angewiesenen Pension nicht existiren könne, und nun hören Sie den Schluß der Bittschrift: „Ein rechter Kahlmäuser ist unser Kaiser!“*)

Und Ew. Majestät lachen dazu? fragte Günther empört.

Ja, ich lache dazu, sagte Joseph. Ich finde, daß es nichts Naiveres und Reizenderes giebt, als diese Bittschrift.

Und ich, vergeben Ew. Majestät, ich bin der Meinung, daß sie eine unerhörte Frechheit ist, und daß Ew. Majestät mit aller Strenge den Unverschämten bestrafen müssen, der —

Der so ehrlich ist, mir das in's Gesicht zu sagen, was tausend Andere hinter meinem Rücken sagen? unterbrach ihn der Kaiser. Nein, Günther, ich werde diesem ehrlichen Mann seine Pension ein wenig erhöhen, just darum, weil er kein Schmeichler ist! Nun, machen Sie kein so böses Gesicht, Günther! Kommen Sie, wir wollen arbeiten! Und indem der Kaiser sich langsam in seinen Fauteuil neben dem Tisch mit den Bittschriften niedersetzte, summte er leise vor sich hin: Ein rechter Kahlmäuser ist unser Kaiser!

---

*) Hübner I. S. 199.

IV.

Die Dame Patroneß.

Feste drängten sich auf Feste. Wie ein ununterbrochener Strom von Glück, Genuß und Wonne flossen die Tage der Gräfin Baillou dahin. Jeder brachte ihr neue Triumphe, neue Huldigungen, neue Siege. Sie war der Mittelpunkt aller Gesellschaften, die leuchtende Sonne aller Soiréen, aller Concerte und Bälle. Selbst die Damen schienen dieser siegreichen Schönheit gegenüber aufgehört zu haben, eifersüchtig und neidisch zu sein, und priesen laut die Liebenswürdigkeit, die Grazie und die strenge unnahbare Sittsamkeit der Gräfin Baillou, und fanden es ganz natürlich, daß die Männer entzückt von ihr waren. Sogar der Kaiser schien nicht ganz unempfindlich gegen die Liebenswürdigkeit dieser bezaubernden Frau zu sein, und hatte auf dem großen Ballfest beim Fürsten Esterhazy sie sogar zwei Mal zum Tanz aufgefordert. Es war daher natürlich, daß alle Diejenigen, welche durch ihren Rang und ihre Stellung auf das Glück hoffen durften, den Kaiser bei ihren Festen erscheinen zu sehen, sich auch beeilten, die schöne Gräfin Baillou einzuladen, von der Joseph gesagt, daß sie die interessanteste und geistvollste Dame in ganz Wien sei.

Heute wollte auch der junge Graf-Liechtenstein Podstadzky dem aristokratischen Wien ein Fest geben; die Gräfin Baillou hatte es übernommen, die Dame Patroneß desselben zu sein und in dem Salon des unverheiratheten Grafen für einige Stunden die Rolle der Dame vom Hause zu übernehmen, um es dadurch den Damen möglich zu machen, in dem Hôtel des jungen Grafen zu erscheinen. Freilich wäre es natürlicher gewesen, daß die Mutter des Grafen, die alte Gräfin Liechtenstein-Podstadzky, diese Rolle der Dame Patroneß übernommen hätte, allein man wußte, daß das alte gräfliche Paar seit lange schon nicht mehr im besten Einvernehmen mit seinem einzigen Sohn lebte, und sich in letzter Zeit ganz und gar von ihm zurückgezogen hatte. Die große Prachtliebe und Verschwendungssucht des jungen Grafen war seinen

Eltern ein Aergerniß, und man erzählte sich, daß dies der einzige Grund des Zerwürfnisses zwischen dem alten Grafenpaar und ihrem Sohn sei, und daß, jemehr der junge Graf verschwende, der alte Graf desto geiziger werde. Der Geiz des alten Grafen war in ganz Wien eben so anerkannt, als die Verschwendung des jungen Grafen, und mit demselben moquanten Lächeln, mit welchem man erzählte, daß der junge Graf Podstadzky sein Hôtel immer prächtiger eingerichtet, die Zahl seiner Lakayen verdoppelt, neue Equipagen und herrliche arabische Pferde angeschafft habe, mit demselben Lächeln sprach man von dem stets zunehmenden Geiz des alten Grafen, der sein Hôtel vermiethet, seine Dienerschaft zum Theil entlassen, seine Equipage verkauft und in einem einfachen Fiacre mit seiner Gemahlin zu Hofe fahre, obwohl es allgemein bekannt war, daß der alte Graf Liechtenstein Podstadzky zu den reichsten Aristokratenfamilien der Monarchie gehörte, und herrliche große Besitzungen in Ungarn hatte.

Niemand wunderte sich also darüber, daß die alte Gräfin nicht bei dem Fest ihres Sohnes die Rolle der Dame vom Hause übernommen, und selbst die Damen waren es zufrieden, daß die Gräfin Baillou sich dieser wichtigen Charge unterzogen hatte, denn nun durfte man gewiß sein, von einer anmuthigen und zuvorkommenden Wirthin empfangen zu werden, und auch den Kaiser bei diesem Fest erscheinen zu sehen, bei diesem Fest, von dessen wunderbarer Pracht und Herrlichkeit man sich in Wien wahre Mährchen erzählte, und auf welches Jedermann gespannt war.

Schon einige Stunden vor Anfang des Festes begann daher das Volk sich in der Straße, in welcher das Palais des jungen Grafen lag, zu sammeln, und mit neugierigem Staunen schauten hundert und aber hundert Augen auf die lange Reihe dieser Fenster hin, welche im Glanz der schon angezündeten Kronleuchter strahlten, und durch welche die glückliche Menge hier und da einen Blick in die reich mit Blumen, Gold, Sammet, Seide und Spiegeln drapirten Säle werfen konnte. Mitten in diesem Schauen und Spähen ward das Publikum der Straße auf einmal von dem raschen Heranrollen eines Wagens gestört, der, gezogen von vier köstlichen Schimmeln, daherbrauste, gerade hinein in die

Menschenmenge, die entsetzt und schreiend auseinander stiebte, und sich an die Häuser drückte, um nicht übergefahren zu werden. Die Equipage hielt vor dem Hôtel des Grafen an, zwei Lakayen in himmelblauem Sammet mit reicher Silberstickerei sprangen von dem hintern Tritt und eilten, den Kutschenschlag zu öffnen. Zu gleicher Zeit flogen die beiden Flügel der Thür des gräflichen Hôtels auf, und eine Schaar goldfunkelnder Lakayen eilte heraus und breitete einen kostbaren Teppich vor dem Hôtel bis zu dem Wagen hin, sich dann in ernster, feierlicher Haltung zu beiden Seiten des Teppichs aufstellend.

Und jetzt schwebte aus der geöffneten Kutsche eine Frauengestalt hervor, ganz eingehüllt in durchsichtigen Silberstoff, ganz übersäet mit Brillanten, die wie Sterne sie umfunkelten, und doch verdunkelt wurden von den wunderbaren, großen, flammenden schwarzen Augen, die in diesem reizenden bleichen Gesicht strahlten. Die Menge, bezaubert von dem Anblick dieser schönen feenhaften Erscheinung, brach aus in ein lautes Ach! der Bewunderung; die Dame hörte es, und blieb auf der ersten Stufe der Marmortreppe, die zu der Thür des Hôtels führte, stehen. Mit einer zugleich stolzen und anmuthigen Bewegung wandte sie ihr Haupt rückwärts, dem Publikum zu, und dankte ihm mit einem liebreizenden Lächeln für dieses Gemurmel, dessen schmeichelhafte Bedeutung sie gar wohl verstanden hatte. Das Publikum, ganz in Extase über dieses Lächeln, über diesen flammenden Blick der Dame, brach jetzt in ein lautes Jubelrufen aus, und begann Bravo! Bravo! schreiend zu applaudiren, als ob es sich nicht auf offener Straße, sondern im Theater befände, und der reizenden Prima Donna seine Huldigung darbringe.

Unter diesem Beifallrufen, diesem Applaudiren und Zujauchzen überschritt die Dame die Schwelle des Hôtels, und trat in den Flur ein. Die Zuschauer der Straße reckten die Köpfe empor, um ihr nachzuschauen, um diese mit Blumenfestons, mit Teppichen, Kronleuchtern und Statuen gezierte Vorhalle zu sehen, in der eine Anzahl von Livréebedienten auf- und niederschwirrte, und durch deren Mitte jetzt die funkelnde und blitzende Feengestalt, gefolgt von ihren Lakayen, langsam dahin schwebte.

Auf einmal indeß wurden die Thüren des Hôtels geschlossen, und die Menge, welche nur Aug' und Sinn für das glänzende Bild da vor sich gehabt, fand sich jetzt entnüchtert und fröstelnd auf der kalten, feuchten Straße wieder, und blickte fast grollend nach den Thüren des Hôtels, hinter denen die wunderbare Lichterscheinung verschwunden war.

Sie sahen nicht mehr, wie die reizende Frau jetzt an dem Fuß der Treppe von dem jungen Grafen Podstadzky empfangen ward, der athemlos die breite, wundervoll geschmückte, von duftenden Wachskerzen erhellte Treppe herunter eilte, und sich tief und demüthig vor der schönen Frau verneigte.

Sie dankte ihm nur mit einem Lächeln und nahm seinen Arm, um sich von ihm die Treppe hinauf führen zu lassen in die obern Säle. Schweigend schritt sie an seiner Seite dahin, und auch der junge Graf schien, befangen und zerstreut, kein Wort der Anrede finden zu können. Schweigend traten sie in den Vorsaal, und ihn durchschreitend in die lange Reihe dieser strahlenden, mit wahrhaft fürstlicher Pracht ausgestatteten Säle ein. Aber weder der Graf noch seine Begleiterin hatten einen Blick, einen Gedanken für diese Pracht, welche sie umgab; wie von Einem Wunsch geleitet, wandten sie ihre Schritte diesem kleinen halbdunkeln Cabinet zu, das daneben dem großen Empfangssaal sich befand.

In demselben angelangt, ließ der Graf die schweren Sammetportièren vor der Thür niederfallen, und dann schaute er mit einem scheuen, raschen Blick in dem Cabinet umher, als müsse er sich überzeugen, daß sie wirklich allein seien.

Keine Furcht, Carlo, flüsterte die Gräfin Baillou mit einem seltsamen Lächeln, wir sind allein, Niemand hört uns! Du kannst mir ungehindert sagen, daß ich bezaubernd schön bin, denn daß Du das sagen wolltest, lese ich in Deinen Augen.

Meine Augen können eben so wenig als meine Lippen nur den hundertsten Theil von dem Entzücken sagen, das mein Herz bei Deinem Anblick erfüllt, Arabella, sagte der Graf, die reizende Frau mit leuchtenden Blicken anschauend. Du bist so schön, Arabella, daß es mir scheint, die Frauen müssen Dich hassen, und die Männer müssen

bezaubert von Dir sein und Dir Alles gewähren, was Du nur fordern möchtest!

Sie thun es auch, Carlo, sagte die Gräfin stolz. Sie sind wirklich solche närrischen Thoren, sich von einer schönen Larve blenden zu lassen, und um ein paar schöner Augen willen ihre Besonnenheit und Nüchternheit zu verlieren.

Und Du, mein Engel, meine Fee, Du läßt sie Alle grausam zu Deinen Füßen schmachten und erhörst keinen von allen Deinen Anbetern! Das ist es gerade, was sie unwiderstehlich an Dich fesselt, was sie zu Deinen Sclaven, Dich zu ihrer Herrin macht, daß Du ihnen nicht die kleinste Gunst gewährst! O, Arabella, und ich Glückseliger, Beneidenswerther, ich allein bin es, den Du begnadigst mit Deiner Gunst, für mich allein hat diese stolze, siegreiche Gräfin Baillou ein Herz!

Ein Herz! rief sie mit einem lauten, spöttischen Lachen. Glaubst Du noch an solche alberne Chimäre, Carlo? Du irrst, mein armer Freund, ich habe kein Herz, ich habe keine Liebe, und an der Stelle, wo bei andern Frauen ein Herz schlagen mag, da sind bei mir allerliebste kleine Barren von Gold und Silber aufgehäuft, und statt der Liebesseufzer flüstern meine Lippen Zahlen, Zahlen, nichts als Zahlen. Sechs Millionen, sieben Millionen, acht Millionen, das sind die Seufzer meiner Liebe!

Einst warst Du anders, Arabella, einst sah ich Dein Antlitz in Liebe leuchten, hörte ich Deinen Mund Worte der Liebe, der Verzweiflung flüstern!

Einst! Du sprichst von meinem vergangenen Leben, von den Tagen, die jenseits des kalten Tiberstromes lagen. Still von ihnen! Die Arabella, die ich damals war, liegt in der Tiber begraben, und jener Thörin, die an Liebe, an Treue, an Glück und Unschuld glaubte, ist damals ganz Recht geschehen. Die Gräfin Baillon hat nichts gemein mit ihr. Sie ist in der Tiber getauft für die Welt der Sünde, des Verrathes, des Egoismus, der Lüge und des Verbrechens, und Du, Carlo, Du hast bei ihrer Taufe Gevatter gestanden. Du hast die neue Weltbürgerin unterrichtet in der Kunst des Lebens, und jetzt, Du allzu

empfindsamer Lehrer, jetzt verlangst Du auf einmal von Deiner Schülerin, daß sie noch ein Herz habe!

Das kommt daher, daß Deine unvergleichliche Schönheit, Deine Anmuth und Liebenswürdigkeit mich plötzlich hat empfinden lassen, daß ich noch ein Herz habe, Arabella.

Sie lachte wieder laut und spöttisch, und doch lag etwas finster Drohendes in ihren Augen. Du empfindest, daß Du ein Herz hast, Carlo? Du hast davon gerade so viel wie der Hase, der immer in der Ferne das Knallen der Flinte zu hören glaubt und davon rennt, noch bevor der Jäger sichtbar ist!

Du siehst indessen, Arabella, rief der Graf lachend, ich bin nicht davon gerannt, ich bin hier geblieben, obwohl mir zuweilen ist, als ob ich schon ganz nahe an meinem Ohr das Knallen des mörderischen Gewehrs vernähme, und als ob der Jäger, der mich erlegen wird, schon dicht hinter mir stände!

Hasenphantasie, sagte sie achselzuckend. Sieh doch um Dich, Carlo, gedenke doch daran, was wir waren, und was wir jetzt sind. Alle unsere Pläne sind geglückt, unsere kühnsten Wünsche haben sich erfüllt.

Wir tanzen über einem Abgrund, den wir uns mit Blumen überdeckt haben, murmelte er leise.

Aber wir *tanzen* doch, sagte sie lachend, und je länger wir tanzen, desto weiter werden wir uns von dem Abgrund entfernen, bis wir uns endlich hinein tanzen in den Hafen des Glücks, der Sicherheit und des Reichthums.

Ah, Du spottest meiner, Arabella, sagte er düster. Ich fürchte, ich habe mich verrechnet, und meine Pläne werden dereinst als meine Ankläger wider mich aufstehen!

Hasenphantasie! sagte sie wieder, aber dies Mal nicht mehr lächelnd, sondern verächtlich und zürnend. Anfangs warst Du so kühn, so siegesgewiß, und jetzt zitterst Du? Und doch begünstigt das Glück jeden unserer Schritte, doch leben wir in seinem vollen Sonnenschein und kein Schatten des Mißtrauens umdüstert unsere hellen Lichtschatten. Jedermann bewundert, liebt und beneidet uns, Jedermann drängt sich zu unsern Festen und selbst der Kaiser verliebt sich in die schöne Gräfin

Baillou, und hält es nicht unter seiner Würde, das Hôtel des Grafen Liechtenstein-Podstadzky zu besuchen und Theil zu nehmen an dem Fest, von welchem ganz Wien seit acht Tagen spricht, und dem die Gräfin Baillou als Dame Patroneß vorstehen wird! O, Carlo, ist das nicht eine Geschichte, über welche die Götter im Olymp, wenn sie es hörten, in ein homerisches Gelächter ausbrechen müßten?

Du hast Recht, Arabella, rief der Graf schnell erheitert, es ist eine Geschichte zum Lachen, und daß der Kaiser meine Einladung angenommen, das ist der Schild der Medusa, welches wir unsern Gläubigern vorhalten wollen und welches sie versteinern wird.

Gläubiger! sagte sie achselzuckend; haben wir denn Gläubiger?

Leider haben wir deren, rief der Graf lachend. Die guten Schafe sind willig hineingegangen in die Netze, die wir ihnen gestellt. Die bezahlten Rechnungen des ersten Vierteljahrs haben sie sicher gemacht, und uns einen unbegrenzten Credit eröffnet. Ach, Arabella, tritt doch einmal hinein in die Reihe dieser Säle, schau auf die fürstliche Pracht, die uns umgiebt, auf die funfzig Lakayen, die da unten in ihren goldstrotzenden Livréen meiner Gäste harren, auf meinen Marstall, in dem zwanzig der köstlichsten Pferde stehen, in meine Küchen, in denen französische Köche ein Herr von Küchenjungen commandiren und Speisen für unsere Tafel bereiten, Speisen, von denen eine Schüssel oft mehr als fünfhundert Gulden kostet, und endlich sieh auf mein Gewand, das mit seinen Brillanten wohl funfzigtausend Gulden werth ist,*) und auf Deinen Schmuck, der eben so viel gilt. Und dies Alles mein holder Engel, dies Alles gehört uns, und ist doch das Eigenthum dieser guten Schafe, die so dumm waren, sich von uns überlisten zu lassen, und welche dafür den Ehrentitel „Gläubiger des Grafen Liechtenstein" gewonnen haben!

Ein wahrer Edelmann muß Schulden haben, sagte die Gräfin

*) Solche kostbaren Herrentoiletten waren damals nichts Seltenes. Bei einem der Hoffeste zum Beispiel trug der Graf Palm ein Gewand, das siebenzigtausend Gulden gekostet hatte, und der Fürst Liechtenstein eine Uniform, die über hunderttausend Gulden Werth hatte.

lächelnd. Haben nicht die Fürsten Lobkowitz, Schönborn, Colloredo und wie sie Alle heißen mögen, Schulden, die noch ungeheuerlicher sind als ihre Einkünfte, umlagern nicht Tausende von Gläubigern ihre Paläste, daß selbst das Heer ihrer Lakayen kaum im Stande ist, sie von der Thür ihres Herrn zurückzuhalten? Ein ordentlicher Cavalier muß Schulden haben, und je mehr Gläubiger er hat, desto mehr muß man ihn für reich halten, denn nur wer viel Geld hat, hat viel Credit! Und dann, Carlo, wer hindert Dich, Deine Gläubiger zu bezahlen?

Zu bezahlen? fragte der Graf fast ängstlich. Du meinst doch nicht, daß —

Daß Du bezahlen solltest, wie Du es schon einmal gethan hast? Ja, das meine ich, Carlo! Deine Banknoten sind gut, bezahle, mein Freund, bezahle! Und dann, wenn alles Dies unser eigen ist, alle diese Schätze uns gehören, dann führen wir unsern letzten großen Plan aus, dann verkaufen wir Alles, unsere Meubles, unsere Paläste, unsere Silberservices, unsere Pferde und unsere Brillanten, verkaufen Alles, aber nicht gegen Banknoten, sondern nur gegen schönes, klingendes Silbergeld! Dann fort, fort in die Welt, fort nach der schönen Zauberstadt Paris, das sich, wenn wir reich, ungeheuer reich sind, zu unsern Füßen hinschmiegen wird, wie der bezähmte Löwe zu den Füßen der reinen Jungfrau. O, mein Freund, Geld macht unschuldig und mächtig, glücklich und geehrt, Geld bedeckt die Schande, und entschuldigt das Verbrechen! Geld —

Ein leises Klopfen an der Außenthür des Cabinets machte sie verstummen. Der Graf eilte hin, zu öffnen, während die Gräfin Baillou rasch durch die Portière in den großen Saal zurücktrat.

Es war der Haushofmeister des Grafen, welcher kam, seinem Herrn zu melden, daß so eben eine tief verschleierte Dame vorgefahren sei, welche durchaus begehre, den Grafen in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen.

So führen Sie dieselbe hier herauf in den Empfangssaal, sagte der Graf. Die Gräfin Baillou wird gewiß die Gnade haben, sie zu empfangen.

Gnädiger Herr, die Dame begehrt durchaus, Sie ganz allein zu

sprechen. Sie sagt, sie habe Ihnen eine Mittheilung von der äußersten Wichtigkeit zu machen.

Der Graf stutzte. Eine Mittheilung von der äußersten Wichtigkeit? wiederholte er. Nun denn, so führe die geheimnißvolle Dame hier herein!

Der Haushofmeister eilte fort und Graf Podstadzky trat in den Saal. Die Gräfin Baillou stand neben der Portière und empfing ihn mit einem Lächeln.

Ich habe Alles gehört, sagte sie, ihm leicht mit dem Finger drohend, aber ich erkläre, daß ich dieses Rendezvous im Halbdunkel des Cabinets nicht dulden werde. Haben Sie die Güte, mein Jupiter, diese geheimnißvolle Schöne hier im Saal beim Glanz des Kerzenlichtes zu empfangen, und mich in das Boudoir eintreten zu lassen. Das ist weniger gefährlich für uns Alle und erlaubt uns, das Antlitz dieser Dame zu erkennen, die es wagt, ihre Tugend und Unschuld hierher in den Löwenrachen zu tragen! Ich ahne, wer die Dame ist, und es gelüstet mich, diese stolze Spröde einmal in der Nähe zu sehen!

Sie meinen, daß es Rahel Eskeles ist? fragte der Graf.

Gräfin Baillou nickte. Sie kommt ohne Zweifel, um ihres Geliebten Verzeihung anzuflehen für die Schmach, welche ihr Vater ihm angethan! Fort also! Eile der Dame entgegen, Carlo, und führe sie hier herein, während ich mich in das Cabinet hier flüchte. Aber sei auf Deiner Huth, denn sobald ich Gefahr für mich wittere, trete ich zwischen Euch!

Sie nickte dem Grafen lachend zu und trat in das Cabinet ein, die Portière sorgsam hinter sich zuziehend. Graf Podstadzky aber eilte nach der Thür des Salons und begegnete an derselben der geheimnißvollen Unbekannten, die eben, gefolgt von dem Haushofmeister, den Corridor herauf schritt.

V.

Mutter und Sohn.

Mit einer nachlässigen Verbeugung und einem leichtfertigen Lächeln bot der Graf der Unbekannten, deren ganze Gestalt ein schwarzer Mantel verhüllte, deren Gesicht sich unter dichten schwarzen Schleiern barg, den Arm, und führte sie in den Salon. Der Haushofmeister schloß hinter ihnen die Thür, und inmitten dieses leuchtenden, glänzenden Raums stand jetzt der Graf der schweigenden, ernsten Gestalt gegenüber.

Sind wir hier allein? fragte sie mit zitternder, leiser Stimme.

Ganz allein, meine reizende Sphinx, sagte der Graf, nur Gott Amor wird hier die süßen Geheimnisse belauschen, die Dein reizender Mund mir verkünden wird. Aber zuerst erlaube mir, diese neidischen Schleier zu lüften und Dein himmlisches Antlitz zu schauen, mein geheimnißvoller Engel! Gestatte mir, unter der Nacht dieser Hüllen die Sonne Deiner Schönheit hervorleuchten zu lassen!

Er zog die Dame weiter vor in den Saal, gerade zu dem Candelaber hin, der neben dem Eingang zu dem Cabinet aufgestellt war, und von welchem zwanzig Wachskerzen ihr Licht ausströmten.

Die Dame sträubte sich nicht, sie wehrte es dem Grafen nicht, als er jetzt seine Hände zu ihrem Haupt erhob, um die Schleier von demselben fortzuziehen und ihr Antlitz zu erhellen.

Sie stand unbeweglich, wie erstarrt da und ließ es geschehen, daß er ihren Mantel öffnete, daß er die Schleier zurückschlug.

Aber wie er den letzten Schleier hob, tönte ein Schrei des Entsetzens von des Grafen Lippen, und rückwärts taumelnd ächzte er: Meine Mutter! O, meine Mutter!

Hinter der Portière hervor erschallte ein leises, höhnisches Lachen, aber die Beiden achteten nicht darauf, sie hörten nichts als das stürmische Klopfen ihrer Herzen, sie sahen nichts als ihre beiden bleichen tiefbewegten Gesichter.

Ja, Deine Mutter ist es, welche zu Dir kommt! sagte die bleiche, hohe Frauengestalt, Deine Mutter, welche einst feierlich gelobt hat, niemals wieder die Schwelle Deines Hauses zu überschreiten, niemals wieder Dir ihr Haus zu öffnen! Aber ein Mutterherz kann nicht ewig zürnen, es verzeiht selbst dem Verbrecher! Ich komme, mein Sohn, um Dir meine Vergebung zu bringen! Ich komme, um Dich zu warnen, um Dich zu retten, wenn ich es noch vermag!

Der junge Graf antwortete noch immer nicht. Er war wie entsetzt zurückgewichen von seiner Mutter, und schaute sie jetzt aus der Ferne mit starren, traurigen Blicken an. Ihre Worte machten keinen Eindruck auf ihn, vielleicht hatte er sie gar nicht gehört; in sich erschauernd murmelte er leise vor sich hin: ist das meine Mutter? O, ihr Haar ist so weiß geworden, ihre Stirn ist so tief gefurcht!

Die Gräfin lächelte traurig. Du findest mich verändert seit den zwei Jahren, die Du mich nicht gesehen? Thränen und schlaflose Nächte machen alt, und ich habe viel um Dich geweint und um Dich gewacht! Aber die Liebe läßt sich nicht hinwegweinen, sondern nur der Zorn, und in den schlummerlosen Nächten ist in dem Mutterherzen die Sehnsucht nach ihrem einzigen Sohn immer mehr erwacht, und hat mit angstvollen Augen um sich geschaut nach ihrem Liebling, und hat sich entsetzt, als sie ihn endlich gefunden, umgeben von Pracht und Glanz, in der Fülle des Reichthums und des Ueberflusses! O, mein Sohn, Dein Reichthum ist es, der mich hergetrieben, Deine Pracht hat mein Herz mit solcher Angst, solchem tödtlichen Schrecken erfüllt, daß ich alles Andere vergaß, und nur die Eine Pflicht noch fühlte, zu Dir zu eilen, Dich zu warnen!

Und weshalb willst Du mich warnen, meine Mutter? fragte der junge Graf, der jetzt seine sichere, sorglose Haltung wieder gefunden.

Ich will Dich warnen, mein Sohn, weil vielleicht sonst das Unglück bald mit furchtbarer Gewalt über Dich herein brechen könnte!

Ah, ich fürchte das Unglück nicht, rief der Graf mit einem übermüthigen Lachen. Woher sollte mir auch jetzt in der Fülle des Glücks und des Reichthums das Unglück kommen?

Von Deinem Vater, mein Sohn, sagte seine Mutter ernst, und

indem sie dicht zu ihm herantrat und ihre Hand auf seine Schulter legte, sagte sie mit leiser hastiger Stimme: Dein Vater weiß nicht, daß ich hier bin, er würde es mir nie verzeihen, wenn er erführe, daß ich unsern Schwur gebrochen, daß ich dem Gelübde untreu geworden, welches wir vor zwei Jahren in jener fürchterlichen Stunde geleistet haben! Ich muß Dich heute an jene Stunde erinnern, Carl, ich muß Dir Alles das zurückrufen, was damals zwischen uns geschah, muß Dir die Veranlassung vergegenwärtigen, weshalb ein unglückliches Elternpaar den einzigen Sohn von seinem Herzen verstieß.

Warum wollen Sie diese Vergangenheit heraufbeschwören, da wir sie doch Beide kennen, und schwerlich vergessen haben? fragte der Graf achselzuckend. Ich habe wenigstens nichts vergessen, ich sehe noch meinen Vater, blaß vor Wuth, mit geballter Faust auf mich zuschreiten, ich sehe meine Mutter, welche mit flammenden Augen neben ihm steht, und ihre Hand nicht erhebt, um die Faust meines Vaters aufzuhalten, und sie fällt nieder auf die Schulter ihres Sohnes, der, in Ehrfurcht vor seinem Vater, sich nicht zur Wehre setzt, sondern nur mit einem Schrei des Entsetzens zurücktaumelt, und wie zerschmettert in seine Kniee sinkt. Ah, meine Mutter, fuhr der Graf mit zitternden Lippen, mit einem wilden höhnischen Lächeln fort, gehen Sie doch zu meinem Vater, und erinnern Sie ihn an jene Stunde, wo ein unnatürlicher Vater den Fluch aussprach über seinen unglücklichen Sohn, und ihn mit Verwünschungen fortstieß von der Schwelle seines Hauses, wo er in seiner Wuth die Faust aufhob gegen den Sohn, den die Ehrfurcht wehrlos machte! O, Mutter, Mutter, bis dahin war ich nur ein Leichtsinniger gewesen, aber in jener Stunde empfing ich von meinem Vater den Ritterschlag des Verbrechers. Sagen Sie ihm das, sagen Sie ihm, daß ich ihn verantwortlich mache für Alles, was geschehen, für Alles, was noch geschehen kann, daß Er der böse Dämon ist —

Still, unterbrach ihn seine Mutter mit gebieterischem Ton, Du lästerst Deinen Vater, Du willst die Schuld auf ihn wälzen, und weißt wohl, daß Du allein der Schuldige bist. Du sprichst von den Schrecknissen dieser Stunde, aber nicht von den Ursachen dieser Schrecknisse! Du sagst nicht, weshalb Dein Vater seiner Liebe vergessen und Dir

fluchen mußte, Du sagst nicht, was es war, das ihn in so schmerzliche Wuth versetzen konnte! Sage auch das, sprich es aus, damit diese glänzenden Räume es hören, damit diese Kerzen auslöschen, damit die Brillanten Deines Kleides ihren Glanz verlieren vor Entsetzen: weshalb fluchte Dir Dein Vater? Was hattest Du gethan? Ich befehle Dir, es mir zu sagen, denn ich will wissen, ob der reiche Graf Carl Podstadzky es nicht vergessen hat. Sprich, was hattest Du gethan, weshalb Dein Vater Dir fluchte?

Ich hatte falsche Wechsel gemacht, murmelte der Graf, ganz beherrscht von dem stolzen gebieterischen Wesen seiner Mutter, und vor ihren flammenden Blicken die Augen niederschlagend.

Ja, Du hattest falsche Wechsel gemacht, wiederholte sie drohend. Du hattest die Handschrift Deines Vaters unter Papiere gesetzt, welche Du Deinen Gläubigern gegeben, Du hast mit dem trügerisch nachgeahmten Namen Deines Vaters Dir eine Million erschwindelt. Du warst ein Fälscher und Betrüger, der Sohn Deines Vaters war zu einem Verbrecher geworden!

Warum erkannte mein Vater seine Unterschrift an? fragte der Graf mit erzwungener Harmlosigkeit. Es stand ja bei ihm, die Handschrift als unächt zu erklären. Er würde sich dadurch eine Million erspart haben!

Er würde seinen Namen der Schande überliefert haben, rief die Gräfin energisch. Er würde seinen einzigen Sohn den Gerichten haben überliefern müssen, und das Verbrechen, welches jetzt nur heimlich das Glück Deiner Eltern mordete, wäre dann vor aller Welt zu unserer Schande bekannt geworden! Dein Vater schwieg also und bezahlte die Wechsel. Aber um es zu thun, mußte er seine Güter verpfänden, mußte er Alles hingeben, was er besaß. Wir sind arm geworden, um uns die Ehre zu retten, wir haben bisher schweigend und in der Stille uns allen Entbehrungen unterzogen, wir haben es lächelnd erduldet, daß man uns geizig nannte, daß man unsern Geiz als die Ursache des Zerwürfnisses zwischen uns und Dir anführte, wir haben es Niemand verrathen, daß unsere Güter verkauft und verpfändet sind. Man hält uns noch immer für die reichen Leute, die wir einst waren, man lacht

und verspottet uns um unsers Geizes willen! Wir haben dazu geschwiegen, und auch Dein Vater würde noch ferner schweigen, wenn nicht jetzt ein neuer furchtbarer Verdacht gegen Dich in ihm erwacht wäre. Ganz Wien spricht von dem Glanz Deines Hauses, erzählt von Deinem Reichthum, Deinen Festen, und mit Schaudern fragt sich Dein Vater, woher Dir dieser Reichthum kommt? Woher Du, der Du Dein eigenes Vermögen vergeudet, der Du nichts besitzest, und nichts zu erben hast, als die bezahlten Wechsel Deines Vaters, woher Du plötzlich wieder diesen Reichthum genommen, der ganz Wien in Erstaunen versetzt?

Ich habe einen Schatz entdeckt, das ist klar, rief ihr Sohn mit einem rauhen Lachen.

Wenn es so ist, dann antworte das der Welt, sobald sie die Erklärung Deines Vaters gelesen!

Die Erklärung meines Vaters? Was will er thun?

Er will öffentlich und freimüthig in den Zeitungen die Welt über den Irrthum aufklären, in dem sie befangen ist, wenn sie ihn für reich hält. Er will es laut bekennen, daß wir arm und mittellos sind, daß wir nichts mehr besitzen, als eine Revenue von sechstausend Gulden, die auch nach unserm Tode unsern Gläubigern anheim fällt, er will mit seinem Ehrenwort versichern, daß sein Sohn nichts mehr von ihm zu erben hat, daß er arm und mittellos ist, wie sein Vater.

Wenn er das thut, bin ich verloren, rief der Graf, überwältigt von dem ersten Schrecken.

Ach, es ist also wirklich so wie ich ahnte, schrie die Mutter verzweiflungsvoll. Du bist verloren, wenn Dein Vater bekennt, daß er nicht reich ist, daß er Dir nichts zu hinterlassen hat. Du hast also Andere getäuscht mit dieser Erbschaft, Du hast Vortheil davon gezogen, daß man Deinen Vater einen reichen Geizhals nennt? Sieh' mich an, Carl, sieh mir in das Auge, in das Auge Deiner Mutter, welche Dich einst so grenzenlos geliebt hat, ach, Dich vielleicht noch grenzenlos liebt. Sieh' mich an, und sage mir, woher hast Du diesen Reichthum? Von wem kommt Dir diese Pracht und dieser Glanz?

Der Graf versuchte es, seine Augen auf das bleiche angstvolle

Antlitz seiner Mutter zu heften, mit offenem Blick ihrem Anschauen zu begegnen, aber er vermochte es nicht. Vor ihren flammenden durchbohrenden Augen senkte er den Blick zu Boden.

Die Gräfin sah es und ein tiefes Aechzen quoll aus ihrer Brust hervor, ihre ganze Gestalt schwankte und zitterte, aber sie faßte sich gewaltsam zusammen. Dicht zu ihrem Sohn hintretend, legte sie ihre beiden Hände an seine Wangen, hob sein Gesicht empor und starrte ihn an in athemloser, fürchterlicher Angst.

Es war eine stumme Scene voll grauenvoller Beredtsamkeit, voll entsetzlicher Pein, und selbst der Graf Podstadzky fühlte sein Herz bewegt davon.

Woher hast Du Deinen Reichthum, mein Sohn? zischelte die Gräfin, deren Zähne auf einander schlugen, wie im Fieberfrost. Woher kommt Dir all dies Geld und die Pracht? Sage es mir, ich bin immer noch Deine Mutter, und ich werde Dich nicht verrathen, aber ich werde suchen, Dich zu retten.

Du kannst mich nicht mehr retten, meine Mutter, flüsterte der Graf dumpf in sich hinein.

Ah, das heißt, Du bekennst, daß Du schuldig bist! rief seine Mutter mit einem lauten Schmerzensschrei. Aber nein, nein, ich will's nicht glauben, ich kann's nicht glauben! Ich will Dich auch nicht mehr fragen, woher Dir der Reichthum gekommen! Ich will nichts mehr wissen von der Vergangenheit, sie soll ausgelöscht sein aus meinem Gedächtniß und auch aus dem Deinen, mein Sohn. Ich will nur noch wissen, ob Dir Gefahr droht, und ob ich meinen Sohn erretten kann. Dein Vater ist unbeugsam, Du weißt es, er wird diese Erklärung geben, er wird es laut vor aller Welt sagen, daß er arm ist, daß Du nichts von ihm zu erben hast, und dann wird das Unwetter über Dir zusammenbrechen, ich fühle das, ich weiß es, Gott flüstert es meinem Mutterherzen zu, damit es den Sohn errette, der einst unter ihm gelegen!

Gott! rief ihr Sohn, sich gewaltsam noch einmal aufraffend aus der tiefen Bewegung, die ihn fast überwältigte. Gott kümmert sich nicht um mich und weiß wenig davon, ob ich sterbe und verderbe!

Aber Gott hat Erbarmen mit den Schmerzen und der Verzweiflung

einer Mutter, rief die Gräfin, und er wird Dir vergeben um Deiner Mutter willen, welche bereit ist, um Deinetwillen Alles zu verlassen, ihre Heimath, ihren Namen, ja selbst den Gemahl, den sie liebt, und mit dem sie dreißig Jahre des Lebens Last und Qual getragen hat. Komm, mein Sohn, laß uns entfliehen, weit, weit fort in die Welt gehen, wo uns Niemand kennt, Niemand von uns weiß. Verlasse diesen stolzen Palast, der bald in Trümmern über Dir zusammenfallen und Dich zerschmettern wird. Folge mir in irgend ein stilles Thal der Schweiz, da wollen wir uns niederlassen unter irgend einem fremden Namen, da wollen wir als einfache Bauersleute uns hingeben an die Stille und den Frieden der Natur, da wollen wir neue Menschen werden und ein neues Leben beginnen.

Ach, meine Mutter, wenn ich das könnte, rief der Graf, wenn ich mich erretten könnte von dem Verbrechen und der Schande! wenn — Thränen erstickten seine Stimme, Thränen, die er nicht mehr im Stande war, zurückzuhalten, die Bächen gleich sein Antlitz überströmten, das er jetzt schamvoll und zitternd in seinen Händen barg.

Ein Ausdruck seligen Entzückens flog über das Gesicht seiner Mutter hin. Er weint, rief sie, ich habe sein Herz gerührt, denn er weint seine ersten Thränen der Reue. Um dieser Thränen willen wird Gott Dir vergeben, mein Kind. Nun komm, fliehe dieses Haus des Verbrechens, sage, daß Du es willst, und in dieser Nacht noch reisen wir ab. Sieh, ich habe heimlich meine alten Familienbrillanten verkauft, damit wir ein kleines Capital haben, mit dem Du Dein neues Leben beginnen kannst, dafür wollen wir uns in irgend einem abgelegenen Thal der Schweiz einen Bauerhof kaufen, und da sollst Du Bauer werden!

Ein helles melodisches Lachen erschallte hinter ihr und eine spöttische Stimme rief: Bauer! Der Graf Podstadzky soll Bauer werden!

Die Gräfin wandte sich um und sah hinter sich eine junge Frau von blendender Schönheit, strahlend im Glanz der Jugend, funkelnd von Brillanten und Geschmeide, welche mit einem harmlosen anmuthigen Lächeln der Gräfin in das erstaunte, fragende Antlitz sah.

Arabella! flüsterte der Graf, und mit einer raschen Bewegung nahm er sein Tuch und trocknete die Thränen aus seinen Augen fort.

Die beiden Frauen blickten einander noch immer an, die Eine lächelnd, sieggewohnt, die Andere finster und mit drohendem Zürnen. Dann wandte die Gräfin langsam ihr Haupt nach ihrem Sohne hin. Wer ist diese Frau? fragte sie, mit erhobenem Finger auf Arabella hindeutend.

So komm doch her zu mir, Carlo, und stelle mich der Frau Gräfin Mutter vor, rief Arabella lachend. Beobachte doch ein wenig die Formen und Cermonien der Welt, denn noch bist Du ja nicht der idyllische Bauer des einsamen Schweizerthals!

Sie hat uns belauscht! rief die Gräfin verächtlich.

Ja, ich war dort in jenem Cabinet, sagte Arabella lächelnd, ich hatte das Glück, dieser ganzen erhabenen Scene beizuwohnen. Frau Gräfin, Sie haben gespielt wie eine Heldin, aber wie mir scheint wurden Sie von Ihrem Sohne schlecht unterstützt. Die Rolle eines zerknirschten Sünders zu spielen, ist ein sehr undankbares Geschäft, und als verlorner Sohn heimgeholt zu werden, hat immer den Anschein des Lächerlichen. Und dieser verlorne Sohn soll noch dazu zur Sühne einen Bauernkittel tragen und sich in eine Idylle auflösen!

Wer ist diese Frau? fragte die Gräfin zum zweiten Mal.

Ihr Sohn hatte jetzt vollkommen seine Fassung und Ruhe wieder gewonnen. Er näherte sich Arabella und ihre Hand fassend, sagte er: meine Mutter, ich habe die Ehre, Ihnen hier die Gräfin Baillou vorzustellen, die Dame Patroneß meines heutigen Festes.

Die alte Gräfin erwiederte die tiefe Verbeugung Arabellens nur mit einem stolzen Kopfnicken und wandte sich wieder an ihren Sohn. Wirst Du jetzt mit mir kommen, mein Sohn? fragte sie.

Aber, gnädigste Gräfin, rief Arabella lächelnd, wie könnte der Graf Podstadzky jetzt wohl sein Hôtel verlassen, jetzt in dem Augenblick, wo er die ganze Aristokratie Wiens, wo er den Kaiser selbst in diesen glänzend geschmückten Sälen empfangen wird.

Höre nicht auf sie, mein Sohn, höre nicht auf die Stimme des bösen Engels, der Dich in's Verderben stürzen wird, bat die alte Gräfin, ihre Augen mit einem flehenden, zärtlichen Ausdruck auf ihren Sohn heftend. Denke an Alles das, was ich Dir gesagt habe, mein Sohn, denke an das Verderben, welches Dich bedroht, und folge mir, rette

Dich vor dem Verderben und der Schande! Wirf all diesen leeren Tand des Luxus, diesen gleißnerischen Plunder des Reichthums von Dir und komm! O mein Sohn, steh' nicht so bleich und unentschlossen da! Raffe Dich auf und sei ein Mann!

Ja, wiederholte Arabella lachend, raffe Dich auf und sei ein Mann, und laß Dich nicht schelten wie ein Schulknabe, sondern habe den Muth, frei zu sein! Was kümmert es diese Dame, woher Du Deine Reichthümer nimmst, und wie viel Schulden Du machst, da sie dieselben nicht bezahlen will? Was kümmert sie überhaupt der Graf Podstadzky, da diese unnatürlichen Eltern sich von ihm losgesagt und den Sohn von ihrer Schwelle verstoßen haben?

Höre nicht auf sie, mein Sohn, sie ist Dein böser Dämon! sagte die Gräfin. Antworte mir, willst Du mit mir kommen?

Eine Pause trat ein. Arabella heftete ihre großen Augen mit einem lächelnden zärtlichen Blick auf den Grafen. Er begegnete diesem Blick und schien aus demselben sich Muth und Entschlossenheit zu erschauen.

Nein, meine Mutter, sagte er endlich, nein, ich bleibe! Weshalb sollte ich auch gehen? Ich bin hier glücklich, geehrt und zufrieden, ich bin reich und unabhängig, ich bleibe! Lassen wir es genug sein dieser tragi-komischen Scene! Das Glück lächelt mir entgegen mit allen seinen Genüssen, ich wäre ein Thor, ihm den Rücken zu kehren! Ich bleibe!

Zum ersten Mal heut hast Du gesprochen wie ein Mann, sagte Arabella, ihm mit den Spitzen ihrer rosigen Finger einen Kuß zuwerfend.

Du hast gewählt zwischen mir und ihr, rief die Gräfin feierlich. Noch einmal bot Dir das Schicksal die Hand, Du hast sie verschmäht, jetzt wird das Schicksal über Dich hereinbrechen! Lebe wohl, unglücklicher, verlorner Sohn! Möge Gott Dir gnädig sein!

Sie wandte sich ab, warf ihren Mantel wieder um und ließ ihren Schleier wieder über ihr Antlitz niedergleiten.

Ihr Sohn wagte es nicht, ihr behülflich zu sein, denn obwohl er sie nicht ansah, fühlte er doch, daß Arabella ihn anschauete mit ihrem fascinirenden, spöttischen Blick, und dieser Blick hemmte seinen Fuß und bannte ihn an seine Stelle. Er ließ es schweigend geschehen, daß seine Mutter sich entfernte; sie that es ohne einen weitern Gruß oder Blick

hochaufgerichtet, ernst und langsam schritt die schwarze verhüllte Gestalt durch die glänzenden prachtvollen Säle dahin, und die flammenden Kerzen, und die funkelnden Lustres, an denen sie vorüberschritt, warfen ihre Schattengestalt über diese goldenen Tapeten, diese funkelnden Spiegel, und unter diesem dunklen Schatten der entfliehenden Mutter erbleichte der Glanz und die Pracht dieser Säle.

Immer weiter und weiter entfernte sich die dunkle Gestalt. Der Graf blickte ihr athemlos nach, jetzt, als sie dort hinten den letzten der Säle betreten, als sie der Ausgangsthür sich näherte, machte er eine Bewegung, als wollte er ihr nacheilen, aber sofort legte sich die rosige Hand Arabella's auf seinen Arm.

Bleibe, mein Freund, bleibe, sagte sie zärtlich. Von jetzt an will ich Deine Mutter sein, wenn Du denn durchaus eine Mutter haben willst, Du zärtliches Muttersöhnchen.

Er schloß sie mit einer wilden Leidenschaftlichkeit in die Arme. Nein, ich brauche keine Mutter, ich will keine Mutter haben! Ich brauche nur Dich, nur eine Geliebte, welche mir treu ist, welche mich nie verläßt, und mir überall hin folgt, auch auf das Schaffot!

Pfui, welch ein häßliches Wort, sagte die Gräfin lächelnd, wie schlecht paßt das zu diesen Sälen und zu uns selber! Sieh, mein Carlo, wenn wir einander umschlingen, so ist es eine halbe Million Gulden, welche sich in unsern Brillanten küßt, und mein begeistertes Herz singt wieder sein altes Liebeslied: Vier Millionen, fünf Millionen, sechs Millionen! Heute Abend müssen wir glänzende Geschäfte machen, Carlo! Ich selbst werde Bank halten! Die Dame Patroneß wird wohl das Recht haben, wenn der Kaiser fort ist beim Pharao zu präsidiren, und Du weißt wohl, meine Karten versagen mir niemals!

Nein, Deine Karten versagen Dir niemals, meine himmlische Zauberin, rief der Graf, einen wilden Kuß auf ihre Lippen drückend. Schaffe uns Millionen, meine Zauberin, und dann laß uns fliehen! O, mit Dir will ich fliehen bis an das Ende der Welt, mit Dir auch in ein einsames Schweizerthal!

Aber nicht als Bauern, sondern als Herren wollen wir da leben, Carlo! Die ganze Welt soll uns beneiden um unsers Reichthums willen.

Also muthig vorwärts, wir müssen erst unsere Millionen haben! Und höre, Carlo, sei vernünftig und mache nicht wieder ein eifersüchtiges Gesicht, wie neulich. Der alte Oberst Szekely liebt mich bis zur Raserei, und er ist reich. Er soll heute Abend beim Pharao neben mir sitzen, und ich versichere Dich, dieser Platz wird ihm viel Geld kosten!

Ich glaub's, ich glaub's, denn Du hast Deine Karten gut gemischt, und —

Eben trat der Haushofmeister in den Saal. Ein Laufer des Kaisers ist soeben angelangt, gnädiger Herr!

Was bringt er?

Se. Majestät bedauern, heute Abend nicht hierher kommen zu können, Se. Majestät ist verhindert!

Es ist gut, Duval! Wie, noch sonst Etwas?

Es sind noch einige andere Boten gekommen, gnädiger Herr! Die beiden Fürstinnen Lichtenstein, die Gräfin Thun und die Fürstin Esterhazy haben gleichfalls geschickt und sich entschuldigen lassen.

Gut, gut, Duval! Gehen Sie, unsere Gäste werden bald kommen!

Der Haushofmeister entfernte sich, und die Beiden blieben wieder allein. Jetzt war das Lächeln von Beider Antlitz verschwunden, und mit trüben, verstörten Mienen schauten sie einander an.

Der Kaiser läßt absagen? fragte der Graf leise.

Und auch die vier ersten Damen der Gesellschaft, die tonangebenden Damen, in deren Gesellschaft der Kaiser immer seine Abende zuzubringen pflegt, auch sie lassen sich entschuldigen? flüsterte Arabella. Seltsam! Was bedeutet das?

Ja, was bedeutet das? wiederholte der Graf, und wie er jetzt mit scheuem Blick vor sich hinstarrte, war es ihm, als sähe er wieder durch diese glänzenden Säle da vor sich die dunkle Trauergestalt seiner Mutter dahin gleiten, die mit einem schwarzen Schatten seine Pracht und seinen Reichthum verdunkelte.

Das bedeutet, daß das Unheil über uns kommt, Arabella, flüsterte er leise.

Nein, Deine Gäste kommen, rief sie lachend. Hörst Du nicht das Heranrollen der Equipagen! Jetzt Muth, Carlo, Muth! Weg mit den

Falten und dem trüben Blick! Ein klares Auge, eine wolkenlose Stirn und ein heiteres Lächeln für Deine Gäste, Graf Liechtenstein-Podstadzky!

Die Thüren des ersten Saals flogen eben auf, und die Damen rauschten herein in ihren glänzenden Toiletten, begleitet von ihren Cavalieren in den reichen Uniformen, mit den funkelnden Ordenssternen auf ihrer Brust.

Graf Liechtenstein-Podstadzky eilte ihnen entgegen mit wolkenloser Stirn und klarem Blick, und die Gräfin Baillou, die Dame Patroneß, empfing sie mit einem bezaubernden Lächeln.

VI.

Der doppelte Schwur.

Du willst mich schon wieder verlassen, mein Geliebter? O, bedenke, daß es drei lange, lange Wochen her ist, seit ich Dich zuletzt gesehen! Bleibe, mein Günther, bleibe! Sieh, es ist noch so früh, Niemand wird mich im Hause vermissen, und mein Vater verläßt sein Comtoir nicht vor neun Uhr! O, mir scheint, wir haben uns noch so Vieles zu sagen, so Vieles mit einander zu verabreden. Bleibe, denn eine tödtliche Angst befällt mich jetzt, da Du gehen willst! Wer weiß, Günther, wann wir uns wiedersehen!

Morgen, alle Tage, wann Du willst, meine Rahel! Jeden Morgen werde ich, wie heute, in der frühen Morgenstunde hinter der Mauer an der Pforte Eures Gartens stehen und warten, ob meine Rahel kommt, mir die Pforten des Paradieses zu öffnen und mich einzulassen in den Himmel!

Und jeden Morgen werde ich, so wie der Tag graut, hinunter eilen in den Garten; selbst Sturm und Regen soll mich nicht hindern, die Liebe trotzt allen Ungewittern und ist immer voll Sonnenschein und Gluth. Und hier im Pavillon, hier sind wir ja geborgen gegen die rauhe Luft

und die kalte Neugierde der Welt. Hier ist Niemand bei uns als Gott, und der sieht in unsere Herzen und segnet den Bund unserer Liebe.

O, Rahel, wie ich Dich anbete um dieses freudigen, heitern Vertrauens willen! Du bist meine Heldin, meine tapfere Minerva! Wenn ich bei Dir bin, fürchte ich nichts, ich bin voll Zuversicht und Vertrauen, und nicht der leiseste Schatten verdüstert mir mein Himmelsglück. Aber fern von Dir, Rahel, fern von Deinen glänzenden Augen, da kommen die Zweifel und die Sorgen, da kommt die Entmuthigung und die Furcht.

Und was fürchtest Du, mein Geliebter?

Ich fürchte Alles, Rahel! Ich fürchte den Stolz und die Strenge Deines Vaters, und sein täglich wachsender Reichthum macht mich zittern. O, in dem Stolz dieses Reichthums wird er des armen Günther lachen, der es wagt, seine Tochter zu lieben, und doch nichts besitzt, was in den Augen des reichen Eskeles Flies Werth hat, keinen Rang, keine Titel und keinen Reichthum.

Aber eine edle Seele und ein großes Herz! rief Rahel, ihren Geliebten mit flammenden Blicken anschauend; einen erhabenen Geist und ein reiches Gemüth, das besitzest Du, mein Günther. Und besitzest Du nicht außerdem noch das Vertrauen des Kaisers? Bist Du nicht sein erster Geheim-Secretair? Nennt er Dich nicht seinen Freund, hat er Dir nicht jetzt wieder einen Beweis Deiner Anerkennung gegeben?

Ja, rief Günther mit einem bittern Lachen, er hat „zum Dank meiner Verschwiegenheit und Treue", wie es in dem Rescript heißt, mein Gehalt von zweitausend auf dreitausend Gulden erhöht. Dies ist eine Genugthuung und eine Freude für mich, aber es ist keine Anerkennung in den Augen Deines Vaters. Er, welcher seinem ersten Buchhalter vielleicht ein doppelt so hohes Gehalt giebt, er blickt mit Verachtung nieder auf den armen Beamten, dessen einziger Vorzug ist, daß er seinem Kaiser treu dient, der nichts hat auf der Welt, um das ihn der reiche Herr Eskeles Flies beneiden könnte. O, Rahel, warum bist Du nicht ein armes Mädchen, warum ist Dein Vater so reich, daß sein Geld selbst meine Liebe verdächtigt!

Lästere Dich nicht selbst, mein Geliebter, sagte sie glühend. Nie-

mand wird es wagen, Dich des Eigennutzes zu beschuldigen, Niemand wird in dies stolze, edle Antlitz, auf diese hohe, gedankenreiche Stirn schauen und Dich einer unedlen, gemeinen Regung fähig halten. Und dann, mein Günther, was würde es Dir auch nützen, daß mein Vater reich ist, da Du doch niemals sein Eidam werden kannst, da Eure strenge, unduldsame Christenreligion es Dir niemals gestatten wird, der Gemahl der Jüdin zu werden.

O, wärst Du arm, meine Rahel, dann würde ich versuchen, Dich mir und meiner Religion zu gewinnen. Dann würd' ich Dich auf meinen Knieen anflehen, Dich meinem Gott, welcher der Gott der Liebe und der Versöhnung ist, zuzuwenden, und dem Juden-Gott, welcher der Gott der Rache und der Verdammniß ist, zu entsagen. Vielleicht möchte es meiner Liebe, meinem Flehen gelingen, Deinen für alles Große, Edle und Erhabene begeisterten Sinn der heiligen Lehre Christi zu erschließen und ihm eine gläubige Jüngerin, mir ein liebendes Weib zu gewinnen.

Günther, niemals würde mein Vater einwilligen, daß ich eine Christin werde! sagte Rahel mit schnell umdüstertem Angesicht. Wenn ich der Religion meiner Väter entsagte, würde er sterben vor Gram und Zorn, aber bevor er stürbe, würde er mir fluchen!

Du sagst das so ruhig, und es ist doch das Todesurtheil meiner Liebe und Hoffnung, was Du aussprichst! rief Günther verzweiflungsvoll.

Rahel blickte ihm mit leuchtenden Augen und einem stolzen glücklichen Lächeln in das erregte Angesicht. Ich sage das so ruhig, weil ich meiner selbst bewußt bin, weil ich weiß, was ich will! Weißt Du es nicht, mein Günther? Weißt Du es nicht, daß Deine Rahel Dir treu sein will, daß sie nie und nimmer von Dir lassen kann und wenn Erd' und Himmel sich auflehnten gegen unsere Liebe? Daß sie Erd' und Himmel trotzen, daß sie mit freudigem Jauchzen in den Abgrund des Verderbens, der Schmach und Schande sich stürzen würde, ehe denn sie ihrer Liebe entsagte? Dir gehört meine ganze Seele, Dir gehört mein ganzes Herz, und muß ich denn einst wählen zwischen Dir und meinem Vater, so wähle ich nur Dich. Darauf baue, darauf hoffe, denn das schwöre ich Dir bei dem Gott da droben, bei dem Gott, zu welchem die Christen wie die Juden beten, niemals wird Rahel

Eskeles Flies eines andern Mannes Weib, als nur das Deine, und wenn ihr Vater sie deshalb verstoßen will, so wird sie kommen, sich an Deine Brust zu retten!

Und an dieser Brust soll Rahel Schutz finden gegen alles Ungemach und alles Leid der Welt, rief Günther feierlich. Ich schwöre es Dir bei Deinem Gott und bei meinem Gott, meine Brust soll der Schild sein, welcher mein edles, hochherziges Weib beschützt und sichert, daß die Bosheit und die Verleumdung nicht mit ihren vergifteten Pfeilen ihre reine und keusche Stirn verletzen kann, an meinem Herzen sollst Du Sicherheit, Ruhe und Frieden finden! Aber ich darf zu der Tochter des reichen Eskeles Flies nicht sagen: Entfliehe dem Hause Deines Vaters, entsage Deinem Gott, und komm zu mir, sei mein Weib, theile mit mir ein einfaches und bescheidenes Loos." Ich darf nur sagen: „Rahel, ich liebe Dich grenzenlos, jeder Schlag meines Herzens gehört Dir! Wärst Du eine Bettlerin, würde ich stolz und glücklich zu Dir eilen, um Dich in mein Haus zu führen, um Dich zur Herrin und Gebieterin alles Dessen zu machen, was mein ist! Da du aber reich bist, muß ich Dich erwarten und Deines Rufes harren. Ja, Rahel, ich erwarte Dich! Jeden Tag, jede Stunde erwarte ich Dich! Mein Herz sehnt sich nach Dir ewig und unaussprechlich, mein Haus harrt seiner Herrin. Aber sie muß kommen ungerufen und freiwillig; freudig muß sie mir angehören wollen, muß sie fühlen und erkennen, daß ihre Stelle einzig und allein an meiner Seite ist! Aber nicht meine Worte und meine Liebe sollen Dich zu dieser Erkenntniß führen, Rahel, sondern nur Dein eigenes Herz und Deine eigene Liebe! Ich harre dieser beseligenden Stunde, ich erwarte Dich! Und dies sei unser Lebewohl für heute! Ich muß fort, aber meine Seele bleibt bei Dir zurück!

Und mein Herz geht mit Dir fort! sagte Rahel, sich an ihn schmiegend. Er schloß sie fest in seine Arme und preßte einen glühenden Kuß auf ihre nicht widerstrebenden Lippen. Dann schauten sie einander an mit leuchtenden Augen und seligem Lächeln.

Morgen sehen wir einander wieder, Rahel?

Morgen, mein Geliebter. Du hast den Schlüssel zur Gartenpforte

und im kleinen Pavillon erwarte ich Dich! Ich habe meinem Vater wohl versprochen, Dich nicht in unserm Hause zu empfangen, aber von dem Pavillon und dem Garten habe ich nichts gesagt. Die Liebe ist sophistisch und Gott verzeiht es ihr. Morgen also erwarte ich Dich hier.

Und jeden Tag und jede Stunde erwarte ich Dich bei mir, meine Rahel! Die Liebe lenke Dein Herz, daß ich nicht ewig umsonst Dich erwarten muß! Lebe wohl!

Er küßte noch einmal ihre glühenden Lippen, dann eilte er der Thür zu. Rahel folgte ihm und schaute seiner schlanken hohen Gestalt nach, wie sie mit jugendlicher Hast durch die Baumgänge dahineilte. Dann hob sie den schwärmerischen Blick zum Himmel empor. Mein Gott, beschütze unsere Liebe! flüsterte sie leise. Bewahre sie vor Ungewittern, aber wenn sie kommen, gieb mir die Kraft, ihnen zu widerstehen!

Langsam, gesenkten Hauptes, ganz ihren Gedanken und Träumen hingegeben, schritt sie dann die Allee hinauf dem Hause zu. Niemand begegnete ihr auf ihrem Wege, Niemand schien es gesehen zu haben, daß Rahel in so früher und ungewohnter Morgenstunde schon den Garten besucht hatte.

Rahel fragte auch nicht darnach, sie dachte nur an ihn, nur an ihren Geliebten, sie schaute auch nicht seitwärts nach den Fenstern, hinter denen das Arbeits-Cabinet ihres Vaters lag. Sie sah nicht, wie dort die Gardine sich leise bewegte, und die glühenden, schwarzen Augen ihres Vaters hinter den Scheiben hervor mit zornigen Blitzen sich auf sie richteten, wie er ihr nachschauete mit finster bewölkter Stirn. Sie ging still und gedankenvoll weiter, und erst, als sie in ihre Gemächer trat, als sie, um sich schauend, sich wiederfand inmitten des Glanzes und der fürstlichen Pracht, da erwachte sie aus ihren beseligenden Träumen, und mit einem bangen, schmerzlichen Seufzer flüsterte sie: ach, warum bin ich nicht eine Bettlerin, nicht eines armen Christen
… Dann würde Rahel das beneidenswertheste Geschöpf sein, wie
…enswertheste ist! Dann würde mein Geliebter nicht
…ten, und —
Kind! — …
sie jetzt das bekla… …. Es war ihr, als hörte sie
nöthig haben, mich zu erwa… … sich nicht getäuscht.

Sie schreckte zusammen und schwieg.
…a draußen die Stimme ihres Vaters. Ja, sie hat…

Er war es, er sprach auf dem Corridor mit einem der Diener. Jetzt nahete er sich ihrer Thür, jetzt fragte er anpochend: bist Du schon aufgestanden, meine Tochter? Darf ich eintreten?

Rahel eilte, ohne zu antworten, nach der Thür hin, und öffnete sie. Ihr Vater trat ihr entgegen mit offenem, heiterm Gesicht, und begrüßte sie mit einem Lächeln.

Schon angekleidet meine Tochter? fragte er, seinen Arm um ihren Nacken legend und sie sanft an sich drückend. Ich fürchte schon, meine reizende Rahel noch im Schlummer zu stören, oder sie bei ihrer Toilette zu überraschen, und nun finde ich sie nicht einmal mehr im Negligée, sondern schon in voller Toilette. Coquettirst Du mit der Morgensonne, die da so neugierig zum Fenster hineinschaut und mit ihren Strahlen Dein reizendes Antlitz küßt, oder erwartest Du vielleicht wieder irgend einen bethörten Herrn Grafen, dem ich nachher hinausleuchten soll?

Nein, mein Vater, ich erwarte Niemand, und bin ganz glücklich, daß Du hier bist.

Und wenn Du erst weißt, was mich herführt, dann, meine Rahel, dann wirst Du erst glücklich sein! Gedenkst Du noch jenes Tages, meine Tochter, wo ich Dir erzählte von den Plänen meiner Zukunft? Damals waren sie noch leere Träume, aber jetzt sollen sie Wirklichkeit werden! Gedenkst Du noch, was ich Dir versprach, als Du meinen Wunsch erfülltest und mir die Strafe des stolzen und übermüthigen Grafen Podstadzky überließest und mir ihn herbeschiedest zum Rendezvous.

Nein, mein Vater, ich besinne mich nicht, daß Du erst nöthig hattest, mir Versprechungen zu machen, um mich Deinen Befehlen gehorsam zu finden!

Ah, Du bist sehr gütig, Rahel, Du willst mich nicht erinnern an ein Versprechen, von dem Du meinst, daß ich es Dir nicht erfüllen kann! Aber ich habe es nicht vergessen, und ich will Dir meine Worte zurückrufen! Ich sagte: „Zum Dank dafür, daß Du mir den Grafen opferst, will ich Dir eines Tages eine Freiherrnkrone auf Dein schönes jungfräuliches Haupt setzen!"

Es war ein großmüthiger Scherz, mein Vater, ein Scherz, der keine Erfüllung haben kann, und auch keiner Erfüllung bedarf.

Es war ein ernstes, feierliches Versprechen, mein Kind, ein heiliges Gelöbniß, das seine Erfüllung haben mußte, und es jetzt auch haben soll. Du siehst mich erstaunt an, meine Tochter? Nun, findest Du nicht, daß eine Veränderung vorgegangen ist mit mir? Ist nicht mein schwarzes Haar germanisch blond geworden? Hat sich nicht meine krumme Nase lang gezogen, und ist nicht der orientalische Schnitt meines Gesichtes auf einmal ganz ausgelöscht und verschwunden? Sage ehrlich, Rahel, findest Du denn gar keine Veränderung an mir?

Nein, mein Vater, ich finde Dich, Gott sei Dank, ganz unverändert.

Pah, solch ein jämmerliches Ding ist es also um eine Freiherrnkrone, daß man sie gar nicht bemerkt auf der Stirn dessen, der sie trägt, und so wenig Kraft ist in dem Ritterschlag, daß er nicht einmal das bischen Judenthum aus meinen Mienen fortschlägt! Ich bin ein Freiherr geworden, und meine kluge Tochter Rahel merkt es nicht einmal.

Du warst schon immer ein freier Herr, mein Vater, denn Du warst reich, und das Gold macht frei, und der Millionair Eskeles Flies ist also auch durch sich selber schon der Freiherr Eskeles Flies.

Ah, das ist ein stolzes und schönes Wort, Rahel, ein Wort, wie es nur eine Jüdin im vollen Gefühl ihrer Würde sprechen kann, rief ihr Vater. Ich danke Dir für dieses Wort, meine Tochter, und will es Dir bezahlen mit Etwas, was Dir Freude machen wird. Ich habe gestern für Dich einen ganzen Wagen voll alter Incunabeln und Handschriften, mit den seltensten und schönsten Miniaturen verziert, gekauft, und Du kannst Dir davon eine Bibliothek einrichten, mit den päpstlichen Bullen und Breven, um welche die größten Bibliotheken meine gelehrte Tochter beneiden können.

O, ich danke Dir, mein Vater, für diese Schätze von so unermeßlichem Werth.

Unermeßlichem Werth! Die Klosterbibliotheken werden von den Commissarien des Kaisers aufgeräumt mit derselben Liebenswürdigkeit, mit welcher einst die Vandalen dergleichen Schätze bei den Gothen zerstört haben mögen. Ich kaufte diese Incunabeln, diese Handschriften, Bullen und Miniaturen bei einem von unsern Leuten, welcher viele

Wagen voll, den ganzen Wagen für zehn Gulden, erstanden hatte.*) So habe ich die herrlichsten Schätze der Gelehrsamkeit von der Stampfmühle gerettet, und die christliche Wissenschaft mag uns dafür dankbar sein. Du sollst die päpstlichen Bullen und Breven, und die Pergamenthandschriften und Miniaturen haben, und noch schönere Schätze habe ich für Dich gekauft! Wundervoll gearbeitete goldene Amulette und Kelche und Schaalen, eines Benvenuto Cellini würdig. Habe sie auch erhandelt von einem von unsern Leuten, der sie gekauft auf den Kloster-Auctionen. Er wollte alle die kostbaren und heiligen Dinge eben einschmelzen, und in Gold- und Silberbarren verwandeln. Haha, die kostbaren Kirchengefäße, welche einst die christlichen Bischöfe geheiligt und geweiht haben, die hat jetzt der Jude vom Schmelztiegel gerettet, und die herrlichen Klosterschätze, welche der freisinnige Kaiser als eine Waare feil geboten, die hat der freisinnige Jude gekauft und vor dem Untergang bewahrt.

Der freisinnige Jude durfte das thun, und es wird ihm keinen Schaden bringen, mein Vater, aber der Kaiser hätte nimmer so sehr die Heiligkeit seiner eigenen Kirche und Religion verleugnen müssen. Die Uebelwollenden werden es ihm auslegen als Spott und Hohn, und er wird mit dieser vorurtheilslosen Freisinnigkeit Mißtrauen und Argwohn erregen bei seinem Volk!

Bah, er gebrauchte Geld, der arme Kaiser, und er nahm es, wo er es finden konnte, rief Herr Eskeles mit einem verächtlichen Achselzucken. Der Kaiser bedarf sehr vielen Geldes, um alle die Kassen wieder zu füllen, welche die großmüthige Maria Theresia ausgeleert hat. Sie gab mit vollen Händen aus, er will mit vollen Händen einnehmen, und das ist ein viel schwereres und undankbareres Geschäft, als das seiner Mutter! Es ist wahr, er geht etwas rücksichtslos bei seinem Geldsuchen zu Werke, und indem er sich zu einem geldsuchenden Banquier für sein Volk macht, hat er vergessen, daß er auch das Vorbild christlicher Frömmigkeit für sein Volk sein sollte. Ach, was würden sie nicht schreien und hohnlachen, diese Christen, wenn wir Juden die heiligen

---

*) Hübner Th. I. S. 180.

Tempelgeräthe verkaufen wollten, um und Geld zu schaffen! Wie würden sie nicht wieder Zeter rufen über den jüdischen Schachergeist, dem nichts heilig sei, als das Geld, der keine andere Religion hat, als den Reichthum! Ich will Dir aber sagen, meine Rahel, wenn die Christen Geld gebrauchen, sind sie schlimmer, wie der habgierigste von unsern Leuten es sein kann, denn es ist ihnen dann nichts mehr heilig, und sie verlieren in der Angst und Noth ihres Herzens ihre Besinnung und ihren Verstand, ihr Nachdenken und ihre Würde. Nie würde der Jude sein Allerheiligstes verkaufen, und sollt' er verhungern und verdursten, denn er würd' fürchten den Zorn Gottes und den Fluch seines Volkes; aber der Christ fürchtet nichts, wenn er Geld gebraucht, und er würd' lieber seinen eigenen Vater verkaufen, als Hungers sterben! Wenn Du ihnen viel Geld giebst, so beugen sich diese stolzen Christen selbst vor dem Juden und werden ihm unterthänig, und geben ihm von ihren Ehren und von ihren Würden. Und so ist denn der Jude Eskeles Flies, weil er viel Geld geben konnte, jetzt zu dem Freiherrn von Eskeles Flies geworden!

Wie, mein Vater! rief Rahel erstaunt. Es ist also wirklich kein Scherz? Du, der stolze, der unabhängige, der reiche Banquier Eskeles, Du hast es für nöthig gefunden, Dich mit dem elenden Tand eines Titels zu schmücken, und vor Deinen schönen alten Namen das hohle Wort „von" zu setzen?

Warum sollte ich es nicht thun, Rahel? Bei den Christen ist alles käuflich, warum sollte der Jude ihnen also nicht die Schmach anthun, von ihnen zu kaufen, was ihnen sonst am höchsten ist, ihren Adel und ihre Wappen? Hab' mir eine Freiherrnkrone und ein Wappen gekauft, wie ich mir oder Dir einen Brillantschmuck oder sonst ein Juwel kaufe. Ich kann den Freiherrn bezahlen, warum sollt' ich ihn also nicht kaufen? Ich wollt' ihn haben, um diesen Christen ihren Hochmuth und ihren Stolz in's Gesicht zu werfen, um sie zu ärgern und zu verhöhnen, und ihnen zu zeigen, daß auch der Jude ein vornehmer Mann sein kann, wenn er nur die Mittel dazu hat, und wenn er's nur bezahlen kann.

Aber wie war's nur möglich, daß Du es erlangen konntest? fragte

Rahel. Wie durftest Du es nur wagen zu fordern, was noch niemals existirt hat? Ein jüdischer Baron!

Gerade darum forderte ich es! lachte ihr Vater. Ich habe für den Kaiser gethan, was auch noch niemals existirt hat, hab' ihm Millionen geliehen ohne Zinsen und Interessen auf ein Jahr. Jetzt ließ mich der Kaiser rufen, um mir mein Geld wiederzugeben und ich mußte ihm erzählen von meinen Fabriken und den großen Handelsplänen, die ich noch für die Zukunft habe. Er war erfreut darüber, und mir freundlich zunickend, legte er seine Hand auf meine Schulter und rief: „Hätte ich viele tüchtige und energische Kaufherren, wie Sie, in meinen Landen, so würde das schwarze Meer bald der Hafen unserer Handelsschiffe sein!" — Und weiter dann forderte er mich auf, zum Dank für meine dem Staat geleisteten Dienste mir irgend eine Gnade zu erbitten.

Und da erbatest Du Dir den Baronstitel?

Da erbat ich mir den Baronstitel! Der Kaiser stutzte und seine großen blauen Augen richteten sich mit einem wunderbaren leuchtenden Blick auf mein Antlitz; er mocht' etwas darin lesen von meinen Gedanken, denn auf einmal lächelte er und sagte: „Sie wollen meine Aristokraten, die sich von Ihnen Geld borgen und sich doch so erhaben über Sie dünken, ein wenig ärgern, nicht wahr? Nun, ich finde Ihren Gedanken nicht so übel, denn es ist wahr, der Adel hat für seinen Uebermuth und Stolz wohl eine Lection verdient. Sie sind überdies ein ehrenwerther Mann, der meinem Staat mehr gedient hat und ihm nützlicher gewesen ist, als Viele dieser großen Aristokraten. Ich will Ihnen Ihren Wunsch gewähren! Sie sollen Baron werden, und noch einige andere verdiente Männer Ihrer Religion werde ich erheben in den Adelsstand, zum Zeichen, daß ich das Verdienst zu ehren weiß, wo ich es finde."

So hat Dich also die Gnade und die gerechte Anerkennung des Kaisers geadelt, rief Rahel, Du bist Baron nicht durch Dein Geld, sondern durch Dein Verdienst!

Aber es kostet mich doch mein Geld, meine Tochter! Der Kaiser verleiht aus Gnaden den Adel, er macht aus Gnaden Freiherrn und

Grafen, aber die Diplome, die kosten Geld! Mein Baronstitel kostet zehntausend Gulden, und wenn ich dereinst zum Grafen avancire, werde ich der Titelkasse, aus welcher der Kaiser seine wohlthätigen Institute erbaut, zwanzigtausend Gulden zahlen müssen!*) Aber für jetzt genügt mir der Barontitel. Er genügt, um diese hochmüthigen Aristokraten zu demüthigen und ihnen zu zeigen, daß das Geld mächtiger ist, als alle ihre Stammbäume und ihre Ahnen, daß das Geld auch dem Juden Ahnen geben, und daß er sich für sein Geld einen Stammbaum kaufen kann. Jetzt wird es nicht mehr heißen, der reiche Jude Eskeles Flies, sondern jetzt werden sie sich bemühen, den Juden zu vergessen, weil der Jude Baron geworden ist. Jetzt werden sie sagen: „der reiche Baron Eskeles Flies," und die Herren Grafen und Fürsten werden kommen, um die Tochter des reichen Barons zu werben, denn Rahel Eskeles Flies wird ihnen nur noch ihre Millionen und ihre Schönheit, aber nicht mehr einen Balken in ihr gräfliches Wappen als Mitgift bringen, denn Rahel Eskeles Flies ist jetzt eines Barons Tochter! — Aber sie ist doch eine Jüdin, und jetzt, da nichts mehr die Aristokraten von uns trennt, da wir ihres Gleichen sind, jetzt soll unser Glaube die unüberwindliche Scheidewand sein, die wir uns aufrichten gegen diese hochmüthigen Christen, welche uns einst geknechtet haben! Sie werden mich den Baron Eskeles Flies nennen, ich aber will sie daran gedenken lassen, daß ich auch noch der Jude Eskeles Flies bin, und daß meine schöne Tochter, die Baronin Rahel, auch immer noch die Jüdin Rahel ist. O, meine Tochter, dies soll unsere letzte und schönste Rache sein an den Christen, daß wir treu halten zu unserm Volk und unserm Glauben, daß wir unsere Millionen und unsere Schätze für sie unzugänglich machen, weil wir bleiben, was wir sind, Juden! Haben sie geprahlt vor uns mit ihrem Christenthum, so wollen wir's jetzt thun mit unserm Judenthum, und da sie uns aufnehmen müssen in ihre Reihen, wollen wir doch uns absondern von ihnen durch unsern Glauben. Ich weiß, daß Du denkst wie ich, meine Tochter,

---

*) Noch theurer war ein Fürstendiplom. Graf Pahm zahlte für sein Fürstendiplom fünfmalhunderttausend Gulden. Groß-Hoffinger Th. IV. S. 40.

weiß, daß Du treu bist der Religion Deiner Väter, und nimmer eine Verrätherin und Abtrünnige werden könntest. Nicht wahr, Rahel, es ist so?

Zweifelst Du an mir, mein Vater? fragte Rahel mit leiser, unsicherer Stimme, vor den Blicken ihres Vaters, welche mit durchbohrender Gluth auf ihr ruhten, die Augen niederschlagend.

Nein, ich zweifle nicht, sagte er, denn wenn ich zweifelte, würde ich auch verzweifeln, wenn ich Dich des Treubruchs fähig hielte, würde ich Dich, die ich anbete, von meinem Herzen stoßen, würde ich Dich, die abtrünnige Tochter meines Volks, verwünschen und —

Halt ein, mein Vater! rief Rahel bebend, bleich vor Entsetzen. Sprich nicht so fürchterliche Worte, vor denen mein Herz ergraut!

Du hast Recht, sagte ihr Vater hochathmend, ich bin ein Thor, Dich und mich zu ängstigen mit Schrecknissen, die niemals kommen werden. Nein, niemals wird Rahel abtrünnig werden ihrem Vater und ihrem Glauben, wie auch ich niemals vergessen werde des Gottes meiner Väter und meiner heiligen Religion. Aber damit wir einander gewiß sind für alle Zeiten, damit wir uns stählen gegen alle Versuchungen, wollen wir einander jetzt in dieser Stunde, wo sich eine neue Welt vor uns aufthut, schwören mit heiligem Eide, fest und treu zu halten zu unserer alten Welt des Gehorsams und des Glaubens. Der Mensch ist schwach und schwankend, und sie werden kommen mit allerlei Versuchungen, diese stolzen Christen, sie werden mit Schmeicheleien, mit Bitten, mit Drohungen, mit Ehren und Würden uns zu bekehren suchen zu ihrem Glauben, nicht weil's ihnen bangt um unser Seelenheil, sondern nur weil sie's ärgert, daß ein Baron sollt' Jude sein können. Ich schwöre Dir also, meine Tochter Rahel, ich schwöre Dir, bei dem Grabe meiner Eltern, bei dem Geist Deiner Mutter, schwöre Dir bei Allem, was mir heilig und theuer ist auf Erden und im Himmel, daß ich niemals aufgeben und verlassen will den Glauben meiner Väter, daß ich niemals meine Religion aufgeben und mich taufen lassen will zu der Religion der Christen, niemals hineingehen will in ihre Kirchen, um in denselben Aufnahme zu finden. Solches schwöre ich, so wahr mir Gott helfe!

Rahel hatte, während ihr Vater mit aufgehobener Hand, mit feierlichem Ernst so sprach, ihre Hände gefaltet, und das Haupt auf ihre Brust gesenkt, starrte sie mit thränenlosen, weitgeöffneten Augen vor sich hin.

Hast Du meinen Schwur gehört und in Dein Herz aufgenommen, meine Tochter? fragte Herr Eskeles Flies nach einer Pause.

Ja, mein Vater, flüsterte Rahel mit zitternder Stimme.

Jetzt ist an Dir die Reihe, mein Kind, sagte ihr Vater sanft. Jetzt schwöre auch Du!

Sie hob mit einer raschen Bewegung ihr Haupt empor und schaute ihren Vater angstvoll an. Was soll ich schwören, mein Vater?

Du sollst schwören, was ich geschworen habe, treu zu bleiben unserm Glauben, und niemals zu der Religion der Christen Dich zu bekennen, niemals Dich aufnehmen zu lassen in ihre Kirche. Schwöre das!

Rahel antwortete nicht, ihr Busen wogte stürmisch auf und ab, ihre ganze Gestalt erbebte. Mit halbgeöffnetem Munde, mit angstvollen, großen, fragenden Blicken starrte sie ihren Vater an.

Er begegnete diesen Blicken mit finsterer Stirn, mit drohenden, zürnenden Mienen.

Eine lange Pause trat ein. Man hörte nichts als das fieberhafte Athmen Rahels, das rascher und lauter noch taktirte als die große Roccoco-Uhr dort drüben auf dem marmornen Sims des Kamins.

Kannst Du die Worte nicht finden, um Deinen Schwur zu leisten? fragte ihr Vater endlich nach langem Schweigen, und seine Stimme hatte etwas so Drohendes und Wildes, daß Rahel zusammenzuckte und tödtlich erbleichte. Aber sie schwieg noch immer.

Kannst Du die Worte nicht finden? wiederholte er mit noch drohenderem Ton. Nun wohl, so werde ich sie Dir sagen, und Du wirst sie wiederholen, oder ich —

Sage, was ich schwören soll, und ich werde es thun! rief Rahel angstvoll, ganz zerbrochen von dem unheilvollen, zornigen Blick ihres Vaters.

Sprich also die Worte nach, welche ich Dir vorsagen will, rief ihr Vater. „Ich schwöre bei dem Andenken an meine Mutter und bei Allem was mir heilig ist —

Ich schwöre bei dem Andenken an meine Mutter und bei Allem,

was mir heilig ist, wiederholte Rahel langsam, athemlos, indem sie wie zerschmettert auf ihre Kniee niedersank, und die Hände gefalten, ihre großen Augen mit einem Blick voll unendlicher Trauer zu ihrem Vater aufhob.

Ich schwöre, daß ich niemals dem Glauben meiner Väter untreu werden, niemals der Religion der Juden entsagen und mich taufen lassen will zu der Religion der Christen! fuhr Herr Eskeles mit feierlicher Stimme fort.

Ich schwöre, daß ich niemals dem Glauben meiner Väter untreu werden, niemals der Religion der Juden entsagen und mich taufen lassen will zu der Religion der Christen, sprach Rahel ihm nach, mit leiser thränenvoller Stimme.

Ich schwöre, daß ich niemals hineingehen will in ihre Kirchen, um in denselben Aufnahme zu finden, vollendete Herr Eskeles. Solches schwöre ich, so wahr mir Gott helfe!

Rahel wiederholte auch dies, dann aber, als sie geendet, stürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen und überfluthete ihr schönes, bleiches Angesicht, und wie zerschmettert von dem, was sie gethan, sank sie tiefer in sich zusammen.

Ihr Vater neigte sich zu ihr nieder, und sie mit seinen beiden kräftigen Armen umfassend, hob er sie empor, und zog sie an seine Brust und küßte voll inniger Zärtlichkeit ihre Augen und ihre zuckenden Lippen.

Jetzt, mein theures, geliebtes Kind, sagte er, und seine Stimme war jetzt wieder so sanft und zärtlich, wie sie sonst immer gewesen, wenn er zu seiner Tochter sprach, jetzt sind wir einander gewiß, und kein Zweifel und kein Bangen kann jemals zwischen uns stehen, und unsere Herzen einander entfremden! Du hast dem Juden genug gethan, mein Kind, jetzt sollst Du nur noch den Vater in mir finden, und keinen zärtlicheren, dankbareren und glücklicheren Vater soll es geben, als es der Vater des schönen Fräuleins Rahel von Eskeles Flies ist. O, mein Kind, ich will Dich umgeben mit der Pracht einer Fürstin, ganz Wien soll staunen über Deine Schönheit, Deinen Glanz, ganz Wien soll sich ärgern über den Reichthum des jüdischen Barons von Eskeles Flies, und uns beneiden um unseres Glückes willen.

Reichthum und Glanz macht nicht glücklich, mein Vater, seufzte Rahel traurig.

Aber der Reichthum ist der Hauptbestandtheil des Glücks, sagte ihr Vater mit einem fröhlichen, harmlosen Lachen. Das Unglück selbst trägt sich leichter in einem Palast, und genes't leichter, wenn man es in einer von vier Pferden gezogenen Equipage spazieren fährt, als wenn es in zerrissenem Gewande durch den Schmutz und Staub der Straße dahin schleichen muß. Das Glück aber ist doppelt strahlend, wenn man es hegen und pflegen kann, wenn man es aufputzt mit Brillanten und glänzenden Gewändern, um ihm jeden Tag zu einem Festtag verklärt. Und so, meine Rahel, soll Dein Glück sein. Strahlend und wolkenlos, beneidet von Allen, und nichts beneidend, weil es nichts entbehrt. Aber horch, da schlägt Deine Uhr die zehnte Stunde und mahnt mich daran, daß ich um diese Zeit zu einer wichtigen Conferenz muß, bei der ich eine Million zu verdienen hoffe. Leb' wohl also, meine Tochter, und wenn ich wiederkehre, hoffe ich meine Rahel mit dem reizenden, glücklichen Lächeln zu sehen, das ihr so gut steht, und mit dem sie alle Herzen gewinnt!

Er neigte sich zu ihr nieder und küßte sie auf die Stirn, und streichelte mit zärtlicher Hand ihr glänzendes, schwarzes Haar. Mit welchem leichten, zufriedenen Herzen ich Dich jetzt verlasse, sagte er. Die Baronin von Eskeles Flies wird bleiben, was sie war, eine Jüdin! Ach, mein Kind, ich danke Dir für Deinen Schwur, er ist Deinem Vater mehr werth, als alle Millionen der Welt. Wüßt' ich doch Etwas, womit ich Dich heute erfreuen könnte!

Liebe mich, mein Vater, sagte Rahel seufzend, liebe mich, das ist Alles, was ich von Dir erbitte!

Und das ist gerade das, was Du nicht nöthig hast zu erbitten, denn die Liebe zu Dir ist der Athem meines Lebens! Und jetzt eben besinne ich mich auch auf eine kleine Freude, die ich Dir bereiten kann. Ich habe bemerkt, daß Du Gefallen findest an der neuen Einrichtung unsers Gartens, und daß meine Rahel die neuen Anlagen unsers französischen Gärtners ihrem Geschmack gemäß findet, denn ich sehe Dich schon in der Frühe des Morgens den Garten besuchen. O, mein

Kind, von heute an werde ich mich also bestreben, den Garten, den Du liebst, in ein Paradies umzuwandeln. Die herrlichsten tropischen Gewächse sollen Dir in den Treibhäusern erblühen, die duftenden Früchte des Südens sollen für Dich wachsen, und statt des kleinen einfachen Pavillons soll sich ein Marmortempel erheben, der es würdig ist, daß meine Tochter in ihm ausruht und träumt. Gleich heute soll der Bau beginnen, gleich heute sollen die Maurer, Zimmerleute und Baumeister kommen, und den alten Pavillon abreißen, und den Grundstein legen zu einem kleinen Prachtbau für meine Rahel! Freilich werden in den nächsten Wochen Deine Morgenpromenaden etwas beunruhigt und gestört werden, denn die Bauleute werden sehr früh erscheinen, aber Du hast doch nicht nöthig, deshalb den Garten zu fliehen, denn die niedrigen Arbeiter werden für meine stolze und vornehme Tochter gar nicht als Menschen existiren, und sie wird, ungenirt von ihnen, träumen und sinnen, und sich der erwachenden Natur freuen können, wie bisher. Auch sollst Du nicht fürchten müssen, daß irgend ein frecher Dieb oder Bettler sich mit den Bauleuten in den Garten einschleichen könnte, denn ich werde an allen Ausgängen des Gartens Wächter aufstellen, und sie werden Niemand einlassen, der nicht zu den Bauleuten gehört und eine Karte vorzeigen kann. Sei also unbesorgt, Du hast nicht nöthig, Deine Morgenpromenaden zu unterbrechen, und in einigen Monaten wirst Du statt des Pavillons einen kleinen Marmorpalast haben, um darin auszuruhen. Adieu, mein Kind, adieu! In einigen Stunden schon soll der Bau beginnen. Adieu!

Er nickte ihr mit einem zärtlichen Lächeln zu und eilte fort.

Er weiß Alles! flüsterte Rahel verzweiflungsvoll. Er kennt meine Liebe zu Günther, darum hat er mich schwören lassen, keine Christin zu werden. Er weiß, daß ich ihn im Garten getroffen, darum läßt er den Pavillon niederreißen und die Wächter an die Gartenpforten stellen.

Tief aufseufzend schlug sie ihre beiden Hände vor ihr Angesicht und saß lange unbeweglich da, ganz versunken in ihren Schmerz. Auf einmal aber ließ sie ihre Hände niedergleiten und richtete ihr Haupt rasch empor. Eine glühende Energie leuchtete von ihrem Angesicht und ihre Augen flammten im Feuer der Begeisterung.

Ich habe Dir Treue und Liebe gelobt bis zum Tode, mein Geliebter, rief sie. Und kommt die Stunde, wo ich wählen muß zwischen Dir und meinem Vater, so wähle ich nur Dich.

VII.

Das neue Begräbniß.

Der Kaiser hatte seine Arbeiten vollendet und war eben im Begriff, seinen gewöhnlichen Spazierritt anzutreten, den er täglich nach Beendigung der Arbeiten des Vormittags zu machen pflegte. Sein Lieblingspferd stand schon gesattelt im Hofe, und daneben in seiner einfachen grauen Livrée der Jokey, der allein dem Kaiser auf seinem Spazierritt zu folgen hatte.

Aber wie der Kaiser eben sich anschickte, sein Cabinet zu verlassen, trat der Kammerhusar ein und meldete den Feldmarschall Lacy.

Soll eintreten! rief der Kaiser rasch, und er eilte selbst bis zu der Thür des Vorsaals, um den Feldmarschall zu begrüßen.

Lacy erwiederte den herzlichen Gruß des Kaisers mit einer steifen ceremoniellen Verbeugung, und ein Ausdruck feierlichen Ernstes sprach aus seinen Zügen.

Sire, sagte er, ich erlaube mir, Ew. Majestät um eine Unterredung zu bitten.

Gut, diese Unterredung soll Ihnen werden, mein Freund, sagte Joseph heiter. Machen Sie mir das Vergnügen, mich auf meinem Spazierritt zu begleiten! Man soll Ihnen ein Pferd vorführen, wir wollen in die einsamsten Alleen des Augartens reiten, und da wollen wir unsere Unterredung haben.

Verzeihung, Majestät, ich bitte um eine Audienz hier im Cabinet, und sogleich! Ich sah bei meinem Kommen wohl das Pferd Eurer Majestät gesattelt im Hof stehen, und wußte, daß Sie eben Ihren gewöhnlichen Spazierritt antreten wollten. Wenn ich dennoch komme,

und dennoch Ew. Majestät um eine Unterredung hier im Arbeitscabinet bitte, so mögen Sie daraus ermessen, wie wichtig die Dinge sind, über welche ich mir erlauben möchte, mit Ew. Majestät zu sprechen.

Und sie erleiden keinen Aufschub? Wir können nicht vorher zusammen einen Spazierritt machen?

Sire, wenn ich annehmen darf, daß meine Audienz schon angefangen hat, und ich mit meinen Bitten beginnen darf, so ist meine erste Bitte, daß Ew. Majestät heute Ihren Spazierritt aufgeben, und sich heute nicht öffentlich zeigen?

Ah, wahrhaftig, Sie svrechen, als ob ich an der Stelle meines vielgeliebten Schwagers von Frankreich wäre, von dem man sagt, daß er es scheuen müsse, sich öffentlich zu zeigen, weil er das laute Murren seines unzufriedenen Volkes zu fürchten habe.

Sire, nehmen Ew. Majestät immerhin einmal an, daß Sie dasselbe zu fürchten hätten, wie der König von Frankreich, und geben Sie Ihren Spazierritt auf. Thun Ew. Majestät es mir zu Liebe!

Ihnen zu Liebe, ja! sagte Joseph rasch, indem er schellte. Man soll mein Pferd absatteln, ich reite heute nicht! befahl er dem eintretenden Kammerdiener, und sich dann wieder an Lacy wendend, fuhr er fort: Jetzt reden Sie! Was ist es, das Sie veranlassen kann, so ernste und unheilsvolle Worte zu sprechen, und mir zu drohen mit dem Murren meines Volkes?

Sire, sagte Lacy ernst und feierlich, erinnern Ew. Majestät sich noch jenes Tages, als Rosenberg und ich Ihnen gleich nach Antritt Ihrer Selbstherrschaft feierlich bei Allem, was uns heilig ist, bei dem Andenken an unsere Mütter, in Ihre Hand schwören mußten, Ihnen nicht allein immer die Wahrheit zu sagen, wenn Ew. Majestät es forderten, sondern auch, wenn wir unserm Gewissen nach es für nothwendig hielten, Ihnen unaufgefordert die Wahrheit zu sagen?

Ich erinnere mich dessen sehr wohl, mein Freund, aber ich weiß auch, daß Sie Beide leider noch niemals diesem Schwur gemäß mir unaufgefordert Ihren Rath ertheilt, Ihre Meinung gesagt haben!

Sire, heute thue ich es! Heute komme ich, Ew. Majestät zu warnen, zu Ihnen zu flehen, daß Sie ein wenig mehr auf ihre persönliche

Ruhe und Sicherheit bedacht sein und nicht so rasch vorwärts schreiten möchten auf diesem gefährlichen Wege der Reformen.

Ach, Lacy, auch Sie! rief Joseph erstaunt. Auch Sie, der Tapferste meiner Tapfern, wollen mich zurückhalten und sprechen mir von den Gefahren meiner Reformen? Wo liegen denn die Gefahren? Was will ich denn? Ich will mein Volk glücklich, aufgeklärt und frei machen, und das so rasch, als möglich!

Das eben ist die Gefahr, Sire! Alles was Sie wollen, ist groß, edel und gütevoll. Aber indem Sie das Gute bezwecken, übersehen Ew. Majestät, daß, wenn man das Gute befiehlt, dies nur als Zwang empfunden, und daher lässig gethan wird. Ew. Majestät wollen in allen Dingen nur das Wohl Ihres Volkes, aber Sie vergessen dabei, daß die Völker eben so gut erzogen werden wollen, wie die Kinder, und daß man die Sclaven nicht in Einem Tag gleich in freie Menschen umformen kann. Ihr Volk hat seit Jahrhunderten geschlafen, es ist dahin geschlichen in der Dunkelheit und Finsterniß des Geistes- und Gewissenzwanges, und jetzt auf einmal wollen Sie es wecken und ihm das volle Licht des Tages geben? Kein Wunder, daß diese an die Dunkelheit gewöhnten Augen sich davon geblendet fühlen, und daß sie nun, statt Ew. Majestät als den Lichtspender zu segnen, Ihnen zürnen als Dem, der sie blind gemacht hat. Ew. Majestät wollen diese vom Priesterdruck gelähmten Seelen auf einmal erlösen und frei machen, und weisen deshalb die Geistlichkeit zurück in ihre Schranken und entreißen den Priestern die usurpirten Rechte über Ihre Unterthanen. Aber Sie vergessen, daß der lange Druck Ihre Unterthanen an den Zwang gewöhnt hat, daß sie sich selber fühlen als die Untergebenen ihrer Priester, und wie gute Kinder ihre Peiniger und Kerkermeister lieben.

Wie gute Hunde, wollen Sie sagen, rief Joseph mit einem bittern Lachen. Ich aber will kein Volk von demüthigen, schmeichlerischen Hunden, sondern ein Volk von denkenden, freien selbstständigen Menschen. Und das will ich haben so rasch als möglich, denn mich widert's an, nur einen Fetzen noch zu sehen von dieser Zwangsjacke, in welche die Priesterherrschaft mein Volk eingezwängt hat. Ich will sie zerreißen auf Einen Schlag, ich will, daß mein Volk ungehindert seine Glieder

regen, daß es aufathmen soll aus freier Brust. Ich habe nicht Zeit zu temporisiren, denn ich weiß, was ich zu thun habe, und darum muß es schnell geschehen. Schnell müssen die altgothischen Zwingherrschaften niedergerissen werden, damit sich über den Trümmern und dem Schutt das Gebäude eines neuen, freien, glücklichen Staats erheben kann.

Wer langsam baut, der baut allein sicher, sagte Lacy seufzend. Wer auf schwachem Fundament einen noch so schönen und herrlichen Säulenbau aufführen will, wird doch erleben, daß er zusammenfällt; seine schönsten Baupläne werden doch nicht verhindern, daß die Säulen zusammenbrechen und in Staub zerfallen, wenn auf schlechtem, unterhöhltem Grund gebaut ist, oder wenn man dem Bau nicht Zeit gelassen hat zu trocknen und in dem freien Luftzug sich zu härten.

Zeit! Ich habe keine Zeit zu warten, rief Joseph. Ich gehe schnell und sicher auf mein Ziel los, ohne Warten und Bedenken. Entschluß und Ausführung muß Eins sein, denn das Leben ist kurz, und der Tod schaut uns immer über die Schulter. Deshalb darf man nicht säumen und nicht stille stehen auf seinem Wege, deshalb muß man auch mit dem Guten sich beeilen. Ich kann mich nicht damit begnügen, das Gute blos zu säen und meinen Nachkommen die glückliche Ernte getrost zu überlassen. Ich muß selbst sehen, aber auch selbst ernten. Als ich meinen Wienern den Augarten öffnete und ihnen einen schattigen Spaziergang schaffen wollte, habe ich mich da etwa begnügt, ihnen dort junge Sprößlinge hinzupflanzen, damit die langsam wachsen und einst unsern Enkeln Schatten gewähren möchten? Nein, ich habe, der ungeheuren Kosten und Mühen nicht achtend, gleich ausgewachsene große Bäume dahin schaffen und in die Erde senken lassen, damit ich selbst und meine Mitmenschen von ihrer Größe und ihrem Schatten Vortheil haben möchten. Und die Erde trägt als sicheres Fundament auch die großen Bäume, die ich in sie versenkt, und mein Volk freut sich der mächtigen großen Alleen, und indem es ihres Schattens genießt, liebt es mich und dankt mir durch sein Wohlbehagen.*) Eben so wird und muß es auch sein mit meiner ganzen Regierung und meinen Re-

*) Des Kaisers eigene Worte.

formen. Große Bäume will ich pflanzen, keine Schößlinge. Das Licht will ich geben, aber auch gleich Schatten haben unter meinen Bäumen! Das Alte soll fort, und das Neue will ich an seine Stelle setzen, bevor die alten zusammenstürzenden Ruinen mein Volk zerschmettern.

Die Idee ist erhaben und segensvoll, sagte Lacy seufzend, aber die Praxis kann nicht so schnell den Ideen folgen, und nur langsam und ruckweise kann die Umwandlung der Geister und Menschen geschehen. Die Reformationen, welche sich überstürzen, werden zu Revolutionen, welche Alles zerschmettern, das Gute mit dem Bösen, das Erhabene mit dem Erbärmlichen, und nichts übrig lassen, als ein ödes Chaos, eine ungeheure klaffende Ruine. Reformationen müssen so gemacht werden, wie die Pilgerfahrten der Gläubigen im Mittelalter. Sie thaten nach drei Schritten vorwärts immer einen Schritt rückwärts, um nur besonnen und gestählt in der Geduld und dem Ausharren weiter zu kommen, und sie kamen weiter, wenn auch langsam; der eine Rückschritt hemmte sie, aber er hinderte ihre Reise nicht, sie ruhten zugleich, indem sie gingen, sie überstürzten sich nicht, sondern langten besonnen und ruhig bei ihrem Ziel an.

Ich kann und mag nicht lernen von diesen Pilgern des Mittelalters, rief Joseph ungeduldig. Mein Zweck ist heilig, und darum dürfen auch meine Mittel scharf und energisch sein. Lacy, was ist es denn, das man mir zum Vorwurf macht?

Ew. Majestät reformiren zu viel auf Einmal, und das thut zu Vielen wehe.

Aber ich reformire doch nur im guten Sinn, ich bin kein Tyrann, der sein Volk knechtet und in den Staub tritt. Ich will es erheben und frei machen, und doch schreit man wider mich, doch hindert man mich überall. Ich habe seit dem Antritt meiner Regierung mir jederzeit angelegen sein lassen, die Vorurtheile gegen meinen Stand zu besiegen, mir Mühe gegeben, das Zutrauen meiner Völker zu gewinnen. Seit ich den Thron bestiegen, habe ich zu beweisen gesucht, daß das Wohl meiner Unterthanen mich allein beschäftigt, allein mein Herz ausfüllt, daß ich, um diesem zu genügen, keine Arbeit, keine Mühe und selbst keine Qualen scheue, und daß ich genau die Mittel überlege,

welche mich meinem Ziel und meinen Absichten näher bringen. Dennoch finde ich bei meinen Reformen überall Widersetzlichkeit, selbst von Denen, welche meine Pläne billigen und meine Absichten verstehen. O Lacy, das thut meinem Herzen bitter wehe. Wenn ich unbekannt wäre mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moralisch davon überzeugt wäre, daß ich von Gott dazu bestimmt bin, mein Diadem zu tragen, mit all der Last der Verbindlichkeiten und Pflichten, die mir damit auferlegt worden, so müßte Mißvergnügen, Unzufriedenheit mit meinem Loos, und der Wunsch: Nicht zu sein! meine Freudigkeit lähmen und die Ruhe meines Geistes bewältigen. Ich kenne aber mein Herz, ich bin in meinem Innersten von der Redlichkeit meiner Absichten überzeugt, und hoffe, daß wenigstens einst, wenn ich nicht mehr bin, die Nachwelt billiger, gerechter und unparteiischer das, was ich für mein Volk gethan, prüfen wird, daß man mich beurtheilt, während man mich jetzt grausam und ungerecht verurtheilt.*)

O, ich sehe es wohl, Ew. Majestät zürnen mir, rief Lacy traurig, Sie rechnen auch mich zu den Uebelwollenden, welche Ihre erhabenen Ideen nicht anerkennen, das Herrliche nicht sehen wollen, was Sie bezwecken. Und doch bin ich durchglüht von Bewunderung für Ihr großes Wollen, doch weiß und erkenne ich, was Ew. Majestät Ihrem Volke Herrliches und Edles geben und aufrichten wollen. Aber gerade deshalb erfüllt es mich mit Schrecken und Entsetzen, daß dem erhabenen Wollen nicht auch das Vollbringen entsprechen sollte, daß Ew. Majestät scheitern könnten mit Ihren hochherzigen Plänen, weil Sie dabei vielleicht zu wenig auf die Schwäche und Erbärmlichkeit der Menschen gerechnet, weil Sie, erfüllt von der Heiligkeit Ihres Zweckes, vielleicht zu wenig Rücksicht auf Ihr Zeitalter und Ihr Volk genommen haben. Ew. Majestät wollen bei Ihrem Volk durch Befehle, nicht durch allmälige Heranbildung eine Veränderung der Denkungsart bewirken, aber ich fürchte, Sie achten dabei zu wenig auf die Gewalt der Meinung und des Vorurtheils, gegen welche doch die größte Fürstenmacht

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Briefe Josephs II. S. 114.

nichts vermag, ich fürchte, Sie berechnen zu wenig den Einfluß der Menschen, denen Ihre Reformen wehe gethan.

Wer sind diese Menschen, denen ich wehe gethan? fragte Joseph hastig. Es sind die Adligen und die Priester, nicht wahr?

Ja, diese sind es zunächst. Ew. Majestät haben durch zu schnelle Gleichmachung der Stände, durch die neuen Grafen aus der Finanzwelt, die neuen Barone aus der Judenwelt den alten Geburtsadel beleidigt, welcher bei Ihrer edlen, philosophischen Denkungsart von seinem Ansehen eingebüßt hat; Sie haben durch den gerechten Krieg gegen die Hierarchie die Geistlichkeit in Aufruhr gebracht, trotz der verliehenen Censurfreiheit doch durch jenes Rescript, in welchem Ew. Majestät den Büchernachdruck gestatten und den Buchhandel mit dem Käsehandel vergleichen, auch die Gelehrten und Publicisten mißvergnügt und widerwillig gemacht.

Sie mögen Recht haben mit all Ihren Anschuldigungen, rief Joseph. Ich habe diejenigen, welche sich gern die bevorrechteten Stände nennen, wider mich aufgebracht, sie unzufrieden gemacht und ihnen zu Klagen Anlaß gegeben. Aber ich habe es gethan, weil ich keinem Stand Vorrechte vor dem andern zugestehen, weil ich gerecht sein wollte gegen Alle. Die Bevorrechteten mögen mich hassen, wenn nur mein Volk mich liebt, und dem Volk, hoff' ich, habe ich keinen Anlaß zum Verdruß gegeben.

Ach, Sire, Sie denken zu edel von dem Volk, sagte Lacy traurig, und weil ich denn doch geschworen habe, Ew. Majestät stets nur die Wahrheit zu sagen, so muß ich meinem Schwur genügen. Ja, Sire, Sie haben auch Ihrem Volk Anlaß zum Aerger und Verdruß gegeben.

Wodurch? fragte der Kaiser hastig.

Dadurch, Sire, daß Sie die Vorurtheile und den Aberglauben verachtet und verspottet haben, daß Sie die Gebräuche und Gewohnheiten des Volkes, weil Sie dieselben als schädlich und unheilsvoll erkannten, auszurotten trachteten, ohne Rücksicht darauf, daß Ihr Volk dieselben liebt, an ihnen hängt, und nur allmälig zum Losreißen und Aufgeben derselben mußte gebildet werden. Das Volk zürnt Ew. Majestät, weil Sie ihm die Heiligenreliquien und die wunderthätigen Bilder

aus ihren Kirchen entrückt, weil Sie den Handel mit Amueltten, Agnus Dei und geweihten Zetteln verboten haben, weil sie den Heiligenbildern ihre Allongenperrücken und ihre Reifröcke fortnehmen ließen, weil Sie die Wallfahrten einschränkten, und die Bitt- und Umgänge verboten.

Weil ich den Aberglauben mit all seinem Wust, seiner Heuchelei und Betrügerei beseitigen wollte, um dafür meinem Volk wieder den Glauben und die wahre unverfälschte Religion ohne Schminke, Allongenperrücken und Kleidertrödel zu geben.

Das Volk verwechselt nur zu leicht seinen Aberglauben mit dem Glauben, Sire, und wer seinen Aberglauben heilig hält, den nennt es gottesfürchtig.

Weil menschenfürchtig! unterbrach ihn Joseph.

Ja, Sire, weil menschenfürchtig. Ew. Majestät fürchten die Menschen nicht, sondern Sie lieben sie, und darum wollen Sie auch ihres Aberglaubens nicht schonen, darum wollen Sie die unmündigen Kinder als erwachsene denkende Männer behandeln. Aber sie danken es Ihnen nicht, sie nennen Ew. Majestät einen Gottesleugner, weil Sie die Mißbräuche, die sich die Geistlichkeit erlaubte, abgestellt haben, einen Freigeist, weil Sie den Eid auf die unbefleckte Empfängniß Mariä verboten, einen Despoten, weil Sie die theatralische italienische Kirchenmusik verbannt und befohlen haben, daß man deutsche Gesänge bei der Messe ausführen soll. O zürnen Ew. Majestät mir nicht, daß ich es wage so zu sprechen und Ihnen alles das aufzuzählen, was die Beschränktheit und die Dummheit Ihnen als Verbrechen anrechnet. Ich mache mich zum Ankläger Ew. Majestät, weil ich mich zum Anwalt des Volkes machen möchte, weil ich hierher gekommen bin, um Ew. Majestät zu beschwören, da Sie dieses armen Volkes sich erbarmen und Mitleid und Schonung haben möchten mit seinen Schwächen und seiner Beschränktheit.

Und ist es etwas Specielles, Lacy, was Sie geändert haben möchten?

Ja, Sire, etwas sehr Specielles, bei welchem ich der Anwalt des Volkes sein will. Ew. Majestät haben eine Verordnung erlassen, welche das Volk in seinen geheimsten Tiefen aufgeregt hat, und — verzeihen Ew. Majestät mir diesen Freimuth, — welche so sehr freigeistig und

frei von allen Vorurtheilen ist, daß sie fast an die Grenzen des Barbarischen streift.

Welche Verordnung meinen Sie?

Die Verordnung über das neue Leichenbegängniß, Sire. Ich beschwöre Ew. Majestät, nehmen Sie dieselbe zurück, beruhigen Sie den aufgeregten geängsteten Sinn Ihres Volkes, welches jammernd und wehlklagend schreit, daß Ew. Majestät nichts heilig sei, selbst nicht die Todten und die Gräber. Lassen Sie dem Volk seinen Gottesacker und die Gräber seiner Angehörigen, auf denen es beten geht.

Nein, auf denen es seinem Aberglauben fröhnen geht, rief Joseph glühend. Ich will nicht, daß der Mensch den gestorbenen Menschen unter der Erde suche, sondern ich will, daß er seinen Blick zum Himmel erhebe, ich will nicht, daß er das Andenken der Verwesung und des Würmerfraßes feiere, sondern ich will, daß er den unsterblichen Geist liebe, welcher nicht zu finden ist in der elenden Menschenhülle und in dem Futteral der Seele. Die Menschen sollen ihre Vorangegangenen nicht lieben in den abgestandenen todten Leibern, sondern in dem lebendigen ungestorbenen Geist, der bei ihnen bleibt und sich nicht in Gräbern verschütten läßt.

Sire, Sie sprechen da von einem idealen Volk, welches niemals gewesen ist, und das zu bilden der allmächtige Gott Ihnen das Leben eines Methusalem geben müßte. Aber noch ist es zu früh mit dieser Verordnung, welche dem Volk so erhabene Begriffe zumuthet, und statt sich davon geschmeichelt zu fühlen, empört sich das Volk.

Sprechen Sie im Ernst, Lacy? fragte der Kaiser mit flammenden Augen. Das Volk empört sich, sagen Sie?

Ja, Sire, es empört sich. Gestern hat das erste Begräbniß der neuen Verordnung gemäß stattgefunden, und seitdem ist das Volk in der höchsten Aufregung. Heut soll ein zweites derartiges Begräbniß in einer der Vorstädte stattfinden. Die Nachricht davon ist wie ein Lauffeuer durch ganz Wien gefahren, sie ist wie ein Wuthschrei in den niedrigsten und elendesten Spelunken, in den schmutzigsten Dachkammern wiederholt worden, und die Bewohner derselben sind hinausgestürzt auf die Straße mit geballten Fäusten, Thränen des Zorns in den

Augen, mit einem tiefen Wehegefühl im Herzen, denn sie fühlen sich angegriffen und beleidigt in ihren heiligsten Menschenrechten, sie fühlen, daß dieses Verbot: ihren Leichen Särge und ein bleibendes Grab zu geben, nicht die Reichen und Bevorzugten trifft, nicht Diejenigen, welche sich Erbbegräbnisse bauen können, sondern nur die Armen, welche das nicht können.

Die Armen, denen ich das Land, das sie sonst für ihre Gräber nutzlos liegen lassen mußten, zu besserm und vortheilhafterm Gebrauch dienstbar machen wollte, die Armen, welche ich verhindern wollte, ihr Geld für einen hölzernen Sarg auszugeben, der in der Erde verfaulen muß, damit sie sich dafür anderes Holz kaufen können, welches ihre Wohnung wärmt, und bei dem sie das Essen kochen können für ihren hungrigen Leib!

Aber ich wiederhole Ew. Majestät, das Volk ist noch nicht so weit vorgeschritten in der Geistesfreiheit und Bildung, um das einsehen und begreifen zu können. Nehmen Sie also Ihre Verordnung zurück, Sire, ich beschwöre Sie darum!

Zurücknehmen! rief Joseph, und sein Antlitz flammte auf im Zorn. Ich sollte zurücknehmen, was ich einmal befohlen habe? Niemals werde ich der Dummheit und dem Uebelwollen ein solches Zugeständniß machen.

Dann, sagte Lacy ernst und fest, dann ist es möglich, daß die Flammen der Revolutionen, welche, wie Ew. Majestät mir selbst gesagt, jetzt überall aufglühen, hier in Wien zuerst zum Ausbruch kommen, und dann werden Sie es sein, welcher sie angeschürt hat. Sire, ich flehe Sie an, haben Sie Erbarmen mit dem armen verdüsterten Volk, das das Licht noch nicht ertragen kann, gehen Sie nicht zu Gericht mit unmündigen Kindern. Bewahren Sie sich und Ihr Volk vor Aufruhr und Empörung, die Sie wohl dämpfen würden, welche aber das Blut und das Glück vieler Ihrer Unterthanen kosten könnte. Es herrscht eine Aufregung auf den Straßen, wie ich sie nie gesehen, Tausende und aber Tausende stürmen nach der Vorstadt hin, wo das Begräbniß stattfinden soll.

Wann soll es stattfinden? fragte der Kaiser rasch.

Um drei Uhr Mittags, Sire.

In einer Stunde also, sagte Joseph, einen raschen Blick nach der Uhr hinüber werfend.

Ja, in einer Stunde, Sire, und dies kann eine Stunde des Schreckens werden, wenn Ew. Majestät es nicht großmüthig verhindern. Sie haben, um das Volk vom Müßiggang abzuhalten, das Nachfolgen bei den Leichenbegängnissen verboten, und diese arme Handwerkersfrau, welche heut begraben werden soll, wird ein Gefolge von Tausenden haben, und selbst die Polizei, welche zu Hunderten auf der Straße und sich mit Drohungen und Scheltworten unter die Menschenhaufen stürzt, wird sie heute nicht hindern können, oder sie wird es mit Gewalt thun müssen.

Es ist also schon jetzt ein Volksauflauf? fragte der Kaiser entsetzt.

Würde ich sonst um diese Stunde hierhergekommen sein? Würde ich Ew. Majestät sonst gebeten haben, heute Ihren Spazierritt zu unterlassen?

Deshalb also? Sie glaubten doch nicht etwa, daß ich mich vor dem Volk fürchten könnte?

Sire, die Wuth des Volkes ist wie das empörte Rasen eines Tigers, welcher lange im Käfig gesessen, und endlich die Eisenstangen zerbrochen und sich frei gemacht hat. In der blutgierigen Freude über seine eroberte Freiheit, wird er Jeden erwürgen, der ihm in den Weg tritt und ihn aufhalten möchte.

Ich bin doch begierig, diesen Tiger in seiner blutgierigen Freude zu beobachten, sagte der Kaiser, die Hand nach der Klingel ausstreckend.

Sire, was wollen Sie thun? fragte Lacy, die Hand des Kaisers zurückhaltend.

Ich will mein Pferd vorführen lassen und in die Leopold-Vorstadt zum Begräbniß reiten.

Um die Wuth des Volkes noch mehr zu reizen, Sire? Um diese armen Leute zu ängstigen und außer sich zu bringen? Um Ew. Majestät der Gefahr auszusetzen, dem blutdürstigen Tiger als Beute zuzufallen? O, ich beschwöre Ew. Majestät, bei der grenzenlosen Liebe, die ich zu Ew. Majestät hege, bei der heiligen Liebe, welche Sie für Ihr Volk hegen, geben Sie nach, Sire! Haben Sie Erbarmen mit dem befangenen Sinn dieser Armen, welche besitzlos und elend durch das Leben gehen, und deren erstes und einziges Eigenthum oft das

Grab ist, in welchem sie ausruhen von der harten Arbeit und Mühe eines ganzen Lebens, und Frieden finden nach langen Entbehrungen und Qualen. Und Sie wollen den Kindern dieser Armen den letzten und einzigen Trost nehmen, hinzugehen zu den Gräbern, welche auch ihr einziges Eigenthum sind, und zu beten an der Asche ihres Vaters um Kraft und Muth! Sie wollen diesen Schwerbeladenen, welche die Noth oft verdammt, zu leben wie das Thier, noch den Trost rauben, wenigstens begraben zu werden wie ein Mensch! Sie befehlen, daß die Leichen in graue Säcke genäht, ohne Sarg, in ein tief gegrabenes Loch geworfen werden, nicht einmal jede einzeln, sondern so viel eben da sind, und mit Kalk bestreut werden, um desto rascher zu verwesen. Kein Gedenkstein soll sich mehr erheben über diesen zugeworfenen Löchern, nichts soll die Zurückbleibenden erinnern an die Stätte, wo ihre Heimgegangenen ruhen?*) Das ist hart und grausam, es ist groß und klar gedacht, aber es erscheint in der Ausführung lieblos und barbarisch. Ich weiß wohl, was ich wage, indem ich mich unterfange, so rücksichtslos und unehrerbietig zu Ew. Majestät zu sprechen, aber mein Gewissen befiehlt es mir, und ich muß ihm gehorchen, sollte ich selbst die Gnade meines Kaisers darüber verlieren. Noch einmal, Sire, widerrufen Sie. Nehmen Sie diesen grausamen Befehl zurück, thun Sie es aus Erbarmen mit diesem armen Volk, das zerknirscht und gedemüthigt, außer sich vor schmerzlicher Wuth, durch die Straßen rennt; jetzt können Sie es noch beruhigen mit einem gütigen Wort; in einer Stunde, wenn sein

*) Die Leichenverordnung lautete: Da bei der Begrabung kein anderes Absehen sein kann, als die Verwesung so bald als möglich zu befördern, und solcher nichts hinderlicher ist, als die Eingrabung in Todtentruhen, so wird für gegenwärtig geboten, daß alle Leichen in einen leinenen Sack ganz bloß, ohne Kleidungsstücke, eingenäht, sodann in die Todtentruhe gelegt und in solcher auf den Gottesacker gebracht werden sollen. — Es soll auf diesen Kirchhöfen jederzeit ein Graben von sechs Schuh Tiefe und vier Schuh Breite gemacht, die dahin gebrachte Leiche aus der Truhe allemal herausgenommen, und wie sie in den leinenen Sack genäht ist, in diese Grube gelegt, mit ungelöschtem Kalk überworfen, gleich wieder mit der Erde zugedeckt werden. Sollten zu gleicher Zeit mehrere Leichen ankommen, so können mehrere in dieselbe Grube gelegt werden. Groß-Hoffinger: Lebens- und Regierungsgeschichte Joseph II. Th. II. S. 146.

Schmerz bei dem Anblick dieses Begräbnisses, welches ihnen ein schimpfliches und entehrendes scheint, in Raserei ausgeartet ist, wird es vielleicht des Schwertes und der blutigen Strenge bedürfen, um die Wogen dieses aufgeregten Meeres wieder in seine Grenzen zurückzuführen. Sire, geben Sie nach, jetzt, da Sie es noch können, in einer Stunde wird Ihr kaiserliches Ansehen es Ihnen nicht mehr gestatten!

Der Kaiser schaute mit einem langen, düstern Blick in das Antlitz Lacy's, der mit flehendem Ausdruck, mit gefaltenen Händen vor ihm stand. Dann wandte sich Joseph von ihm ab, ohne ein Wort zu sagen, und ging mit ernstem, feierlichem Schritt zu seinem Schreibtische.

Einen Moment blieb er gedankenvoll vor demselben stehen, einen Moment schien es, als wolle er wieder zurücktreten, als gereue ihn der Entschluß, den er gefaßt. Aber dann nahm er mit einer hastigen Bewegung die Feder, und auf den Fauteuil vor dem Schreibtische sich niedersetzend, begann der Kaiser mit raschen Zügen zu schreiben.

Dann stand er auf und schritt mit dem beschriebenen Blatt Papier in der Hand zu Lacy hin.

Lesen Sie, sagte er, dem Feldmarschall das Papier darreichend.

Dieser nahm es, indem er einen flehenden Blick auf den Kaiser warf, dessen Antlitz einen düstern, feierlichen Ausdruck zeigte.

Lesen Sie laut, befahl der Kaiser.

Lacy verbeugte sich und las: „Da ich erfahre, daß die Begriffe der Lebendigen leider noch so materiell sind, daß sie einen unendlichen Preis darauf setzen, daß ihre Körper nach dem Tode langsamer faulen und länger ein stinkendes Aas bleiben, so ist mir wenig daran gelegen, wie sich die Leute begraben lassen. Sie werden also erklären und bekannt machen lassen, daß, nachdem ich die vernünftigen Ursachen, die Nutzbarkeit und Möglichkeit dieser Art Begräbnisse gezeigt habe, ich keinen Menschen, der nicht davon überzeugt ist, zwingen will, vernünftig zu sein, und daß also ein Jeder, was die Truhen anbelangt, frei thun kann, was er für seinen todten Körper zum Voraus für das Angenehmste hält.“ *)

---

*) Hübner: Lebensgeschichte Joseph II. Th. II. S. 525.

Als Lacy ausgelesen hatte, rief Joseph mit lauter Stimme nach seinem Geheim-Secretair Günther; sofort öffnete sich die Thür, welche nach der Kanzlei führte, und Günther trat ein.

Diesen Brief sogleich an den Oberkanzler und Minister Fürsten Kaunitz, sagte Joseph. Nehmen Sie einen Wagen und bringen Sie es dem Fürsten selbst hin. Ich will, daß dies Schreiben sofort in der Staatsdruckerei gedruckt und an allen Ecken angeklebt werde. Alsdann eilen Sie in die Leopold-Vorstadt; irgend einer von der Polizei wird Ihnen schon das Haus bezeichnen, wo heute das Leichenbegängniß stattfinden soll. Begeben Sie sich dahin und sagen Sie den Leidtragenden, daß ich ihnen gern erlaube, ihre Leiche so schön zu putzen, als sie es vermögen, und sie in einem Sarge zu begraben. Eilen Sie sich.

Günther verneigte sich und wandte sich wieder der Thür zu. Halt, noch Eins! rief der Kaiser rasch. Verfügen Sie sich alsdann auf das Polizei-Präsidium und bringen Sie dem Präsidenten meinen Befehl: es sollen sofort alle Polizei-Agenten die Straße verlassen, alle Soldaten in ihren Kasernen designirt werden. Weder der Anblick einer Waffe, noch irgend ein barsches Wort soll das Volk, welches sich heute zu einer Straßenpromenade verabredet hat, beunruhigen oder aufregen. Man lasse die guten Leute ungehindert so lange wandern, bis sie müde werden und unaufgefordert in ihre Häuser zurückkehren. Eilen Sie sich, Günther.

Günther verließ das Cabinet, und jetzt wandte sich Joseph wieder dem Feldmarschall zu.

Mit einem Blick voll unendlicher Liebe reichte er Lacy seine beiden Hände dar. Lacy, sagte er, ich habe Ihnen heute das schwerste Opfer dargebracht, ich habe widerrufen, ich habe es gethan, nicht aus Ueberzeugung oder aus Furcht, sondern nur, um Ihnen zu beweisen, welche Gewalt Ihr beredtes Wort über mich hat, um Ihnen zu danken für den mannhaften, edlen und kühnen Muth, mit welchem Sie zu mir gesprochen. Ein treuer und aufrichtiger Freund, das ist ein Kleinod, welches die Fürsten nur selten besitzen. Ich danke Gott und Ihnen, daß ich dieses Kleinod mein Eigen nenne!

Als Lacy ausgelesen hatte, rief Joseph mit lauter Stimme nach seinem Geheim-Secretair Günther; sofort öffnete sich die Thür, welche nach der Kanzlei führte, und Günther trat ein.

Diesen Brief sogleich an den Obercommandanten und Minister Fürsten Kaunitz, sagte Joseph. Nehmen Sie einen Wagen und bringen Sie es dem Fürsten selbst hin. Ich will, daß dies Schreiben sofort in der Staatsdruckerei gedruckt und an allen Ecken angeklebt werde. Alsdann eilen Sie in die Leopold-Vorstadt; irgend einer von der Polizei wird Ihnen schon das Haus bezeichnen, wo heute das Leichenbegängniß stattfinden soll. Begeben Sie sich dahin und sagen Sie den Leidtragenden, daß ich ihnen gern erlaube, ihre Leiche so schön zu putzen, als sie es vermögen, und sie in einem Sarge zu begraben. Eilen Sie sich.

Günther verneigte sich und wandte sich wieder der Thür zu. Halt noch Eins! rief der Kaiser rasch. Verfügen Sie sich alsdann auf das Polizei-Präsidium und bringen Sie dem Präsidenten meinen Befehl: es sollen sofort alle Polizei-Agenten die Straße verlassen, alle Soldaten in ihren Kasernen consignirt werden. Weder der Anblick einer Waffe, noch irgend ein barsches Wort soll das Volk, welches sich heute zu einer Straßenpromenade verabredet hat, beunruhigen oder aufregen. Man lasse die guten Leute ungehindert so lange wandern, bis sie müde werden und unaufgefordert in ihre Häuser zurückkehren. Eilen Sie sich, Günther.

Günther verließ das Cabinet, und jetzt wandte sich Joseph wieder dem Feldmarschall zu.

Mit einem Blick voll unendlicher Liebe reichte er Lacy seine beiden Hände dar. Lacy, sagte er, ich habe Ihnen heute das schmerzliche Opfer dargebracht, ich habe widerrufen, ich habe es gethan, nicht aus Ueberzeugung oder aus Furcht, sondern nur, um Ihnen zu beweisen, welche Gewalt Ihr beredtes Wort über mich hat, um Ihnen zu danken für den mannhaften Rath und kühnen Muth, mit welchem Sie zu mir gesprochen. Ein treuer und aufrichtiger Freund, das ist ein Kleinod, welches die Fürsten nur selten besitzen. Ich danke Gott und Ihnen, daß ich dieses Kleinod mein Eigen nenne!

Fünftes Buch.

Der Papst in Wien.

I.

Der Einzug des Papstes.

Eine unglaubliche, eine unerhörte Nachricht beschäftigte seit einigen Tagen nicht allein ganz Wien, sondern ganz Oesterreich. Sie verbreitete sich hinaus über die Grenzen Oesterreichs, und flog mit Windesschnelle durch alle Gauen Deutschlands hin, überall Erstaunen und Verwunderung erregend.

Der Papst, so lautete die Nachricht, der Papst wollte nach Wien kommen. Während sonst die deutschen Kaiser demuthsvoll und gehorsam gen Rom gepilgert waren, zu werben um die Gnade des Statthalters Gottes, wollte jetzt der heilige Vater nach Wien zu dem deutschen Kaiser pilgern, um zu werben um die Liebe und Gunst des mächtigen Herrschers.

Vorüber waren die Zeiten, wo ein deutscher Kaiser im Büßerhemd zu Canossa erschien, vorüber die Zeiten, wo der Papst einen Kaiser im Vorhof durfte warten lassen, während er selbst an der Tafel schwelgte. Eine neue Zeit war angebrochen, ein neues Licht hatte Joseph seinen Völkern angezündet, und dieses Licht war zur Brandfackel geworden für die Gewalt des geistlichen Oberhauptes der Kirche, dem Joseph nicht mehr gestatten wollte, auch das Oberhaupt seines Staates zu sein und Gesetze zu geben in seinen Landen.

Und nicht blos in seiner geistigen Oberherrschaft hatte Joseph den Statthalter Gottes bedroht, sondern auch in seiner materiellen Macht, denn die materielle Macht ist das Geld, sowohl für den Statthalter Gottes, als für die weltlichen Fürsten. Vier Millionen Gulden waren bis dahin jährlich aus dem österreichischen Kaiserstaat in die päpstlichen

Kassen geflossen, der Kaiser hielt sie zurück; vier Quellen waren es gewesen, aus welchen den päpstlichen Kassen diese Millionen zuflossen — der Kaiser verstopfte sie. Bisher hatte der Papst den Bischöfen in Oesterreich Titel und Würden ertheilt, und für diese Ertheilung hatten dieselben eben so hohe Summen nach Rom zahlen müssen, als der Kaiser für die Ertheilung der Grafenwürde oder des Barontitels zahlen ließ.

Der Kaiser verbot seinen Bischöfen, irgend welche Titel oder Würden von Rom anzunehmen, und das war die erste Quelle der Millionen, welche er verstopfte. Er verbot ferner, daß die Dispense in Ehesachen und sonst vorbehaltenen Fällen aus Rom geholt werden sollten, sondern befahl, daß man sich um solcher Dispensationen nur an die inländischen Cardinäle und Bischöfe zu wenden und nur an sie die Gebühren zu zahlen habe, — und das war die zweite Quelle der Millionen, welche er verstopfte.

Die dritte Quelle der Millionen, die nach Rom ausflossen, hatte der Kaiser verstopft, indem er befahl, daß alle Ordensleute, alle geistlichen Brüderschaften keine Abhängigkeit und Gemeinschaft haben sollten mit den Generälen und Vorgesetzten in Rom, sondern nur den inländischen Bischöfen und der Landesobrigkeit zu gehorsamen hätten.

Die vierte und größte Quelle aber war erloschen, seit der Kaiser bei hohen Strafen alle und jede Geldsendungen außer Landes, sei es nach Rom oder an andere Stiftungen und Klöster, den Geistlichen sowohl als den Laien untersagt, und auch die Ablaß-Verleihungen und Beneficien-Vergebungen des Papstes für Oesterreich verboten hatte.*)

Papst Pius VI., erschauernd über solche Angriffe auf seine Macht sowohl, als auf seine Einkünfte, erschreckt von der Furcht, es könne der Kaiser noch immer weiter gehen in seinen Reformen, und heimlich von der Hoffnung beseelt, es könne seiner Bitte und Ueberredung gelingen, den Kaiser andern Sinnes zu machen, oder mindestens doch zu verhüten, daß Joseph seinen Kampf mit der Kirche noch weiter fortführe, Papst Pius also hatte den Entschluß gefaßt, selber nach Wien zu pilgern,

---

*) Hübner I. S. 115.

und da der Kaiser nicht zu ihm in den Vatican gekommen, ihn aufzusuchen in der Kaiserburg.

In einem eigenhändigen Schreiben hatte Pius dem Kaiser Joseph angezeigt, daß er nach Wien kommen wolle, seinen geliebtesten Sohn in Christo zu umarmen, ihn zu sprechen und ihm seine innersten Gesinnungen unmittelbar zu eröffnen, welche einzig und allein dahin abzielten, dem Kaiser alle Dienstbeflissenheiten und Pflichten der Freundschaft zu erweisen.*)

Der Kaiser hatte ihm in einem eigenhändigen Schreiben geantwortet, daß er Se. Heiligkeit auf die geziemendste Art und mit kindlicher Ehrfurcht zu empfangen gedenke, und daß er sich sehr auf die Gelegenheit freue, ihn zu sehen und persönlich zu ehren. Außerdem hatte er gebeten, daß der Papst nicht, wie er es beabsichtige, in der Nunciatur wohnen, sondern die Zimmer annehmen möge, welche Joseph für ihn in der Kaiserburg einrichten lasse, weil dies ihrer beiderseitigen Würde gemäßer, und weil ihnen Beiden dadurch Gelegenheit werde, sich vertraulicher einander zu nähern.

Der Papst hatte sich freundlich diesem Wunsche gefügt, und die Zimmer Maria Theresia's waren für ihn in Bereitschaft gesetzt worden. Aber Joseph kannte die Gefahr, welche die vielen zu diesen Zimmern führenden geheimen Thüren und Treppen darboten; durch diese Thüren und über diese Treppen waren zu Zeiten der großmüthigen Kaiserin alle Diejenigen gewandelt, welche Protectionen besaßen, und dadurch zur Gnade einer geheimen Audienz gelangt waren, und diese geheimen Audienzen hatten so viele Gnadengehalte und Pensionen zur Folge gehabt, daß dadurch die Schulden des Staatsschatzes sich jährlich um Millionen vermehrten.

Der Kaiser fürchtete nicht, daß diese Treppen und Thüren jetzt bei der Anwesenheit des Papstes zu ähnlichen Zwecken verwendet würden, aber er wußte, daß sie von seinen Feinden, welche sich die Freunde der Kirche und des Papstes nannten, benutzt werden würden zu geheimen Unterredungen und Verhandlungen.

*) Groß-Hoffinger II. S. 210.

Joseph aber, welcher für sich selber die Wahrheit und Offenheit liebte, und bei sich keine Hintertreppen und geheimen Thüren duldete, wollte sie auch dem Papst nicht gewähren. Er ließ daher alle geheimen Eingänge vermauern, alle kleinen Hintertreppen abbrechen, nur eine Pforte führte zu dem von dem Papst bewohnten Flügel der Burg, und vor dieser Pforte hielten zwei Grenadiere Wache, welche Befehl hatten, Niemand hindurchzulassen, der nicht einen Erlaubnißschein des Kaisers vorzeigen konnte.

Der Kaiser war gern bereit, den Papst in den Mauern seiner Hauptstadt gastlich zu empfangen, aber er wollte nicht, daß der Papst nach Wien komme, und als geistlicher Oberfeldmarschall mit seinen bischöflichen Generälen geheime Conferenzen zu halten und den Schlachtplan wider die kaiserliche Macht zu verabreden.*) Als Papst, als das über alle Feindschaften, alle Wirnisse erhabene Oberhaupt der Christenheit sollte Pius dem Kaiser willkommen sein, und so wollte Joseph ihn empfangen mit der Ehrfurcht und Zuvorkommenheit eines frommen und gläubigen Sohnes.

Deshalb sollte nichts fehlen, um den großen Fürsten der Kirche mit allem Glanz und Pomp der Erde zu umgeben und ihm einen feierlichen Triumph in Wien zu bereiten. Nicht blos in der Kaiserburg hatte man mit verschwenderischer Pracht die Zimmer für ihn ausgestattet, auch alle Kirchen waren reich geschmückt, um als würdige Prachtzimmer zur Aufnahme des Oberhirten bereit zu sein. Alle Bischöfe und Priester hatten sich beeifert, sich neue Goldgewänder, neue Spitzenkragen anzuschaffen, und die Altäre zu schmücken mit neuen Teppichen und glänzendem Gold- und Silbergeräth. Ein heiliger

---

*) Einer der eifrigsten Anhänger der päpstlichen Gewalt war der Bischof von Görz, der es sogar wagte, gegen die kaiserlichen Anordnungen zu opponiren. Joseph ließ ihn zur Verantwortung nach Wien berufen, und zwar gerade zu derselben Zeit, als der Papst auf seiner Hinreise nach Wien durch Görz kommen mußte. Denselben Tag aber, als der Papst in Wien eintraf, erhielt der Bischof den Befehl, wieder in seine Diöcese zurückzureisen, so daß er den Papst weder sehen noch sprechen konnte. Siehe Friedels Briefe aus Th. Wien 1. S. 223.

Festtag für alle Kirchen und die ganze Geistlichkeit sollte der Tag der Ankunft des Papstes in Wien sein, denn seit beinahe vierhundert Jahren hatte kein Papst mehr den Boden Deutschlands betreten; jener Papst, welcher damals die deutsche Erde mit seinem Fuß berührt, hatte sie durch diese Berührung nicht geheiligt, sondern entheiligt. Johann XXIII. war als Statthalter Gottes, als Oberhaupt der Christenheit nach dem deutschen Kostnitz gekommen, er verließ es als ein mit Schmach beladener, aller seiner Würden und Titel beraubter Mönch, welcher im öffentlichen Concil siebenzig verschiedener Verbrechen angeklagt und „überführt war der Seeräuberei, des Mordes, der Blutschande!"

Seit jenen Tagen, wo das Concilium zu Kostnitz, nachdem es Johann Huß verbrannt, den Papst Johann XXIII. abgesetzt und gefangen gehalten, seit jenen Tagen hatte kein Papst wieder nach Deutschland kommen mögen, nach diesem Deutschland, welches die heilige Tiara von der Schulter des geweiheten Statthalters Gottes gerissen, die goldene Krone von seinem Haupt genommen, um ihn als Verbrecher zu entlarven.

Jetzt aber wollte ein heiliger frommer Mann die unheilsvollen Erinnerungen jener Tage auslöschen, jetzt wollte Pius der Sechste nach Deutschland kommen, den Frommen und Gläubigen zur Freude und zum Trost, und der Kirche zur Rettung und zum Gedeihen.

Denn er kam, um mit beredtem Wort seinen geliebtesten Sohn in Christo zu beschwören, nicht weiter zu gehen in seinen Angriffen gegen die Kirche, sondern als treuer und gehorsamer Sohn sich zu unterwerfen und in sich zu gehen.

Und Pius zweifelte nicht, daß ihm, welchen seine Römer wegen der Macht seiner Rede „il Persuasore" (den Ueberreder) nannten, es gelingen werde, das Herz des Kaisers zu rühren und ihn zum Gehorsam zurückzuführen.

Ganz Wien, ganz Deutschland, ganz Europa kannte diesen Zweck der päpstlichen Reise; Aller Augen waren daher nach Wien gerichtet, alle anderen Interessen schienen erloschen, in athemloser Erwartung harrte Jeder des Momentes, wo der Kaiser mit dem Papst zusammentreffen würde.

Und so war endlich der Tag hereingebrochen, an welchem der Papst seinen Einzug in Wien halten sollte. Die ganze Stadt hatte sich für ihn geschmückt, Teppiche, Kränze, Guirlanden hingen aus allen Fenstern, schmückten alle Straßen; hunderttausende von Menschen drängten sich nach der Stephanskirche, wohin der Papst sich gleich nach seiner Ankunft begeben wollte, um dort sein Gebet zu verrichten; hunderttausende von Menschen strömten nach der Kaiserburg hin, um den Papst zu sehen, wenn er an der Seite des Kaisers dort anlangen würde.

Aber die Ungeduld der Erwartung ließ das Volk vergessen, daß diese Ankunft des Papstes erst in der Mittagsstunde statt haben, daß man daher ruhig seinen Arbeiten und Geschäften nachgehen könne. Niemand wollte daheim bleiben, Niemand konnte einem andern Gedanken sich hingeben, als diesem großen, unermeßlichen: „der Papst kommt nach Wien!“ Und diesem Gedanken folgte dann die Frage: „warum kommt der Papst nach Wien?“

Um seinen Segen zu sprechen über das, was der Kaiser gethan hat, sagten die Anhänger Josephs.

Um den Kaiser zu beschwören und anzuflehen, daß er ablasse von den Kränkungen der Kirche, von dem Pfad der Sünde, daß er von dem Unglauben sich wiederbekehre zu der allein seligmachenden Kirche, sagten die Geistlichen und Priester, die Feinde des Kaisers.

Und diese Fragen flogen nicht blos von Mund zu Mund, sondern sie flogen in Broschüren und Flugschriften aus den Stuben der Gelehrten, unter den Pressen der Drucker hervor, und flatterten in tausend und tausend Exemplaren aus den Fenstern hernieder auf diese Volksmenge, welche da athemlos und neugierig in den Straßen sich drängte.

„Ueber die Ankunft des Papstes.“

„Warum kommt der Papst nach Wien?“

„Was ist der Papst?“

Das waren die Titel der Broschüren, durch welche die Wiener sollten aufgeklärt werden über die Bedeutung dieses wichtigen Tages, und die Straße glich zu dieser Stunde einem ungeheuren Lesezimmer, denn diese herniedergeflatterten Broschüren waren in allen Händen, und

indem man sie las, bereitete man sich vor auf die Ankunft dessen, dem alle diese Flugschriften galten.

Endlich begannen die großen Glocken der Stephanskirche langsam und feierlich einige Töne anzuschlagen. Diese Töne bedeuteten, daß der Papst, welchem der Kaiser bis Wienerisch Neustadt entgegengefahren war, jetzt an der Seite des Kaisers die Grenzmarken der Stadt erreicht habe. Die metallene Zunge des Doms sollte den Wienern das Nahen des heiligen Vaters verkünden. Der Kaiser selber hatte dazu seine Einwilligung gegeben, und als der Cardinal Migazzi den Kaiser gefragt, ob man bei dem Einzug des Papstes mit den Glocken läuten dürfe, hatte Joseph lächelnd geantwortet: „Mich wundert, daß Sie mich darum fragen. Sind nicht die Glocken Ihre Artillerie?“ *)

Diese Artillerie der Kirchen hatte jetzt das Annähern des Papstes verkündet. Das Volk empfing diese Verkündigung mit einem lauten Jubelschrei und drängte sich immer stürmischer, in immer wildern, ungestümern Wogen den Straßen zu, durch welche der Zug kommen mußte, und achtete in seiner ungeduldigen Neugierde nicht der Kinder und Greise, welche sich unter ihnen befanden; wie eine losgelassene Meute stürzte es vorwärts, des Jammergeschreies nicht achtend, nicht hörend auf die Klagen Derer, welche von dem Strom mit fortgerissen und zu Boden geschleudert, jetzt zerstampft, zertreten unter den Füßen der vorwärts Stürzenden, unbeklagt und ungerächt ihren Geist aushauchten.**) Das Volk sah, hörte und dachte nichts, als daß es den Papst sehen und von ihm gesegnet sein wollte.

Und jetzt auf einmal begannen alle Kirchthürme ihre ehernen Zungen zu regen, um laut und dröhnend es zu verkünden: der Papst kommt! Jetzt eben fährt er in die Stadt ein!

Das Volk, welches bis dahin gejauchzt, gesungen, gelacht und ge-

---

*) Friedels Briefe aus Wien. Th. I. S. 213.

**) Acht Personen wurden beim Einzug des Papstes im Gedränge erdrückt. Siehe Friedels Briefe I. 208.

schrieen hatte, verstummte jetzt auf einmal. Unwillkürlich ergriffen von der Größe dieses Momentes wagte es nicht, seine unheiligen Stimmen zu mischen in die harmonischen Stimmen der Glocken, aber alle diese flammenden Blicke, diese gespannten, neugierigen Gesichter richteten sich die Straße hinunter dahin, wo jetzt ein kleiner weißer Punkt sichtbar ward. Dieser Punkt ward größer und größer, er nahm Form und Gestalt an; und jetzt erkannte man schon die Vorreiter des Kaisers, jetzt die kaiserliche Equipage, die von acht milchweißen, mit Gold- und Purpurdecken aufgeschirrten Pferden gezogen, langsam daher kam.

Immer näher und näher kam der Zug; jetzt war er da, der große, der erhabene Moment, wo Wien den Papst in seine Mauern einziehen sah.

Da, dieser Greis zur Rechten des Kaisers, dieser Greis in dem von Gold und Juwelen blitzenden Gewande, mit dem pelzverbrämten Sammetbarret, unter welchem einzelne silberweiße Locken hervorquollen, dieser Greis mit dem milden, sanften Blick, den edlen, immer noch schönen Zügen, das war Antonio Braschi, der Papst Pius VI.

Ein Ausruf des Staunens ertönte, vielleicht wider seinen Willen, von den Lippen des Papstes, als er sein Auge auf diese ungeheure Menschenmenge heftete, welche auf den Straßen und Plätzen wogte, welche sich dicht herandrängte an den Wagen, athemlos keuchend neben demselben herlief. Niemals vielleicht hatte Pius solche Masse des Volkes beisammen gesehen. Und diese Tausende waren gekommen, um ihn zu sehen, um ihn zu begrüßen. Ein stolzes Lächeln des Triumphs flog einen Moment über das schöne Antlitz des Papstes hin, aber er unterdrückte es schnell, und heftete seine Blicke dann mit einem raschen, forschenden Blick auf den Kaiser.

Joseph Antlitz indeß war heiter und ruhig, nicht der kleinste Anflug von Mißmuth sprach aus seinen Zügen, sondern vielleicht ein leiser Ausdruck des Spottes.

Josephs ruhiger, ungetrübter Blick sah, was dem Papst in seiner triumphirenden Freude vielleicht entgangen war, er sah, daß das Volk, welches sich einst vor jedem Priester auf die Kniee geworfen, jetzt aufrecht und ungebeugt da stand, obwohl es der Papst war,

welchen es da von Angesicht schauete.*) Während der Papst triumphirte, sagte der Kaiser freudig zu sich selber: meine Kinder sind schon Männer geworden. Sie beugen ihre Kniee nicht mehr vor einem Menschen, und wenn dieser Mensch auch immerhin ein Papst ist! Dies freie Bewußtsein ihrer Menschenwürde, das habe ich meinem Volke eingeflößt, und es wird den Herrn Priestern nicht mehr gelingen, meine Oesterreicher wieder in das Joch ihrer Sclaverei einzuschmieden!

Der Zug war jetzt langsam, immer gehindert von dem wogenden Menschenstrom, unter dem Geläut aller Glocken bis zu der Burg gelangt, und fuhr jetzt in den innern Hof ein.

Der Kaiser selbst beeilte sich, als der Wagen vor dem Portal anhielt, dem Papst mit der Sorglichkeit und Ehrfurcht eines Sohnes beim Aussteigen behülflich zu sein, und bot ihm den Arm, um ihn die mit kostbaren Teppichen belegte Marmortreppe hinauf und in seine Gemächer zu geleiten.

Pius ließ das ruhig geschehen, und schauete nur zuweilen mit einem sanften stillen Lächeln zu dem Kaiser hinauf, der ruhig und stolz und durchaus nicht zerschmettert von der ungeheuren Ehre, den Herrn der Christenwelt zu geleiten, an seiner Seite ging.

Schweigend durchschritten sie die großen Empfangssäle und Staatsgemächer, und erst, als sie bis in das Wohnzimmer des Papstes gelangt waren, führte der Kaiser seinen Gast zu einem Lehnstuhl hin, und bat ihn, auszuruhen von der beschwerlichen Wanderung.

Die Wanderung war nicht beschwerlich, sondern erfreulich, sagte Pius mit einem leisen Kopfschütteln. Meine Seele neigte sich bei jedem Schritt dankbar vor den Schatten aller dieser frommen und gottseligen Kaiser, welche im Lauf der Jahrhunderte diese Räume durchwandelt haben als die getreuen Herren ihrer Reiche, die getreuen Diener ihrer Kirche und ihres Gottes. O, welch ein schönes und beglückendes Bewußtsein ist es für mich, ein Haus zu bewohnen, das durch den Segen so vieler meiner Vorgänger geheiligt worden —

Und deren Herrschern außerdem niemals die Liebe ihrer Unter-

---

*) Friedel I. S. 215.

thanen gefehlt hat, unterbrach ihn der Kaiser lebhaft. Die Liebe seiner Unterthanen, das ist für den Herrscher der wahre Segen Gottes, und dieser ist es, nach welchem ich vor allen Dingen strebe!

Und welcher Ew. Majestät gewiß niemals fehlen wird, sagte Pius mit seinem sanftesten Lächeln. Ich habe niemals gezweifelt an dem edlen Sinn und dem erhabenen Herzen Eurer Majestät, und wenn Einiges vorgefallen, was unsere Seele mit Schrecken erfüllte, und uns zittern machte für die Wohlfahrt der heiligen Kirche in den Landen Eurer Majestät, so getrösteten wir uns doch mit dem Gedanken, daß es nur der eindringlichen Bitte, des überzeugenden Wortes bedürfen würde, um zu unserer Aller Zufriedenheit diese Mißverständnisse zu lösen, welche zwischen Eurer Majestät weltlicher Regierung und Ihren Pflichten als erster gläubiger Sohn der Christenheit entstehen könnten. Deshalb, mein edelster und geliebtester Sohn in Christo, kam ich hierher, deshalb nahm der siebenzigjährige Greis den Wanderstab und pilgerte nach Wien zu dem edlen jungen Kaiser, der es verschmähte, zu dem Statthalter Gottes nach Rom zu kommen, um sich von ihm den Segen der Kirche zu holen. Ich bringe ihn Euch, mein geliebtester Sohn in Christo, den Segen Gottes und der Kirche, und mit und in diesem Segen werden schnell alle die Wirrnisse enden, die mein Herz bisher betrübt haben. Ich habe Ew. Majestät das freudige Opfer dieser Reise gebracht, und ich weiß wohl, daß es eine Pilgerfahrt war, wie die Welt niemals eine zweite sehen wird, eine Pilgerfahrt, mit welcher Rom sich demüthig beugt vor dem mächtigen Kaiser Deutschlands, und es eingesteht, daß die Zeit seiner Größe vorüber ist, und daß es nicht mehr mit seinem Bannstrahl und seinem schallenden Gebieterwort die Welt regieren kann, sondern nur noch mit Liebe, mit Demuth und Geduld. Aber ich weiß auch, daß Ew. Majestät genug haben werden an dieser Demüthigung Roms, daß Sie nicht weiter gehen werden in dieser Fehde, welche mein väterliches Herz so sehr betrübt hat, daß Sie, gerührt von meinem Flehen, demselben nachgeben und die heilige Mutterkirche wieder einsetzen werden in ihre Rechte.

Ich fürchte, Ew. Heiligkeit haben sich in mir geirrt, rief der Kaiser, und sein leuchtender Blick begegnete in ruhiger Entschlossenheit den

sanften bittenden Augen des Papstes. Wie tief auch mein Herz gerührt werden mag von den erhabenen Worten Ew. Heiligkeit, so darf ich doch als Herrscher und Kaiser mich von der Rührung meines Herzens nicht umstimmen lassen, denn ein Fürst darf nicht mit dem Herzen, sondern nur mit dem Kopf regieren. Und also fürchte ich, daß Eure Heiligkeit nicht zufrieden sein werden mit dem Resultat Ihrer Reise. Ich habe diese Reise für ein nicht nur sonderbares, sondern auch ganz ausnehmendes Kennzeichen Ihres päpstlichen Wohlwollens gehalten, und mich der Gelegenheit gefreut, Ew. Heiligkeit meine kindliche Ehrfurcht und Liebe beweisen zu können.*) Und darin werde ich mit meinem ganzen Volke wetteifern; als vor unserm heiligen Vater wollen meine Unterthanen und ich in Liebe und Ehrfurcht sich vor Ihnen neigen, und dem geistlichen Oberhirten werde ich keine Ehre und Anerkennung versagen, nur muß derselbe nicht gekommen sein, um sich mit weltlichen Dingen zu befassen und seine heiligen und geweihten Hände zu mischen in den Staub und Wust dieser Erde.

Es ist indessen meine Pflicht, auch die weltlichen Angelegenheiten der Kirche zu übernehmen, sagte der Papst seufzend.

Diese Dinge zu besprechen, ist die Sache Ihrer und meiner Minister, rief Joseph rasch. Aber da Ew. Heiligkeit einmal dieses Thema berührt und der Streitigkeiten erwähnt haben, welche, durch einige meiner Verordnungen veranlaßt, zwischen der päpstlichen Regierung und mir ausgebrochen, so erlauben mir Ew. Heiligkeit, in dieser ernsten und gewichtigen Stunde Ihnen eine Erklärung abzugeben, welche meinerseits unser Verhältniß klar und unabänderlich feststellt, und von der ich niemals abweichen werde. Diese Erklärung ist: daß ich unerschütterlich sein werde in Allem, was ich gethan und unternommen habe, und daß die Reise Ew. Heiligkeit, wenn Sie damit bezwecken, auf meine Erlasse und Verfügungen einzuwirken, fruchtlos sein wird, denn Alles, was ich zum Vortheil der Religion und zur bessern Einrichtung der Kirchenzucht mit landesherrlicher Gewalt unternommen habe, ist nur nach reiflicher Ueberlegung und nach festen Grundsätzen ausgeführt

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Hübner I. S. 119.

worden, und gar nichts auf der Welt wird mich von denselben abbringen können.*)

Und dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, das Herz Ew. Majestät zu rühren, sagte der Papst feierlich. Dennoch verzage ich nicht, die Augen meines geliebtesten Sohnes in Christo zu öffnen, daß er sehen und erkennen möge, er sei abgeirrt von der rechten Straße, und daß er wieder einlenke auf die Straße der Gerechtigkeit, des Friedens und der Gottseligkeit.

Einlenke, das heißt widerrufe, rief Joseph heftig. Niemals wird das geschehen können, denn ich habe gehandelt aus bester und ernster Ueberzeugung, und Ueberzeugungen lassen sich nicht umwenden, wie ein Handschuh.

Auch Ueberzeugungen sind dem Wechsel unterworfen, sagte Pius. Die Geschichte der heiligen Päpste selbst giebt uns Beispiele davon. Aeneas Sylvius war als gelehrter Bischof ein heftiger Gegner der päpstlichen Gewalt und richtete die glühendsten und gelehrtesten Streitschriften gegen die Unfehlbarkeit des Papstes, von dem er behauptete, daß er nicht über den Concilien, sondern unter ihnen stände. Aeneas Sylvius aber, als er Papst geworden und sich Pius der Zweite nannte, sah das Irrige und Gefährliche seiner frühern Ansicht ein und wechselte seine Ueberzeugung, indem er feierlich anerkannte: „der Papst steht nicht unter, sondern über den Concilien, und Niemandem ist er verantwortlich, als Gott allein, unabsetzbar regiert er auf dem Stuhl St. Petri!“ O, mein Sohn, ich hoffe der gnadenreichen herrlichen Zeit entgegen, wo Ew. Majestät widerrufen werden, wie einst Aeneas Sylvius widerrufen hat, wo Ew. Majestät sprechen werden die Worte voll Demuth und Zerknirschung, welche Pius der Zweite in seiner Widerrufungsbulle gesprochen hat, daß Sie rufen werden, wie er es gethan hat: Wir sind ein Mensch und haben als Mensch geirrt. Wir leugnen nicht, das Vieles von dem, was wir gesagt, oder gethan haben, verwerflich ist. Wir haben aus Verführung wie Paulus gesündigt, und aus Unwissenheit die Kirche Gottes verfolgt. Wir ahmen aber dem Beispiel des heiligen Augustinus nach, der die in seinen Werken ihm

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Hübner I. S. 119.

entschlüpften irrigen Meinungen widerrufen hat. Wir widerrufen gleich ihm und bekennen offenherzig unsere Unwissenheit, aus Furcht, daß das, was wir in unserer Jugend gethan haben, zu irgend einem Irrthum, der mit der Zeit dem heiligen Stuhle nachtheilig werden könnte, Gelegenheit geben möchte." *)

Ich hoffe, daß ich niemals so sprechen, und wie Aeneas Sylvius es gethan, um persönlicher Vortheile willen widerrufen werde, was ich als wahr und recht erkannt habe, rief der Kaiser glühend. Aber streiten wir nicht über diese Dinge, reden wir gar nicht wieder von ihnen. Ich bin kein Theologe und verstehe mich nicht darauf, Ihnen, wie ich es müßte, auch aus dem Canonischen Recht zu beweisen, daß alle meine Ansprüche gesetzlich und berechtigt sind. Belieben Ew. Heiligkeit also gnädigst, Alles, was Sie mir über die obwaltenden Streitpunkte sagen möchten, niederzuschreiben, damit ich es alsdann meinen Theologen zur Untersuchung vorlegen kann. Ministeriell und bis in's Kleinste, Einzelne soll mein Kanzler dann darauf antworten; ich will das Ganze dann zur Belehrung meiner Unterthanen drucken lassen.**) Aber wir selber wollen nichts damit zu thun haben. Ew. Heiligkeit sind hierher gekommen, um mir einen dankenswerthen Beweis Ihrer Gnade und Liebe zu geben; ich werde Alles thun, um mich dieser Liebe würdig zu zeigen und meinem edelsten und erhabensten Gast ein gefälliger und dienstbereiter Wirth zu sein. Und da mahnt mich sogleich mein Gewissen, daß ich meinen Pflichten als Wirth schlecht genüge, indem ich Ew. Heiligkeit durch meine Anwesenheit verhindere, der Ruhe zu pflegen, deren Ew. Heiligkeit nach so langer und anstrengender Reise ohne Zweifel bedarf. Ich eile also, mich zurückzuziehen, und bitte mir zu vergeben, daß der Wunsch, die Gegenwart Ew. Heiligkeit zu genießen, mich der schuldigen Rücksicht vergessen ließ.

---

*) Diese Widerrufungsbulle gab Pius II., der ehemalige gelehrte Aeneas Sylvius, im Jahre 1463 ab, während er auf dem Concilium zu Basel durch seine gelehrten Schriften und Reden gerade die Veranlassung gewesen, daß das Concilium sich für ermächtigt erklärte, die Päpste abzusetzen.

**) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Ramshorn, Kaiser Joseph II. und seine Zeit. S. 318.

Er neigte sich tief vor dem Papst, und als dieser ihm seine Hand darreichte, drückte Joseph sie mit der Zärtlichkeit und Unterwürfigkeit eines Sohnes an seine Lippen. Dann wandte er sich rasch ab und verließ, ohne ein Wort weiter zu sagen, das Gemach.

Der Papst schaute ihm mit einem langen und traurigen Blick nach. Ich fürchte, er hat die Wahrheit gesagt, und er ist unverbesserlich, murmelte er leise, und indem er dann langsam seine tiefen, dunkeln Augen gen Himmel erhob, fuhr er fort: Eine Zeit lang versucht es der Herr mit Milde. Aber wenn die Milde nicht fruchtet, sendet er seine Blitze, und sie werden dereinst diesen Abtrünnigen zerschmettern, wie sie noch alle Diejenigen zerschmettert haben, welche gegen Gott und die heilige Kirche sündigten!

II.

Die Flucht.

Du beharrst also bei Deiner Weigerung? fragte Herr Eskeles Flies mit flammenden Augen. Du wagst es, Deinem Vater zu trotzen und Dich aufzulehnen wider meine Befehle?

Ich beharre bei meiner Weigerung, erwiederte Rahel fest, und sie schaute ihrem Vater mit traurigen ruhigen Blicken in das tief erregte Angesicht. Ich muß mich auflehnen wider Deine Befehle, denn es gilt nicht nur mein irdisches Glück, es gilt das Heil meiner Seele, die Freiheit meines Herzens. Vater, o mein Vater, verhärte Dein Herz nicht gegen Deine Tochter, stoße mich nicht grausam fort von dieser Stelle, welche mir gebührt, welche mein schönstes Erbtheil, mein köstlichster Besitz ist.

Und zerfließend in Thränen, mit ausgebreiteten Armen näherte sich Rahel zärtlich ihrem Vater. Er aber wies sie heftig zurück.

Du hast Dein Herz verhärtet, Rahel, Du allein, rief er. Du hast Deinen Vater verlassen und aufgegeben, bist untreu worden Deinem Gott und dem Gesetz, welches den Kindern befiehlt zu gehorchen ihren Eltern und ihnen unterthänig zu sein.

Ich kann dies Gesetz nicht mehr anerkennen, meine freie Menschenwürde lehnt sich dagegen auf, rief Rahel glühend. Ich will Dich lieben und ehren immerdar, aber ich kann Dir meine heiligsten Menschenrechte nicht zum Opfer bringeu. Ich kann nie und nimmermehr die Gattin eines Mannes werden, den ich nicht liebe, den mein Herz nicht gewählt hat!

Den aber ich, Dein Vater, für Dich gewählt habe, sagte Eskeles Flies ernst und kalt, und den Du heirathen wirst, weil ich ihn gewählt habe!

Er ist ein roher, unwissender Mensch, mein Vater, ein Mensch, den ich verabscheue und hasse, weil er nichts schätzt, als seine Millionen, für nichts Hochachtung und Ehrfurcht hat, als für das Geld.

Er ist der Sohn des reichsten Handelshauses in Brüssel, von unserm allergnädigsten Kaiser belehnt mit dem Baronstitel, weil er hier in Oesterreich große Kattunfabriken angelegt hat, er ist also ganz und gar Deines Gleichen, oder vielmehr er ist vornehmer als Du, denn er ist reicher, ungleich reicher als wir.

Er ist nicht meines Gleichen, denn er ist ein roher, ungebildeter Mensch, rief Rahel, er versteht mich nicht.

Ihr Vater lachte laut auf. Er versteht Dich nicht. Er ist nicht Deines Gleichen, weil er nicht gleich Dir schwärmt für die Musik des jungen Herrn Mozart, er ist roh und ungebildet, weil er kein Freigeist ist, sondern heilig hält die Gebräuche seiner Väter und befolgt das Gesetz, und hasset die Christen, und ist stolz darauf, ein Jude zu sein.

Ja, ein Jude, sagte Rahel in sich erschauernd, ein Jude ist er in jeder Miene, in jedem Zug seines Angesichts, in jeder Bewegung, in jedem Wort und in jedem Gedanken. Ein Jude, nicht in dem edlen und schönen Sinn wie Du, mein Vater, sondern in jenem schlimmen und gehässigen Sinn, in welchem unsere Nation zum Gespött und Gelächter der Welt geworden, und der uns Verachtung und Hohn bei allen Völkern erworben hat. O, mein Vater, ich beschwöre Dich, zwinge mich nicht, Dir ungehorsam zu sein, stoße mich nicht von Dir, sondern gestatte mir, bei Dir zu bleiben, Dich zu lieben und Dir allein mein Leben zu weihen!

Ich habe Dich dem Baron von Meyer verlobt, und Du wirst seine Gattin werden, sagte Herr Eskeles Flies ernst.

Ich werde nicht seine Gattin werden, rief Rahel energisch. Wenn Du mich zwingst, mein Vater, Dir ungehorsam zu sein, so muß ich es thun.

Ich werde Dich zwingen, mir gehorsam zu sein, sagte ihr Vater mit kalter Ruhe. Unser Gesetz giebt den Vätern Gewalt über ihre Kinder, nnd ich werde diese Gewalt gebrauchen, um meine Tochter zu erretten von dem Abgrund, an welchem sie steht. Oder meinst Du, Rahel, Dein Vater ließe sich täuschen von Deinen Worten? Meinst Du, Dein Vater schaute nicht bis auf den Grund Deines Herzens und wüßte nicht, wie es in demselben aussieht? Nein, Rahel, täusche Dich nicht, Dein Vater kennt Dich. Deine Gedanken liegen klar vor ihm da, wie ein aufgeschlagenes Buch, und er liest darin Deine Untreue, Deinen Meineid und Deine Schande!

Wenn mein Vater das liest, so hat er falsch gelesen in meinen Gedanken, rief Rahel mit flammenden Zornesblicken. Nie bin ich untreu geworden den heiligen Gesetzen Gottes, nie habe ich einen Meineid begangen, denn das Gelübde, welches ich Dir geleistet, ich habe es gehalten, ich bin eine Jüdin geblieben. Nie habe ich etwas gethan, was irgend einer sterblichen Zunge, und sei es auch die meines Vaters, das Recht giebt, von meiner Schande zu sprechen!

Und Du wagst es, so, mit so klarer Stirn, mit so offnem Auge zu mir zu sprechen, sagte ihr Vater mit leiser bebender Stimme, indem er ihre Hand packte und sie mit drohenden Zornesblicken anschaute. Du wagst es, zu mir von Deiner Treue, Deiner Ehre und Deiner Religion zu sprechen, zu Deinem Vater, welcher mit angstzitterndem Herzen seit Jahren jeden Deiner Schritte überwachte, welcher das Unheil langsam, Tag um Tag immer näher heranschleichen sah, welcher all sein Geld und seine Reichthümer, all seine Millionen hätte hingeben mögen, um dieses Unheil zu ersticken, welcher mit verzehrender Angst im Herzen versuchte, es wenigstens zu beschwören und zurückzudrängen, indem er seine Tochter umgab mit verschwenderischer Liebe, mit königlicher Pracht, um sie zu zerstreuen und zu beschäftigen, um sie zu rühren, daß sie großmüthig all die Liebe ihres Vaters mit ein klein wenig Liebe, ein klein wenig Entsagung belohnen sollte. Und ich konnt's nicht erlangen, konnt' meiner einzigen Tochter nicht einen Tropfen ein-

flößen von dem Blut ihrer Eltern. Konnt' ihr nicht geben von meinem Haß und meiner Verachtung der stolzen Christen, die ich sie doch sehen ließ in ihrer Erbärmlichkeit und Gemeinheit, die ich um sie versammelte, damit sie sähe, wie sie ihres Uebermuthes, ihres Glaubens und ihrer Verachtung vergaßen, um zu schwelgen an der üppig besetzten Tafel des Juden, vor dem sie sich beugten, und den sie wie einen Hund würden von ihrer Thür gestoßen haben, wenn er nicht Millionen besäße, Millionen, denen sie huldigen, wie einst unsere mißleiteten Urväter gehuldigt haben dem goldenen Kalb und des Herrn vergaßen. Es ist Alles umsonst gewesen, Alles vergeblich! Mein einzig Kind hat nicht hören wollen auf die Stimme der Wahrheit, sie hat sich doch bethören lassen von dem lügnerischen Christenlächeln. Und zu mir, Rahel, zu Deinem Vater, der dies Alles weiß, der die Nächte sich auf seinem Lager gewunden hat, in Schmerz und Verzweiflung und Dir doch Tags ein heiteres Gesicht gezeigt hat, der jedes Mittel versucht hat, sein irregeleitetes Kind wieder zu sich zu ziehen, zu mir wagst Du zu sprechen von Deiner Treue und Deiner Unschuld? Deiner Unschuld! Nennt Rahel Eskeles Flies das Unschuld, wenn sie, trotz des Verbotes ihres Vaters, einem Manne in früher Morgenstunde im Pavillon des Gartens ein Rendezvous gestattet? Nennt sie das Treue, wenn sie in glühender Liebe einem Christen angehört und diesem Christen geschworen hat, sein Weib zu werden, oder keines Mannes Weib?

Ah, mein Vater, Du weißt also Alles! rief Rahel mit freudiger, voller Stimme. Gelobt sei Gott, daß Du endlich das entscheidende Wort gesprochen hast, daß wir endlich klar und frei, ohne Rückhalt und Verschleierung zu einander sprechen können. Ja, mein Vater, ich liebe Günther, ich liebe ihn ewig, unaussprechlich, grenzenlos. Ich bin freudig bereit, für ihn alles Leid und alles Ungemach der Erde auf mich zu nehmen, für ihn in den Tod zu gehen, für ihn zu leben als seine Sclavin, seine Magd, wenn ich sein Weib nicht sein darf! Und nun kennst Du das Geheimniß und den Inhalt meines ganzen Lebens. Ich liebe Günther, ich liebe ihn seit jenem Tage, als Du ihn mir vor zwei Jahren zuführtest, als Du mit der strahlenden, stolzen Freude jüdischer Demuth ihn mir vorstelltest, als den Liebling und den Vertrauten des

Kaisers. Damals warst Du stolz darauf, daß er unser Haus besuchte, denn damals warst Du noch nicht der reiche Millionair, der vornehme Baron. Was kann Günther dafür, daß Du anders geworden? Er ist derselbe geblieben, derselbe hochherzige, edle, uneigennützige Mann.

Uneigennützig, unterbrach sie ihr Vater hohnlachend. Uneigennützig, und er sucht die Tochter des Millionairs zu verführen!

Und er beklagt es, daß seine Geliebte die Tochter eines Millionairs ist, rief Rahel stolz, und er wäre selig, wenn seine Geliebte die Tochter eines armen Tagelöhners wäre.

Aber er würde sich dann wohl hüten, ihr seine Hand zu geben und sie zu seiner Gemahlin zu erheben, hohnlachte ihr Vater. Er würde zufrieden sein, sie als seine Geliebte um sich zu dulden, während jetzt sein glühender Wunsch ist, die Tochter des Millionairs zu seiner Gemahlin zu erniedrigen.

Zu erniedrigen! wiederholte Rahel. Mein Vater, ich würde mich stolz und hochgeehrt fühlen, wenn ich das Weib meines Geliebten sein könnte, nicht weil er eine bedeutende Stellung hat, nicht weil er der Günstling des Kaisers ist, sondern weil ich ihn liebe, weil für ihn und für mich die Ehren der Welt und die Millionen meines Vaters nichtig und werthlos sind, weil wir nichts wollen und nichts ersehnen, als uns anzugehören und in stiller Abgeschiedenheit zu leben unserer Liebe und unserm Glück.

Und doch, gelobt sei Gott, doch wird Rahel Eskeles Flies niemals daran denken können, die Gattin ihres Geliebten zu werden, rief ihr Vater, und ein Strahl triumphirender Freude flog über sein Antlitz hin. Rahel Eskeles Flies hat ihrem Vater geschworen, niemals zu verleugnen die Religion ihrer Väter, niemals eine Christin zu werden, sie hat es geschworen bei dem Andenken an das Grab ihrer Mutter, bei Allem, was ihr heilig ist im Himmel und auf Erden.

Sie wird ihren Schwur halten, wenn ihr Vater sie nicht davon entbindet, rief Rahel glühend. Aber er wird es thun, er wird gerührt werden von dem Jammer, dem Schmerz seiner Tochter, er wird sein Kind nicht grausam der Verzweiflung dahin geben wollen!

Und ganz überwältigt von ihrem leidenschaftlichen Schmerz, ganz

Demuth, Angst, und Liebe sank Rahel vor ihrem Vater auf die Kniee nieder, und ihre schönen Arme zu ihm erhebend, rief sie: Mein Vater, habe Erbarmen mit Deiner Tochter, zeige ihr nicht mehr dieses finstere unheilsvolle Angesicht. Laß Dich erweichen von meinem Schmerz und meiner Qual, öffne Deine Arme, und nimm mich wieder auf an Dein Herz. Sei großmüthig und edel, wie Du es sonst immer gewesen, entbinde mich von diesem Gelübde, erlaube mir, eine Christin zu werden, damit ich die Gattin meines Geliebten werden kann. Er fragt nicht nach Deinen Millionen, Deinen Schätzen, er will nichts, nichts als mich allein! Gieb mich ihm zum Weibe, Vater, laß mich eine Christin werden, damit ich sein werden kann!

Ihr Vater schaute zu ihr nieder mit einem Ausdruck finstern Hasses. Du bist eine Jüdin, sagte er, Du wirst eine Jüdin bleiben.

Ich bin keine Jüdin, mein Vater, rief Rahel, Du hast mich auferzogen in christlicher Luft, in einem christlichen Staat, Du hast mir die Bildung, die Gewohnheit, die Sitten der Christen gegeben. Ich bin keine Jüdin mehr, und auch Du bist nicht mehr ein Jude, denn Du hast auch das Gesetz Deiner Väter verleugnet, Du hast gegessen an Einem Tisch mit den Christen, hast angenommen die Wohlthat der christlichen Gesetze, und hast dafür Dein Haar beschnitten und Dein Kleid gekürzt, Du hast Deinen alten Namen verleugnet und Dir, wie es der christliche Kaiser geboten, einen Familien-Namen beigelegt, und vor diesen Namen hast Du jetzt einen stolzen Titel gesetzt, der nur den Christen gehört. Du bist kein Jude mehr, kein Jude der Wahrheit, sondern nur der Form nach. Zerbrich die Form, mein Vater, habe den Muth der Wahrheit. Tritt hinaus aus dem engen Judentempel in die freie schöne christliche Gotteswelt, laß uns abschwören den strengen Gott des Hasses und der Rache, und ihn bekennen den Gott der Liebe, den Allerhaltenden, Allmächtigen, der die Welt so schön gemacht, damit sich die Menschen ihrer freuen, der nichts weiß von Kirchen und Religionen, dessen einziges Gesetz die Liebe ist! Wirf ihn von Dir, mein Vater, den Judentitel, denn Du bist kein Jude!

Ich bin ein Jude und will ein Jude bleiben, so lange ich lebe! rief Eskeles Flies mit Zornesröthe auf den Wangen. Ich schwöre es

noch einmal bei Allem, was mir heilig ist, im Himmel und auf Erden, ich will ein Jude bleiben, so lang' ich lebe.

So nimm ihn von mir diesen Schwur, der mich bindet an das Unglück wie an ein wildes Ungeheuer, das mit mir durch die Welt ras't. Löse die Bande, welche meine Zunge und mein Herz binden. Es ist ja nicht der Glaube, sondern die Liebe, welche mich zu einer Christin macht! Laß also die Liebe gewähren, gieb mich meinem Geliebten zum Weibe, behalte alle Deine Millionen, wir begehren ihrer nicht, sie sind machtlos gegen unsere Liebe, wir begehren von Dir nichts als Deinen Segen, wir wollen nichts als die Heiligung unseres Bundes! Habe also Erbarmen, mein Vater, erlöse mich von meinem Schwur, laß mich eine Christin sein!

Du bist eine Jüdin und bleibst eine Jüdin! sagte ihr Vater rauh.

Rahel stieß einen wilden Schrei aus und sprang von ihren Knieen empor. Ist das Dein letztes Wort? fragte sie mit flammenden Augen, mit fliegendem Athem, keuchend vor Erregung und Gluth.

Es ist mein letztes Wort! sagte ihr Vater, sie mit festen kalten Blicken ansehend.

Nun, so höre auch mein letztes Wort, rief sie athemlos, ihre ganze Gestalt durchzittert von leidenschaftlicher Erregung. Ich habe Günther Treue gelobt bis in den Tod, ich werde sie halten. Ich habe geschworen, wenn ich einst wählen müsse zwischen ihm und Dir, dann Alles aufzugeben, Alles zu verlassen und nur Ihn zu wählen. Ich werde diesen Schwur eben so treu erfüllen, wie den, welchen ich Dir geleistet habe! Ich werde mich nicht bekennen zu der Religion der Christen, aber ich werde doch auch keine Jüdin mehr sein, ich werde ausscheiden aus Eurer Gemeinde, wie das Gesetz es mir erlaubt, und wenn Du mich daran verhindern willst, so werde ich hingehen zu dem Kaiser und ihn um seinen Schutz bitten, und bei ihm Klage führen über den Zwang, den Du einer freien Menschenseele anthun willst.

Hüte Dich, daß ich Dir nicht zuvorkomme und Klage gegen Dich zu führen habe bei dem Kaiser, rief ihr Vater mit einem rauhen Lachen. Du drohst mir, auszuscheiden aus der Gemeinde der Juden und willst doch nicht den Schwur brechen, und willst keine Christin sein. Was

willst Du denn sein, wenn Du keine Jüdin mehr bist und keine Christin werden kannst? Zu welcher Religion willst Du Dich alsdann bekennen?

Zu der Religion der Liebe, der Wahrheit und der Treue! Ich werde in keinen Tempel und in keine Kirche mehr gehen, aber ich werde Gott dienen mit meinem Leben, und ich werde ihm einen Cultus errichten in meinem Herzen.

Das heißt, Du willst eine Deistin werden?

Nenn's, wie Du willst! Ich werde gehorsam sein dem göttlichen Gebot auch ohne Cultus und ohne Kirche.

Ah, eine Deistin? Und Du weißt also nicht, welche Strafe der Kaiser den Deisten zuerkennt? Du weißt auch nicht, daß der Kaiser, welcher sich einbildet, den Gedanken erlös't und die Gesinnung freigegeben zu haben, daß der Kaiser, welcher sich verrühmt, jede Religion zu respectiren, um Jedem das Recht zu gestatten, zu glauben, was er will, daß der Kaiser auch seine Achilles-Ferse hat, wo er verwundbar ist? Und diese Achilles-Ferse des Kaisers, das ist gerade der Deismus. Er erlaubt den Juden, den Muhamedanern, den Protestanten ihre Existenz, aber die Deisten will er nicht dulden in seinen Staaten, und mit schimpflicher Prügelstrafe will er sie ausrotten.*) Hüte Dich also, eine Deistin zu werden, denn ich könnte hingehen und Dich bei dem Kaiser anklagen. Aber dieses Alles sind ja nur Phantasiegebilde des Augenblicks. Meine Tochter Rahel wird in sich gehen, sie wird ihr Unrecht bekennen und bereuen. Sie wird wieder meine gehorsame Tochter sein, und ich werde sie lieben und anbeten als den herrlichsten Schatz meines Lebens, und was die Vaterliebe ersinnen kann, das werde ich thun, um Dich glücklich zu machen, um Dir jeden noch unausgesprochenen Wunsch zu befriedigen.

Ich habe nur einen Wunsch, nur den, die Gattin meines Geliebten werden zu können! rief Rahel glühend.

Ihr Vater gab sich den Anschein, ihre Worte gar nicht gehört zu haben und fuhr ruhig fort: Ja, meine Rahel wird wieder eine gehorsame Tochter werden, sie wird den Gemahl annehmen, den ich ihr zuführe.

---

*) Groß-Hoffinger II. S. 160.

Niemals, niemals, mein Vater!

Das Geschäft war lange schon unter unsern beiden Familien verabredet, das ist ein gutes Geschäft für uns Beide, diese Heirath, denn ich gebe meiner Tochter eine halbe Million baares Geld mit, und der Baron von Meyer bekommt von seinem Vater eine Million zweimalhunderttausend Gulden. Außerdem zahlt der Schwiegervater meiner Rahel monatlich dreihundert Gulden Nadelgeld und ich gebe ihr siebenhundert Gulden, so daß sie tausend Gulden monatlich zu ihren kleinen Ausgaben hat, und Niemandem über dieselben Rechenschaft abzulegen braucht. Das ist auch ein ganz gutes Geschäft für eine junge Frau! Zudem gebe ich meiner Rahel einen Trousseau, wie nur eine Fürstin ihn wünschen kann; im Hof steht schon ihre Kutsche, auf welcher die adligen Wappen derer von Eskeles Flies und von Meyer neben einander gemalt sind, und im Stall stehen vier herrliche Rappen, welche morgen Mittag die junge Baronin von Meyer, geborene von Eskeles Flies, in ihr neues Hôtel führen werden! Ah, mein Kind, freue Dich, denn Du wirst jetzt auch, obwohl Du eine Jüdin bist, doch von Geburt sein. Weißt Du nicht, wie wir einst dabei waren, als der Graf Fürstenberg von einer schönen Dame sprach, und man ihn fragte: was sie für eine Geborene sei? „Sie ist gar keine Geborene, erwiederte der Graf, sie ist nur eine getaufte Jüdin!“ Die Jüdinnen sind bisher keine Gebornen gewesen, aber meine Rahel wird eine Geborene sein, denn sie ist eine Baronin, obwohl sie eine Jüdin ist. Frau Baronin von Meyer, geborne von Eskeles Flies, ich mache Ihnen mein Compliment. Sie werden die schönste Equipage, das eleganteste Hôtel, den prächtigsten Salon haben, und alle vornehmen Grafen, Freiherren und Barone werden sich herandrängen zu dem Salon der schönen Baronin von Meyer, und alle Damen der haute volée werden Dich beneiden und Dir doch schön thun, und Dir schmeicheln, weil Du reich bist, außerordentlich reich!

Alle diese Dinge werden sich nicht begeben, sagte Rahel vollkommen ruhig, ich werde niemals dem Baron von Meyer meine Hand geben!

Du wirst morgen in der Frühe dem Baron von Meyer angetraut werden, sagte ihr Vater eben so ruhig. Alle Vorbereitungen sind be-

endet, Dein Hôtel ist vollständig eingerichtet, Dein Trousseau ist bereit, die nöthigen gesetzlichen Schritte sind geschehen, ich habe Alles in der Stille besorgt, ohne Dich mit diesen Vorbereitungen belästigen zu wollen, und nichts steht Deiner Vermählung mehr im Wege.

Nichts als mein Wille, und diesen wirst Du nicht aus dem Wege räumen können! rief Rahel heftig. Du kannst freilich den Prediger und den Mann, den ich heirathen soll, in mein Zimmer führen, aber ich werde dieses Ja, welches der Prediger von mir fordern wird, nicht sprechen, ich werde Nein rufen, und immer nur Nein, bis Gott im Himmel mich hört, und mir Rettung sendet!

Gott im Himmel wird Dich ebenso wenig hören, wie Dich der Prediger hören wird, der die Trauung verrichten soll. Ich habe ihn mir eigens aus Polen kommen lassen zu diesem Zweck, denn er ist stocktaub, und Dein Nein wird ihn ebenso wenig entsetzen, als ihn Dein Ja entzücken kann. Herr Baron von Meyer aber wird großmüthig Dein Nein überhören; ich habe ihn auf Alles vorbereitet, er weiß, daß Du Dir einbildest, einen Andern zu lieben, er kennt Deine phantastischen Träume und er verzeiht sie Dir, denn er macht ein gutes Geschäft mit dieser Heirath, und außerdem ist er ein viel zu treuer und eifriger Jude, als daß er mir nicht helfen und beistehen sollte, meine Tochter zu erretten von den Verführungen der Christen, und sie dem Glauben unserer Väter in unverbrüchlicher Treue zu erhalten. Du siehst, all Dein Streben ist vergeblich. Füge Dich also in Dein Schicksal, und nimm das glänzende Loos an, das Dir geboten wird.

Ich nehme es nicht an, rief Rahel. Lieber den Tod, lieber Unglück und Schande!

Gott wird gnädigst Dich vor Unglück bewahren, vor der Schande aber werden Dich die wachsamen Augen Deines Vaters zu behüten wissen, sagte Herr Eskeles Flies ruhig. Aber jetzt genug der Worte. Ich verlasse Dich jetzt, mein Kind. Die Nacht beginnt zu dunkeln, und ich habe noch allerlei kleine Anordnungen für den morgenden Tag zu treffen. Auch Du wirst Dich noch vorzubereiten haben. In der Stille der Nacht wirst Du mit Dir selber Dich berathen, wirst überlegen und prüfen und wirst endlich zu der Erkenntniß kommen, daß es am Klügsten

und Weisesten ist, sich mit Anstand in das Unvermeidliche zu fügen. Denn unvermeidlich ist diese Heirath, und ich bin entschlossen, sie durchzusetzen. Füge Dich also und sei mein gehorsames Kind. Wir werden uns heute nicht wieder sehen, Du wirst allein bleiben müssen, aber das geziemt wohl einer Braut vor dem Hochzeitstage, und damit das Alleinsein Dich nicht ennuyirt, habe ich Dir in den Staatsgemächern all die Herrlichkeiten Deines Trousseau ausbreiten lassen. Du hast nur nöthig, durch Deine Gemächer Dich dorthin zu begeben, um Zerstreuung und Unterhaltung zu finden. Alle Kronleuchter brennen, damit Du Alles genau sehen kannst. Lebe wohl, meine Rahel, morgen wirst Du die Baronin von Meyer!

Nein, niemals! rief Rahel, aber ihr Vater achtete nicht darauf, er schritt ruhig der Thür zu und ging hinaus. Sie hörte, wie er geräuschvoll den Schlüssel im Schloß umdrehte, ihn auszog und dann von dannen ging.

Mit einem bangen Aufschrei stürzte sie zu der Thür hin, ja, sie hatte sich nicht geirrt, diese Thür war verschlossen, sie konnte ihr Zimmer nicht mehr verlassen.

Aber sie mußte hinaus, sie mußte Günther Nachricht geben, er mußte sie erretten von der Gefahr, die sie bedrohte.

Wo waren ihre Dienerinnen, wo war ihre treue, alte Amme? Rahel suchte sie in ihren Zimmern, aber diese Zimmer waren leer, Niemand war da zu sehen, sie schellte heftig an allen Klingelzügen, aber Niemand kam.

Nun erinnerte sie sich, daß ihr Vater gesagt, die Staatszimmer seien geöffnet, vielleicht fand sie dort ihre Dienerinnen, vielleicht beschauten sie dort die ausgestellten Schätze.

Mit fliegender Hast eilte Rahel durch ihre Zimmer fort und stieß die Thür auf, welche diese mit den Staatszimmern verband. Glänzende Helle strahlte ihr entgegen, überall in der langen Reihe dieser Säle brannten die Kronleuchter und warfen ihr funkelndes Licht auf die ungeheuren Spiegel, auf die Goldverzierungen, die Sammettapeten, die prunkvollen Meubles, die herrlichen Gemälde, die kostbaren Teppiche, und endlich auf die Fülle von Kleidern, Blumen, Spitzen und Putzgegen-

ständen, die da auf den Stühlen und Tischen umher lagen und Zeugniß gaben von der Prachtliebe des Herrn Eskeles, der seiner Tochter die Ausstattung einer Fürstin gegeben hatte.

Aber Rahel achtete auf alle diese Dinge nicht, sie flog über das funkelnde Parquet dieser Säle hin, bleich, mit keuchendem Athem, mit hochpochendem Herzen. Sie sah nichts von den Schönheiten und der Pracht, die sie umgab, sie sah nur die Thüren, welche da hinausführten auf den Corridor, und zu diesen Thüren stürzte sie hin und rüttelte an den Schlössern.

Aber alle diese Thüren waren geschlossen, und keine Stimme antwortete auf ihr lautes Rufen. Nur die kostbaren chinesischen Vasen auf den goldenen Consolen schienen zu erzittern, nur die stummen Gestalten auf den Gemälden schienen zu lauschen bei dieser Stimme, welche auf einmal die todte Pracht und die schweigende Oede dieser Säle unterbrach.

Ich bin eine Gefangene! rief Rahel mit einem wilden Schmerzensschrei. Eine Gefangene, und mein Vater ist mein Kerkermeister.

Sie lehnte einen Moment ganz zerbrochen an der letzten Thür, und blickte mit stieren Augen die lange Reihe dieser glänzenden Säle hinab, dann murmelte sie leise: Ich will frei sein! Ich will nicht wie eine Sclavin mich unterwerfen. Keine Macht der Erde soll mich zwingen, einen Meineid zu begehen. Ich habe geschworen, niemals eines andern Mannes Weib zu sein, als meines Günther! Ich werde meinen Schwur halten oder sterben! In dieser Stunde hat sich mein Herz losgerissen von meinem Vater, Niemand gehöre ich jetzt mehr an als Günther, und Günther erwartet mich!

Günther erwartet mich, wiederholte sie leise, indem sie sich aufrichtete und jetzt langsam, mit hochgehobenem Haupt wieder durch die Säle dahin schritt.

Günther erwartet mich, flüsterte sie immerfort, und mechanisch blieb sie hier und dort vor den schönen Sachen stehen, die da auf den Stühlen und Tischen ausgebreitet lagen, als wollten sie sie versuchen und verlocken und das junge Mädchen zu sich rufen mit ihren Blumen und Schleifen, ihren Spitzen und Stickereien.

Aber Rahel war zu dieser Stunde kein junges Mädchen, sondern ein willenskräftiges, starkes Weib, eine Heldin, welche entschlossen war, mit ihrem Schicksal und mit ihrem Vater zu kämpfen um ihr Glück.

Günther erwartet mich, wiederholte sie immerfort, träumend, gedankenvoll sinnend. Worauf? Wozu? Das wußte sie vielleicht selber nicht.

Nur das fühlte sie klar, daß ihr Geschick sich in dieser Stunde entscheiden, und daß sie selber mit fester Hand diese Entscheidung herbeiführen müsse.

Günther erwartet mich, wiederholte sie, als sie eben vor diesem großen, runden Tisch stehen blieb, der in dem Hauptsaal unter dem großen Kronleuchter von Bergcrystall aufgestellt war.

Auf diesem Tische befanden sich die Schmuckkasten und die Cartons mit den kostbaren Taschentüchern von Spitzen. Rahel's Auge schweifte flüchtig über alle diese Dinge hin. Sie dachte nicht daran, diese Etuis, diese Cartons öffnen zu wollen. Sie sah nur diese großen goldenen Lettern, welche da überall glänzend und hell sich von dem purpurrothen Maroquin hervorhoben.

„Rahel von Meyer" stand auf all diesen Cartons, diesen Etuis.

Sie war also schon eine Andere. Sie hatte schon ihren Namen verloren in den Gedanken ihres Vaters, er hatte schon ihre Zukunft zur Gegenwart gemacht, und ihr wider ihren Willen den Namen dieses Mannes beigelegt, den sie kaum kannte, den sie aber haßte, weil man sie zwingen wollte, ihn zu lieben.

Rahel von Meyer! sagte sie laut, und langsam, wie ein Stein, fiel jedes Wort von ihren bleichen Lippen nieder. Rahel von Meyer! Ich bin das nicht und werde das nie sein! Mein Vater hat mir also schon seinen Namen genommen, ich bin für ihn nicht mehr Rahel Eskeles Flies! Wer bin ich denn?

Ich bin Rahel Günther! rief sie auf einmal laut und freudig, und ein glühendes Roth flog über ihre Wangen hin, und ihre Augen flammten auf vor Seligkeit.

Ich bin Rahel Günther, ja das bin ich, sagte sie noch einmal. Und weil ich das bin, so ist meine Stelle nicht mehr in diesem Hause, und es geziemt mir nicht, hier umherzuwandeln zwischen diesen Schätzen,

die nicht mein sind, sondern der Baronin Meyer gehören. Mir nicht! Nicht der bescheidenen, einfachen Rahel Günther, die nichts will und ersehnt, als das Herz ihres Geliebten! O, was kümmert mich all diese nichtige Herrlichkeit, dieser lächerliche Flittertand des Putzes! Rahel Günther hat nichts zu schaffen damit, sie muß fort, fort aus diesem Hause, das nicht mehr ihre Heimath ist! Fort, denn Günther erwartet mich. Fort!

Aber wie? fragte sie sich selber, einen bangen, verzweifelten Blick auf die verschlossenen Thüren, auf die hohen Fenster werfend. O, warum kann ich nicht hinausfliegen wie ein Vogel, murmelte sie leise. Alle meine Gedanken fliegen zu ihm hin, und doch muß ich hier bleiben, doch bin ich eine Gefangene.

Plötzlich zuckte sie zusammen, wie von einem jähen Gedanken durchschüttert. Ihre Augen flogen von dem Fenster hinüber zu den Sachen, die da vor ihr ausgebreitet lagen, und schienen etwas zu suchen.

Dann eilte sie hastig in das nächste Gemach und schaute wieder suchend umher. Jetzt schien sie gefunden zu haben, was sie suchte, denn ein Lächeln umspielte ihre Lippen, und sie eilte nach jenem Tisch hin, auf welchem sich die Bänder und Schleifen befanden.

Da diese Rolle des breiten, schweren Seidenbandes nahm sie hastig empor und rollte es vor sich hin.

Es ist lang, viele Ellen lang, flüsterte sie. Stark genug, um nicht zu zerreißen, lang genug, um mich sicher hinunter zu bringen. Es ist dunkel draußen und Niemand wird mich sehen, Niemand wird im Garten sein, außer den Wächtern, und die werden mich hinauslassen, wenn ich ihnen ein Geldstück gebe. An's Werk also, an's Werk! Die Nacht bricht an und Günther erwartet mich!

Jetzt flog sie zurück in ihr Wohnzimmer. Mit einer fiebergleichen Hast nahm sie Mantel und Hut aus dem Schrank hervor und hüllte sich tief ein.

Dann warf sie einen letzten Blick im Zimmer umher und ließ ihn mit einem Ausdruck tiefer Trauer auf dem Bildniß ihres Vaters haften, das da drüben über ihrem Divan hing.

Lebe wohl, mein Vater! flüsterte sie leise. Lebe wohl!

Eine Thräne trat in ihr Auge, sie schüttelte sie aber rasch fort und

wandte sich ab. Eilenden Fußes, kaum wissend, was sie that, flog sie jetzt wieder zurück in die Säle.

Keinen Blick hatte sie für diese Herrlichkeiten, für diesen Putz, der so viele Frauenherzen verlockt, nur das lange, breite Band, das sie vorhin ausgerollt hatte und das da wie eine ungeheure, glitzernde Riesenschlange sich über das Parquet des Saales hinzog, nur das sah sie, das begehrte sie.

Darnach allein bückte sie sich und hob es auf und sprang mit ihm vorwärts, rasch durch die Säle dahin, rasch vorwärts bis zu dem letzten Fenster des kleinen Zimmers, das die lange Reihe abschloß und dessen Fenster hinausführten in den Park.

Mit leiser Hand öffnete Rahel eins dieser Fenster. Dann lauschte sie.

Drunten im Garten herrschte eine lautlose Stille, nur der Wind flüsterte ganz leise in dem dichten Gezweig der Bäume, nur hier und da schlug ein Vogel wie im Traum einen Ton an.

Jetzt legte Rahel mit geschäftigen Händen das lange, breite Band in einem festen, sichern Knoten um das Fensterkreuz und ließ es dann hinaus. Nun horchte sie noch einmal, schaute noch einmal mit einem raschen, angstvollen Blick in die Säle zurück.

Nichts regte sich da. Die Kronleuchter brannten und blitzten in den Spiegeln und Goldverzierungen, die goldgestickten Gewänder, die Seidenkleider und Spitzen und Blumen, die ganze Herrlichkeit, welche morgen der jungen Frau Rahel von Meyer bescheert werden sollte, lag wartend da. Alles war still.

Nun schwang sich Rahel auf das Fensterbrett empor, nun umklammerte sie mit ihren Armen das Fensterkreuz und faßte dann nach dem Band und hielt es fest mit beiden Händen. Dann that sie einen raschen Sprung hinab, und wie sie das that, flüsterte sie leise: Günther erwartet mich! — — —

III.

Die Selbsttrauung.

Günther, der Cabinetsrath und Geheim-Secretair des Kaisers, war allein in seinem Gemach. Seit einer Stunde war er heimgekehrt aus der Burg. Die Geschäfte des Tages waren beendet, er konnte jetzt wieder für einige Stunden wenigstens sich selber angehören, konnte träumen von ihr, die er grenzenlos liebte, die er jetzt schon seit Wochen nicht gesehen, von der keine Kunde zu ihm gekommen war, und an deren Liebe und Treue er doch nicht einen Moment gezweifelt hatte.

Ihr Vater wird sie bewachen, sagte Günther zu sich selber, wie er jetzt auf dem Divan ausgestreckt, das Haupt in die Kissen zurückgelehnt, seinen Träumen und Gedanken sich überließ, die ihn wie immer zur ihr hinführten. Der stolze Herr Baron wird sie umgeben mit Spähern, die ihm Alles, was sie thut, verrathen, und ihm die Briefe auffangen, die sie mir schreibt. O, Rahel, Rahel, wann wird diese Qual enden, diese Qual, welche doch mein einziges Glück ist? Denn Du bist der Engel meines Lebens, und ich liebe Dich grenzenlos! Wann wirst Du mein werden? Wann wirst Du endlich Deinen Stolz überwinden und Deine keusche Schüchternheit? Wann wirst Du mein werden?

Er schwieg und versank tiefer in sich selbst. Zuweilen flog ein Schatten über seine edlen, männlichen Züge hin, zuweilen hellten sie sich auf zu einem seligen Lächeln des Glückes.

Er träumte und phantasirte, und war glücklich oder unglücklich, je nachdem die Träume seiner Liebe ihm das Glück oder das Entbehren malten.

Draußen an der äußern Thür schlug eben die Klingel heftig an. Günther achtete nicht darauf. Was kümmerte es ihm, wer da zu so später Abendstunde noch kommen mochte? Sein Diener war ja da, um ihn abzuweisen, um seinen Herrn zu verleugnen.

Günther träumte ruhig weiter, träumte mit offenen Augen, mit wachen Sinnen.

Hinter ihm öffnete sich die Thür und schloß sich leise wieder. Günther achtete nicht darauf, er träumte weiter mit offenen Augen.

Er sah sie vor sich in ihrer Schönheit und Lieblichkeit, sah sie mit ihren bleichen, durchsichtigen Wangen, ihren großen, brennenden Augen, ihren schwarzen Locken.

Wie? War das noch immer ein Traum? Stand sie nicht da drüben an der Thür, bleich und zitternd, die großen Augen mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf ihn gerichtet, schwebte sie nicht jetzt zu ihm heran mit leisem, unhörbarem Schritt?

Günther sprang empor und flüsterte leise: Rahel, bist Du's? Träume ich nicht? Bist Du's wirklich, meine Rahel?

Ich bin es, sagte sie. Ich komme zu Dir, mein Günther! Aber höre erst, was ich Dir zu sagen habe. Ich bin entflohen aus dem Hause meines Vaters, der mich verhandeln und verkaufen wollte an einen Menschen, den ich hasse und verabscheue. Ich bin entflohen, weil ich morgen dieses Mannes Weib sein sollte, und weil ich Dir geschworen habe, keinem Manne anzugehören, außer Dir. Ich bringe Dir keine Millionen, keine Schätze, ich komme zu Dir als eine Bettlerin, eine Bettlerin, deren einziges Erbtheil der Fluch ihres Vaters sein wird, ich bringe Dir nichts, als meine Liebe, meine Treue, nichts als ein Herz, welches Dich unaussprechlich liebt. Günther, willst Du mich annehmen? Willst Du, daß ich Dein sei für alle Ewigkeit? Willst Du mich haben und halten an Deinem Herzen?

Günther schaute ihr mit einem festen langen Blick in die großen, forschenden Augen, und was sie in diesen Augen und auf diesem edlen männlichen Antlitz gelesen, mußte trostreich und glückverheißend sein, denn ein sanftes Lächeln glitt über ihre Züge hin.

Ich will Dich halten an meinem Herzen, als mein schönstes und heiligstes Kleinod, sagte er nach einer langen Pause mit ernster feierlicher Stimme. Ich will versuchen, mich würdig zu zeigen des edlen und schönen Glückes, das meine Rahel mir heute darbietet, und das ich so lange schon vom Himmel erflehe als den schönsten und heiligsten Segen meines Lebens. Komm, meine Rahel, komm und überzeuge Dich, daß es so ist.

Er legte sanft seinen Arm um ihre Gestalt und zog sie vorwärts durch das Zimmer, und öffnete die Thür da drüben.

Komm, Deine Wohnung ist bereit, meine Rahel, sagte er lächelnd, sie durch die Thür geleitend.

Sie traten jetzt in einen Salon, der mit äußerster Eleganz und Zierlichkeit, aber fern von allem Glanz und allem Prunk eingerichtet war. Ein einfacher Kronleuchter erleuchtete den Raum und ließ sein mattes Licht auf die Divans und Sessel fallen, die da um den runden Marmortisch standen und ihre Gäste zu erwarten schienen.

Das ist Dein Salon, sagte Günther, komm nun auch in Dein Wohnzimmer.

Sie traten ein in das nächste Gemach; auch hier brannte, wie in dem Salon, ein einfacher Kronleuchter, und beleuchtete die geschmackvolle Einrichtung dieses mit Comfort und sinniger Eleganz ausgestatteten Gemachs.

Dort, sagte Günther, auf die entgegengesetzte Thür deutend, dort ist Dein Toilettenzimmer, und dahinter Dein Schlafgemach, meine Rahel. Seit einem halben Jahre erwartete diese Wohnung Tag und Nacht ihre Herrin, und damit sie zu jeder Zeit Alles bereit finde, brannten allnächtlich diese Lichter. Rahel, ich erwartete Dich schon lange, und mein Herz ermattete fast in hoffnungsloser Pein. Jetzt bist Du da, endlich da! Jetzt bist Du heimgekommen aus der Fremde zu Deinem Angehörigen, jetzt bist Du in Deiner Heimath, und mögest Du darin bleiben und glücklich sein, und diese Stunde nie bereuen, diese Stunde, welche ich preise als den Grundstein meines Glückes! Und nun, Rahel, frage ich Dich wann wird unsere Hochzeit sein? Wann wird meine Rahel die Taufe der Liebe empfangen, damit der Segen unseres Glückes über uns ausgesprochen werde? Rahel, wann wird unsere Hochzeit sein?

Niemals! sagte Rahel feierlich.

Günther schaute sie mit staunenden Blicken an. Niemals? Du willst also nicht meine Gemahlin werden?

Ich kann es und darf es nicht, Günther. Ich habe mit einem heiligen und feierlichen Eide geschworen, niemals eine Christin zu

werden, ich habe es geschworen bei dem Grabe meiner Mutter. Ich kann nicht meineidig werden, ich muß meinen Schwur halten. Aber ich bin Dein und bleibe Dein, ich gehöre nur Dir an, für Dich nehme ich die Schande auf mich und den Hohn der Welt! Gott sieht in unsere Herzen, und Gott wird Verzeihung haben für eine Liebe, welche auf Erden vergeblich den Segen sucht, und ihn nur im Himmel und bei Gott finden kann! Günther, wirst Du mich verstoßen, weil ich eine Jüdin bin, eine Jüdin bleiben muß?

Sie schaute ihn an mit einem Blick voll unendlicher Liebe und reichte ihm ihre beiden Hände dar. Er neigte sich auf dieselben nieder, und indem er sie küßte, sank er auf seine Kniee.

Rahel, sagte er laut und feierlich, auf meinen Knieen schwöre ich Dir, ich will Dich ewig lieben, und der Inhalt meines ganzen Lebens soll das Bestreben sein, Dich glücklich zu machen. Rahel, auf meinen Knieen schwöre ich zu dem allmächtigen Gott, Dich zu achten und hochzuhalten als mein edles keusches Weib, und nimmer von Dir zu lassen und nimmer Dir die Treue zu brechen!

Rahel war leise neben ihm niedergesunken, und ihre Rechte in die seinige legend, die Augen fromm gen Himmel gewandt, sagte sie mit begeisterter Stimme: auf meinen Knieen schwöre ich Dir, ich will Dich ewig lieben, und der Inhalt meines ganzen Lebens soll das Bestreben sein, Dich glücklich zu machen. Auf meinen Knieen schwöre ich zu dem allmächtigen Gott, Dich zu ehren und hochzuhalten als meinen Gatten und meinen Herrn, Dir ein gehorsames Weib zu sein und nimmer Dir die Treue zu brechen!

Nun neigten sie sich zu einander und küßten sich, und umschlangen sich einander fest und innig, und ruhten aneinander in stummer, seliger Umarmung. Dann zog Günther die Geliebte sanft von ihren Knieen empor. Das war die heilige Trauung unserer Herzen! sagte er. Die Liebe war unser Priester, und Gott war unser Zeuge, und hat unsere Schwüre vernommen. Jetzt, Rahel, bist Du mein Weib, und Gott und die Liebe segnen Deinen Einzug in mein Haus!

IV.

Im Augarten.

Im Augarten war heut ein glänzendes Leben. Der erste schöne Frühlingstag hatte die vornehme Welt hinausgelockt in's Freie, und Hunderte von Equipagen und Hunderte von eleganten Reitern bewegten sich in den großen Alleen des Augartens auf und ab. Da sah man die glänzende Equipage der Fürstin Esterhazy, gefolgt von zwanzig Leibhusaren in den Farben des Fürsten, da war die Equipage des neuen Fürsten Palm, der die vier Rappen, welche dieselbe zogen, mit gediegenem Golde hatte aufschirren lassen, da war das vergoldete vis-à-vis der schönen Gräfin Thun, dessen Wände mit herrlichen Gemälden der ersten lebenden Künstler geschmückt waren, da war die Carosse des Grafen Dietrichstein, bespannt mit vier milchweißen Pferden, deren schlanke, zierliche Füße behangen waren mit Bracelets von Gold und Edelsteinen, die würdig gewesen wären, die Arme der schönsten und vornehmsten Damen zu schmücken, und da war endlich eine Unzahl von den elegantesten, prächtigsten Equipagen, prangend mit den Wappen der ersten und größten Aristokraten-Familien Oesterreichs, Ungarns und der Lombardei.

Es schien, als halte der Frühling heute seine erste Cour, und der ganze vornehme Adel sei herbeigeströmt, um dem lächelnden, sonnenstrahlenden Fürsten, der jetzt die Welt beherrschte, seine Huldigung darzubringen und von ihm erwärmt zu werden mit einem Sonnenblick.

Aber nicht blos die Aristokratie in ihren Equipagen und auf ihren kostbaren Pferden machten heut im Augarten dem Frühling ihre große Cour, sondern auch der gemeine Mann, der Bürger und der Arbeiter, das Volk war in Massen hingeströmt, um des sprossenden Grüns der Bäume, der warmen, erquicklichen Luft, der schönen Frühlingssonne zu genießen, und nebenbei sich zu ergötzen an dem Anblick der vornehmen Herren und Damen und ihre Equipagen und Pferde, vor allen Dingen aber den Kaiser zu sehen, der jeden Mittag jetzt dort zu finden war.

Ein besonders lebhaftes Wogen und Drängen fand daher heute nach dem großen Platz in der Mitte der Hauptallee statt, Tausende und aber Tausende strömten aus allen Gängen und Alleen dorthin, denn dort war der Kaiser, und dort auch war der ganze Hof, und man konnte in nächster Nähe diese vornehmen Damen sehen, die sonst dem Volk so unnahbar, nur in ihren vorüberfliegenden Equipagen, oder in der Loge des Theaters erschienen, man konnte Ellenbogen an Ellenbogen mit den großen Herren stehen, die man sonst nur hoch zu Roß, oder an den Fenstern ihrer Paläste im vornehmen Niederblicken auf das Volk aus der Ferne bewundert hatte, und endlich konnte man da den Kaiser sehen, der in liebenswürdigster Einfachheit sich auf und ab bewegte und in unbefangener Natürlichkeit, ganz ohne das Wesen vornehmer Herablassung, sich unter die Menge mischte, hierhin und dorthin freundliche Worte richtete, und sich oft ebenso lange und angelegentlich mit dem einfachen Bürgersmann unterhielt, als mit hochgebornen Aristokraten.

Der Kaiser war vom Pferd gestiegen, und ging jetzt zu Fuß auf und ab. Das war das Zeichen für alle Cavaliere gewesen, gleichfalls sich von ihren Rossen zu schwingen, und dem Kaiser zu folgen, das Zeichen auch für die Damen, sich von den schwellenden Sammetpolstern ihrer Carossen aufzurichten und mit ihren seidenbeschuheten Füßen die niedere Erde zu berühen. Ihre Equipagen standen dicht gedrängt in unabsehbarer Menge die lange Allee jenseit des Platzes hinunter, und daneben pirouettirten die Reitpferde, die, am Zügel geleitet von der Hand der reichgekleideten Jokeys, ihrer Cavaliere harrten.

Der ganze übrige Garten war jetzt leer, Alles hatte sich nach diesem Platz hingedrängt, und ein ungeheures Menschengewoge füllte denselben aus, alle Etiquette, alle Ranguntерschiede hatten aufgehört und in freudiger, staunender Neugierde drängte das Volk sich immer näher und näher heran, und durchbrach arglos die lebendige Mauer von Cavalieren, deren Absicht es gewesen, in der Mitte des Platzes wenigstens sich und dem Hof eine Stelle zu bewahren, wohin das gemeine Volk seine profanen Schritte nicht richten könne.

Der Kaiser hatte weder das Bemühen der Cavaliere, noch das

rücksichtslose Vordrängen der nicht courfähigen Menge bemerkt, aber er sah jetzt die finstern, mißmuthigen Gesichter der Cavaliere, die ihn umgaben, sah, wie sie zornige Blicke hinter sich warfen auf die gaffende Menge.

Was ist Ihnen Allen denn widerfahren, meine Herren? fragte Joseph lächelnd. Weshalb sind Ihre Gesichter auf einmal so trübe und verstört, daß man wahrhaftig meinen sollte, es sei plötzlich über Sie Alle ein Unglück hereingebrochen? Sie schweigen Alle? Nun? Sprechen Sie, Herr Graf Fürstenberg, was ist es?

Sire, ich weiß nichts, sagte der Graf verlegen.

Sie wissen nichts? Und doch ist auch auf Ihrer Stirn eine Wolke? Sprechen Sie also, aber die Wahrheit.

Ew. Majestät befehlen es?

Ich befehle es!

Nun denn, Sire, wir finden Alle, daß diese Menge des Volkes hier sehr belästigend ist, und daß es ein wenig sehr unbequem ist, sich von diesen Menschen begaffen und anstieren zu lassen, als wäre man irgend eine monströse Seltenheit, die von den Südseeinseln, oder aus einem Raritäten-Cabinet gekommen und hier ausgestellt worden.

Es ist wahr, die Neugierde der Wiener ist ein wenig lebhaft und feurig, sagte der Kaiser lächelnd, indem er seine großen blauen Augen mit einem freundlichen Blick über die Menschenmassen dahin gleiten ließ. Aber nennen wir doch das Herandrängen der guten Leute nicht Neugierde, sondern Liebe, dann wird es uns sehr willkommen sein.

Majestät halten zu Gnaden, es wäre auch dann noch höchst unbequem, sagte Graf Fürstenberg achselzuckend. Wenn wir Ew. Majestät gnädigst eine Meinung gestatten wollen, so wage ich zu glauben, daß Ew. Majestät wirklich zu großmüthig und liberal gewesen, als Sie dem gemeinen Volk diese herrlichen kaiserlichen Gärten geöffnet.

Wirklich, glauben Sie das? fragte Joseph mit einem leichten Anflug von Spott.

Sire, wir glauben das Alle, und im Namen des ganzen Adels möchte ich es wagen, Ew. Majestät meine Bitte vorzutragen.

Wagen Sie es immerhin, Herr Graf!

Nun denn, Majestät, so bitte ich Sie im Namen aller Cavaliere,

und besonders im Namen aller unserer Damen: haben Sie die Gnade, Sire, und erlösen Sie Ihren getreuen Adel von dieser unangenehmen Gemeinschaft mit dem niedern Volk! Mein Gott, alle Gärten, alle Spaziergänge sind jetzt diesen Leuten offen! Niergends giebt es Vorbehalte, abgesperrte Alleen, nirgends ist man sicher, daß Einem der ungeschliffene Pöbel nicht das bordirte Kleid beschmutzt, oder den Damen die zarten Roben zerreißt, oder zertritt, nirgends ist man à son aise. Wir beschwören also Ew. Majestät, wollen Sie wenigstens Einen der kaiserlichen Gärten der Menge verschließen, wollen Sie wenigstens den Prater reserviren, und uns Allen wieder das sichere und angenehme Gefühl gönnen, daß man dort unbeachtet sich ergehen und die schönen Lüfte genießen kann, nur in Gesellschaft von Seinesgleichen.*)

Joseph hatte dem Grafen mit lachendem Antlitz zugehört. Sie verlangen, immer unter Ihresgleichen zu sein, sagte er. Wenn ich ein ähnliches Verlangen trüge, wenn ich immer unter Meinesgleichen sein wollte, so müßte ich in die kaiserliche Gruft bei den Kapuzinern hinabsteigen und darin meine Tage zubringen.**) Ich habe aber durchaus keine Lust dazu, und ziehe es entschieden vor, mit allen Menschen zu verkehren, und sie für Meinesgleichen zu halten. So mögen es meine Herren Cavaliere denn auch thun, und auch diejenigen für Ihresgleichen halten, die nicht durch den Zufall der Geburt mit einem adligen Wappen und mit einem hochtönenden Namen geschmückt sind. Ich werde diesen guten Leuten keinen meiner Gärten verschließen, denn ich habe sie ihnen ja geöffnet, weil ich sie schätze.***)

---

*) Der hohe Adel Wiens wandte sich in der That mit einer Eingabe an den Kaiser und bat um die Schließung des Praters. Dieser Eingabe sind die obigen Worte entlehnt. Siehe: Hübner I. S. 53.

**) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Ramshorn, Lebensgeschichte Kaiser Josephs II.

***) Als der Kaiser den Augarten einrichten und ihn dem Publikum öffnen ließ, ward über der großen Eingangspforte eine Tafel angebracht, auf welcher diese von dem Kaiser selbst angeordnete Inschrift sich befand: „Allen Menschen gewidmet von ihrem Schätzer."

Er nickte dem Grafen einen flüchtigen Gruß zu und wandte sich an die Gräfin Pergen, welche unweit von ihm stand.

Ah, ich heiße Sie willkommen in Wiens Frühlingsluft, sagte der Kaiser sich verneigend. Sie waren lange verreist, wie ich höre. Darf man wissen, wie es Ihnen ergeht?

Très-bien, Votre Majesté! erwiederte die Gräfin, sich tief verneigend.

Der Kaiser runzelte die Stirn. Warum sprechen Sie denn nicht Deutsch? fragte er hastig. Wir sind ja in Deutschland!*)

Und ohne die Dame eines Wortes oder eines Blickes weiter zu würdigen, wandte der Kaiser mit verdrießlichem Gesicht sich ab. Auf einmal indessen erhellte sich sein Antlitz und sich lebhaft durch die Umstehenden hindurchdrängend, die nicht Platz hatten bei Seite zu treten, näherte er sich jenem jungen Mann, mit dem bleichen jugendlichen Angesicht, dessen große blaue Augen mit einem sanften, lächelnden Ausdruck dem Kaiser entgegenleuchteten.

Joseph nickte ihm lebhaft zu und reichte ihm seine Hand dar, und die Cavaliere sahen mit Entsetzen, daß dieser junge Mann, dessen einfacher brauner Rock nicht mit dem kleinsten Ordenszeichen decorirt war, nicht, wie es doch die Ehrfurcht und die Hofsitte erheischte, die dargereichte kaiserliche Hand an die Lippen drückte, sondern daß er sie herzhaft in der seinen schüttelte, als wäre der Kaiser wirklich Seinesgleichen.

Seht da, unser junger Maestro Mozart, rief der Kaiser heiter. Sind Sie hierhergekommen, Mozart, um die Nachtigallen des Augartens auch die Melodien aus Ihrer „Entführung aus dem Serail" pfeifen zu lehren? Ist's Ihnen denn nicht genug, daß alle Menschen Ihre Melodieen singen und trällern, und daß sie in jeder Kehle stecken und von allen Damenlippen wiedertönen? Müssen auch noch die Nachtigallen sie lernen?

Behüt' Gott, Majestät, rief Mozart lachend, ich vielmehr wollt' lernen von den Nachtigallen, und die himmlische Musik ihnen ablauschen, die Gott der Herr in ihre Kehle gelegt. Vielleicht gelingt's mir noch und ich schreib' eines Tages noch für meinen Kaiser eine

---

*) Groß-Hoffinger. Th. III.

Oper, in welcher alle Nachtigallen des Augartens ihre zärtlichen und sehnsuchtsvollen Lieder austönen lassen.

Der Kaiser legte sanft seine Hand auf Mozart's Schulter und sah ihm lächelnd in das feine bleiche Angesicht. Der Mozart hat nicht nöthig von den Nachtigallen zu lernen, sagte er, Gott hat ihm einen ganzen Schatz von Himmelsmelodieen in seine eigene Brust gelegt, und er hat nur nöthig die Feder zu nehmen und sie zu Papier zu bringen. Ihre Entführung aus dem Auge Gottes, — nicht doch, Sie sehen, ich bin ein rechtes Wiener Kind und mache auch die Späße meiner Wiener mit. Sagen Sie doch, welches von Ihren beiden Werken hat Ihnen mehr Mühe gemacht, die Entführung aus dem Serail, oder die aus dem Auge Gottes?*)

Wahrhaftig, Sire, rief Mozart lachend, ich glaube beinahe, die aus dem Auge Gottes. Es hat gar vieler Bitten und Klagen und gar großen Jammers und Verzweifelns bedurft, ehe ich das Werk zu Stand' gebracht!

Nun, Sie haben's aber doch fertig gebracht, und just am selben Tag mit Ihrem andern Werk? Beide Aufführungen auf Einmal?

Eine nach der andern, Sire! Erst das Werk, das ich im Notenheft unterm Arm trug, und dann das, welches ich im Herzen trug.

Und beide Werke sind Ihnen wohl gelungen, und ich gratulire Ihnen dazu! Also ich mache Ihnen mein Compliment zu der Entführung aus dem Serail. Es ist eine hübsche Oper! Sehr gut, sehr brav, nur gar zu viele Noten!

---

*) An dem Tage, an welchem Mozart seine Oper „die Entführung aus dem Serail" zum ersten Mal in Wien zur Aufführung brachte, entführte er nach der Opernvorstellung seine geliebte Constanze aus dem Hause ihrer seiner Liebe abgeneigten Mutter, und geleitete sie zu einer gemeinschaftlichen edlen Freundin, die alsdann die Versöhnung zu Stande brachte, und in deren Hause die Vermählung Mozarts mit Constanzen stattfand. Das Haus, in welchem Constanze mit ihrer Mutter wohnte, hieß „das Auge Gottes," und die Wiener, welche Mozarts Lebensgeschichte ebenso gut kannten, als seine Oper, pflegten diese letztere scherzhafter Weise „die Entführung aus dem Auge Gottes" zu nennen. Siehe: Nissens Lebensgeschichte Mozarts.

Grade so viel, als nöthig sind, Sire, rief Mozart lebhaft, dem Kaiser fest in die Augen schauend.

Joseph lächelte. Kann auch sein, Maestro, sagte er sanft, Sie müssen das freilich besser verstehen, als ich. Weil Sie's besser verstehen, fuhr er fort, indem er sich näher zu Mozart hinneigte und seine Stimme zu leisem Flüstern dämpfte, weil Sie's besser verstehen, hab' ich Ihnen ja meine Sonate gegeben, daß Sie sie ein wenig durchsehen, und mir Ihr Urtheil sagen. Und ich bin ungeduldig und ängstlich, wie's jedem angehenden Künstler und Componisten zu gehen pflegt. Also schnell heraus damit, Herr Kapellmeister, wie finden Sie meine Sonate?

Mozart schwieg einen Moment, und wiegte sinnend sein Haupt, der Kaiser schaute ihn gespannt und fast ängstlich an. Nun, so sprechen Sie doch, sagte er ungeduldig. Wie finden Sie meine Sonate?

Die Sonate ist wohl recht gut, Sire, sagte Mozart zögernd, wohl recht gut, aber, — fuhr er rascher fort, der, welcher sie gemacht hat, ist doch noch viel besser. Nehmen's halt nit übel, Majestät, wenn Sie ein paar Fenster darin finden.*)

Der Kaiser lachte. Also auch zu viel Noten? fragte er. Sie urtheilen über meine Sonate, wie ich über Ihre Oper. Nur daß Ihr Urtheil in diesen Dingen competenter ist als meins, und daß Sie gewiß Recht haben werden. Lassen Sie uns bald eine neue Oper haben, aber wieder etwas Heiteres und Lustiges. Die Musik soll das Herz erfreuen und erheitern, nicht es betrüben. Addio!

Er nickte Mozart noch einmal zu, und wandte sich dann wieder nach seinen Cavalieren um, die mit befremdeten, finstern Gesichtern der langen und vertraulichen Unterredung des Kaisers mit dem jungen, unbedeutenden, kleinen Kapellmeister der kaiserlichen Oper zugesehen hatten.

Meine Erholungsstunde ist vorüber, sagte Joseph, und ich muß eilen, wieder heim zu kommen zu meinen Acten. Ich bitte aber, daß Niemand sich nach mir genire, sondern hier bleibe ganz nach seinem

*) Diese Scene ist historisch und wortgetreu. (Siehe: Nissen, Biographie Mozarts.) Unter „Fenster" verstand Mozart die von ihm durchstrichenen Stellen.

Belieben. Ich bin kein Freund der Ceremonien, wie Sie wissen, und ich liebe es ebenso wenig, genirt zu werden, als zu geniren. Bleiben Sie also! Ich weiß genau die Stelle, wo mein Jokey mit meinem Pferd steht, und ich wünsche allein dorthin zu gehen.

Er grüßte die Cavaliere mit einem freundlichen Kopfnicken, und ging über den jetzt schon lichter gewordenen Platz hin.

Plötzlich blieb er stehen, und seine Miene hatte jetzt einen strengen finstern Ausdruck angenommen. Mit einer schnellen Handbewegung winkte er den jungen Grafen Podstadzky-Liechtenstein, den er eben unfern von sich bemerkt hatte, zu sich heran.

Graf Carl Podstadzky näherte sich ihm und wollte sich eben, vor ihm stehend, ehrfurchtsvoll verneigen, als der Kaiser mit rauher Stimme sagte: Keine Ceremonien, Herr! Es ist hier nicht der Ort und die Zeit dazu. Was thun Sie hier in Wien? Womit beschäftigen Sie sich.

Der Graf blickte dem Kaiser erstaunt in das finstere, zorngeröthete Angesicht. Sire, sagte er, ich beschäftige mich, wie es eben kommt.

Das heißt, Sie reiten, fahren, spielen und jubiliren, wenn Sie nicht noch etwas Schlimmeres thun, rief Joseph hastig. Ich glaubte, Sie hätten Wien verlassen, Graf! Sie sollten es thun, es wäre besser für Sie, wenn Sie sich auf Ihre Güter zurückzögen und arbeiteten für das Wohl Ihrer Unterthanen. Der Müßiggang ist die Mutter aller Laster, und ich fürchte sehr, Sie werden, wenn Sie noch einen Tag länger in Wien bleiben, Ihren Eltern Schande und Verdruß bereiten. Reisen Sie also ab.*)

Der Kaiser ging, ohne zu grüßen, weiter, und bald sah man ihn, wie er hoch zu Roß, nur von einem einzigen Jokey gefolgt, durch die Menge ritt.

Graf Podstadzky schaute ihm gedankenvoll sinnend nach. War das ein Zufall, oder war das Absicht? fragte er leise sich selber. Wollt' er mich warnen, und ahnt er etwas? Oder ist es nur im

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Characterzüge, Memorabilien und historische Anekdoten von Kaiser Joseph II. Herausgegeben von keinem Reichshistoriographen. I. S. 68.

Allgemeinen seine Weise so? Man weiß ja, daß der Kaiser sogar von dem Edelmann verlangt, daß er arbeiten und sich nützlich machen soll! Ah bah, ich werde zu Arabella gehen, und mit ihr überlegen!

V.

Der Abschied.

Sie saßen zusammen in dem kleinen Cabinet, welches sonst so oft widerhallte von ihrem Lachen und ihren Scherzen, in welchem sie oft die ganze Welt gehöhnt, und die thörichten Menschen verspottet hatten.

Heute war das Lachen verstummt, heute lag ein Schatten auf dem Antlitz der Gräfin Baillou, heute war selbst der leichtsinnige und lebenslustige Graf Podstadzky ernst und sinnend.

Die Gräfin war herrlich geschmückt; ein goldgesticktes Sammetkleid umhüllte ihre schöne, stolze Gestalt, ein Diadem von Brillanten blitzte auf ihrer hohen Stirn, und köstlich geschmückt waren ihre Arme und ihr wundervoller nackter Hals. Sie war eben im Begriff gewesen, zu einem Diner bei der Fürstin Karl Liechtenstein zu fahren, als der Graf Podstadzky gekommen war, und die seltsamen Nachrichten, die er ihr gebracht, hatten sie veranlaßt, daheim zu bleiben, und der Fürstin Liechtenstein ihre Entschuldigung zu senden.

Seit einer Stunde waren sie beisammen und überlegten. Ueberlegten den Sinn jedes Wortes, welches der Kaiser gesprochen, und machten darnach ihre Pläne, die immer wieder verworfen, immer wieder von andern verdrängt wurden.

Du glaubst also wirklich nicht, Arabella, daß Gefahr vorhanden ist? fragte der Graf jetzt nach einer langen Pause.

Ich glaube es nicht, sagte Gräfin Baillou sinnend. Der Kaiser liebt es bekanntlich, immer und überall guten Rath zu ertheilen, er liebt es, den Aristokraten rauh und lieblos zu begegnen, besonders, wenn das im Beisein des Volkes geschehen kann, damit dies entzückt sein soll von seiner Strenge gegen den Adel, seiner Leutseligkeit gegen

das Volk. Ich glaube, er wollte sich also wieder nur bei dem Volk beliebt machen, als er mit so ernster zürnender Miene zu Dir sprach. Du weißt wohl, das gute, dumme Volk spielt immer den Moralischen und Keuschen gegenüber den Bevorzugten, und es hat von dem Grafen Podstadzky allerlei Dinge vernommen, die ihm vielleicht nicht wohlgefallen. Ich glaube, das ist Alles!

Der Graf schüttelte leise sein Haupt. Der Ton des Kaisers war so bedeutungsvoll, so pointirt, sagte er. Man ahnte, daß ein tieferer, geheimnißvoller Sinn in seinen Worten lag.

Das heißt, mein theurer Carlo, Deine stets wache Furcht ließ Dich das ahnen!

Und diese Worte selbst, waren sie nicht inhaltsvoll genug? „Ich fürchte sehr, Sie werden, wenn Sie noch einen Tag länger in Wien bleiben, Ihren Eltern Schande und Verdruß bereiten. Reisen Sie also ab.“ Das waren seine letzten Worte, Arabella, und wie er sie sprach und wie er mich anschaute! Arabella, Arabella, es droht uns Gefahr! Ich fühle, ich weiß es! Mir ist es, als wenn eine Centnerlast meine Brust beschwerte, als wenn meine Arme schon die Ketten fühlten, die bald sie lähmen könnten. Arabella, laß uns fliehen, laß uns abreisen, sogleich, auf der Stelle!

Er war aufgesprungen und zu ihr hingeeilt, um sie mit krampfhafter Angst an sich zu ziehen. Sie wehrte ihn ruhig und stolz zurück, und schaute ihn an mit einem Blick kalter Verachtung.

Keine Kindereien! sagte sie. Entfliehen willst Du? Wohin? Wenn der Kaiser wirklich mit Absicht so gesprochen, so ist jede Flucht auch schon zu spät, denn seine Polizei ist wachsam und klug, und wird Dich nicht mehr von hinnen lassen.

Nein, nein, Arabella! Ich sage Dir, es war die Absicht, mich zu warnen, der Kaiser will mich entfliehen lassen, er will es um meiner Eltern willen! O, warum habe ich mich nicht sogleich auf mein Pferd geworfen und bin von dannen gesprengt! Mein Gott, irgendwo wird es doch ein einsames Thal, eine verborgene Stelle geben, wohin ich mich flüchten kann!

Und wo der stolze Graf Podstadzky sich in einen Bauer verwan-

deln kann, und mit nackten Füßen, in Sack und Asche, demüthig an der Seite seiner Mutter zum Dorfkirchlein wallen und als zerknirschter, reuiger Sünder die Vergebung des Himmels anflehen kann! Die Idylle Deiner Frau Mutter spukt noch in Deinem erhitzten Gehirn. Ich mein' aber, es giebt nichts Lächerlicheres und Alberneres als einen Menschen, welcher bereut. Es ist die demüthigendste Rolle, welche man spielen kann, eine Rolle, in welcher man immer sicher ist, ausgezischt und verhöhnt zu werden! Carlo, richte Dich auf, denn diese Rolle ist Deiner nicht würdig. Hebe Dein Haupt empor und blicke um Dich. Es ist noch Alles unverändert. Das Leben, die Ehre, das Glück gehört noch uns, weshalb sollten wir es vorschnell, von thörichter Furcht geplagt, von uns werfen? Weshalb uns äffen lassen von unserm Gewissen und den Dunstgebilden unserer erhitzten Phantasie? Wer thun will, was wir gethan haben, der muß ein für alle Mal abgeschlossen haben mit aller Furcht, und muß sein Gewissen hinter sich geworfen haben als ein abgetragenes Kinderkleid, das nicht mehr paßt für den groß gewordenen Menschen. Hätten wir Beide ein Gewissen gehabt, so wärst Du jetzt ein armer, ruinirter Graf, der von der Gnade seiner Eltern lebte, oder froh sein könnte, wenn der Kaiser ihm eine Schreiberstelle bewilligte, so wäre ich eine ehrsame Nonne, die im hohen Chor Lieder psalmiren, mit den langweiligen alten Klosterjungfrauen sich zanken, und den einzigen Trost haben könnte, vielleicht einst nach ihrem Tode heilig gesprochen zu werden. Denn sage selbst, was wäre der enterbten Gemahlin des alten Grafen Baillou wohl anders übrig geblieben, wenn sie ein Gewissen gehabt hätte, und was hätte der ruinirte, von Gläubigern verfolgte Graf Podstadzky wohl für andere Aussichten gehabt, wenn er auf sein Gewissen gehört hätte? Wir haben es aber Beide nicht gethan, wir haben die Bande des Gewissens mit unsern starken Händen zerrissen und haben uns selbst ein neues Leben geschaffen, ein neues Glück gebaut. Und es ist ein schöner und stolzer Bau geworden, kühn steigt seine vergoldete Kuppel empor, und in seinen glänzenden Sälen sind Fürsten und Grafen unsere Gäste, und neigen sich vor uns in Ehrfurcht und Achtung, und huldigen unserm Glanz, unsrer Macht und unsrer Schönheit.

Aber der Bau wird über uns zusammenbrechen, und die, welche uns heute huldigen, werden uns morgen verachten und verhöhnen.

Sei's darum. Laß den Bau zusammenbrechen. Seine Trümmer mögen uns begraben, das ist besser, als sich in der Stunde des Unglücks feig zu zeigen. Muth, mein Carlo, Muth! Laß uns vor allen Dingen der Welt ein heiteres, sorgloses Gesicht zeigen, dann hat sie Vertrauen zu uns, denn man mißtrauet nur dem, der sich selber mißtrauet. Vielleicht hat der Kaiser in seinem argwöhnischen Sinn Dich nur prüfen wollen, weil der Aufwand, den Du treibst, ihm verdächtig erscheint. Zeige ihm also ein ruhiges, gleichmüthiges Wesen, bleibe, wie Du immer warst, entfliehe nicht, und er wird sich überzeugt halten, daß Du bleibst, weil Du nichts zu fürchten hast. Was schauest Du mich so seltsam an, Carlo?

Ich schaue Dich an, Arabella, weil Du so schön bist, sagte der Graf mit einem matten Lächeln, so schön, wie die gefallenen Engel sein mögen, welche auf die Erde verbannt sind, um die Menschen zu verführen.

Ich bin auch ein gefallener Engel, Du weißt es ja, sagte sie stolz, bin mit Dir gefallen, Carlo, und habe mich mit Dir wieder aufgerichtet. Laß uns jetzt aufgerichtet neben einander stehen bleiben! So lange die gefallenen Engel lächeln, können sie die Menschen verführen, aber sobald sie ihr Lächeln verlieren, erkennt man sie als Teufel und flieht vor ihnen. Lächle also, lächle, zeige den Menschen ein heiteres Gesicht!

Ich kann nicht, Arabella, ich kann nicht! rief der Graf. Eine namenlose Furcht ist in mir, eine gräßliches Angst martert mich! O, mir ist es, als sähe ich da vor mir das bleiche, schmerzzerrissene Angesicht meiner Mutter, und ihr Blick zerreißt mir das Herz! Arabella, laß uns fliehen, oder wenn Du das nicht willst, so laß uns sterben! Besser sterben, als der Schmach überliefert werden, besser in den Tod gehen, als im Kerker verschmachten und verkommen. Arabella, laß uns sterben, in dieser Stunde noch!

Er preßte sie in seine Arme mit bleichem, verzerrtem Angesicht, seine Lippen bebten, sein Athem kam keuchend und fieberisch aus seiner Brust hervor.

Arabella wehrte ihn wieder von sich, und ein helles, lustiges

Lachen tönte von ihren purpurnen Lippen. Sterben! sagte sie. Bist Du des Lebens und der Freude schon satt und überdrüssig? Ich nicht! Ich will das Leben noch genießen, noch aus goldenen Bechern trinken von seinem berauschenden Wein! Sterben? Als ob man wüßte, was kommt hinter dem Tode! Hier wissen wir, was wir haben, wissen, daß es schön und genußvoll ist! Aber mich erbarmt Deiner Angst, und wenn Du's denn durchaus verlangst, so wollen wir verreisen! Verreisen, aber nicht fliehen!

Der Graf stieß einen Freudenschrei aus und drückte einen glühenden Kuß auf die Hand, die sie ihm darreichte. Wann reisen wir ab? fragte er. In einer Stunde, nicht wahr?

Das wäre Flucht, schimpfliche Flucht! Nein, morgen wollen wir abreisen!

Morgen, wenn der Tag graut, also!

Morgen, beim hellen Licht des Tages! Morgen um die Mittagsstunde, vor Aller Augen, furchtlos und ruhig!

Es sei so, sagte der Graf seufzend. Morgen Mittag also! Du reisest allein ab, ich desgleichen. In Neustadt treffen wir zusammen.

Ja, in Neustadt treffen wir zusammen. Nun aber laß uns eilen, Carlo. Vieles muß noch gethan werden bis dahin, ungeheure Lasten müssen abgewickelt werden.

Ich habe gar wenig zu thun und abzuwickeln, lachte der Graf, der jetzt schnell seine Heiterkeit wiedergewonnen hatte. Meine Meubles, meine Kostbarkeiten, meine Pferde und Equipagen, das Alles gehört den Wucherern, und Du weißt, sie haben mir ihren Bevollmächtigten als Haushofmeister gegeben, der überwacht ihr Eigenthum.

Warum bezahlst Du sie nicht heute noch mit Deinen schönen Banknoten? fragte sie lachend.

Ich machte ihnen gestern den Vorschlag, sagte der Graf düster. Aber sie verweigerten es und sagten, sie hätten mir klingendes Geld gegeben, und klingendes Geld wollten sie wieder haben. Sie wollten meine Banknoten nicht nehmen.

Desto besser, so nehmen wir sie mit. Anderswo wird man sich nicht scheuen, sie zu nehmen, sagte Arabella hastig. An's Werk denn,

mein Geliebter, an's Werk! Sieh zu, was Du den Augen Deines Argus entreißen kannst, verbrenne alle Papiere, welche Dich verdächtigen könnten, triff alle Vorbereitungen, laß Deine Koffer packen und reise ab. In Neustadt treffen wir zusammen. Jetzt aber fort, fort, Carlo, denn auch ich muß meine Vorbereitungen treffen, meine Koffer, meine Juwelen packen, mein Silberzeug verkaufen. O, ich werde diese Nacht keine Stunde des Schlafs genießen können, werde arbeiten und einrichten müssen, und heimlich, damit es Niemand merkt, damit meine Gläubiger — doch still, sprechen wir nicht mehr davon. Lebe wohl, mein Carlo, und laß die Wolken von Deiner Stirn verschwinden, laß die Furcht in Deinem Herzen ersterben. Morgen reisen wir, morgen bist Du frei aller Sorge und aller Angst. Addio, caro amico mio, addio!

Sie reichte mit einem süßen Lächeln ihm ihre purpurnen Lippen dar, und er preßte einen glühenden Kuß auf dieselben. Dann geleitete sie ihn bis zur Thür.

Auf morgen also, Carlo!

Auf morgen, Arabella!

Jetzt schloß sich die Thür hinter ihm, jetzt war er fort.

Arabella legte ihr Ohr lauschend an die Thür. Sie hörte ihn den Corridor hinunter gehen. Jetzt war er an der Treppe. Nun noch fünf Minuten, nun konnte er hinab gegangen und bis zum Ausgang gelangt sein.

Da, da rollte sein Cabriolet von dannen. Jetzt war er fort. Gelobt sei Gott, er war fort.

VI.

Obrist Szekuly.

Arabella lauschte noch immer, lauschte, bis das Rollen des Cabriolets, welches den Grafen entführte, in der Ferne verklang, dann brach sie in ein lautes, höhnisches Lachen aus. Er glaubt mir, er

vertraut mir! rief sie höhnisch, denkt, daß ich eine solche Thörin bin, mit ihm entfliehen, mein Schicksal mit ihm theilen zu wollen. Als ob ich nicht dies Alles vorher gesehen, dies Alles berechnet, als ob ich nicht gewußt hätte, daß es so kommen müßte, daß dies das Ende des leichtsinnigen Grafen Liechtenstein-Podstadzky sein würde! Wozu denn wäre sonst meine Contremine gewesen, wozu hätte ich mir die Qual auferlegt, die lächerliche Liebe dieses alten Obristen Szekuly zu dulden, wozu, wenn er mir nicht in seiner blinden Greisenliebe goldene Schätze hätte graben müssen! Was kümmert's mich, woher er's genommen hat, ich weiß nichts davon, brauch' nichts davon zu wissen. Greise sind freigebig, wenn sie lieben, der alte Obrist von Szekuly liebt mich, und er hat's mit bewiesen mir fünfzigtausend Gulden. Und seine Gulden waren nicht von Papier, sondern von reinem, gutem Silber, das ich mir umgesetzt in schöne, blitzende Dukaten. Meine Dukaten werden in Paris eben so gut klingen und singen wie in Wien. Nach Paris, o nach Paris! Jetzt bin ich frei! Frei von meinem gefährlichen Mitschuldigen, frei von meinem langweiligen, alten Anbeter, vor dessen Liebe ich mich fast ängstige, denn sie ist über ihn gekommen wie ein Wahnsinn, und in seinen Fieberphantasieen mag er Dinge gethan haben, die ihn gefährden können. Aber mich nicht, o nein, mich nicht! Niemand ahnt von meinem Verhältniß mit ihm, Niemand auch von meinem Verhältniß mit Podstadzky. Ich bin noch immer die keusche, tugendhafte Gräfin Baillou.

Sie war, während sie so sprach, mit hastigen Schritten auf und ab gegangen, die Arme ineinander geschlagen, das Antlitz leuchtend und hell, die purpurnen Lippen umspielt von einem diabolischen Lächeln.

Aber jetzt blieb sie stehen, und das Lächeln schwand allmälig von ihrem Antlitz. Wie sie da stand in ihrem goldgestickten Gewande, ihr Haupt umstrahlt von dem brillantenen Diadem, ihr Antlitz so schön, so düster, so drohend, wie sie da stand, das Haupt stolz aufgerichtet, das große Auge voll boshafter Tücke, mochte man sie für eine böse Fee halten, die ihr finsteres Reich verlassen und auf die Erde gekommen war, die Menschen zu verlocken und zu verderben.

Es ist klar, sagte sie nach langer Pause dumpf vor sich hin, es

ist klar, der Kaiser hat ihn warnen wollen. Wenn er nicht heute, nicht sogleich entflieht, ist er verloren. Und er soll verloren sein! Ich will seiner los sein! Er soll nicht an meinen Fersen hängen wie eine Kette,. die mich festhält und bindet. Ich will frei sein, will nicht, was ich mir mühsam erworben habe, mit ihm theilen müssen. Er muß gefangen sein, damit ich frei bin. Er würd's nimmer dulden, daß ich Wien verließe ohne ihn, würde mich nimmer aufgeben, und so müßte ich nicht blos ihn, sondern auch die Liebe Szekuly's ertragen.

Nein, Podstadzky muß gefangen sein, denn erst dann bin ich frei. O, willkommen, Du süße, Du goldene Freiheit, willkommen! Noch heute Nacht wirst Du mein! Noch heute Nacht entfliehe ich, ehe irgend ein Verdacht auf mich fällt, irgend ein leichtsinniges Wort des Grafen mich verrathen hat. Aber wie, wenn er noch nicht diese Nacht gefangen wird, wenn der Kaiser ihm wirklich noch eine Nacht Aufschub gönnt? Wie, wenn er noch einmal heute hierher kommt, wenn er Argwohn faßt?

Sie flog zur Klingelschnur und schellte heftig, daß der Kammerdiener ganz erschreckt aus dem Vorzimmer hereinstürzte.

Wenn der Graf Liechtenstein-Podstadzky kommt, befahl sie, so sagen Sie ihm, ich sei nicht zu Hause. Sagen Sie dasselbe allen meinen andern Dienern. Der Graf wird nicht vorgelassen, niemals wieder, hören Sie? Derjenige, welcher ihn eintreten läßt, ist sofort aus meinem Dienst entlassen! Merken Sie sich das!

Der Kammerdiener verneigte sich schweigend und zog sich zurück.

Und jetzt an's Werk, sagte sie dann lächelnd. Jetzt meine Schätze aus ihren verborgenen Schlupfwinkeln hervorgeholt, meine Juwelen gepackt, und dann fort, fort! Sobald die Nacht anbricht, reise ich ab!

Nun nahm sie das Diadem aus ihrem Haar und löste die Spangen von Hals und Armen, dann flog sie in ihr Toilettenzimmer und holte aus dem verschlossenen Schrank ihre Schmuckkasten hervor. Mit einem glücklichen Lächeln öffnete sie die Deckel, und ließ ihre verborgenen Schätze aufleuchten, und labte ihr Herz an dem Anblick dieser herrlichen Juwelen und Perlen.

Diese drei Steine, sagte sie, auf die drei größten und funkelndsten Brillanten eines Colliers deutend, diese drei Steine verdanke ich der

Fürstin Garampi. Ich bat sie, mir ihr Armband auf eine Stunde zu leihen, damit ich es meinem Juwelier zeigen und mir eins darnach fassen lassen könnte. Ich schwur, das Armband nicht aus den Händen zu lassen, und ich that's auch nicht, und so wurden die drei Steine mein. Was geht's mich an, daß sie sich nicht besser auf Brillanten versteht, und die unechten nicht von den echten zu unterscheiden vermag. Diese Schnur kostbarer Zahlperlen mit dem herrlichen Rubinschloß, die schulde ich der Fürstin Palm. Mein Gott, ich liebe sie so zärtlich, wie sie mich, ich umarmte sie eines Tages herzinnig in der Gluth meiner Freundschaft, und schäkerte mit ihr, während ich's that, und dabei drückte meine Hand aus Versehen an dem Schloß des Perlenhalsbandes, und es öffnete sich. Die gute Frau merkte es nicht, denn es ist wahr, ich war gar so liebenswürdig, gar so witzig. Ich erzählte ihr eine allerliebste Geschichte von der Maitresse ihres Mannes, und sie hörte mir zu, und leise glitt das Halsband über ihren Nacken nieder und fiel zur Erde. Niemand hörte es fallen, denn wir standen im Tanzsaal, und die Musik schmetterte eben einen neuen Tanz. Sie merkte nicht, wie das Perlenhalsband, ein Vermögen! von ihrem Nacken niederglitt, ich aber merkt' es wohl, und ließ leise mein Schleppkleid darüber hingleiten, und winkte Carlo. Er führte die Fürstin fort zum Tanz, und ich bückte mich und hob das Perlenhalsband auf, und schob es in meine Tasche. Nachher hieß es, sie habe es beim Nachhausefahren verloren, ganz Wien sprach davon, große Belohnungen wurden ausgesetzt, aber das Halsband kam nicht wieder. — Diese Nadel hier —

Aber ich Thörin, unterbrach sie sich selber, verliere mich hier in die lustigen Geschichten meiner Perlen und Brillanten, und der Abend dunkelt schon herauf, und ich muß eilen, einzupacken.

Mit hastiger Hand verschloß sie jetzt alle die einzelnen Etuis, und schob sie dann alle in den großen mit Bronceplatten und Nägeln beschlagenen Schmuckkasten, den sie nun sorgfältig verschloß, worauf sie den Schlüssel in ihren Busen schob.

In dem Kasten ist ein Landgut, oder ein Palast verborgen, je nachdem ich das eine oder das andere haben will, sagte sie lächelnd. Jetzt zu meinem Schatz!

Sie flog durch das Zimmer nach der Wand dort drüben, und nahm ein dort hängendes Bild vom Nagel. Dann drückte sie an dem Nagel, und eine kleine verborgene Thür in der Wand öffnete sich, eine Mauervertiefung ward sichtbar, in welcher ein Kasten stand.

Arabella nahm diesen Kasten, und trug ihn langsam und keuchend zu dem Tisch hin, und stellte ihn neben dem großen Schmuckkasten auf. Dann öffnete sie den Deckel, und ein strahlendes Lächeln flog über ihr Antlitz, als sie sich über den Kasten beugte.

O, meine schönen, liebreizenden Dukaten, flüsterte sie, Ihr seid noch alle da, Ihr schaut mich an mit zwanzigtausend Liebesaugen, und weissagt mir eine köstliche Zukunft voll Ehre, Genuß und Freude! Mit Euch will ich hinausziehen in die Fremde, mit Euch werde ich überall geehrt, geliebt und gesucht werden, denn überall liebt man Euch, überall geltet Ihr für den besten Empfehlungsbrief, den man nur vorzuzeigen braucht, um allenthalben eingeladen und willkommen zu sein. Und Ihr wißt, daß ich Euch liebe, denn ich habe Euch gehegt und gepflegt, und hab' immer darnach getrachtet, Euch neue Gesellschaft zuzuführen, damit Ihr Euch nicht langweilen solltet in dem düstern Kasten. Und so seid Ihr Eurer zwanzigtausend geworden. Zwanzigtausend Dukaten! Ich denke, ich kann mit mir zufrieden sein, es sind genug der Ersparnisse in einem Jahr! Ersparnisse! Ha, ha, ein köstliches Wort! Der gute alte Szekuly hat mir das Ersparen leicht gemacht, denn die Hälfte meiner siegreichen Armee verdanke ich ihm, zehntausend Mann Dukaten hat er mir zugeführt. Freilich, fuhr sie mit einem schalkhaften Lächeln fort, ich habe ihm dafür Dokumente gegeben, Dokumente über ein Fideicommiß, das ich in Italien besitze, und das er leicht verkaufen kann, wenn er will. Er hat mir also eigentlich nichts geschenkt, sondern mir nur auf sicheres Unterpfand zehntausend Dukaten geliehen. Und also bin ich ihm eigentlich gar keinen Dank schuldig; und also lebe wohl, mein Herr Obristlieutenant von Szekuly, ich nehme Deine Dukaten mit, Du behältst meine Dokumente hier, wir sind quitt!

Sie schloß den Kasten, und eilte dann, sich umzukleiden, ihr schimmerndes Gewand mit einem unscheinbaren Reisekleid, ihre goldgestickten

Schuhe mit festeren und haltbareren zu vertauschen, und ihre ganze Toilette zu wechseln.

Der Abend war tiefer herabgesunken, die große Uhr auf dem Kamin verkündete schon die achte Stunde. Arabella hatte jetzt alle ihre Vorbereitungen beendet, alle die Dinge in einem Koffer geordnet, welche sie mitnehmen wollte auf ihrer Reise. Niemand hatte ihr helfen dürfen bei dieser Arbeit, bei verschlossenen Thüren hatte sie allein Alles zu Stande gebracht, sich selber die Lichter angezündet, selber den Koffer herbeigeschleppt.

Jetzt, wie Alles fertig war, eilte sie in ihr Wohnzimmer und schellte rasch und heftig Einmal. Das bedeutet, daß ihr erster Kammerdiener erscheinen sollte. Nach wenigen Minuten öffnete sich die Thür und ein Greis mit silberweißem Haar, mit den schwarzen Augen und der dunkeln Gesichtsfarbe des Italieners, trat ein.

Arabella befahl ihm, die Thür zu schließen und bis in die Mitte des Zimmers zu kommen.

Er that es, ohne Befremden, ohne Ueberraschung, und murmelte nur leise vor sich hin: die Wände haben Ohren.

Giuseppe, sagte die Gräfin, als er dicht vor ihr stand, bist Du mir immer noch treu? Gedenkst Du noch immer des Schwurs, welchen Du meiner sterbenden Mutter geleistet?

Ich habe ihr, welche meine Wohlthäterin war, auf ihrem Sterbebette geschworen, Euch, so lange ich lebe, nie zu verlassen, und ich werde meinen Schwur halten, Signora.

Dank Dir, Amico! Jetzt hör'! Ich muß Wien verlassen.

Ich weiß es, Signora! Hab' es gemerkt an dem Befehl, den uns der Kammerdiener brachte, den Grafen Podstadzky nicht wieder vorzulassen, und meine Sachen sind schon gepackt.

Du bist ein treuer und kluger Diener, Giuseppe. Jetzt höre! Sogleich wollen wir aufbrechen! Eile auf die Post und bestelle Postpferde, aber natürlich nicht hierher. Du weißt ja, draußen in der Leopold-Vorstadt habe ich mir eine Remise gemiethet, und da steht mein Reisewagen.

Ich habe den Schlüssel zur Remise, ich schiebe den Wagen heraus,

der Postillon legt die Pferde vor, dann kommen wir hierher gefahren, bis zur nächsten Straßenecke. Ich komme herauf, benachrichtige Euch, nehme die Kasten, Ihr geht zu Fuß bis nach der Ecke, wo der Wagen steht, steigt ein, und vorwärts geht es. Nicht wahr, das wollt Ihr sagen, Signora?

Ja, das wollte ich sagen, Giuseppe. Eile Dich!

Macht Euch bereit, Signora, in einer Stunde ist Alles gethan, und erwartet Euch der Reisewagen,

Mit unhörbaren Schritten eilte Giuseppe von dannen, und Arabella war wieder allein. Das ist auch ein Juwel, welches ich besitze, sagte sie, Giuseppe nachblickend, und noch dazu eins, welches ich mir nicht — geliehen habe, sondern welches Mein ist durch heiligen Erbvertrag. Jetzt bin ich fertig und jetzt kann ich ausruhen, bis Giuseppe kommt.

Sie glitt mit einem tiefen Aufathmen der Befriedigung auf den Divan nieder, und lehnte sich zurück in die Polster, und schloß die Augen, um zu träumen. Eine tiefe Stille umgab sie. Plötzlich aber ward diese Stille durch rasch herannahende Schritte unterbrochen, die Thür flog auf, und der Lakay meldete: Der Herr Obrist-Lieutenant von Szekuly!

Wird nicht angenommen! rief die Gräfin rasch und ohne sich emporzurichten.

Wird angenommen, Frau Gräfin! sagte eine tiefe Stimme hinter ihr, und als sie rasch sich emporlehnte, sah sie da die hohe Gestalt des alten Obrist-Lieutenants der Garde, welcher, tief eingehüllt in seinen Militairmantel, den Federhut tief in die Augen gedrückt, neben dem Divan stand.

Ehe sie Zeit hatte, ein Wort zu sagen, befahl der Obrist dem Diener mit einer gebieterischen Handbewegung und einem hastigen Wort, hinauszugehen und die Thür zu schließen. Dieser gehorchte.

Ah, Sie trotzen viel auf Ihre Allgewalt und auf meine Nachsicht, rief Arabella halb lächelnd, halb zürnend. Weil Sie über mein Herz gebieten, dünken Sie sich auch der Gebieter meines Hauses und meiner Diener! Weil —

Still, unterbrach sie der Oberst rauh. Ich bin nicht gekommen,

um auf's Neue Gift von Ihren Lippen einzuathmen. Es ist genug, ich habe schon so viel Gift geathmet, daß ich daran sterben werde, sterben oder verderben. Ich bin gekommen, um Ihnen auch jetzt noch, obwohl Sie mein böser Dämon sind, meine Liebe zu beweisen! Unterbrechen Sie mich nicht, hören Sie!

Ich höre, sagte Arabella, indem sie ihn mit einem so bezaubernden Lächeln anblickte, daß der Obrist die Augen niederschlug, um dieses Lächeln nicht zu sehen.

Sie wissen, sagte er leise, der erste Polizei-Direktor ist mein naher Verwandter und mein Freund. Ich hatte ihn auf heute Abend zu mir eingeladen, und er hatte die Einladung angenommen. Jetzt eben war er bei mir, um mir abzusagen, weil er diesen Abend dringende Dienstgeschäfte habe. Ahnen Sie, welche Dienstgeschäfte?

Wie sollte ich das ahnen? fragte sie, immer noch ihn anblickend mit ihrem zauberischen Lächeln. Ich habe gar keinen Zusammenhang mit der Polizei.

Gott gebe, daß es so bleibt, sagte er dumpf in sich hinein. Hören Sie, was den Polizei-Direktor verhindert hat, zu mir zu kommen. Er hat so eben den Grafen Carl Podstadzky verhaftet und in's Gefängniß geführt.

Er sah, wie er das sagte, die Gräfin mit starren, festen Blicken an. Sie lächelte noch immer, und ihr Antlitz blieb unverändert.

Ah, verhaftet! sagte sie. Und weshalb hat man den Grafen Podstadzky-Liechtenstein verhaftet?

Weil er, hören Sie, Gräfin, weil er falsche Banknoten gemacht hat, Banknoten für mehr als eine Million Gulden an Werth.

Ich wußte, daß er das that, sagte Arabella ruhig. Er hat mich selber mehr als einmal beim Spiel mit seinen Tausend-Gulden-Banknoten betrogen.

Betrogen, Gräfin? Ist das der richtige Ausdruck? fragte der Obrist mit einem seltsamen Ton.

Ich denke, es ist der richtige, sagte sie ruhig. Und sind das alle Ihre polizeilichen Nachrichten, Herr von Szekuly?

Nein, Gräfin, nicht alle. Der Graf Podstadzky ist gefangen, aber —

Nun, aber?

Aber seine Mitschuldigen noch nicht!

Sie schreckte leicht zusammen und ihre Wimper zuckte ein wenig, aber sie faßte sich schnell wieder. Hat er Mitschuldige? fragte sie leicht.

Ja, er hat Mitschuldige, sagte der Obrist rasch und leise. Sie sind seine Mitschuldige. Still, Arabella, kein Leugnen jetzt, kein Ausweichen, die Zeit ist kostbar, jede Minute bringt Sie dem Verderben näher. Vielleicht kam der Polizei-Direktor zu mir, weil er wußte, daß ich Sie geliebt habe, und weil er Sie retten will. Hoffen wir das! Er sagte mir, daß er ferner den Befehl erhalten habe, die Gräfin Baillou, die Mitschuldige und Helfershelferin des Grafen Podstadzky gefangen zu nehmen.

Wann? fragte sie, und nur die Blässe, welche auf einmal ihre Wangen bedeckte, verrieth ihre innere Aufregung. Wann?

Bei Anbruch der Nacht sollte Ihre Verhaftung stattfinden, sagte mir mein Freund. Erst wenn es ganz dunkel sei, damit alles Aufsehen vermieden werde.

Arabella warf einen raschen Blick nach den Fenstern hinüber. Es ist ganz dunkel! rief sie, und jetzt sprang sie mit einer wilden Bewegung empor.

Ja, es ist ganz dunkel, sagte der Ungar mit einem langen traurigen Blick. Aber ich hoffe, daß es noch Zeit ist. Hören Sie! Sobald mein Freund mich verlassen hatte, eilte ich fort, um Alles zu Ihrer Rettung zu besorgen. Jetzt bin ich fertig. Mein Wagen, mit Postpferden bespannt, harret Ihrer an der nächsten Straßenecke. Kommen Sie, ich führe Sie dahin, und rasch, wie die Pferde laufen können, verlassen Sie Wien. Der Postillon fährt Sie zwei Stationen weit die Richtung nach Westen. Sie mögen sagen, wohin die Reise geht. Nur fort, fort!

Ja, fort! rief Arabella. Ich kehre gleich zurück.

Sie flog nach ihrem Toilettenzimmer und zu den beiden Kasten hin, die ihre Schätze enthielten. Beide wollte sie sie in ihre Arme nehmen, aber sie vermochte es nicht.

Ich muß das Geld hier lassen, es ist zu schwer für mich, flüsterte

sie, und raffte mit ihren beiden Händen den Kasten empor, und trug ihn zu dem geheimen Wandschrank hin. Hastig schob sie ihn hinein und drückte die Thür zu und hing das Bild wieder auf.

Niemand wird es da entdecken, flüsterte sie. Wenn ich frei bleibe, wird Giuseppe es mir holen.

Kommen Sie! rief Szekuly aus dem andern Zimmer.

Ich komme, sagte sie, indem sie Hut und Mantel überwarf, und, den Kasten mit den Juwelen unter ihren Arm nehmend, schnell vorwärts stürzte.

Geben Sie mir die Last, welche Sie da tragen, damit wir rascher vorwärts kommen, sagte er, die Hand nach dem Kasten ausstreckend.

Sie hielt ihn nur noch fester, und blickte den Obrist mit einem scheuen Blick an. Nein, sagte sie, ich trag' ihn selber. Es sind meine Juwelen, mein einziges Besitzthum.

Ah, und Sie fürchten, ich könnte Ihnen dieselben rauben und Sie um Ihr Eigenthum betrügen? fragte er mit einem bitteren Lächeln. Nein, Arabella, es ist nur mein Schicksal, betrogen zu werden. Aber daß dies Schicksal von Ihnen kommen mußte, daran sterbe ich!

Es stirbt sich nicht so leicht, sagte sie mit keuchendem Athem, denn während sie zu einander sprachen, waren sie in wilder Hast die Treppe hinunter geflogen, über den Flur und zur Hausthür hin.

Der Portier öffnete ihnen mit verwunderten Blicken die Thür. Nun waren sie auf die Straße, einen Schritt näher zur Freiheit. Jetzt hinüber über die Straße, hinüber!

Aber halt, da auf einmal diese finstern Gestalten, die von den Mauern der Häuser sich abzulösen scheinen, die mit wilden Sätzen heranspringen, wer sind sie? Was wollen sie? Wie dürfen sie es wagen, mit ihren rauhen Händen die zarten Arme der hochgebornen Gräfin zu fassen, sie mit rauher Gewalt zurückzuziehen nach ihrem Hôtel.

Zu spät! Ach, zu spät! murmelte der Obrist, sich ganz ohne Widerstand der Führung Derer überlassend, die auch ihn gepackt hatten.

Jetzt schritten sie wieder über die Schwelle des Hôtels der Gräfin, jetzt beleuchtete der brennende Kronleuchter des Flurs ihr bleiches Angesicht, ihre glühenden, zornigen Augen, ihre zuckenden Lippen.

Frau Gräfin Arabella Baillou, sagte jetzt eine dieser dunklen Gestalten, welche die Beiden hierher geführt, im Namen des Kaisers, ich verhafte Sie!

Sie schaute ihn an mit einem finstern, trotzigen Blick. Wer sind Sie? Ich kenne Sie nicht?

Er nahm seinen Hut ab und verneigte sich mit einem spöttischen Lächeln. Ich bin der Polizei-Direktor von Fuchs, Gräfin, und hier ist meine Ordre, Sie zu verhaften, vom Kaiser selbst geschrieben.

Er wollte ihr das Papier hinreichen, sie stieß es unwillig zurück. und ihr Auge suchte mit zornigen Blitzen den Obrist Szekuly, der bleich und wie zerbrochen an dem Pfeiler der Hausthür lehnte.

Das ist Ihr Vetter und Ihr Freund, nicht wahr? fragte sie mit scharfer, schneidender Stimme. Sie haben dem Polizei-Direktor als Spürhund gedient, welcher das Edelwild auftreibt und es in die aufgestellten Netze jagt? Sie sind gekommen, um mich mit List zu bereden, daß ich entfliehe, damit ich den Anschein der Schuld auf mich häufte?

Der Obrist stieß einen lauten Schmerzensschrei aus, der unheimlich widerhallte in dem weiten Raum des Flurs. Ich wollte Sie retten, bei Allem, was mir heilig ist! rief er verzweiflungsvoll.

Und dafür muß ich Sie jetzt auch gefangen nehmen, mein armer, großmüthiger Freund, sagte der Polizei-Direktor traurig. Aber es wird nur auf kurze Zeit sein, Sie werden schnell beweisen können, daß Sie nicht der Mitschuldige dieser Dame, sondern nur der von ihr Betrogene sind. Lassen Sie sich von zweien meiner Leute nach Hause führen. Sie haben Hausarrest bis auf Weiteres. Und Sie, Madame, kommen Sie, der Wagen erwartet Sie ja!

Erlauben Sie mir noch zuvor, Ihrem Freund ein paar Worte des Abschieds zu sagen? fragte die Gräfin.

Thun Sie das immerhin, aber eilen Sie sich.

Arabella nickte dankend mit dem Kopf und schritt zu dem Obristen hin, der immer noch an der Thür lehnte, und mit bleichen, verzweiflungsvollen Mienen sie anstarrte.

Herr Obrist Szekuly, sagte sie leise flüsternd, Sie haben mir auf meine Documente funfzigtausend Gulden geliehen. Diese Documente

sind falsch. Ich habe sie nachgemacht, so gut wie meine Empfehlungsbriefe und alle meine Papiere.

Obrist Szekuly starrte sie einen Moment an mit entsetzlichen Blicken, dann faßte er hastig nach seinem Herzen, und sank mit einem leisen Aechzen wie eine gefällte Eiche zu Boden nieder.

Gräfin Baillou lachte laut auf. Er ist ohnmächtig geworden! sagte sie zu den herantretenden Polizei-Beamten. Verächtliche Welt, wo die Männer ohnmächtig werden, und nur die Frauen allein noch Muth haben! Kommen Sie, mein Herr Polizei-Direktor, ich bin nun bereit, Ihnen zu folgen. Aber Sie werden bald erkennen müssen, daß ich unschuldig bin, und der Kaiser selber wird mich um Verzeihung bitten müssen!

VII.

Papst Pius VI.

Das fromme und gläubige Wien schwelgte noch immer in Entzücken über die Anwesenheit des Papstes. Es folgte ihm in andächtigen Schaaren, so oft er sich zeigte, es strömte ihm jubelnd nach, so oft er spazieren oder nach der Stephanskirche zur sonntäglichen Messe fuhr, es sank auf seine Kniee nieder, so oft er die Hände erhob, um dem Volk mit seinem milden, bezaubernden Lächeln seinen Segen zu ertheilen.

Der Papst entzückt über die Begeisterung der guten Wiener, zeigte sich daher täglich entweder auf der Straße oder auf seinem Balkon, und niemals war in Wien so viel Segen gespendet, so viel Ablaß geschenkt, so viel Vergebung verkündet, wie in diesen glückseligen Wochen der Anwesenheit des Papstes.

Aber diese zufälligen Segnungen genügten weder dem leutseligen Papst, noch dem frommen Volk. Pius wollte bei ganz besonderer Gelegenheit sich dankbar zeigen für so viel Andacht und Ehrfurcht, und

das Volk sehnte sich, auf eine recht feierliche Weise den Segen des Papstes zu erhalten, und ihn zu sehen und zu bewundern in aller seiner Herrlichkeit.

Pius wollte diesem Sehnen genügen, und große Anschlagszettel an allen Kirchthüren und allen Mauern verkündeten den Wienern, daß der heilige Vater morgen dem Volk im Hof der Kaiserburg den „großen Segen" ertheilen würde.

In ungeheuren Schaaren strömten die Wiener am andern Tage hin, diesen „großen Segen" zu erhalten. Eine unabsehbare Menschenmenge füllte den ungeheuren Raum, alle Dächer rings umher waren mit Menschen angefüllt. Jeder wollte Theil haben an dem großen Segen des heiligen Vaters, Jeder wollte den erhabenen Greis sehen, wie er, im vollsten Schmuck seiner heiligen Würde, das ehrwürdige schöne Haupt geschmückt mit der dreifachen Krone, im glänzenden Geleit der Cardinäle, unter dem Geläut aller Glocken, mit feierlichen, langsamen Schritten über den Platz dahin schritt, um mit seinen beiden hoch erhobenen Armen diesen Tausenden, welche durchschauert von heiliger Andacht auf ihren Knieen lagen, den Segen zu ertheilen, und ihnen die Gnade des Ewigen zu erflehen.

Aber auch dieser große und feierliche Act hatte der frommen Begeisterung der Wiener noch nicht Genüge gethan. Sie hatten ihn bei dem „großen Segen" auf dem Hofe gesehen und angebetet als den Herrn der Kirche, aber sie wünschten ihn nun auch noch zu sehen als den Diener Gottes.

Papst Pius selber wünschte sich dem Volk auch noch als ausübender Priester, als Diener Gottes zu zeigen.

Und abermals erschienen große Anschlagszettel an den Kirchthüren und an den Straßenecken, und verkündeten dem Volk von Wien, daß der Papst morgen am ersten Tage des heiligen Osterfestes das Hochamt abhalten werde. Das Volk empfing diese Nachricht mit jubelndem Entzücken, und erwartete mit Ungeduld den kommenden Tag.

Die Cardinäle, Bischöfe und Geistlichen aber hielten am Vorabend des heiligen Festes im St. Stephans-Dom eine Generalprobe vom

Hochamt;*) der päpstliche Ceremonienmeister übernahm bei dieser Probe die Rolle des Papstes, und statt der Bibel hielt er einen ungeheuren Folianten in der Hand, das Ceremonienbuch, aus welchem er den fungirenden Cardinälen und Bischöfen und dem ganzen Schwarm der Prälaten und Geistlichen ihre Rollen vorlas, und ihnen ihre Stelle anwies bei dem großen Fest des morgenden Tages.**)

Dank dieser Generalprobe fand die große Ceremonie am andern Tage mit aller Pracht statt. Hoch oben auf seinem Thron saß der heilige Vater in seinen goldenen Gewändern, die dreifache Krone auf dem Haupt, das große Brillantenkreuz seines höchsten Ordens auf der Brust, beschattet von einem goldgestickten Purpurbaldachin, umringt von den Cardinälen und Bischöfen, die in ihren violetten und purpurnen Gewändern ihn umgaben und deren ganze Seele mit allen ihren Gedanken heute nur dem Papst und dem vorgeschriebenen Ceremoniell zugewandt war.

Hoch oben auf seinem Thron saß der Papst, mit begeistertem Angesicht hinschauend auf das heilige Cruzifix, das erhabene Bildniß des Gottes, den zu celebriren der Papst gekommen war, demuthsvoll sich neigend, er, der erhabene Fürst der Kirche, vor dem segenspendenden, lebengebenden Gott, dessen Statthalter auf Erden er selber war, und in dessen Namen er Segen zu spenden und Gnade zu verkünden hatte.

Und das Volk, das zu ganzen Schaaren zur Andacht in die Kirche geströmt war, das auf seine Kniee niederstürzte, als der Papst auf seinem hohen Thron sich von seinem goldenen Sessel erhob, und den Segen ertheilte, und das Gebet sprach, das andächtige Volk schauete bewundernd auf den schönen, erhabenen Papst und entzückte sich an seiner stolzen Würde, an seiner edlen Majestät und seiner Hoheit, und betete inbrünstiger wie jemals, als es den Papst mit so tiefer Andacht und Demuth das Wundergeheimniß des Altars celebriren sah.

Aber es gab so Viele, welche an diesem Tage nicht die Kirche besuchen konnten, welche, von Krankheit und Gebrechlichkeit an ihr Haus

---

*) Friedel's Briefe aus Wien. Th. I. S. 217.

**) Friedel's Briefe aus Wien. Th. 1. S. 217.

gefesselt, nicht dem Papst persönlich ihre Huldigung hatten darbringen dürfen, so viele vornehme Damen und Cavaliere, welche nicht des großen Glückes hatten theilhaftig werden können, den Pantoffel des Papstes zu küssen.

Mit flehender Bitte wandten sich diese Damen und Cavaliere an den heiligen Vater und flehten ihn um die Gnade an, ihnen, da sie ihrer Krankheiten und Gebrechen wegen nicht zu dem Papst wallfahrten könnten, den Pantoffel Seiner Heiligkeit in ihr Haus zu senden, damit sie ihre andachtsvollen, Gebete murmelnden Lippen auf denselben drücken könnten.

Dies war selbst für den Papst, den an alle Arten der Huldigung gewöhnten Statthalter Gottes, eine neue, überraschende und schmeichelhafte Huldigung, welcher er indessen mit sehr freudiger Bereitwilligkeit willfahrte.

In der großen Staatskutsche des Papstes ward also eines Tages der Pantoffel Sr. Heiligkeit umhergefahren zu den vornehmen Gläubigen, der päpstliche Ceremonienmeister, im vollen Ornat, trug ihn hinein in die Paläste, in deren Vorhallen die ganze Dienerschaft, mit Wachsfackeln in den Händen, Spalier bildete, um den auf goldener Schüssel ruhenden Pantoffel zu geleiten, ihm vorzutreten und vorzuleuchten bis hinein in die Gemächer der Herrschaften, die auf ihren Knieen den Pantoffel willkommen hießen, und wenn der Ceremonienmeister ihnen denselben zum Kusse darreichte, mit glühendster Inbrunst ihre Lippen auf denselben hefteten.*)

Aber alle diese Huldigungen, diese Schmeicheleien, diese Anbetungen, so sehr sie auch immer das edle Herz des Papstes erfreuten, vermochten doch nicht ihn zu befriedigen, denn es gab zwei Männer in Wien, welche sich dieser Vergötterung nicht anschlossen, zwei Männer, welche Pius zu widerstehen wagten und ihm entgegentraten mit dem Stolz ihrer eigenen Persönlichkeit und dem Bewußtsein ihrer eigenen Würde und Bedeutsamkeit.

---

*) Friedel's Briefe aus Wien. Th. I. S. 221.

Der erste dieser beiden Männer war der Kaiser. Freilich hatte er es niemals an der Ehrfurcht und Rücksicht mangeln lassen, die er Pius als dem erhabenen Kirchenfürsten, als dem frommen und ehrwürdigen Greise schuldete. Aber Pius fühlte doch, daß er das Herz, und noch viel weniger den Kopf Joseph's nicht für sich gewonnen, daß er nicht dem Rufe seines frommen Vaters gehorsamend, in voller Zerknirschung des verlorenen Sohnes heimgekehrt war zu der Mutter-Kirche, um reuige Abbitte zu leisten und seine Fehler zu widerrufen.

Der Kaiser hatte ihn geehrt als Gast, aber er hatte den Papst doch fühlen lassen, daß Joseph immer noch alleiniger und unumschränkter Herr sei in seinen Landen, selbst wenn das Oberhaupt der Christenheit in denselben sich befinde.

Joseph hatte befohlen, daß alle geistlichen Breven, bevor sie gedruckt und publizirt würden, ihm zur Unterschrift vorgelegt würden, damit er ihnen das Exequatur ertheile. Als daher Papst Pius während seiner Anwesenheit in Wien eine Breve erließ, in welchem er der neuerbauten Michaelis-Kirche Beneficien und Indulgenzen verlieh, weigerte sich die Staatsdruckerei, dieses Breve zu drucken, da es noch nicht die Unterschrift des Kaisers trüge, und auf ausdrücklichen Befehl Josephs mußte auch dieses Breve, gleich allen übrigen, ihm erst zur Unterschrift vorgelegt werden.

Noch andere Kränkungen hatte der stolze Kirchenfürst von dem Kaiser erfahren. Vielleicht hatte er sich gefreut, bei den beiden großen Feierlichkeiten, bei dem Segen auf dem Hofe und dem Hochamt in der Stephans-Kirche den gläubigen und anbetenden Wienern auch den Kaiser zu zeigen, wie er in Demuth und Gehorsam, als ehrfurchtsvoller, gläubiger Sohn, sich beugte vor seinem erhabenen Vater, und in dem Statthalter Gottes seinen Herrn und Vorgesetzten anerkannte, dem er überall den Vortritt und den ersten Rang einräumte.

Aber der Kaiser vereitelte ihm die Freude. Er hatte nicht sobald erfahren, daß auf ausdrückliche Anordnung des päpstlichen Ceremonienmeisters der päpstliche Thron in der Stephanskirche eine Stufe höher sein sollte, wie der neben demselben errichtete Thron des Kaisers, als er befahl, sofort seinen Thron fortzunehmen, da er dem Hochamt nicht

beiwohnen werde. Bei dem Papst entschuldigte er sich mit einem Augenübel, das ihn den Glanz der vielen Lichter bei dem feierlichen Hochamt scheuen lasse. Und dieses Augenübel war sehr hartnäckiger Natur, denn der Kaiser hatte schon daran gelitten, als der Papst den großen Segen auf dem Hofe ertheilte, und schon damals hatte er wegen desselben dieser Ceremonie nicht beiwohnen können, bei welcher er hinter dem Papst hätte einherschreiten müssen.

Der andere Mann, welcher es gewagt hatte, sich dem Papst als freier, selbstständiger Charakter gegenüber zu stellen, das war der Fürst Kaunitz, der „ministro eretico", wie der Papst ihn oft in seinen Breven genannt, der Mann mit dem eisernen Kopf und dem starken Willen, welche beide Rom schon so viel Leid zugefügt.

Vergeblich hatte der Papst an jedem Tage den Besuch des Fürsten erwartet; Kaunitz war nicht gekommen, dem heiligen Vater seine Huldigung darzubringen; vergeblich stand der päpstliche Pantoffel auf goldgesticktem Kissen in dem Vorsaal des Papstes; alle hohen Staatsbeamten, der ganze hohe Adel kam, diesen Pantoffel zu küssen, Kaunitz allein kam nicht.

Und so war endlich der Tag der Abreise des Papstes herangekommen, und Kaunitz hatte Pius noch immer vergeblich auf sich warten lassen, und der Papst, der persuasore, hatte noch immer nicht den ministro eretico die Macht seiner Beredtsamkeit können empfinden lassen, noch immer nicht versuchen können, durch seine Güte und Gnade den Fürsten zu gewinnen, und ihn zu einem Freund der Kirche umzuwandeln.

Heute um die Mittagsstunde sollte die Abreise des Papstes stattfinden. Pius hatte schon alle Abschiedsbesuche empfangen, alle Cardinäle und Bischöfe beurlaubt. Um zwei Uhr erwartete er den Kaiser, der ihn abholen und ihn bis Mariabrunn begleiten wollte. Jetzt war es eilf Uhr, Pius hatte also noch einige unbeschäftigte Stunden vor sich. Er konnte also endlich zur Ausführung bringen, was er schon lange beabsichtigt hatte.

Er schellte seinem Kammerdiener und befahl ihm, sofort einen Boten zu dem Fürsten Kaunitz zu senden, um Sr. Durchlaucht zu

vermelden, daß der Papst in einer halben Stunde ihm seinen Besuch machen werde.

Der Kammerdiener eilte fort, aber wenige Minuten später öffnete sich wieder die Thür und der Ceremonienmeister des Papstes trat ein.

Pius empfing ihn mit einem sanften Lächeln. Ich weiß, weshalb Ihr kommt, sagte er. Ihr habt von Brambilla erfahren, daß ich beabsichtige, dem Fürsten Kaunitz meinen Besuch zu machen, und Ihr wollt mich bitten, dies nicht zu thun!

Ja, ich wollte Ew. Heiligkeit beschwören, nicht einen Schritt zu thun, der —

Der ganz und gar nicht der päpstlichen Würde entspricht, unterbrach ihn der Papst. Ihr könnt denken, daß ich mir das Alles schon selbst gesagt, daß ich lange gekämpft und überlegt habe, wie es demüthigend für mich ist, zu diesem stolzen Manne zu gehen, der es verschmäht hat, zu mir zu kommen. Aber demüthig zu sein, ist die Pflicht des Dieners Gottes, und der Hochmuth der Welt darf mich nicht verhindern, einen Schritt zu thun, der vielleicht für die Kirche von ersprießlichen Folgen sein kann. Denn diese Aufmerksamkeit, welche der Papst dem Minister zollt, wird ihn vielleicht rühren, wird sein Herz erschüttern und ihm beweisen, daß wir nicht so herrschsüchtig und stolz sind, als er vermeint, daß wir gern Jedem Anerkennung und Ehre schenken, und nur wünschen, daß man auch uns das thue, was wir gethan haben unserm Nächsten.

Aber wenn denn Ew. Heiligkeit dem Fürsten solche ungeheure, niemals dagewesene Ehre erzeigen wollen, so hätten Ew. Heiligkeit mindestens den Fürsten früher davon benachrichtigen, hätten es ihm schon gestern wissen lassen müssen, damit er seine Vorbereitungen treffen konnte zu einem würdigen Empfang Eurer Heiligkeit.

Der Papst lächelte traurig. Kurzsichtiger Freund, sagte er, meine Augen sehen weiter als die Eurigen! Ich habe dem Fürsten so spät meinen längst beschlossenen Besuch angekündigt, um mir noch größere Demüthigungen zu ersparen; hätte ich Kaunitz schon gestern vermelden lassen, daß ich ihn heute besuchen wolle, so hätte die Höflichkeit und Schicklichkeit erfordert, daß er mir zuvorkomme, und mir zuerst seinen

Besuch mache. Ich fürchte aber, der rücksichtslose Mann würde diese Höflichkeit nicht erfüllt haben. Hätte ich ihm heute um einige Stunden früher meinen Besuch angekündigt, so würde er Zeit gehabt haben, Vorbereitungen zu treffen, um den Kirchenfürsten, den Statthalter Gottes, mit einer Feierlichkeit zu empfangen. Ich fürchte aber, er würde von dieser Zeit keinen solchen Gebrauch gemacht, er würde keine Vorbereitungen getroffen haben. Es war also besser, unerwartet zu kommen, um meiner Würde eine Demüthigung zu ersparen.

Aber weshalb wollen Ew. Heiligkeit überhaupt diesem hochmüthigen Mann eine solche hohe Ehre angedeihen lassen? fragte der Ceremonienmeister eifrig. Weshalb ihn mit einem Besuch begnadigen, da er den Werth dieser Gnade vielleicht gar nicht in dem rechten Maaß erkennen und würdigen wird?

Weshalb! Weil mir mein Amt befiehlt, nichts unversucht zu lassen, was zum Heil und zur Ehre der Kirche förderlich sein könnte. Weil eine Demüthigung meiner Person nicht gescheut werden kann, wenn es gilt, das Heil zu fördern und der Kirche einen verlornen Sohn wieder zu gewinnen. Eilt Euch, sendet rasch meinen Boten hin, denn die Zeit verfliegt, und ich will diesen Mann aufsuchen, der mich vermeidet, und seinem Gotte trotzt.

Eine halbe Stunde später hielt eine kaiserliche Hof-Equipage vor dem Hôtel des Fürsten Kaunitz an, und der Papst, nur gefolgt von seinem Caplan, kam dem Fürsten Kaunitz seinen Besuch zu machen.

Aber diesmals schien der weise Pius sich doch geirrt zu haben, denn Fürst Kaunitz schien die kurze Zeit gleichwohl zu einigen Vorbereitungen benutzt zu haben, um Se. Heiligkeit würdig und festlich zu empfangen.

Auf dem Flur des Hôtels stand die fürstliche Dienerschaft in reichster Gallalivrée, an der Treppe, welche mit kostbaren Teppichen belegt war, empfing die Gräfin Clary in reichster Toilette den Papst, und ihre Kniee beugend vor Sr. Heiligkeit, bat sie ihn um seinen Segen.

Pius neigte sich zu ihr nieder mit einem sanften Lächeln, und legte segnend seine Hände auf ihr Haupt, und gestattete es, daß die Gräfin alsdann diese schöne, weiße Hand, welche den Ring St. Peters trug, an

ihre Lippen preßte. Dann bat er sie, sich von ihren Knieen zu erheben, und ihn zu ihrem Oheim, dem Fürsten, zu geleiten.

Die kleine Gräfin Clary stand auf, und während sie den Papst durch eine Reihe glänzend decorirter Säle führte, bat sie in demüthigen Worten um Entschuldigung, daß der Fürst nicht selber Sr. Heiligkeit entgegen gekommen, weil er nicht wagen dürfte, der kalten Luft sich auszusetzen, und seit einigen Wochen sein Zimmer nicht verlassen habe.

Pius neigte sanft sein Haupt zur Zustimmung und schritt weiter. Jetzt endlich standen sie vor einer geschlossenen Thür, und indem die Gräfin sie öffnete, sagte sie: Hier erwartet mein Oheim den gnädigen Besuch Eurer Heiligkeit.

Pius trat ein, aber nicht, wie er erwartet hatte, empfing ihn Fürst Kaunitz an der Thür. Nein, er stand da drüben an der andern Seite des großen Gemachs vor dem Kamin, in welchem ein helles Feuer brannte, er stand da, den Hut auf dem Kopf, in seinem einfachen Hausrock, dessen Schöße er zurückgeschlagen hatte, um sich zu wärmen.*)

So ganz vertieft in seine Gedanken schien der Fürst zu sein, daß er das Eintreten des Papstes und seines Gefolges gar nicht bemerkte, sondern ruhig stehen blieb, bis die Gräfin Clary mit lauter Stimme sagte: Se. Heiligkeit der Papst!

Nun schritt Kaunitz, ohne daß indeß sein Antlitz irgend eine Ueberraschung, ein Aufschrecken aus seinem Nachdenken verrathen hätte, langsam vorwärts. Gerade in der Mitte des Salons traf er mit dem Papst zusammen, und indem er sich ehrfurchtsvoll verbeugte, nahm er endlich jetzt seinen Hut ab.

Pius neigte sein Haupt zum Gruß und reichte mit einer hoheitsvollen Bewegung dem Minister seine Hand zum Kusse dar. Aber Kaunitz, statt seine Lippen auf diese Hand, welche seinem Munde dargereicht ward, zu pressen, ergriff sie mit seiner Rechten, und schüttelte sie, à l'anglaise, auf das Kräftigste und Herzlichste, indem er ausrief: De tout mon coeur! De tout mon coeur!**)

---

*) Groß-Hoffinger III. S. 38.

**) Historisch. Siehe: Groß-Hoffinger III. S. 39.

Ueber das edle, schöne Antlitz des Papstes flog ein düsterer Schatten hin, und das Lächeln seiner feinen Lippen erblaßte. Ich bin gekommen, weil ich wünschte, Ew. Durchlaucht Lebewohl zu sagen, und Ihnen meinen Segen zu bringen, auch ohne daß Sie ihn fordern!

Ich danke Ew. Heiligkeit für die Ehre, welche Sie mir erzeigen, indem Sie mein Haus besuchen, erwiederte der Fürst mit vollkommen ruhiger, gleichmäßiger Stimme. Aber vor allen Dingen bitte ich Ew. Heiligkeit, mir zu erlauben, daß ich meinen Hut wieder aufsetzen darf. Die Luft ist hier etwas kühl, und ich habe einen schwachen Kopf.*)

Und war's nur die Furcht vor der kühlen Luft, oder vor dem Segen des Papstes, — Fürst Kaunitz setzte schnell seinen Hut wieder auf, ohne nur die Erlaubniß des Papstes abzuwarten.

Pius gab sich den Anschein, dies nicht zu bemerken, und indem er sich langsam auf einen Lehnstuhl niedergleiten ließ, bat er den Fürsten mit sanfter Stimme, neben ihm Platz zu nehmen.

Kaunitz setzte sich ihm gegenüber, und richtete seine großen blauen Augen mit kalter, starrer Ruhe auf das Angesicht des Papstes, und erwartete mit vollkommener Gelassenheit, daß dieser die Unterhaltung beginne.

Eine Pause trat ein; diese eisige Ruhe des Fürsten schien den Papst zu verwirren und zu betrüben, denn er bewegte sich unruhig hin und her, und ein Ausdruck tiefer Trauer flog über seine Züge hin. Aber er raffte sich gewaltsam zusammen, und rief wieder sein sanftes, so oft gepriesenes Lächeln auf seine Lippen zurück.

Ich bin zu Ew. Durchlaucht gekommen, weil ich wünschte, Ihnen einen hohen Beweis meiner Achtung und Anerkennung zu geben, sagte Pius endlich.

Kaunitz verneigte sich leicht. Und ich bin von diesem Besuch um so mehr überrascht worden, als ich aus den Breven Eurer Heiligkeit niemals die Achtung und Anerkennung herauslesen konnte, die ich als Staatsmann und treuer Diener Oesterreichs zu verdienen glaube.

Vielleicht haben wir uns Beide mißkannt, sagte Pius sanft, und

---

*) Des Fürsten eigene Worte. Siehe: Bourgoing, Pius VI. und sein Pontificat. S. 225.

deshalb eben bin ich selbst hierhergekommen nach Wien, um alle Mißverständnisse zu lösen, alle Hindernisse bei Seite zu schieben, welche dem Kaiser, meinem geliebtesten Sohn in Christo, den Weg zu der allein seligmachenden Kirche zu versperren schienen. Vielleicht ist es mir gelungen, vielleicht werden auch Ew. Durchlaucht, wie ich es mit heißen Gebeten vom Himmel erflehe, diesen Weg wiederfinden.

Ich hoffe, daß ich mich niemals von meinem rechten Wege verirrt habe, sagte Kaunitz fest. Die Größe, Freiheit und Unabhängigkeit Oesterreichs ist das Ziel und Streben meines ganzen Lebens gewesen, und immer bin ich meinem edlen Kaiser behülflich gewesen, die Ketten zu zerreißen, mit welchen man ihn binden und ihn abhängig machen möchte von einem fremden Willen. Jetzt giebt es in diesem Staat kein anderes Gesetz, als das Gesetz des Kaisers, keinen andern Willen, als den seinen, er ist unumschränkter Gebieter in seinem Reiche, und da er immer nur das Gute will und das Große erstrebt, geht Oesterreich jetzt einer herrlichen, stolzen und freien Zukunft entgegen. Diese Zukunft aber hat es gefunden auf dem Wege, den Ich mit dem Kaiser wandelte!

Pius blickte mit einem Ausdruck tiefen Kummers in das Antlitz des stolzen Ministers. Sie sprechen nur von Dem, was Sie als Staatsmann und als Politiker gethan, sagte er, und nur mit weltlichen Gedanken ist Ihre ganze Seele erfüllt. Und doch ist Ihr Haar schon weiß wie Schnee, doch sind Sie ein Greis, welcher dem Grabe zuwankt, doch wäre es Ihrem hohen Alter wohl ersprießlich und angemessen, sich auch mit Gott zu versöhnen, und etwas zu thun zum Besten der Kirche.*)

Das Angesicht des Fürsten war bleich geworden, selbst die stark aufgelegte Schminke genügte nicht, dies zu verschleiern. Seine Stirn legte sich in düstere Falten, und der Athem kam laut und fieberisch aus seiner Brust hervor. Pius hatte ein Wort genannt, welches Kaunitz streng verboten hatte, in seiner Gegenwart zu nennen, und welches jetzt seine Brust wie ein Dolchstoß getroffen hatte. Dieses Wort war: das

*) Des Papstes eigene Worte. Siehe: Pius VI. und sein Pontificat. S. 226.

Grab! Pius hatte den eiteln Fürsten an seiner Achilles-Ferse verletzt, denn er hatte von seinem hohen Alter gesprochen, er hatte ihn einen Greis genannt!

Aber nach einigen Minuten hatte Kaunitz seinen Zorn und seine Empörung bekämpft und sein Antlitz ward wieder so ruhig und ehern, wie es immer zu sein pflegte.

Ich hoffe, sagte er mit lauter, fester Stimme, ich hoffe, daß ich nicht nöthig habe, mich mit Gott zu versöhnen, weil ich niemals etwas gethan habe, weshalb er mir seine Gnade entziehen müßte. Zum Besten der Religion glaube ich auch Vieles gethan zu haben, und es ist nicht meine Schuld, wenn das Beste der Religion nicht immer im Einklang ist mit dem Besten der Kirche. Aber verzeihen mir Ew. Heiligkeit, daß unser Gespräch durch meine Schuld eine so ernste Wendung genommen, denn sicher lag es nicht in der Absicht Eurer Heiligkeit, mit mir eine Geschäftskonferenz zu halten, sondern Sie wollten mir die Gnade eines freundschaftlichen Besuchs erzeigen, und solchen Besuchen müssen die Staats-Angelegenheiten immer fern bleiben, denn die Geschäfte des grünen Tisches passen nicht für das Gesellschaftszimmer. In diesem sollte man sich nur von den heitern Dingen des Lebens unterhalten, von den Wissenschaften, den Künsten und Allem, was das Leben schmückt und verschönt. Ew. Heiligkeit sind ja auch ein gnädiger Gönner der Wissenschaften und Künste!

Ich liebe die Künste, sagte der Papst sanft, liebe besonders die Kunst, welche zur Verschönerung der Kirche und zur Erweckung einer heiligen und andächtigen Freude am Meisten beiträgt. Es ergeht mir damit, wie mit den Menschen, denn ich schätze auch diejenigen Menschen am höchsten, welche die Kirche schmücken und zieren und zu ihrer Verherrlichung beitragen.

Aber es können sich doch nicht alle Menschen zu Pinseln machen, um die Kirche mit Heiligenbildern und Wundermährchen auszumalen, rief Kaunitz, denn, nicht wahr, ich habe recht gerathen, die Malerei ist die Kunst, welche Ew. Heiligkeit am meisten lieben?

Ja, die Malerei, welche die eigentliche christliche Kunst ist!

Ach, wenn Ew. Heiligkeit die Malerei lieben, sagte Kaunitz rasch,

so darf ich hoffen, Ihnen auch in meinem Hause einen kleinen Genuß zu gewähren, denn ich besitze eine ziemlich bedeutende Gemälde-Sammlung und ich bitte Ew. Heiligkeit um das Vergnügen, Ihnen dieselbe zeigen zu können.

Er stand auf, bevor noch Pius seine Zustimmung gegeben, die Gemälde zu sehen, und bat den Papst, ihn in den anstoßenden Saal zur Besichtigung seiner Gemälde zu begleiten.

Pius erhob sich langsam aus seinem Lehnsessel und folgte dem Fürsten, der mit rascherem Schritt ihm vorauseilte und die Thüren zu dem Saal öffnete. Ehrerbietig folgte dem Papst sein Caplan, und die Gräfin Clary, und der Staatsreferendar Baron von Binder, welche während des Gesprächs zwischen Pius und dem Fürsten sich ehrfurchtsvoll bis an die Thür zurückgezogen hatten.

Sie traten ein in den großen Saal, dessen hohe Wände rings mit den schönsten Gemälden geziert waren. Kaunitz beeiferte sich, jedes dieser Gemälde dem Papst zu erklären.

Sehen Sie, da habe ich ein Gemälde, um welches mich selbst der Vatican beneiden kann, sagte er, auf das große Bild hindeutend, vor welchem sie eben anlangten. Es ist ein Werk von Murillo, diesem großen Meister, welcher Madonnen und Betteljungen gleich herrlich zu malen verstand. Sehen Ew. Heiligkeit nur! Kann es ein schöneres Erdenweib, eine lieblichere und üppigere Mutter geben, als diese Madonna hier?

Es ist wahr, dies ist ein sehr schönes Bild! sagte Pius, näher zu dem Bilde herantretend.

Ah, Ew. Heiligkeit haben nicht den richtigen Standpunkt, um es sehen zu können, rief Kaunitz. Sie müssen hier links herkommen.

Und im Eifer seines Kunst-Enthusiasmus ganz und gar des Ceremoniells vergessend, ergriff der Fürst den Arm des Papstes und zog ihn hinüber nach der linken Seite.

Pius zuckte erschreckt in sich zusammen, und einen Moment blitzte ein Funke des Zorns in seinen Augen auf über diese unehrerbietige Berührung seiner geheiligten Person, aber wieder überwand er sich und betrachtete mit theilnahmvoller Aufmerksamkeit das Bild.

Kaunitz schien die Erregung des Papstes gar nicht gewahrt zu haben, er führte ihn weiter von Bild zu Bild, bald ihn rückwärts drängend, bald ihn vorwärts schiebend, bald ihn rechts wendend, oder nach links ihn drehend, je nachdem er es zur wirkungsvollen Beschauung seiner Gemälde nothwendig erachtete.*)

Der Papst ließ es geschehen, vielleicht weil er betäubt war vor Erstaunen, vielleicht, weil er den stolzen Minister nicht ahnen lassen wollte, daß er sich gekränkt fühle. Zum ersten Mal hatte es eine profane Hand gewagt, ihn zu zerren und zu stoßen, ihn, dem man sich sonst nur mit tiefster Ehrerbietung nahte, den man nur berührte, um ihm zu huldigen! — Mühsam rang er nach Fassung, aber seine Lippen zitterten, und er warf fast einen ängstlichen, hülfeflehenden Blick auf seinen Kaplan, der mit wahrhaft entsetzten Blicken dieser unerhörten Scene zugeschaut hatte, und sich jetzt beeilte, den Papst aus dieser peinigenden Situation zu erlösen, indem er sich hastig ihm näherte, und Pius mit halblauter Stimme daran mahnte, daß die Stunde seiner Abreise heranrücke, und daß der Kaiser ihn erwarten werde.

Ihr habt Recht, meine Zeit ist abgelaufen, sagte Pius rasch, und indem er sich an den Fürsten wandte, sagte er freundlich: Ich muß fort, und kann nicht einmal die Freude haben, alle Ihre Bilder zu beschauen. Hätte ich geahnt, daß Sie so viele Schätze besitzen, so wäre ich schon eine Stunde früher gekommen, um sie mit mehr Muße beschauen zu können. Ich danke Ihnen indeß für die große Gefälligkeit, welche Sie mir erwiesen, und für das viele Neue und Unerwartete, welches Sie mir gezeigt haben!

Er grüßte Kaunitz mit einer tiefern Neigung des Hauptes, aber er hütete sich wohl, ihm nochmals seine Hand darzureichen, um statt des Kusses seinen kräftigen Händedruck zu empfangen. Auf den Arm seines Kaplans gelehnt, wandte er sich der Thür zu, aber als er an der Gräfin Clary vorüberkam, blieb er stehen, und legte mit einer Bewegung voll Hoheit und Anmuth zugleich seine Hand auf ihr Haupt.

---

*) Bourgoing, Pius VI. S. 227.

Ich lasse meinen besten Segen in diesem Hause und auf Ihrem Haupt zurück, sagte er, möge er Ihnen und diesem Hause Früchte tragen, und möge Gott in seiner Gnade und Barmherzigkeit auch allen Denen helfen, welche ihm ein störrig und unwillfährig Herz entgegen halten, als einen Schild, mit dem sie sich gegen ihn wappnen. Möge er sie erleuchten, und zur Demuth zurückführen, denn die Demuth ziemt dem wahren Christen, und wer die Demuth nicht hat, ist klein vor ihm selber und seine Werke sind unnütz, denn sie haben nicht das ewige Leben!

Er ging weiter, ohne nur ein einziges Mal sich umzuschauen, ohne nur ein einziges Wort noch an Kaunitz zu richten, oder ihn zum Abschied zu begrüßen. Mit stolzem Schritt, mit hochgehobenem Haupt, jetzt wieder der erhabene, unnahbare Fürst der Kirche, schritt er durch die Säle dahin, und schien es ganz vergessen zu haben, daß es da neben ihm einen Fürsten Kaunitz gab, und schien es gar nicht zu hören, daß dieser jetzt zu ihm sprach und sich beurlaubte, weil er die kalte Luft nicht vertragen und daher Se. Heiligkeit nicht zur Treppe geleiten könne.

Ruhig und stolz schritt der Papst weiter, die Treppe hinunter, und durch das Spalier der fürstlichen Diener dahin nach seinem Wagen, der ihn rasch zurück trug zu der Burg.

Der Ceremonienmeister empfing ihn am Portal, und geleitete ihn hinauf in seine Gemächer. Ein einziger Blick auf das bleiche, kummererfüllte Angesicht des Papstes hatte ihm genügt, um ihm das Resultat seines Besuches zu verrathen.

Ew. Heiligkeit haben den Minister eben so halsstarrig und schroff gefunden, als er immer gewesen, nicht wahr? fragte er theilnahmevoll. Pius ließ sich seufzend und ganz erschöpft von der innern Aufregung auf einen Sessel niedergleiten.

Ihr hattet Recht, sagte er matt, ich hätte nicht zu diesem Manne gehen sollen. Gott hat mich gestraft für meine Eitelkeit und meinen Stolz, er hat diesen Mann zu seinem Werkzeug gemacht, um mich zu demüthigen, und mich daran zu mahnen, daß ich nur ein armer, schwacher Mensch bin, welcher sich Vielerlei vorgesetzt hat, und doch so wenig davon erreichen wird! Ach, Battista, was habe ich nicht alles

Großes und Segenbringendes von dieser Wiener Reise mir erhofft, und wie wenig ist davon in Erfüllung gegangen! Wenig! Wir sind allein, Niemand hört uns, als Gott, und Ihr seid mein ältester und treuester Freund, Euch darf ich die Wahrheit sagen! Nichts ist in Erfüllung gegangen von Allem, was ich hoffte, nichts habe ich erlangt! Ich habe Alles versucht, damit die Dinge auf dem alten Fuß bleiben, oder wieder dahin gebracht werden möchten. Aber bis jetzt ist Alles umsonst gewesen!*) Nur Eins habe ich gewonnen auf dieser Pilgerfahrt: die Ueberzeugung, daß der Kaiser ein guter und edler Mensch, wenn auch kein guter Christ ist. Ach, Battista, ich bin gekommen, um den Kaiser zu bekehren zu mir, und nun ist er es, der mich fast zu sich bekehrt hat. Man hat mir viel falsche Schilderungen von dem Charakter des Kaisers gemacht, und nun finde und erkenne ich ihn als einen edlen und großherzigen Fürsten, der, was er thut, doch nicht thut als Feind der Kirche, sondern nur aus dem, wenn auch falschen und irregeleiteten Drang nach dem Rechten und Guten. Joseph ist kein Feind der Religion und der Kirche, wie man mich zu Rom wollte glauben machen!

Der Ceremonienmeister warf einen düstern, vorwurfsvollen Blick auf das sanfte Angesicht des Papstes. Ew. Heiligkeit wissen also nichts von den neuesten Verordnungen des Kaisers? fragte er.

Was sind dies für Verordnungen? rief Pius angstvoll.

Der Kaiser hat den Orden der Bettelmönche aufgehoben, das Decret ist gestern erschienen. Er hat ferner, wie man sagt, ein Decret erlassen, durch welches er alle Klostergüter einzieht, um sie zu Staatszwecken zu verwenden, und er will den Geistlichen eine Pension geben. Zum Dritten hat er den Cardinal-Erzbischof zur strengsten Verantwortung gezogen, weil er den letzten von Ew. Heiligkeit verliehenen Ablaß ohne Bewilligung des Kaisers durch den Druck ankündigte.**)

Pius stieß einen tiefen, schmerzvollen Seufzer aus, und ließ ganz zerbrochen sein Haupt auf seine Brust sinken. In diesem Moment

*) Des Papstes eigene Worte. Siehe Hübner I. S. 129.

**) Groß-Hoffinger III. S. 41.

klopfte es leise an die Thür, welche dann sofort geöffnet ward, und der Kaiser trat ein.

Er kam, wie er immer zu thun pflegte, unangemeldet, ohne alles Ceremoniell und Gefolge, und begrüßte den Papst mit offenem, heiterm Angesicht.

Der Ceremonienmeister zog sich leisen Schrittes, mit demüthig gesenktem Haupt, einen grollenden Seitenblick auf den Kaiser werfend, zurück in das Vorgemach, in welchem das Gefolge des Papstes und des Kaisers versammelt war und des Befehls zum Aufbruch harrte.

Der Papst und der Kaiser blieben allein, und sofort näherte sich Joseph dem Papst, und reichte ihm ein Etui dar, indem er ihn bat, zum Zeichen ihrer Freundschaft und als Andenken an die schönen Tage ihres Zusammenseins ein Andenken von ihm anzunehmen.

Pius, ganz verwirrt von allen diesen verschiedenen, auf ihn eindrängenden Empfindungen, öffnete schweigend das Etui, und selbst seine heiligen und frommen Lippen konnten einen leisen Schrei der Ueberraschung nicht zurückhalten über dieses herrliche und strahlende Geschenk, welches der Kaiser ihm darbot. Es war ein großes Kreuz von den reinsten und größten Brillanten, das ihm da entgegenblitzte, und das ganze Gemach wie mit Sternenglanz zu durchfunkeln schien.*)

Ich bitte Ew. Heiligkeit, dies Kreuz zu meinem Angedenken tragen zu wollen, sagte Joseph mit fast zärtlicher Stimme.

Pius hob nun den Blick von den funkelnden Juwelen empor und schaute sinnend zu dem Kaiser auf, der lächelnd vor ihm stand. O, mein theuerster Sohn in Christo, sagte er wehmuthsvoll, wird dies das einzige Kreuz sein, welches Ew. Majestät mich zurücktragen lassen nach Rom?

Ew. Heiligkeit nehmen noch außerdem meine Liebe mit, sagte Joseph ausweichend, und diese Liebe möchte ich Ihnen gern noch durch einen anderweitigen kleinen Freundschaftsdienst beweisen. Wollen

---

*) Dieses Brillantkreuz hatte einen Werth von 200,000 Gulden. Siehe Hübner I. S. 128.

mir Ew. Heiligkeit also erlauben, Ihrem Neffen Luigi Braschi das Diplom eines Fürsten zu verleihen?

Pius schüttelte leise sein Haupt. Ich danke Eurer Majestät für diese Gnade, die Sie meinem Neffen erzeigen wollen, sagte er, aber ich kann sie nicht annehmen, denn ich will nicht, daß man glauben könnte, ich hätte mich hier in Wien mehr mit der Erhebung meiner Familie, als mit den Interessen der Kirche beschäftigt!*) Ew. Majestät wollen meinen Neffen zu einem Fürsten erhöhen, aber seinen Oheim, den Fürsten der Kirche, den wollen Ew. Majestät erniedrigen, dem wollen Sie die Ehre nicht gönnen, welche ihm gebührt, und welche Ew. Majestät Vorfahren dem Statthalter Gottes niemals verweigert haben!

Ah, ich sehe, man hat mich wieder einmal bei Ew. Heiligkeit verleumdet, rief der Kaiser. Was ist es, was hat man gesagt? Sagen Sie es mir, vielleicht vermag ich mich zu rechtfertigen.

Ew. Majestät haben den Orden der Bettelmönche aufgehoben?

Ja, das habe ich gethan, denn es ist ein träger und unnützer Orden, welcher der Menschheit keinen Gewinn, der Kirche aber Schaden bringt durch das sittenlose, wüste und verächtliche Leben seiner Mönche.

Ew. Majestät haben den Cardinal Migazzi zur Verantwortung gezogen, weil er meinen Ablaß ohne Ihre Einwilligung hat drucken lassen?

Ich habe das thun müssen, weil ich will, daß die Gesetze in meinem Lande aufrecht erhalten werden, ohne Ansehen der Person, und das Gesetz befiehlt, daß nichts gedruckt werde ohne Zustimmung der Censur.

Der Papst seufzte tief auf und fuhr mit zitternder Stimme fort: Und endlich, ist es wahr, wollen Ew. Majestät die Klostergüter einziehen, das Vermögen zu Staatszwecken verwenden und den Geistlichen Pensionen aussetzen?

---

*) Des Papstes eigene Worte. Siehe: Groß-Hoffinger III. S. 46.

Das Letztere ist mein Ziel, ich habe es aber noch nicht erreicht, und von dem Letztern hängt das Erstere ab. Ich will in dieser Scheidestunde ganz offen und ehrlich zu Ew. Heiligkeit sprechen. Ja, es ist mein Plan, alle Kirchengüter einzuziehen und den Geistlichen, vom Cardinal bis zum Kaplan, Besoldungen aus der Staatskasse zu geben. Aber, wie gesagt, noch bin ich fern von diesem Ziel, und die Kirchengüter, welche ich bis jetzt eingezogen, sind nur diejenigen der aufgehobenen Mönchs- und Nonnenklöster. Diese habe ich bereits zum Eigenthum des Staats gemacht.

Wehe über Ew. Majestät, daß es so ist, rief Pius, indem er bleich vor Schmerz und Zorn zugleich sich aufrichtete, und stolz und hoch dem Kaiser gegenüber stand. Ich kann mich nicht enthalten, Ew. Majestät zu sagen, daß Sie der Kirche eine wehevolle Wunde schlagen, und bei den Frommen ein unversöhnliches Aergerniß erregen durch ein solches Thun. Ich muß sagen, was ich Gewissens halber nicht in meinem Herzen verschließen kann. Ich muß sagen, daß der Kirche und den Priestern ihr weltliches Eigenthum nehmen, nach der Lehre der katholischen Kirche ein öffentlicher Irrthum sei, verdammt von den Kirchenräthen, verflucht von den heiligen Vätern und mit dem Namen einer giftigen, einer gottlosen Lehre von erlauchten Schriftstellern gebrandmarkt. Soll ich Ihnen anführen, was Johann, der Patriarch von Antiochien, im zwölften Jahrhundert den weltlichen Fürsten zugerufen hat, welche die Güter der Geistlichen einziehen wollten? Dies sind seine Worte: „Da Du ein vergänglicher, sterblicher, kurze Zeit lebender Mensch bist, wagst Du es, einem andern Menschen das zu geben, was nicht Dein ist? Und wenn Du sagest, Du wollest das geben, was Gott gehört, so wirfst Du Dich selber zum Gott auf! Welcher mit Menschenverstand begabte Mann wird dieses Weisheit nennen und nicht vielmehr eine Uebertretung, den äußersten Ungehorsam und schändliche Ungerechtigkeit? Wie kann einer sich einen Christen heißen, der die unserm Gott und dem himmlischen Christus geheiligten Sachen entweiht?" — Also hat Gott gesprochen, und ich kann seine Worte nicht verwerfen, sondern muß

sagen, daß sie gut sind, und angewandt werden müssen auf Ew. Majestät!*)

Die Stimme des Papstes erlosch fast in Thränen bei seinen letzten Worten, und ganz zerschmettert, seine ganze Gestalt durchbebt von Schmerz, glitt er wieder auf den Sessel nieder und senkte sein Haupt auf seine Brust.

Der Kaiser hatte ihm mit größter Gelassenheit und Ruhe zugehört. Es war nicht das erste Mal, daß er Zeuge gewesen solcher heftigen Zornesausbrüche des heiligen Kirchenfürsten, und immer hatte er sie dadurch zu beschwichtigen gewußt, daß er ihnen ruhig zuhörte, bis der Papst ermattet von seiner eigenen Aufregung verstummte, und dann, beschämt über dieselbe, einen mildern und versöhnlichern Ton anschlug.**)

Ew. Heiligkeit gehen zu weit in Ihrem apostolischen Eifer, sagte Joseph nach einer Pause. Ich will Ihnen nicht Texte der heiligen Schrift und der Kirchenväter anführen, denn diese können bekanntlich auf sehr verschiedene Art ausgelegt werden, ich will Eurer Heiligkeit nur dies sagen, daß ich trotz Ihres Zürnens in meinem Innern eine Stimme höre, welche mir zuruft, daß es mir als dem Gesetz-

---

*) Diese ganze Rede enthält des Papstes eigene Worte. Siehe: Hübner I. Seite 285.

**) Als der Kaiser später nach Rom kam, um dem Papst seinen Gegenbesuch zu machen, sagte er eines Tages, als er sich mit dem Cardinal Bernis unterhielt und sie von dem Papst sprachen: „Ich halte etwas auf Pius, er ist ein guter Mann, obwohl sehr heftig. Sie hätten lachen müssen, wenn Sie Zeuge unserer Wiener Conferenzen gewesen wären. Der Papst ward oft sehr hitzig, manchmal böse; ich ließ ihn reden, behielt mein kaltes Blut und meinen Entschluß." — Und daß dies so war, geht aus den eigenen Worten des Papstes hervor, denn als er sich mit dem spanischen Gesandten Azara über seine Wiener Reise und deren Resultate unterhielt, sagte er: „Wir mußten ihm doch allezeit, was wir denken, zu wissen thun, um vor Gott und Menschen vorwurfsfrei zu sein. Wir sind vollkommen überzeugt, daß Vorwürfe ihn nicht aufbringen können, denn mit vieler Gelassenheit hört er Alles an, was man ihm sagen mag, und thut hinterher doch, was er will." Dem spanischen Gesandten kam diese Aeußerung sehr komisch vor, der Pabst aber meinte sie ganz ernsthaft und ohne alle Ironie. Siehe: Groß-Hoffinger III. S. 58 und 59.

geber und Beschützer der Religion so und nichts anders zu handeln gezieme. Diese Stimme, vereint mit dem Beistand von Oben und meinem geraden, biedern Sinn kann mich nicht irre führen!*) Aber ich bitte Ew. Heiligkeit, zu glauben, daß ich mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe Ihnen zugethan bin, und daß ich stets freudig und bereitwillig auf die Wünsche Ew. Heiligkeit eingehen werde, wenn diese nicht meinen Regierungspflichten geradezu entgegengesetzt sind. Es kann sein, daß Ew. Heiligkeit nicht das erreicht haben, was Sie von dieser Reise erhofften, aber die Ueberzeugung werden Sie wenigstens mit zurücknehmen, daß ich ein ehrlicher Mann und — nicht wahr? — daß ich nicht so freigeistig und verderbt bin, als meine Feinde es Sie glauben lassen wollten. Denn ich frage Ew. Heiligkeit, ob Sie in irgend einer meiner Verordnungen nur eine einzige Stelle gefunden haben, welche die Glaubenslehre angeht, ob Ew. Heiligkeit nicht vielmehr selbst gestehen müssen, daß meine Verordnungen alle nicht die Religion, sondern nur die Kirchenzucht anbetreffen?

Ja, sagte Pius nach kurzem Sinnen, ja, ich muß es bekennen, daß es so ist.

Nun denn, rief der Kaiser lächelnd, so bin ich doch nicht ein Ketzer, wie man in Rom behauptet.**) Man hat uns Beide über einander getäuscht, und deshalb ist es immer ein unverlierbarer Gewinn, daß wir uns kennen, lieben und achten gelernt haben. Wir werden, so hoffe ich, hinfort immer doch Freunde sein, wenn wir auch verhindert sind, wie Freunde an einander zu handeln. Die einander feindlich gegenüberstehenden Principien des weltlichen Staats und der Kirche mögen feindlich zwischen uns stehen, aber unsere Herzen können doch zu einander stehen, und über dem Abgrund, der uns trennt, können wir uns doch zuweilen die Hände reichen und uns einen Gruß der Freundschaft zurufen. Nicht wahr, Ew. Heiligkeit, so soll es sein? —

Er reichte Pius seine beiden Hände dar und schaute ihn freundlich an aus seinen großen, offenen Augen.

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Hübner I. S. 287.

**) Groß-Hoffinger III. S. 42.

Ja, so soll es sein, sagte Pius, seine Hände in die des Kaisers legend, ja, wir wollen in unserm Innern Freunde bleiben, trotz der Feindseligkeiten, die uns von außen umtoben werden! Und dies sei unser Scheidegruß, mit diesem Gruß lassen Sie uns von hinnen gehen, denn es ist Zeit zum Aufbruch! Dies Kreuz, welches die verschwenderische Freundschaft Ew. Majestät mir gegeben, werde ich als ein strahlendes Pfand Ihrer Neigung mit mir nehmen nach Rom, und werde es tragen zu der Erinnerung des hochherzigen Kaisers, für den ich alle Tage zu Gott beten werde, daß er Ihr großes Herz erleuchten und wenden möge von den Pfaden des Irrthums zurück zu dem Pfade der Kirche. Denn in der Kirche allein ist das wahre Heil und die wahre Erlösung, und wer wider die Kirche streitet, der streitet wider Gott, denn die Kirche ist sein auserkorenes Haus, und in ihr wohnen heißt: bei und mit Gott sein! Leben Sie wohl, und Gott sei mit Ihnen und lehre Sie seine Wege finden und erkennen!

Sechstes Buch.

Die Reaction.

I.

Laster bleibt Laster.

Eine fürchterliche Nachricht setzte seit einigen Tagen die ganze Aristokratie von Wien in Aufruhr. Schreckensbleich und schaudernd vor Entsetzen flüsterte man einander in's Ohr, das kaiserliche Hofgericht habe sein Urtheil gesprochen über den Grafen Podstadzky-Liechtenstein, es habe ihn, gemäß dem neuen Josephinischen Gesetzbuch, verdammt zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe und zum Gassenkehren im Sträflingsanzug der gemeinen Verbrecher.

Aber dies war noch nicht Alles! Noch eine andere fürchterliche Kunde machte die vornehmen Familien des Adels und des Militairs erbeben. Vor einigen Wochen war der Garde-Oberstlieutenant von Szekuly plötzlich aus der Gesellschaft verschwunden, und seine Freunde suchten sich vergeblich dieses unerwartete und geheimnißvolle Verschwinden zu enträthseln. Freilich sagte sein Diener aus, der Herr Obristlieutenant habe eine Reise nach seiner Heimath, nach Ungarn angetreten, aber er sagte das mit so scheuen, ängstlichen Blicken, so sichtbar verstörtem Wesen, daß Niemand an diese Reise glauben mochte. Und der ungarische Obristlieutenant von Szekuly hatte sehr viele Freunde! Alle diese ungarischen Aristokraten, welche in Wien lebten, waren mit ihm befreundet und liirt, in allen Soiréen der vornehmen Welt war der liebenswürdige, joviale und geistvolle Offizier stets eine willkommene und begehrte Erscheinung gewesen, und in zuvorkommender Aufmerksamkeit hatte man sich in letzter Zeit immer beeilt ihn einzuladen, wenn man wußte, daß auch die Gräfin Baillou in der Gesellschaft gegenwärtig sein würde; denn Jedermann wußte, daß der Greis

mit dem feurigen Herzen und der leidenschaftlichen Liebe eines Jünglings diese Frau anbete, welche durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit sich so schnell eine Stellung in der Wiener Gesellschaft erobert hatte.

Und jetzt waren sie beide verschwunden, jetzt sah man die Gräfin Baillou nicht in ihrem Hôtel, dessen Fenster und Thüren verhangen und verschlossen waren, jetzt fehlte der Obristlieutenant der Garde, Herr von Szekuly, sowohl in den Salons als auf der Parade.

Wo waren sie Beide? Waren sie zusammen fortgegangen, oder war es nur zufällig, daß sie fast zu gleicher Zeit verschwunden waren? Konnte ihnen nicht ein Unglück begegnet sein? Oder hatte die Gräfin nun des Obristen glühender Liebe Erhörung geschenkt, und hatte sich mit ihm zurückgezogen in irgend ein stilles Thal, wo Beide nur ihrer Liebe und ihrem Glück leben wollten?

Und während man noch so fragte und forschte, verbreitete sich plötzlich die schreckensvolle Nachricht: der Obristlieutenant von Szekuly sei wenige Tage nach der Verhaftung des Grafen Podstadzky-Liechtenstein auch verhaftet und diese beiden Verhaftungen ständen im innigsten Zusammenhang mit einander. Jedermann wußte indeß, daß der Graf Podstadzky der Fälschung von Bankzetteln angeklagt sei, aber Niemand glaubte an die Möglichkeit, daß der Obristlieutenant von Szekuly, den Jedermann achtete, dessen stolzer und biederer Charakter Jedermann bekannt war, daß er der Mitschuldige des Grafen sein könne.

Aber endlich erfuhr man die Ursache seiner Verhaftung. Der Obristlieutenant von Szekuly war angeklagt, aus der Kasse seines Regiments, die ihm anvertraut war, die Summe von sechszigtausend Gulden entwendet zu haben.

Die Gräfin Baillou, deren Verhaftung man gleichzeitig erfuhr, hatte ihn dieses Verbrechens angeklagt. Sie war beschuldigt, Theil gehabt zu haben an den Betrügereien des Grafen Podstadzky, aber dieser sowohl, als Szekuly hatten dies beharrlich geleugnet. Nur das hatten sie Beide eingestanden, daß sie sich in dem innigsten Liebesverhältniß mit ihr befunden, und daß der Haushalt der Gräfin von dem Grafen Podstadzky bezahlt worden sei. Als seine von ihm

vergötterte Geliebte hatte sie sich nicht geweigert, die hohen Summen, welche er stets in Bankozetteln gegeben, anzunehmen, aber keine Ahnung hatte sie davon gehabt, daß diese Bankozettel gefälscht sein könnten. Der Graf Podstadzky bestätigte dies; mit dem größten Freimuth hatte er seine eigene Schuld eingestanden, aber fest und entschieden hatte er jede Mitschuld der Gräfin abgeleugnet. Sie war nur von ihm getäuscht worden, sie selber war ganz unschuldig und arglos.

Aber diese Cassette mit zwanzigtausend Ducaten, welche man bei ihr gefunden, diese Cassette zeugte wider die Gräfin Baillou. Graf Podstadzky hatte ihr stets nur Bankozettel gegeben. Woher also, da sie gestanden, daß sie bei ihrer Ankunft in Wien gar kein Vermögen besessen, woher hatte sie die bedeutenden Summen genommen? Man hatte der Gräfin, welche noch immer verhaftet war, diese Frage vorgelegt, und sie hatte ohne Zaudern erwidert: die Hälfte dieser Summe habe sie am Spieltisch und aus den Geschenken ihrer reichen und vornehmen Anbeter gewonnen, die andere Hälfte aber verdanke sie der Freigebigkeit des Obersten von Szekuly, der ihr eines Tages diese Summe geschenkt habe.

Aber man wußte, daß Herr von Szekuly kein persönliches Vermögen besaß, und also nicht im Stande sei, ein Geschenk von zehntausend Gulden zu machen. Und dennoch gestand der Obristlieutenant ohne Zaudern, wenn auch tief erbleichend ein, daß die Gräfin Baillou wirklich diese Summe von ihm empfangen habe.

Von einem entsetzlichen Verdacht geleitet, untersuchte man jetzt die in seinen Händen und unter seiner Aufsicht befindliche Regimentskasse, und — statt der sechszigtausend Gulden, welche in derselben enthalten sein sollten, fand man dieselbe leer.

Herr von Szekuly gestand, daß er dieses Geld der Kasse entnommen habe, in dem guten Glauben, es in kürzester Zeit durch den Verkauf von wichtigen Papieren ersetzen zu können.

Wo waren diese Papiere? Man fand sie nicht, und Herr von Szekuly weigerte sich standhaft, irgend eine weitere Auskunft darüber zu geben. Er allein war der Schuldige, Er hatte die sechszigtausend

Gulden der Kriegskasse entwendet. Man solle ihn also verhaften und ihn bestrafen nach der Schwere des Gesetzes.

Der Obristlieutenant von Szekuly, der ungarische Baron, der Verwandte der vornehmsten ungarischen Magnaten ward verhaftet und des gemeinen Diebstahls unter den erschwerendsten Umständen angeklagt.

Und jetzt, sagte man, waren die beiden Erkenntnisse des Hofgerichts erschienen, und der Graf von Podstadzky und der Obristlieutenant von Szekuly waren beide verurtheilt, zu entehrenden Strafen verurtheilt.

Aber noch hatte der Kaiser diese Urtheile nicht bestätigt, noch konnte man hoffen, daß er die beiden Angeklagten, in Berücksichtigung ihrer Familien, ihres Standes und ihres Ranges, begnadigen, oder ihnen wenigstens mildere Strafen zuerkennen würde.

Der Kaiser hatte, als er sein neues strenges Gesetzbuch publicirte, sich wenigstens das Recht der Gnade vorbehalten. Von diesem Recht, meinte man, würde er jetzt Gebrauch machen. Es war unmöglich, daß der Kaiser den ganzen hohen Adel Oesterreichs und Ungarns auf eine so furchtbare Weise kränken und beleidigen könnte, daß er Zweie aus ihren Reihen als gemeine Verbrecher strafen ließ, sie verurtheilte, am Pranger zu stehen, im Sträflingskittel die Gassen zu kehren, mit gemeinen Verbrechern an Einer Kette zusammengeschmiedet, mit ihnen zusammen zu wohnen in den Kasematten, von der gemeinen Kost der Sträflinge zu leben, auf harten, mit Stroh belegten Pritschen zu schlafen.*)

Man konnte einen Adligen nicht strafen wie einen gemeinen Verbrecher. Dies wäre eine Barbarei, eine Grausamkeit gewesen, welcher der Kaiser sich nicht schuldig machen konnte, sich nicht schuldig machen durfte, wenn er nicht den ganzen Adel erbittern und zur Wuth und Empörung reizen wollte. Man mußte Alles thun, um ihn daran zu verhindern. Man mußte ihn bestürmen mit Bittschriften, mit Vorstellungen, man mußte ihm das Gehässige, das für ihn selbst Gefährliche solcher Verurtheilung mit den eindringlichsten Worten vorstellen.

---

*) Hübner II. S. 383.

Man that es. Aber der Kaiser beantwortete alle diese Bittgesuche, diese Vorstellungen nur mit den lakonischen Worten: „Das Gesetz allein hat zu entscheiden! Ich kann das Gesetz nicht beugen!"

Aber man wußte doch, daß er die Urtheile noch nicht unterzeichnet hatte, und also konnte man noch immer hoffen, des Kaisers Sinn zu wenden, und ihn zur Gnade zu bewegen.

Indeß, wie sollte man zum Kaiser gelangen? Die Hinterthüren und Hintertreppen, die Protectionen der Beichtväter und Kammerfrauen waren mit Maria Theresia gestorben. Auf dem gewöhnlichen Wege konnte man jetzt keine Audienz erlangen, und den Kaiser nicht sprechen, denn seit einigen Tagen, seit das Urtheil des Hofgerichts bekannt geworden, hatte der Kaiser alle Audienzen verweigert, gar keine Besuche empfangen, und um dem Adel jede Möglichkeit, sich ihm zu nähern, abzuschneiden, hatte er selbst seine gewöhnlichen Spazierritte und Promenaden im Augarten aufgegeben, und fuhr nur in seinem offenen Cabriolet, welches er selbst leitete, spazieren.

Aber es gab doch noch Ein Mittel, um den Kaiser zu sprechen, noch Eine Thür, durch welche man zu ihm gelangen konnte.

Das war die Thür des Controlorganges, und der Controlorgang war das Mittel um den Kaiser zu sprechen.

In der Frühe des Morgens sah man daher heute die Damen und Herren der Aristokratie sich nach der Kaiserburg begeben. Sie kamen zu Fuß, damit der Kaiser nicht, aufmerksam gemacht durch die vielen vor dem Schloß anhaltenden Equipagen, vielleicht heute seinen Besuch des Controlorganges aufgeben möchte, sie kamen zu so früher Morgenstunde, weil sie die Ersten sein wollten in dem Vorsaal zum Controlorgang, die Nächsten an der Thür, um, sobald diese sich öffnete, einzutreten, und in dem Controlorgang unter sich, unter „Seinesgleichen" zu sein, es zu vermeiden, daß nicht vielleicht irgend einer aus dem gemeinen Volk neben dem hochgebornen Grafen stehen, und zuhören möchte, wie der Graf auch sich demüthigen mußte zur Bitte, und zum Flehen um Gnade.

In einer geschlossenen Phalanx standen sie vor der Thür, die Grafen und Gräfinnen, die Barone und Baroninnen, in düsterm Schweigen

des Momentes harrend, bis die große Wanduhr des Vorsaales die neunte Stunde anschlagen würde. Und endlich kam dieser Moment, und mit dem letzten Schlag der Uhr öffnete der Kammerdiener Günther die Thür des Controlorganges, und in hastigem Gedränge eilten sie vorwärts, breit geschlossen, fest wie eine Mauer, Jeden mit starkem Arm, mit finstern Blicken zurückdrängend, der nicht zu ihnen gehörte. In dichten Reihen bis an die Thür gepreßt, standen sie an den Wänden des schmalen Gemachs, welches man den Controlorgang nannte, umher. Niemand hatte mehr Platz darin, Diejenigen, welche noch draußen im Vorsaal standen, mußten bis auf die nächste Stunde warten, und Günther mußte die Thür des Controlorganges schließen, denn er war gefüllt.

Die vornehmen Bittsteller hatten ihren Zweck erreicht, sie waren ganz unter Ihresgleichen im Controlorgang, Niemand Fremdes hatte sich mit ihnen hineindrängen können. Es waren nur Grafen und Gräfinnen, nur Barone und Baroninnen, welche die von den Lippen ihrer Nachbarn zitternden Bitten vernehmen, welche Zeuge sein konnten dieser Demüthigung des Adels, der im Controlorgang um Gnade flehen wollte für verbrecherische Standesgenossen.

Endlich öffnete sich die Thür des kaiserlichen Arbeits-Cabinets, und Joseph trat ein. Seine großen blauen Augen glitten mit einem schnellen, prüfenden Blick an den beiden Reihen der Anwesenden vorüber, und in seinen Mienen drückte sich einige Ueberraschung aus, aber er that doch, wie er immer zu thun pflegte, er ging langsam an den zu beiden Seiten aufgestellten Menschen vorüber, und streckte ihnen seine rechte Hand entgegen, um ihre Bittschriften zu empfangen.

Aber seine Hand blieb leer, Niemand hatte ihm eine Bittschrift zu geben.

Wie? fragte der Kaiser, als er am Ende seiner Wanderung angelangt war, und eben vor dem Grafen Lampredo stand, keiner von Ihnen hat mir eine Bittschrift zu geben? Sie wollen mich also Alle mündlich sprechen? Ich fürchte, daß mir die Zeit dazu fehlt, und daß ich nicht Jeden von Ihnen einzeln werde empfangen können.

Sire, es bedarf auch nicht dessen, sagte der Graf Lampredo feier-

lich. Wir sind nicht gekommen, um einzeln Ew. Majestät um Gnade anzuflehen, ein gemeinschaftliches Unglück ist es, welches uns Alle bedroht, und um welches wir gemeinschaftlich Ew. Majestät um Abhülfe und Erbarmen anrufen wollen. Die Bittschrift liegt nicht in unsern Händen, sondern auf unsern Lippen.

Und worin besteht sie? Was kommen Sie Alle gemeinschaftlich von mir zu erbitten?

Sire, rief Graf Lampredo laut und feierlich, Sire, wir flehen um Gnade für den Grafen Podstadzky und den Obrist-Lieutenant von Szekuly!

Gnade für den Grafen Podstadzky und den Obrist-Lieutenant von Szekuly, riefen Alle wie aus Einem Munde, und Alle beugten sie ihre Kniee, und hoben ihre Hände flehend zu dem Kaiser empor.

Joseph schaute mit finstern Blicken, mit zornigen Mienen nieder auf die Knieenden. Stehen Sie auf, sagte er düster. Wissen Sie nicht, daß ich das Kniebeugen untersagt habe? Im Controlorgang sind die spanischen Sitten schlecht angewandt, die einst in den Sälen der Kaiserburg so gern gesehen wurden. Im Controlorgang giebt es auch keinen Unterschied der Stände, Jeder hat da draußen seine Namen und Titel abgelegt, und ist nichts als ein Bittsteller, welcher kommt, bei seinem Kaiser um Gerechtigkeit zu flehen.

Und um Gnade, Sire, sagte Graf Lampredo ernst.

Um Gnade, die ich nur gewähren kann, wenn sie sich mit der Gerechtigkeit verträgt. Ueberlegen Sie sich das wohl, und nun, da Sie die lebendige Bittschrift dieser Herren und Damen zu sein scheinen, frage ich Sie noch einmal, Herr Graf Lampredo, was wollen Sie von mir erbitten?

Sire, Gnade für Podstadzky und Szekuly!

Gnade für Podstadzky und Szekuly! riefen Alle dem Grafen nach.

Sie fordern nur Gnade, nicht Gerechtigkeit, sagte der Kaiser düster, und doch habe ich Ihnen gesagt, daß ich die eine nicht ohne die andere gewähren kann. Wissen Sie, wessen die beiden Männer, für welche Sie Gnade erflehen wollen, angeklagt, welcher Verbrechen sie überführt sind? Der Graf Podstadzky hat für eine Million falsche

Bankozettel fabricirt, und dadurch Tausende von armen Menschen ruinirt, welche ihm glaubten, und im Vertrauen auf seine falschen Bankozettel ihm ihre Waaren gaben; der Obrist von Szekuly hat die Kasse seines Regiments um sechszigtausend Gulden bestohlen, und dadurch nicht allein den Staat betrogen, sondern auch den ganzen Stand, welchem er angehört, beschimpft und entehrt.

So wollen ihn Ew. Majestät in Gnaden vor ein Kriegsgericht stellen! rief der Graf Lampredo. Das Kriegsgericht würde ihn wenigstens vor der Entehrung bewahren; denn es würde ihn zum Tode verurtheilen.

Er hat ein bürgerliches Verbrechen begangen, und er wird bestraft nach dem bürgerlichen Gesetzbuch, rief der Kaiser laut. Das bürgerliche Gesetzbuch aber kennt keine Todesstrafe, sie ist für immer abgeschafft.

Aber sie ist ersetzt durch Strafen, die grausamer und fürchterlicher sind als der Tod, Sire. Es heißt dreifach tödten, wenn man den Menschen tödtet in seiner Freiheit, seiner Ehre und seinem Namen. Ein zu ewiger Gefangenschaft verurtheilter Verbrecher, welcher in Ketten geschmiedet zu den schwersten Arbeiten verurtheilt ist, welcher unter dem Hohn des Volkes die Gassen kehren, oder die Schiffe ziehen muß, ist der nicht tausend Mal härter gestraft, als der, welcher für sein Verbrechen sein Haupt auf den Block legt, und in einem Moment büßt, was der Andere mit jahrelanger Marter und Qual bezahlen muß? O, Sire, es ist doch nicht möglich, daß Sie unsere Standesgenossen so fürchterlich strafen wollen, nicht möglich, daß Ew. Majestät die harten und erniedrigenden Strafen des Gesetzes auch auf den Adel anwenden, den Adel strafen wollen, wie den gemeinen Verbrecher.

Nein, Sie haben Recht, dazu schätze ich den Adel zu hoch, sagte Joseph rasch. Wenn aber ein Cavalier fähig ist, ein gemeines Verbrechen zu begehen, so entsetze ich ihn seines Adels und seiner Titel und überlasse ihn als Unadligen der Gerechtigkeit, die ihn nicht schlimmer und nicht besser als einen andern unadligen Schelm behandeln wird. *) Beruhigen Sie sich also. Diese beiden Verbrecher sind nicht

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Hübner II. S. 432.

mehr von Adel, ihr Verbrechen hat sie entadelt und sie zu gemeinen und ehrlosen Missethätern gemacht. Sie müssen erleiden, was sie verschuldet haben.

Aber, Sire, nicht blos sie werden bestraft, sondern auch wir, wir Alle.

Wie? rief der Kaiser mit scheinbarem Befremden, haben Sie Alle auch falsche Bankozettel fabricirt oder hohe Summen aus den Ihnen anvertrauten Kassen entwendet?

Nein, Sire, aber wir Alle werden gestraft, weil es die Ehre unsers Standes ist, welche in diesen Beiden beschimpft und zu Boden getreten wird. Sire, um unsers Standes willen, um der glorreichen Familien willen, welche in guten und in bösen Tagen treu zu Ihrem Hause und zu dem Kaiserthron gestanden haben, Sire, um der ehrwürdigen und seit Jahrhunderten tadellosen Wappen unserer Häuser willen, üben Sie Gnade für uns Alle.

Ueben Sie Gnade für uns Alle! riefen die Andern ihm nach.

Strafen Sie nicht den ganzen Adel in seiner Ehre für das Laster des Einzelnen. Diese Strafen entehren und beschimpfen uns Alle.

Dann also haben Sie alle auch die Verbrechen begangen, deren jene Beiden angeklagt sind! rief der Kaiser. Nein, keine Gnade für Verbrecher. Laster ist Laster. Derjenige, welcher sich nicht schämt, ein Verbrechen zu begehen, wird sich auch der Strafe nicht schämen. Darf ein Lasterhafter unter andern Lasterhaften den Vorzug haben, so darf es nur der sein, daß man ihn um so härter straft, weil er der Lasterhafteste, der Abscheulichste ist. Nur der Tugend wartet Belohnung, und je tugendhafter, je größer die Belohnung. Würde man Lasterhaften ihrer Person wegen Vorzüge einräumen, und sie nicht ganz die Strafe ihres Lasters fühlen lassen, was würde alsdann Gerechtigkeit sein? Und hieße das nicht, das Laster in der Person belohnen? *) Kein Wort mehr. Ich habe Ihnen, wie mir scheint, Langmuth genug bewiesen, und Sie zu überzeugen gesucht, daß ich als gerechter und unpartheiischer Fürst nur so und nicht anders handeln

*) Des Kaisers eigene Worte.

kann und darf. Der Graf Podstadzky und der Obrist-Lieutenant von Szekuly müssen die ihnen vom Gesetz zuerkannten Strafen erdulden, denn der Adel ihrer Väter wäscht die Nichtswürdigkeit der Söhne nicht ab.

So sprechend, verbeugte der Kaiser sich leicht und kehrte in sein Cabinet zurück.

Eine Pause trat ein, als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, mit finstern Gesichtern, mit düstern Blicken schauten sie einander an.

Es ist also Alles umsonst, flüsterte der Graf Lampredo nach langem Schweigen. Zwei Männer von edlem Stamm werden gestraft werden, wie gemeine Verbrecher; der Adel wird diese grauenvolle Schmach erleiden müssen.

Aber der Adel wird eines Tages sich rächen für diese Schmach, die ihn der Kaiser erdulden läßt flüsterte der ungarische Graf Hojadda, ein naher Verwandter des Herrn von Szekuly. Jeder Fürst ist verloren, wenn er den Adel seines Landes wider sich hat. Und der Kaiser hat heute die Sympathieen seines Adels für immer verscherzt. Der Kaiser wird einst dieser Stunde gedenken, und er wird sie bereuen.

Ja, er *soll* ihrer gedenken, flüsterte der Graf Lampredo mit einem zornflammenden Blick nach der Thür hin, er *soll* sie bereuen! Wir werden Alle dafür sorgen, nicht wahr?

Ja, wir werden Alle dafür sorgen, flüsterten sie untereinander. Der Kaiser soll diese Stunde bereuen!

II.

Der Graf am Pranger.

Am andern Tage stand das Volk überall in großen Trupps an den Straßenecken und las die großen Anschlagszettel, welche da angeklebt waren. Diese Anschlagszettel verkündeten dem Volk, daß der Kaiser die beiden hochadligen Verbrecher zu den Strafen verurtheilt hatte, welche das Gesetz ihnen zuerkannte.

Der Graf von Podstadzky-Liechtenstein war zu zehnjährigem Zuchthaus, zum öffentlichen Gassenkehren und zum Pranger verurtheilt.

Der Obrist-Lieutenant von Szekuly war zu dreitägigem öffentlichem Prangerstehen und zu vierjährigem Zuchthaus verurtheilt.

Die Gräfin Baillou, welche das kaiserliche Hofgericht zu einjährigem Gefängniß verurtheilt hatte, war vom Kaiser begnadigt worden, weil man sie ihrer Mitschuld nicht vollständig hatte überführen können. Doch hatte der Kaiser befohlen, daß sie bei dem Prangerstehen des Grafen Podstadzky gegenwärtig sein und alsdann sogleich Wien für immer verlassen solle.

Das Volk las diese Anschlagszettel mit stummem Staunen, mit einem Gefühl unheimlicher Furcht. Niemals vielleicht war es so sehr zum Bewußtsein gelangt, daß eine neue Zeit gekommen, eine neue Ordnung der Dinge hereingebrochen sei, als in diesem Moment.

Einer von diesen Hochgebornen, welche das Volk immer nur von fern in stolzen Carossen, auf köstlichen Pferden, im Gefolge des Kaiserhofes, im Glanz der Uniformen, mit funkelnden Ordenssternen auf der Brust gesehen hatte, ein Graf sollte heute eine Strafe erleiden, welche bisher nur den niedrigsten Verbrechern aus der Hefe des Volks war aufbehalten worden. Ein Graf sollte im grauen Tuchkittel, mit Ketten an Händen und Füßen, die Gasse kehren, welche sein aristokratischer Fuß bisher vielleicht niemals betreten hatte.

Einer von den stolzen ungarischen Edelleuten, ein Obrist von der Garde, sollte öffentlich am Pranger stehen, drei Tage lang.

Wie betäubt starrte das Volk zu den Zetteln empor, die ihm so Unerhörtes verkündeten. Nicht ein Schimmer von Schadenfreude leuchtete von ihren Gesichtern; diese Gleichstellung der vornehmen Herren mit dem gemeinen Mann ängstigte sie, däuchte ihnen ein unheimlicher Traum, aus dem sie vielleicht bald erwachen sollten, den sie kaum wagten für Wirklichkeit zu halten.

Man mußte sich also davon überzeugen, man mußte sehen, ob wirklich das Urtheil vollstreckt werden würde. Heute sollte der Graf Podstadzky-Liechtenstein am Pranger stehen, und dann mit dem Be-

sen in der Hand die Gasse kehren. Morgen sollte die Strafe des Obristen Szekuly beginnen.

Man mußte also zusehen, ob es wirklich wahr sei, was die Anschlagszettel verkündeten, ob wirklich ein Graf heute an den Pranger stehen würde.

Von Einem Impuls geleitet, ohne Verabredung, ohne Worte, strömte daher die Menge, die an den Ecken die Anschlagszettel gelesen, durch die Straßen nach dem Kohlmarkt hin, wo die Ausstellung stattfinden sollte. Nicht aus Neugierde, nicht aus Schadenfreude gingen sie; es war ein schweigendes, scheues Wallfahrten nach der neuen Zeit, welche da auf dem Pranger ihr oft bezweifeltes Dasein verkünden wollte.

Schweigend, ängstlich, fast zögernd wogten die Massen des Volks dem Kohlmarkt zu. Ja, es war kein Traum. Dort in der Mitte des Platzes, dort erhob sich der fürchterliche Thron der Schmach und Entehrung, auf welchem ein Graf heute Abschied nehmen sollte von seiner Ehre, seiner Familie, seinem Namen, Abschied von allen Genüssen des Lebens, an welche er seit seiner Kindheit gewöhnt, Abschied auch von der Gemeinschaft mit denkenden, fühlenden, geistig belebten Menschen, die bisher seine Gefährten gewesen und an deren Stelle er jetzt nur die Gemeinschaft roher Verbrecher ohne Gefühl, ohne Gedanken, ohne einen Funken des göttlichen Geistes haben sollte.

Entsetzt und schreckensbleich waren Aller Gesichter, kein Lachen, kein Schreien ward gehört, nur leise flüsterte man untereinander, der Graf Podstadzky sei der einzige Sohn seiner Eltern, und die Gräfin, seine Mutter, sei gestorben vor Gram über das Schicksal ihres Sohnes, und sei gestern begraben worden. Und wie die Frauen das hörten, füllten sich ihre Augen mit Thränen, und um der gestorbenen Mutter willen empfanden sie Mitleid mit dem Sohn, und verziehen ihm sein Verbrechen, das seiner Mutter das Leben gekostet, und das er selber so furchtbar hart büßen sollte. Und das Weinen der Frauen machte die Männer nur noch ernster und düsterer, und heimlich in ihrem Herzen begannen sie zu murren über den grausamen Kaiser, der einen Grafen züchtige, wie einen gemeinen Mann, und schuld sei, daß eine Gräfin vor Gram um ihren Sohn gestorben sei.

Auf einmal ward das Gewoge der Massen, die da auf dem großen Platz versammelt waren, lauter und unruhiger, einen Moment hörte man ein Schreien und Heulen und Murmeln, wie wenn das Meer mit seiner Fluth gegen das Ufer schlägt. Dann wieder ward Alles still, so still, daß man jedes gesprochene Wort weit über den Platz würde vernommen haben. Aber Niemand sprach, Aller Augen waren hinüber gerichtet nach dem Gerüst.

Und jetzt erschien auf demselben ein todesbleicher Mensch. Sein Blick war gebrochen, seine Lippen zitterten und flogen wie im Fieberfrost, ein convulsivisches Zucken durchfuhr seine ganze Gestalt.

Armer junger Mann! murmelten die Frauen.

Er wird's nicht lange überleben, sagten die Männer mitleidsvoll. Er sieht aus wie ein Todter, sie werden ihn bald neben seiner Mutter begraben können.

Niemand erinnerte sich in diesem Moment daran, daß dieser todesbleiche Mensch, der oben an dem Schandpfahl stand, ein schmachvolles Verbrechen begangen habe, Niemand dankte es dem Kaiser, daß er den gräflichen Verbrecher dem gemeinen Verbrecher gleichstellte, daß der Kaiser ohne Ansehen der Person das Verbrechen strafte, und seinem Volk als höchstes Geschenk die Gleichheit vor dem Gesetz gegeben hatte.

Niemand dankte es dem Kaiser, und selbst der gemeine Mann murrte, als er den Grafen behandelt sah wie einen aus ihrer Mitte.

Bis jetzt war der Graf noch in seinen eleganten Kleidern; es war noch durchaus der vornehme, elegante Cavalier, welcher da oben auf dem Gerüst stand, gelehnt an den Pfahl, an dessen oberer Spitze eine schwarze Tafel angebracht war, auf welcher der Name, das begangene Verbrechen und das Urtheil des Kaisers und Gerichts aufgezeichnet war. Aber jetzt näherte sich ihm der Henker, der bisher auf den Stufen des Gerüstes gestanden, mit seiner fürchterlichen Scheere, jetzt faßte er mit seinen rauhen Händen das schöne, braune, leichtgepuderte Haar des Grafen, und schnitt es mit der knirschenden Scheere ganz dicht an seinem Haupte fort, daß kaum noch ungleiche borstige Stoppeln übrig blieben von dem schönen, duftigen, sorgfältig gepflegten Haar.

Dann, als dies vollbracht war, riß der Henker, welcher heute,

statt der Kammerdiener früherer Tage, die Toilette des Grafen zu besorgen hatte, dem Grafen das schöne goldgestickte Gewand von den Schultern, und zog ihm den braunen Sträflingskittel über.

Wie verändert jetzt die Gestalt war, wie wenig dieser bleiche schlotternde Mensch, mit dem kahl geschornen Haupt, dem groben braunen Kittel, dem Grafen glich, der er noch vor wenigen Minuten gewesen.

Jetzt war er nur noch ein gemeiner Verbrecher, ein Verbrecher, der keinen andern Namen mehr führte, als die Nummer, welche da mit rothem Wollenfaden auf den linken Aermel seines Kittels genäht war.

Aber die Toilette war noch nicht beendet. Der fürchterliche Kammerdiener des Grafen hatte ihm jetzt noch seinen Schmuck anzulegen. Den Schmuck der schweren eisernen Ketten, die Fuß und Hand verbinden und einen Menschen in ein elendes gefesseltes wildes Thier verwandeln sollten. Jetzt klirrte die Kette an Hand und Fuß.

Der Henker blickte erstaunt sich um nach dem Volk. Sonst hatte es oft laut gejubelt und gehöhnt und gelacht bei solchem Schauspiel, laut applaudirt, wenn die Prangertoilette vollendet gewesen.

Heute blieb Alles still. Kein Lachen, kein Schreien und Höhnen, nur bleiche Gesichter, scheue, angstvolle Mienen, und Gemurmel der Theilnahme rings umher.

Jetzt der letzte, der fürchterlichste Moment. Das neue Leben soll beginnen, der Kampf mit der Unehre, der Schmach, der Erniedrigung und der Verzweiflung soll jetzt gekämpft werden. Der Henker reicht dem neucreirten Sträfling dazu den Marschallsstab seiner Schande und Entehrung, er reicht ihm den Besen dar und drückt ihn fest in seine Hand.

Ein Schauer des Entsetzens lief durch die Menge, eine athemlose Stille trat ein, Jeder schaute mit tiefem Mitgefühl auf diesen bleichen Menschen, der da oben stand, mit schlotternden Knieen, in entstellender Tracht, das geschorne Haupt aaf die Brust gesenkt, mit beiden Händen krampfhaft den Stiel des Besens haltend, und sich stützend auf ihn, um nicht umzusinken.

In diesem Moment vernahm man ein lautes gellendes Lachen, das wie das unheilvolle Gekrächze der Raben weit über den Platz hintönte;

und lauschend und in sich erschauernd blickten Alle empor, denn wie aus der Luft war es erklungen dieses Lachen, hoch über allen Häuptern.

Und jetzt ließ es sich noch einmal vernehmen, noch lauter, noch wilder und übermüthiger.

Der bleiche Mensch da oben auf dem Gerüst schauderte in sich zusammen, seine glanzlosen Augen wandten sich seitwärts nach jenem Hause hin, von woher ihm das Lachen ertönt war.

Da oben am weit geöffneten Fenster, in der Mitte von einigen schwarz gekleideten Herren, stand eine junge schöne Frau mit lächelndem Angesicht, mit glänzenden Augen.

Arabella, schrie der bleiche, entehrte Verbrecher, Arabella! Und mit einem Aufschrei des Entsetzens sank er zusammen.

Das Publikum, welches mit Grauen dieser fürchterlichen Scene zugeschauet, floh eilig von dannen. Es mochte nichts mehr sehen von diesem armen, entehrten Menschensohn, dessen Verbrechen schon auf Erden in dem Fegefeuer der Schmach und Schande gesühnt werden sollten, der die Hölle auf Erden erleiden sollte, um vielleicht einst dafür die Gnade im Himmel zu finden.*)

Um dieselbe Stunde, während dies auf dem Markt geschah, sah man einen Staatswagen des Kaisers rasch durch die Straßen dahin rollen und vor einem düstern Hause, dessen Fensterläden und Thüren geschlossen waren, anhalten. Ein Lakay in der kaiserlichen Livrée sprang vom Bock und schellte heftig an der verschlossenen Thür, bis sie sich öffnete und ein alter Mann in verschossener Livrée sichtbar ward. Der Lakay flüsterte hastig einige Worte mit ihm und eilte dann zu der Kutsche zurück, um den Schlag zu öffnen. Ein Herr in glänzender

---

*) Der Graf Podstadzky-Liechtenstein überlebte seine Schande nicht lange. Sein verwöhnter und verweichlichter Körper unterlag gar bald den Qualen und Entbehrungen seiner neuen, fürchterlichen Existenz. Beim Gassenkehren überfiel ihn eines Tages ein Blutsturz, und mitten auf der Straße, keine andere Leidtragende um sich her, als elende Verbrecher, so starb der Graf Carl Podstadzky-Liechtenstein. Siehe: Hübner II. S. 583, 591. — Characterzüge und historische Anecdoten vom Kaiser Joseph II. — Friedel's Briefe aus Wien. Th. I. S. 68.

Uniform stieg aus und schritt rasch in das Haus hinein. Der alte Diener eilte ihm voraus und zeigte ihm den Weg, die knarrende Stiege hinauf, durch schweigende, verödete Säle mit verschossenen Tapeten und zerfallenden Meubles, bis zu einer geschlossenen Thür, vor der sie stehen blieben.

Da drin ist der Graf Podstadzky-Liechtenstein, Ew. Majestät zu Befehl, sagte der alte Diener leise.

Es ist gut, melden Sie mich nicht, ich will unangemeldet zu ihm eintreten, sagte Joseph, und er klopfte laut an die Thür. Von innen vernahm man ein schwaches Herein! und sofort öffnete der Kaiser die Thür und trat ein.

Ein hochgewachsener Greis in schwarzem Gewande trat ihm entgegen und blickte ihn aus tiefen Augenhöhlen ernst und düster an.

Der Kaiser! rief er überrascht und staunend.

Ja, Herr Graf Podstadzky, ich bin es, sagte Joseph, und er neigte sich so tief und ehrfurchtsvoll vor ihm, wie er es oft vor mächtigen Fürsten und Herren nicht gethan. Ich komme zu Ihnen, den ich liebe und ehre, um Ihnen mein Beileid zu bezeugen, und Ihnen zu sagen, wie tief ich Sie beklage wegen des großen Verlustes, den Sie erlitten haben. Ich weiß aus Erfahrung, was das heißt, eine Gemahlin, welche man liebt, zu Grabe zu tragen. Und Ihre Gemahlin war eine so edle Frau, eine so zärtliche Gattin.

Zärtliche Gattin! wiederholte der alte Graf, leise sein Haupt schüttelnd. Nein, sie liebte noch etwas Anderes außer mir, und daran starb sie. Ich, ich liebte nichts als sie allein, und außer ihr noch meine Ehre und meinen Namen. Ich hatte nichts zu lieben, als mein Weib, sie war meine Familie, mein Alles, und mir graut vor der Einsamkeit, die mich jetzt umgiebt. Ich würde dieser Qual ein Ende machen, ich würde sterben, aber ich darf es nicht, denn ich habe ein Prinzip zu vertreten, das Prinzip der Ehre und des Namens.

Wir Beide haben ein heiliges Prinzip zu vertreten, sagte der Kaiser, tief bewegt in das stille, schwermüthige Antlitz des Grafen schauend. Das Prinzip der Ehre und der Gerechtigkeit, Herr Graf. Helfen wir uns Beide darin, beweisen wir der Welt, daß die Gerech-

tigkeit nur die Person, niemals die Ehre der Familie und des Namens antastet, und daß die Ehre der Familie doch die Gerechtigkeit walten lassen muß. Der Name Podstadzky-Liechtenstein ist ein uralter, ehrenvoller, und daß ich das weiß und anerkenne, möchte ich Ihnen beweisen. Geben Sie mir die Hand, Herr Graf, seien wir gute Freunde.

Er reichte dem Grafen seine Rechte dar und schaute ihn an mit einem langen, innigen Blick.

Der Graf legte mit einer langsamen feierlichen Ruhe seine Hand in die des Kaisers und sah ihn starr an, wie gebannt von diesem Blick.

Ich verstehe Ew. Majestät und ich danke Ihnen, sagte der Graf nach einer langen Pause. Sie handeln großmüthig und edel, Sire, und ich werde Ihnen dies nie vergessen, und Ihr Name wird auf meinen Lippen sein, selbst wenn ich sterbe. Sie haben gehandelt, wie Sie als Kaiser handeln mußten, denn der Kaiser darf das Gesetz nicht beugen und nicht drehen, und erhaben muß er sein über allen Parteien. Hätte ich selber auf dem Richterstuhl gesessen, ich würde auch das Schuldig gesprochen haben über diesen Verbrecher, der einst mein Sohn war und jetzt der Mörder seiner Mutter geworden ist. Ich habe ihn schon vor Jahren verurtheilt und zu Gericht gesessen über dem Verbrecher, und als ich das that, starb mir mein einziger Sohn, und ich scharrte ihn ein in meinem Herzen, und ward ein alter Stamm ohne frische Aeste und Keime; das Verbrechen hatte sie alle abgehauen und ließ mich verdorren. Der Verbrecher, der heut seine Strafe erlitten, ist nicht mein Sohn und ich kenne ihn nicht mehr.

Und Ihre Ehre ist ungetrübt geblieben von dem, was er gethan, rief der Kaiser. Ich habe den Verbrecher strafen müssen, wie er es verdient. Geben Sie mir Ihren Arm, Herr Graf, und erlauben Sie mir, Sie zum Wagen zu geleiten. Es ist heute ein schöner Tag. Wir wollen hinausfahren nach Schönbrunn und dort diniren. Sie müssen es sich schon gefallen lassen, daß ich Ihnen heute Gesellschaft leiste für den ganzen Tag. Kommen Sie, Herr Graf Podstadzky-Liechtenstein. Geben Sie mir Ihren Arm.

Ich weiß nicht, Sire, flüsterte der Graf zögernd, indem er einen scheuen, ängstlichen Blick nach den Fenstern warf, der Tag ist so hell

und die Sonne scheint so fürchterlich glänzend; ich glaube, meine Augen sind krank und können das Licht nicht vertragen. Ich möchte Ew. Majestät bitten, mir gnädigst zu gestatten, daß ich hier bleibe.

Der Kaiser schüttelte leise sein Haupt. Ihre Augen sind nicht krank, und Sie können das Licht vertragen, und können frei und stolz umher schauen, und haben den hellen Tag nicht zu scheuen und den Glanz der Sonne, die Ihr ehrwürdiges, edles Haupt bescheinen soll. Richten Sie sich auf, mein Freund, und gedenken Sie dessen, was wir gesprochen. Haben wir nicht Beide ein Prinzip zu vertreten, das Prinzip der Ehre und der Gerechtigkeit? Und müssen wir nicht Beide hingehen, es zu erfüllen?

Ja, Ew. Majestät haben Recht, rief der Greis. Ich bin bereit, wenn es Ew. Majestät so gefällig ist.*)

Und während der Verbrecher Carl Podstadzky, aus seiner Ohnmacht erwacht, mit der eisernen Kette an sein zweites Ich, an den zweiten Verbrecher gefesselt ward, der von nun an sein unzertrennlicher Gefährte, der Zeuge seines Schlafens und seines Wachens, seiner Qualen und seiner Verzweiflung sein sollte, während er mit diesem im langen Zug der Sträflinge durch die Straßen rasselte, fuhr der alte Graf Podstadzky-Liechtenstein an der Seite des Kaisers hinaus nach Schönbrunn, und beim Diner, zu welchem eine glänzende Gesellschaft geladen war, saß der alte Graf zur Rechten des Kaisers und an ihn richtete sich Joseph oft mit gar manchem herzlichen und vertraulichen Wort.

III.

Die Nemesis.

Aber wo war die schöne Arabella? Die bezaubernde Frau, welche so lange der Stern und der Glanzpunkt der Wiener Gesell-

---

*) Hübner II. S. 391.

schaft gewesen, der Alle gehuldigt und geschmeichelt hatten, die von allen Cavalieren angebetet und von allen Damen der aristokratischen Welt, in welcher sie sich mit so viel Geist und Grazie bewegte, geachtet und geliebt ward.

Was war aus der Gräfin Baillou geworden, deren Sirenenstimme den leichtsinnigen Grafen verlockt hatte in den Abgrund?

An dem Abgrund hatte sie ihn verlassen, in den Gefahren hatte sie ihn verleugnet, im Unglück und der Erniedrigung hatte sie ihn verhöhnt.

Und keine Strafe für solch Verbrechen? Keine Strafe für diese Frau ohne Herz, ohne Erbarmen und ohne Reue? Keine Strafe für ein eitles, vergeudetes Dasein?

Wird keine rächende Hand die Maske eines Engels von ihrem Antlitz reißen und den Dämon zeigen, der darunter verborgen ist?

Die rächende Hand schwebt schon über ihr, sie ist schon bereit, sie zu packen. Aber Arabella ahnt es nicht, ihr Auge ist geblendet vom stolzen Sicherheitsgefühl. „Diejenigen, welche die Götter verderben wollen, die strafen sie zuerst mit Blindheit, daß sie den Abgrund nicht sehen, vor welchem sie stehen.“

Arabella sah den Abgrund nicht; die Götter hatten sie gestraft mit Blindheit. Der Kaiser hatte sie ja begnadigt und für unschuldig erklärt, keine Schuld haftete also an ihr, das Leben grüßte sie wieder mit allen seinen Freuden und Genüssen.

Freilich hatte sie ihre Cassette mit seinem kostbaren Inhalt verloren, freilich war das Geld, das sie der Freigebigkeit des unglücklichen Obristen von Szekuly verdankte, wieder zurückgeflossen in die Kasse, welcher es entwendet worden, und mit ihm auch das andere Gold.

Aber Arabella war doch nicht arm, es blieb ihr noch ein süßer Trost nach so ungeheurem Verlust. Denn besaß sie nicht noch den Schmuckkasten mit ihren Juwelen? Mußte sie ihn nicht wieder finden in dem verborgenen Wandschrank, dessen Existenz Niemand ahnte, selbst nicht Giuseppe, ihr treuer Diener und Freund?

Wenn sie diese Juwelen erst wieder besaß, dann war sie wieder reich, wieder glücklich, dann war sie wieder geehrt, gesucht und gefeiert. Denn Reichthum ist Ehre, Glück und Ansehen, und sie hatte zu dem Allen noch ihre Schönheit und ihren Geist.

Fort also mit ihren Juwelen nach Paris, nach der Stadt der Genüsse, des Glanzes und der Herrlichkeit. Fort! Sie war jetzt frei. Das Leben gehörte ihr wieder. Der Kaiser hatte sie begnadigt. Sie war ja unschuldig.

Ihre Reise nach Paris, welche sie damals hatte antreten wollen, war ja nur verzögert, nicht aufgehoben. Der Reisewagen war noch da, und Giuseppe erwartete sie mit demselben beim einbrechenden Dunkel der Nacht vor einem der Thore.

Sie hatte nur noch übrig, die Juwelen aus dem verborgenen Wandschrank zu nehmen, und dies war eine leichte Sache. Es gehörte nur ein wenig Muth dazu, in der Nacht durch die Hinterpforte in den Garten, und von dort in das Haus zu schleichen, nur ein wenig Muth, durch jene kleine Seitenthür hineinzuschlüpfen in das öde, stille Haus, in welchem Niemand sie erwartete, Niemand sie willkommen hieß. Ihre Diener alle waren entlassen, das Gericht hatte dies Haus verschlossen, denn da Alles, was die Gräfin besaß, ihr von dem Grafen Podstadzky gekommen, so gehörte dies Alles jetzt seinen Gläubigern und sollte verkauft werden zu ihrem Vortheil.

Arabella hatte Muth, Alles zu wagen, und sie besaß die Schlüssel zu der Gartenpforte, wie zu der Seitenthür des Hauses.

Es war eine finstere Nacht, die Laternen, welche hier und da die verödeten Straßen erleuchteten, warfen nur noch einen spärlichen Schein, denn da Wien schlafen gegangen, war auch die Zeit ihres Erlöschens bald gekommen. Selten nur ließ sich noch irgend eines verspäteten Wanderers hallender Schritt vernehmen, und nur von Zeit zu Zeit hörte man den gleichmäßigen taktirenden Schritt der Patrouillen, die alle Stunden den Umgang durch die Straßen hielten.

Eine dieser Patrouillen hatte eben die schmale kleine Gasse passirt, an deren einer Seite sich die Mauer des Gartens befand, welcher zum Hôtel der Gräfin Baillou gehörte. In der Ferne verhallten die Schritte der Soldaten, dann ward Alles still. Die einzige Laterne, welche in dieser kleinen Gasse brannte, warf ihren letzten verlöschenden Schein über dieselbe hin.

In diesem Augenblick schlüpfte eine schwarze dicht verhüllte Gestalt

hinter einem Pfeiler der Gartenmauer hervor, und glitt leise an der Mauer hin bis zu dieser kleinen Thür da am Ende derselben.

Jetzt rasselte der Schlüssel im Schloß, jetzt knarrte die Thür und drehte sich in ihren Angeln, die schwarze Gestalt schlüpfte hinein und zog die Thür hinter sich zu.

Alles ward wieder still in der kleinen Gasse. Die schwarze Gestalt legte horchend ihr Ohr an die Pforte, kein Laut ließ sich vernehmen.

Ich bin also ganz sicher, flüsterte sie, Niemand ist mir gefolgt. Ich werde ganz ungehindert eintreten können in mein Hôtel, werde mir meine Brillanten holen und werde wieder fortschlüpfen, ungehindert, wie ich kam.

„Wen die Götter verderben wollen, den strafen sie zuerst mit Blindheit." Arabella sah nicht diese beiden großen Männergestalten, welche, als sie die Allee des Gartens hinauf schlüpfte, aus dem kleinen Hause, welches dem Garten gegenüber lag, heraustraten und sich neben der Pforte des Gartens aufstellten.

Jetzt ist sie drin, flüsterte der Eine.

Ja, sagte der Andere mit einem leisen Lachen, der schöne Vogel hat sich selber eingefangen. Warten wir hier auf weitere Ordre.

Arabella, wie gesagt, sah sie nicht. Mit unhörbarem Schritt eilte sie die Allee hinauf, kein Zittern war in ihrem Herzen, nicht die kleinste Furcht und Unruhe empfand sie.

Mit einem dankbaren lächelnden Blick schaute sie zum Himmel empor, der so schwer von Wolken behangen war, daß der Mond sie nicht zu durchdringen vermochte, und den Bäumen und Gesträuchen des Gartens nicht einmal etwas verrieth von der Gestalt, die an ihnen vorüberschlüpfte.

Ich danke Dir, Mond, flüsterte sie leise lachend, machst Deine Sachen gut, und hilfst mir mit Deiner Dunkelheit heut besser wie mit Deinem Licht. Warte nur bis morgen. Morgen Nacht will ich Dir fest in's Antlitz schauen, morgen habe ich nichts mehr zu fürchten, morgen bin ich wieder reich, wieder glücklich.

Jetzt stand sie vor der kleinen Seitenpforte des Hôtels. Leise schob

sie den Schlüssel in's Schloß. Wie das knarrte und pfiff, wie die Thür ächzte, als sie auf den Angeln sich drehte.

Aber Niemand war ja da, der es hörte. Wie thöricht also, daß ihr Herz klopfte. Nun war sie im Hause, schloß die Thür hinter sich und schob den Riegel von innen vor.

Tiefe Dunkelheit umgab sie und grauenhaftes Schweigen. Und wider ihren Willen überkam sie ein Gefühl des Schreckens, der unheimlichen Furcht. Wenn nun aus dieser Dunkelheit hervor eine Hand sich ihr entgegenstreckte, wenn diese Hand sie packte und festhielt und — O wie schauerlich ist doch die Finsterniß, murmelte sie leise, und wie schrecklich ist diese dunkle, öde Nacht. Ich könnte hier sterben, und Niemand wäre da, der mir zu Hülfe käme. Ich wäre allein, wie damals in jener Schreckensnacht.

Sie schwieg, in sich erschauernd, und von einer seltsamen Angst gelähmt, kauerte sie sich nieder auf der untersten Stufe der Treppe, zu welcher sie sich hingetappt hatte. Bilder der Vergangenheit zogen in wechselnden Gestalten, eine wilde Jagd ihrer Erinnerungen, an ihrer Seele vorüber. Sie sah wieder jene dunkle Schreckensnacht, wo sie, ein in ihrer Liebe, ihrem Glauben, ihrer Ehre verachtetes Mädchen, auch, wie heute, leise durch die Straßen einer Stadt geschlüpft war, aber damals nicht, um sich Schätze zu holen, sondern um den Tod zu suchen. Den Tod der Verzweiflung in den schwarzen Fluthen der Tiber. O, es war ihr, als sähe sie es wieder vor sich, dieses fürchterliche dunkle, nasse Grab, als fühle sie wieder, wie die Wogen mit ihrem letzten Todesschrei über ihr zusammenschlugen. Da hatte eine Hand sie erfaßt, hatte sie hervorgezogen aus den Wellen, und das war die Hand des Grafen Podstadzky gewesen. Er hatte sie gerettet, um sie zu verderben. Bis dahin war sie nur ein leichtsinniges, üppiges genußsüchtiges Weib gewesen, in der Tiber hatte sie die Taufe des Verbrechens empfangen. Ohne Liebe war sie jetzt die Geliebte des Grafen Podstadzky geworden, hatte sich zur Genossin seines Lebens, zur Theilhaberin seiner Verbrechen gemacht. Einen kühnen, großartigen Plan des Betruges hatten sie Beide ersonnen, und wie kühn und glücklich hatten sie ihn ausgeführt bis zu dem Tage ihres Falles. Mit dem

Sprung in die Tiber hatte das unheilvolle Drama ihres schuldigen Daseins begonnen, mit der Prangerstrafe des Grafen von Podstadzky hatte es geendet.

Jetzt wollte sie ein neues Dasein beginnen, ein unschuldiges, schönes, behagliches Dasein. Keine Betrügereien mehr; Betrügereien sind so gefährlich, sie endigen so leicht mit der Schande.

Nein, nein, flüsterte sie leise, ich will mich begnügen mit dem, was ich habe. Es ist ja genug zu einem bequemen, genußreichen Leben. Ich will wieder eine tugendhafte, ehrliche Frau werden. Ich kann es ja jetzt haben, denn ich bin reich genug dazu.

Sie lachte leise über ihre eigenen Worte, und dann erschrak sie über ihr eigenes Lachen, und warf ihre Augen scheu umher, als könnten sie die Dunkelheit durchdringen und die Kobolde erspähen, die bei Nachtzeit mit unheimlichem Lachen durch die Häuser schlüpften, Segen zu bringen oder Verderben.

Wie dunkel es hier ist, murmelte sie leise. Es ist besser Licht anzuzünden, und Giuseppe hat mir ja vorsorglich Alles dazu mitgegeben.

Sie zog aus ihrer Tasche ein kleines Paket hervor, in welchem sich eine kleine Blendlaterne, ein Fläschchen mit Phosphor und Schwefelhölzer befanden.

Ich lobe mir diese neue Erfindung, welche den Feuerstein überflüssig macht, sagte sie leise. Ein Tupfen in die Flasche und das Licht ist da.

Jetzt flackerte es hell auf mit bläulichem Schwefelschein. Arabella zündete das Licht in ihrer kleinen Laterne an, und dieses Licht beleuchtete jetzt ihr eigenes Antlitz und ihre von einem schwarzen Mantel dicht umhüllte Gestalt.

Wie bleich dieses Antlitz war, wie unheimlich glühend ihre Augen umherflackerten nach jedem Winkel, nach jeder Vertiefung, wohin das Licht ihrer Laterne nicht zu dringen vermochte.

Muth jetzt und vorwärts, flüsterte sie leise, und mit hastigen Schritten ging sie die Stufen hinauf. Die Laterne, welche sie in der Hand hielt, beleuchtete nur sie und ihre Gestalt, und so schien diese schöne leuchtende Nachtgestalt aus der Dunkelheit empor zu schweben, lichtumflossen sich höher und höher zu heben.

Aber wie? Raschelte da nicht etwas hinter ihr, hielt es sie nicht fest an ihrem Gewande und zog sie rückwärts?

Arabella blieb stehen, und die Laterne höher emporhebend, schaute sie rückwärts mit finster glühenden Augen, mit todesbleichem Angesicht. Nein, es war nichts. Ihre eigene Furcht hatte sie getäuscht, in der fürchterlichen Stille, die sie umgab, hatte das Rauschen ihres eigenen Gewandes auf den Stufen der Treppe sie erschreckt. Nein, es war nichts. Sie war ganz allein in diesem todten Hause. Die beiden steinernen Göttergestalten, welche da oben an den letzten Stufen der Treppe auf den Pfeilern des Geländers standen, sie allein sahen die schöne bleiche Gräfin kommen, und sie schauten sie an mit ihren großen, leeren Augenhöhlen, so feierlich ernst und kalt, daß Arabella vor ihnen zurückbebte, und sich noch einmal scheu nach ihnen umsah, als sie eben durch die Thür in den ersten Vorsaal eintreten wollte. Aber sie standen ruhig und groß auf ihren Postamenten.

Die schweigenden Götter verrathen die Menschen nicht, und ihre Augen von Stein hat man nicht zu fürchten.

Mit flüchtigem Fuß eilte Arabella jetzt vorwärts durch die prunkenden Säle, deren Herrin sie einst gewesen, wo sie einst unter hell funkelnden Kronleuchtern, umgeben von Cavalieren und den vornehmsten Damen gestanden, wie eine diamantenstrahlende Königin in der Mitte ihrer Vasallen.

Jetzt beleuchtete nur die kleine Laterne in ihrer Hand diese öden, schweigenden Säle und machte hier und dort irgend ein Bild, ein vergoldetes Meuble hell erglänzen, und warf, wie Arabella weiter wanderte, zuweilen einen hellen blitzartigen, schnell erlöschenden Schein aus den hohen Spiegeln zurück, an denen sie vorüberschritt.

Aber seltsam. Die schweigenden Säle schienen lebendig geworden zu sein von ihrem Schritt. Vielleicht waren es die Geister des Hauses, welche Arabella geweckt hatte durch ihr Kommen zur nächtlichen Stunde, und diese Geister waren es, welche leise flüsterten und zischelten in den Gemächern, die Arabella schon durchwandert hatte, diese Geister waren es, die mit leisen Schritten über den Fußboden dahinglitten, und mit glühenden Augen von ferne, ganz von ferne der schlanken dunklen Ge-

stalt der Gräfin folgten, und, gleichsam von ihr nachgezogen, immer weiter vorwärts schlüpften, so wie die Gräfin weiter schritt.

Endlich jetzt hatte Arabella das Ziel ihrer Wanderung erreicht, endlich war sie augelangt in dem Zimmer, welches ihren Schatz, ihre Zukunft, ihr Alles enthielt.

Ihr erster Blick, als sie eintrat, war nach dem Bilde hin gerichtet, dessen Nagel der Schlüssel war zu ihrem Paradies der Zukunft.

Es hing ruhig und unberührt an seiner Stelle. Ihr Geheimniß war also nicht entdeckt, ihr Schatz war da, da hinter jener Wand.

Von einem seltsamen Gefühl überrascht sank Arabella auf einen Sessel nieder und ruhte einen Moment aus nach so vielen Aufregungen und Stürmen. Ein unaussprechliches Gefühl von Rührung und Wehmuth überkam sie, eine selige Empfindung des Friedens und der Sicherheit. Es war ihr, als stände sie jetzt am Ende eines gefährlichen schwindelnden Pfades, als thue eine neue Zukunft sich vor ihr auf, als sähe sie am Horizont eines düstern und unheilvollen Lebens eine neue schöne glückverheißende Morgenröthe aufdämmern. Und sie grüßte diesen Strahl eines neuen Tages mit einer seltsamen, nie empfundenen Rührung, und ihre Lippen murmelten leise ungewohnte Worte, die fast klangen wie ein Gebet.

Aber sie erschrak vor ihren eigenen Worten, und sprang empor und eilte zu dem Bilde hin. Fort mit ihm von der Wand, denn dahinter liegt ihr Glück.

Jetzt einen raschen Druck an dem Nagel, und der kleine Wandschrank fliegt auf. Da steht sie, die geliebte Cassette, steht ruhig und unversehrt da. Arabella streckt ihre beiden Arme nach ihr aus und hebt sie an ihre Brust, zärtlich und lächelnd, wie eine Mutter, die ihr einzig Kind an ihre Brust drückt.

Nun setzt sie sie auf den Tisch und hebt den Deckel, und nimmt mit hastiger Hand die verschiedenen Etuis aus dem Kasten hervor. Sie sind alle noch da, alle. Sie drückt an der Feder und die Etuis öffnen sich.

O, wie himmlisch sie funkeln und blitzen, diese köstlichen Brillanten. Selbst das kleine bescheidene Licht der Laterne genügt ihnen, um auf-

zuleuchten in allen Farben und mit ihrem Glanz Arabella's Herz zu entzücken.

„Wen die Götter verderben wollen, den strafen sie zuerst mit Blindheit.“

Arabella ist so vertieft in das Anschauen ihrer Brillanten, daß sie die hohe Männergestalt nicht sieht, welche eben in der Thür erscheint, nicht dieses höhnische, schadenfrohe Lachen hört, mit welchem dieser Mann sie einen Moment lang anstarrt.

Aber nur einen Moment. Dann springt er vorwärts wie eine wilde Tigerkatze, und packt Arabella mit seinen beiden muskelkräftigen Händen und hält sie fest trotz ihres Sträubens, ihres Zitterns.

Hierher, Ihr Alle, hierher! ruft er mit lauter Stentorstimme, und man hört es lebendig werden im nächsten Gemach, rasche Schritte stürmen heran und vier andere Männer noch treten ein.

Seht Ihr, ruft der Erste ihnen zu, mit seinem Kopf hindeutend auf Arabella, die er mit seinen beiden Händen gepackt hat. Seht Ihr, da haben wir den schönen reizenden Vogel eingefangen. Es war ganz klug, ihn ein wenig flügge werden zu lassen, und ihm blos nachzuspüren, um zu sehen, wo er sich sein Nestchen versteckt, und wo er niederflattern würde.

Es war sehr klug von Euch, Herr Polizeirath, sagten die Männer, mit einem grinsenden Lachen auf Arabella hinschauend, die ihre wuthblitzenden Augen von Einem zum Andern gleiten ließ, und ihre Lippen fest aufeinander preßte, um den Schrei der Angst oder der Wuth zurückzuhalten.

Jetzt wird der Kaiser nicht mehr sagen dürfen, daß die schöne Gräfin Baillou unschuldig ist, fuhr der Polizeirath lachend fort. Wir haben sie Gott sei Dank mitten bei der That ertappt, als sie die Brillanten stahl, welche den Gläubigern des Grafen Podstadzky gehören, wie Alles in diesem Hause. Und wer weiß, was wir sonst noch Alles mit diesen Brillanten entdecken. Denn Ihr wißt ja, wie viel Brillanten während der Festlichkeiten des vorigen Winters verloren gegangen, und die Gräfin Baillou war bei allen Festlichkeiten, wo Brillanten verloren gingen. Ich hab's mir wohl gemerkt und Sie schon lange beobachtet,

mein wunderschöner Engel, und ich war's, der Se. Majestät beschwor, Sie frei zu lassen, ich war's, der ihm sagte: begnadigt sie, Majestät, damit sie sich frei und sicher glaubt. Ich schwöre darauf, daß sie all die verlorenen und gestohlenen Brillanten besitzt, und daß sie sie irgendwo in ihrem Hause versteckt hat. Lassen wir ihr also Zeit, dahin zu gehen, und die Brillanten aus ihrem Versteck zu holen. Der Kaiser erfüllte meine Bitte, schönste Gräfin, und so ist es gekommen, daß wir heute den ganzen Tag schon in Ihrem Hôtel wohnen und des schönen Momentes harren, wo Sie kommen würden. Denn daß Sie kommen würden, dessen war ich gewiß. Und jetzt also haben wir den Vogel mit all den Federn, die Sie den andern schönen Vögeln ausgerupft, und die Prämie, welche mir der Kaiser versprochen, ist mein.

Wieviel hat Ihnen der Kaiser versprochen, wenn Sie mich gefangen nehmen können? fragte Arabella mit vollkommen ruhiger Stimme, denn es war ihrem starken Willen schon wieder gelungen, ihren Zorn, ihre Wuth und auch ihre Angst zu bemeistern und wieder sie selbst zu sein.

Fünfhundert Dukaten, meine Schöne, ist die Prämie, die der Kaiser ausgesetzt hat, wenn wir Sie auf der That ertappen können.

Fünfhundert Dukaten, rief sie spöttisch. Ein Bettellohn für eine Dame, wie ich es bin. Nehmt alle diese Brillanten, theilt sie unter Euch, und Jeder wird das Doppelte haben von dem, was der Kaiser Euch zusammen giebt. Nehmt Alles und laßt mich frei, und Niemand wird erfahren, was hier unter uns abgemacht ist.

Ein lautes, wieherndes Gelächter war die Antwort. Seht da, sie will uns bestechen, rief der Polizeirath, sie glaubt, daß sie uns auch verführen kann, wie die Cavaliere, die sonst zu ihren Füßen seufzten. Ihre Rolle ist ausgespielt, Madame, und wenn Sie noch einmal auf der Bühne erscheinen, so wird es auf der Schandbühne sein. Kommen Sie! Ich habe die Ehre, Sie zum Wagen zu geleiten. Ihr packt die Juwelen ein und tragt sie uns nach.

Sie sträubte sich nicht mehr. Ruhig und stolz nahm sie den dargebotenen Arm des Polizeiraths und ging mit festem Schritt an seiner Seite dahin.

Leise nur flüsterten ihre Lippen: Er hat Recht! Meine Rolle ist ausgespielt.*)

IV.

Horja und der Bauern-Aufstand.

Vier Jahre angestrengter Arbeit, rastlosen Eifers waren vergangen, seit Joseph die Alleinherrschaft seines Reiches angetreten. Vier Jahre hatte er nur dem Wohle seines Volkes gelebt, nur das Beste seiner Unterthanen gewollt und erstrebt, und ohne Menschenfurcht und Eigennutz nur das eine Ziel verfolgt, sein Volk frei, einig, stark und groß zu machen, es zu befreien von den Banden der geistigen Knechtschaft, welche die Kirche ihm aufgelegt, es zu erlösen von dem Joch der Sclaverei, welches die Leibeigenschaft über seine Schultern gelegt, es zu erheben zu der Würde des freien Menschenthums, welche die Gleichstellung vor dem Gesetz ihm gewähren sollte, es mächtig und reich zu machen durch Oeffnung neuer Handelswege, durch Errichtung von Fabriken und durch Begünstigung des Handels und der Industrie.

Und was war sein Lohn für alle Anstrengungen, alle Mühen, für sein Kämpfen und Ringen mit all diesen widerstrebenden Elementen, welche ihn haßten, weil jede Neuerung ihnen lästig und unbequem war? Was war sein Lohn für schlaflose Nächte, für rastloses Arbeiten, für ein Leben, welches nur den Mühen und Lasten seiner Krone gewidmet war, und ganz resignirte auf eigene Freude und eigenen Genuß?

---

*) Die schöne Gräfin Baillou, „die Zierde der vornehmen Wiener Zirkel," wie alle historischen Berichterstatter jener Zeit sie nannten, ward ihrer vielfachen Betrügereien wegen verurtheilt am Pranger zu stehen, drei Tage hintereinander, wie der Obristlieutenant von Szekuly, das beklagenswerthe Opfer ihrer Bosheit und Coquetterie. Dann ward sie als Ausländerin mittelst Zwangspasses bis zur Grenze der österreichischen Staaten befördert. Siehe Hübner II. S. 392. Groß-Hoffinger III.

Unzufriedenheit und Widersetzlichkeit, wohin er auch schaute, Undankbarkeit und Uebelwollen, wohin sein Auge sich wandte!

Der Adel grollte ihm, weil er sich erniedrigt fühlte durch diese Gesetze, welche ihn mit seinen Rechten dem geringsten Bürger gleichstellten, er trat dem Kaiser bei jeder Gelegenheit mit offenem Widerstand entgegen, seit Mitglieder der angesehensten und größten Familien für begangene Verbrechen zu schmachvollen Strafen verurtheilt worden waren, und suchte heimlich und offen auch das Volk zur Unzufriedenheit und zum Widerspruch aufzureizen. Und in diesem Bestreben fand er einen mächtigen und einflußreichen Mitkämpfer an der Geistlichkeit und der Kirche; diese hatte Joseph am meisten gekränkt, diese lohnten es ihm mit dem unversöhnlichsten Haß. Diesen beiden mächtigen Gewalten aber schloß sich eine dritte an: die Bureaukratie. Joseph hatte dem Schlendrian früherer Jahre ein Ende gemacht, er verlangte von dem höchsten, wie von dem niedrigsten Beamten, daß er arbeiten, daß er Kenntnisse besitzen solle, er befahl, daß diejenigen, denen es an den letztern mangelte, noch einmal auf die Universität gingen, und ernste Studien machten, er entfernte mit schonungsloser Strenge Diejenigen von ihren Aemtern, welche das Erstere nicht wollten. Er war ein Schrecken der Beamten, und darum fürchteten sie ihn, und darum haßten sie ihn, und setzten seinem Willen und seinen Befehlen überall den Widerstand des Schweigens und der Trägheit entgegen, und hemmten seine Schritte und verdarben seine Pläne durch absichtliches Mißverstehen seiner Absichten.

Aber noch hatte diese allgemeine Aufregung nur im Stillen geglüht, noch hatte sie es nicht gewagt, an das Licht zu treten und dem Kaiser die Stirn zu bieten, und Joseph arbeitete weiter, voll des freudigen Muthes, es werde ihm doch noch gelingen, den Widerstand der Uebelwollenden zu beseitigen, den Beistand der Wohlwollenden zu gewinnen, und sein Volk zu überzeugen, daß alle diese Neuerungen, welche es so sehr haßte und scheute, nur sein Wohl und seine Größe allein bezweckten.

Da auf einmal ward er aus dieser Hoffnung aufgeschreckt durch die furchtbaren Nachrichten, welche aus Ungarn zu ihm herübertönten.

Er hatte den ungarischen Bauer frei gemacht von der Leibeigenschaft, er hatte ihn erlöst von der furchtbaren Steuerlast, und durch die neue gleichmäßige Steuerregulirung auch dem Adel die Pflicht der Steuerzahlung auferlegt, er hatte die allgemeine Conscription eingeführt, und jeder Ungar, ohne Ansehen der Person und des Standes sollte kämpfen und dienen unter den Fahnen Oesterreichs; er hatte angeordnet, daß die Häuser numerirt und gezählt würden, und endlich hatte er befohlen, daß man auch in Ungarn die deutsche Sprache als die allein gültige erlernen und sprechen sollte.

Ein einziger Schrei der Entrüstung hallte durch alle Schlösser der ungarischen Magnaten. In ihren heiligsten Rechten waren sie gekränkt und angegriffen; die Conscription wollte den Sohn des Edelmanns dem Sohn des Bauern gleichstellen, die Besteuerung ihres Grundbesitzes, die Numerirung der Häuser, um darnach die Steuern normiren zu können, wollte sie des Vorrechtes berauben, das ihre von allen österreichischen Kaisern noch gewährleistete Verfassung ihnen zuerkannte, des Vorrechts: keine Steuern zu zahlen! Und der Befehl endlich, die deutsche Sprache zu erlernen, sie anzuwenden bei allen öffentlichen und gerichtlichen Acten, bedrohte sie mit dem Unglück, ihre Nationalität zu verlieren, und ihr Vaterland, das Königreich Ungarn, zu einer österreichischen Provinz herabgewürdigt zu sehen.

Aber nicht blos die Magnaten und Edelleute fühlten sich bedroht von diesen kaiserlichen Verordnungen, sondern auch das Volk. Es fühlte sich zum Tode erschrocken über die anbefohlene Conscription, und vor den kaiserlichen Beamten, welche kamen, diese Conscription vorzunehmen, flohen sie zu Tausenden, Alt und Jung, Greise und Knaben, von panischem Schrecken ergriffen in die Gebirge, in deren Höhlen und Schlupfwinkeln und Thäler die kaiserlichen Beamten ihnen nicht zu folgen vermochten.

Aber Einem von den Ihren gelang es, sie aus ihren Verstecken hervorzurufen; der laute Ruf des Bauern Horja hallte wider durch alle Bergklüfte und alle Thäler, und dieser Ruf hieß: Freiheit und Gleichheit. Der Adel, betheuerte Horja, der Adel solle aufgehoben werden im ganzen Königreich Ungarn, keine Schlösser solle es mehr geben,

keine Magnaten und Zwingherrn. Der Kaiser selber habe ihm das versprochen in der Kaiserburg zu Wien, der Kaiser habe ihm gelobt mit einem heiligen Eide, er wolle den ungarischen und siebenbürgischen Bauer frei machen, er wolle den Adligen ihm gleich stellen, und ihm keine Vorrechte mehr gestatten über den freien Bauer. Und jetzt sei die Stunde der Erfüllung gekommen, jetzt habe der Kaiser sein Wort eingelöst, und habe den ungarischen Edelmann dem Bauer gleichgestellt durch die Conscription und die Besteuerung. Nur gegen die Edelleute, die stolzen Magnaten, seien die Befehle des Kaisers gerichtet, nicht gegen das Ungarvolk, von dem Joseph selber zu Horja gesagt, sie seien seine liebsten und schönsten Kinder, und er wolle, daß sie Alle frei, glücklich und reich würden. Und dazu habe der Kaiser alle diese Verordnungen ergehen lassen; aber er könne nicht alles allein thun, er rechne auf die Hülfe seiner ungarischen Bauern; sie müßten vollenden, was er angefangen, sie müßten selber Hand an's Werk legen, und sich bethätigen als Männer. Der Kaiser habe ihnen die Wege gezeigt und geebnet, auf denen sie wandeln sollten, der Kaiser wolle, daß sie frei würden, frei, reich und glücklich.

Und wenn Horja mit begeisterter Stimme, mit blitzenden Augen, mit der flammenden ursprünglichen Beredtsamkeit des Natursohnes so sprach, so hörten ihm die ungarischen und siebenbürgischen Bauern zu mit staunendem Entzücken, und seine Worte dünkten ihnen wie himmlische Musik, welche sie zuweilen in den Träumen einer entzückenden Nacht vernommen, die sie aber niemals noch mit wachenden Ohren gehört hatten.

Der Bauer soll frei sein, glücklich und reich! Das war das Zauberlied, das überall jetzt erklang durch Hütten und Thäler, das die Ziegenhirten vernahmen auf den höchsten Spitzen des Tatragebirges, und die Bergleute in den untersten Schachten der Bergwerke, und dieses Zauberlied wirkte auf sie Alle, wie das Lied des Arion, sie konnten nichts anders mehr denken, wollen und hören, als nur dies.

Horja war der Arion, der dem Bauer in Ungarn und Siebenbürgen dieses Zauberlied sang, und um Horja sammelten sich die jauchzenden, begeisterten Schaaren, welche von allen Seiten herbei-

strömten, um das zu vollenden, was der Kaiser angefangen, und ihm zu helfen, sein Werk zu Stande zu bringen.

Horja sagte ihnen: der Kaiser hat gesagt, wir sollen frei, glücklich und reich werden. Frei und darum glücklich hat uns der Kaiser gemacht, das Dritte aber sollen wir uns selber schaffen. Reich sollen wir uns machen durch unsere eigene Macht. Unser Reichthum liegt in den Schlössern der Edelleute. Sie müssen mit uns theilen, der Kaiser will es so. Der Kaiser ist ein Feind der stolzen Edelleute, aber ein Freund des armen Volks; er will den Edelleuten daher vergelten, was sie seit Jahrhunderten Böses an uns gethan, er will dem armen Volk vergelten, was es seit Jahrhunderten Böses zu leiden gehabt. In den Schlössern der Edelleute liegt unser Reichthum.

Und wenn das arme, so lange an Knechtschaft, Armuth und Elend gewöhnte Volk noch zweifelte und zauderte, so zeigte ihnen Horja eine „Gnadenkette" vor, eine schwere goldene Kette mit dem Bildniß des Kaisers, die er von Joseph selber wollte empfangen haben, er sagte ihnen, der Kaiser habe ihn zu seinem Bevollmächtigten ernannt, und zum Zeichen deß zeigte er ihnen ein mit großen Siegeln versehenes Pergamentblatt, das mit großen goldenen Buchstaben beschrieben war. Das, sagte er, sei das Patent, mit welchem Joseph ihn zum General-Capitain und Bevollmächtigten ernenne, und zum Zeichen deß habe er ihm auch die Gnadenkette gesandt. Es stände Alles geschrieben in dieser Schrift, sie möchten alle nur kommen und es selber lesen.

Da die armen Bauern nicht zu lesen verstanden, erbot sich der Pope Krischan, der Freund Horja's, die kaiserliche Schrift vorzulesen, und es ergab sich, daß Horja die Wahrheit gesagt, es stand genau Alles so auf dem Pergament, wie Horja es ihnen gesagt, der Pope Krischan hatte es gelesen, und einen Popen der Lüge zu zeihen, kam keinem von diesen gläubigen Kindern der Natur in den Sinn.

In Siebenbürgen hatte Horja zuerst sein Patent und seine Gnadenkette gezeigt, von dort aus sollte das Werk der Befreiung und der Rache beginnen. Dort schaarten sich zuerst die Bauern um ihn zu einer kleinen Armee. Aber immer weiter und weiter hallte der Ruf, Hunderte strömten täglich heran zu seinen Schaaren; in allen Dörfern

erhoben sich die Bauern und kündigten ihrem Herrn den Gehorsam auf und eilten Horja entgegen, Horja, dem General-Capitain des Kaisers, der dem Kaiser helfen sollte, sein Volk glücklich, frei und reich zu machen.

Der Reichthum lag in den Schlössern der Edelleute, und sie hatten nur nöthig, ihn von dort zu holen, und sie konnten es, denn eine Armee von sechsunddreißigtausend Bauern aus Siebenbürgen und Ungarn schaarte sich jetzt um Horja und seinen Freund Krischan, und das Werk der Freiheit, des Glücks und des Reichthums konnte jetzt begonnen werden.

Und es begann mit allen Greueln und Schrecknissen des Bürgerkrieges und der Empörung, es begann mit Brandstiftungen, mit der Verwüstung der Schlösser und Burgen, mit der Ermordung der gefangenen Edelleute und der Vernichtung ihres Hab und Gut.

Die Edelleute der entfernter gelegenen Comitate und Gespanne, wohin die Empörung noch nicht gedrungen war, schaarten sich zusammen, bewaffneten sich und zogen wider die Empörer aus. Es gelang ihnen, einzelne von ihnen gefangen zu nehmen, und diese ließen sie, als freie, unumschränkte Herren, die nur Gott Rechenschaft schuldig sind, auf grausame und martervolle Weise hinrichten.

Diese Hinrichtungen, ohne Befehl und Billigung des Kaisers, fachten die Wuth noch höher an und reizten die Empörer zu festerm Verharren in ihrem Kampf gegen diesen übermüthigen Adel, der sich dünkte, als Souverain schalten und walten zu können. Jetzt verlangten sie überall mit stürmischem Wuthgeheul, der Adel sollte aufhören zu existiren, die adligen Besitzungen sollten unter das Bauernvolk vertheilt werden. Die Edelleute sollten ihren Adel abschwören und bis zur Krönung des rechtmäßigen Königs, des Kaisers Joseph, der sich deshalb nur bis jetzt nicht habe in Ungarn krönen lassen, weil er wolle, daß erst das ganze Volk frei und gleich, und vom Adel befreit sei, bis zur Krönung Josephs sollten sie Alle Horja, als dem General-Capitain von Ungarn, gehorsam sein.

In einer eigenen Schrift ließ Horja diese Bedingungen des Friedens auf der Comitatstafel der Edelleute niederlegen, und da

sie dieselbe keiner Antwort würdigten, begann das Rauben und Sengen, das Plündern und Morden mit erneuerter Wuth.

Aber nur das Eigenthum der Edelleute griffen sie an, geheiligt war ihnen, was dem Kaiser gehörte, denn der Kaiser war ihr geliebter Herr. Aber ihm allein wollten sie unterthan sein, er sollte der einzige Herr und Edelmann bleiben in Ungarn und Siebenbürgen, jeder andere Adel, jedes andere Eigenthum sollte aufhören.

Der Kaiser durfte nicht länger schweigen zu diesen Worten und Thaten der Empörer, die sich verrühmten, in seinem Sinn und seinem Namen zu handeln; er hatte anfangs gehofft, es mit der Milde versuchen zu dürfen; er hatte allen Empörern einen General-Pardon zuerkannt, und nur auf das Haupt ihres Anführers Horja einen Preis von dreihundert Ducaten gesetzt.

Aber die armen, bethörten Bauern, welche den Worten geglaubt, die ihnen Horja als die Worte des Kaisers mitgetheilt, sie glaubten nicht an den General-Pardon des Kaisers und hielten ihn nur für eine List, mit welcher ihre Gegner sie bethören wollten.

Jetzt durfte Joseph keine Schonung mehr üben, jetzt mußte das kaiserliche Militair einrücken in die Gegenden, wo der Aufruhr seine brennenden Fackeln schwang, und mit blutiger Waffe und mit Kanonendonner und Kartätschengeprassel mußte zu Ende geführt werden, was das Wort der Güte und der Gnade nicht vermocht hatte.

Jetzt, in dieser höchsten Noth, da Horja einsah, daß er nichts mehr zu hoffen habe von der Gnade des Kaisers, ließ er den mißvergnügten Edelleuten antragen, sich mit ihm und seinen Schaaren wider den Kaiser zu verbinden. Aber sie wiesen diesen Antrag zurück, und halfen nur noch eifriger den Soldaten des Kaisers in Verfolgung und Aufsuchung der Empörer.

Tausende von ihnen ergaben sich und baten um Gnade, die ihnen der Kaiser gewähren ließ. Tausende flohen in die Gebirge, und Tausende und aber Tausende wurden gefangen. Unter ihnen Horja und der Pope Krischan. Beide wurden zum Tode verurtheilt. Da in seiner höchsten Noth flehte Horja um die letzte Gnade, nach

Wien gebracht zu werden, weil er dem Kaiser Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen habe.

Aber es lag nicht im Interesse der Edelleute, daß der Kaiser diese Dinge erfahre. Horja's Bittgesuch ward „aus wichtigen Gründen" abgeschlagen.

Vielleicht ahnte der Kaiser, welcher Art die wichtigen Dinge seien, welche Horja ihm mittheilen konnte, vielleicht fürchtete er, diese Enthüllungen könnten ihm klar beweisen, was er ahnte, daß nämlich die Magnaten und Edelleute selber den ganzen Aufstand angestiftet, um Joseph ein schreckensvolles Beispiel von den Folgen und Consequenzen seiner Verordnungen zu geben.

Horja ward nicht nach Wien gebracht, sondern er ward auf dem großen Marktplatz zu Carlsburg gerädert, und zweitausend gefangene Empörer mußten diesem grausenvollen Schauspiel zusehen.*)

Das war das Ende dieses fürchterlichen Drama's, bei welchem viertausend Menschen ermordet, zweiundsechzig Dörfer und einhundert und zweiunddreißig Edelhöfe verwüstet worden, und das den armen irregeleiteten Bauern statt der Freiheit, des Reichthums und des Glückes nur den gesteigerten Haß und das bittere Rachegelüste ihrer mächtigen, durch das Gesetz geschützten Herren eingetragen hatte.**)

Die Magnaten und Edelleute aber riefen, auf den Trümmern ihrer verwüsteten Schlösser, ihrer brennenden Dörfer stehend: das ist Josephs Werk! Das ist die blutige Saat, welche der Kaiser gesäet hat mit seinen Reformen und Neuerungen.

---

*) Den 3. Januar 1785.

**) Hübner I. S. 273 ff. — Groß-Hoffinger III. S. 135. — Ramshorn Seite 138.

V.

Die Rache des Juden.

Der Kaiser ging in heftigster Bewegung in seinem Arbeits-Cabinet auf und ab. Aller Gewohnheit entgegen hatte er heute den Controlorgang nicht öffnen lassen und seinen Cabinetsräthen und Secretären befohlen, in der Kanzlei zu bleiben und dort zu arbeiten.

Er wollte allein sein, er mußte allein sein, Niemand durfte sein bleiches, schmerzzerrissenes Angesicht, seine gerötheten Augen sehen. Denn er hatte geweint, bittere schmerzensvolle Thränen geweint.

Und einem großen Leid, einer traurigen Enttäuschung waren seine Thränen geflossen.

Günther, der unermüdliche Gefährte seiner Arbeiten, der treueste seiner Cabinetsräthe, der Mann, dem er nächst Lacy und Kaunitz am meisten vertraut, den er nicht als seinen Diener, sondern als seinen Freund gehalten, Günther hatte ihn verrathen, Günther hatte die Geheimnisse des Staats für schnödes Geld verkauft.

Da lagen sie vor ihm die Papiere der geheimen Polizei, welche ihm an jedem Morgen diejenigen Briefe und Berichte zu bringen hatte, die am verflossenen Tage in den Bureaux der Post als verdächtig angehalten und geöffnet wurden.*) Unter diesen Briefen fand sich Einer, welcher klar und unwiderruflich den Verrath und Treubruch Günthers bewies.

Es war ein Brief von dem Baron Eskeles Flies an seinen Handelsfreund in Amsterdam. Eskeles schrieb ihm darin, er habe so eben eine Nachricht erhalten, eine Nachricht, die so wichtiger Art sei, daß er die tausend Dukaten, welche er dafür habe zahlen müsse, nicht bereue. Diese Nachricht sei, daß der Kaiser, der Streitigkeiten mit Holland über die Freiheit der Scheldeschifffahrt überdrüssig, jetzt geneigt sei, Frieden zu machen, und die zehn Millionen Kriegs-Entschädigung, welche Holland

*) Kaiser Franz und Metternich. Ein nachgelassenes Fragment. (Von Hormayr.) S. 79.

zahlen wolle, annehmen werde, dagegen einwillige, daß die Republik nach wie vor das Recht haben sollte, den Theil der Schelde, welcher unter ihrer Hoheit sei, nebst allen Canälen zu schließen, und nur gegen eingezahlten Zoll den fremden Schiffen den Durchgang zu gestatten.*)

Eskeles Flies forderte daher seinen Geschäftsfreund in Amsterdam auf, Alles zu thun, damit diese Zahlungen, welche der Kaiser in vier Raten erheben wolle, durch sein Haus geleistet würden, und erklärte sich gegen angemessene Provision bereit, den Generalstaaten diese zehn Millionen zu leihen und der kaiserlichen Regierung auszuzahlen. Er empfahl seinem Handelsfreund aber das tiefste Stillschweigen über diese Angelegenheit, aus welcher sie Beide allein den möglichsten Vortheil ziehen wollten, und welche bis jetzt noch Niemandem bekannt sei, denn die Erklärung des Kaisers werde erst am folgenden Tage von Wien

---

*) Der Kaiser hatte von der Republik Holland verlangt, daß sie die Schelde allen niederländischen, belgischen und österreichischen Schiffen öffne, und da die Generalstaaten diesem Verlangen nicht willfahren wollten, sondern sich selber zu einem Kriege um ihre durch Verträge geheiligten Rechte bereit erklärten, ließ auch der Kaiser seine in den Niederlanden befindlichen Regimenter marschiren. Den sogenannten heiligen, weil alten Verträgen, setzte er das gute Recht aller Völker auf Freiheit des Handels und der Schifffahrt entgegen, und bestand auf Oeffnung der Schelde, weil deren Sperrung eben die Handelsfreiheit seiner Niederländer beeinträchtige. Indessen diese Forderungen, welche sich nur auf die Wohlfahrt und den Vortheil der Völker, nicht aber auf Verträge und altes Recht stützen konnten, schienen allen Fürsten zu gefährlich, als daß sie sie hätten billigen sollen. Sie erklärten sich alle zum Schutz Hollands bereit, und statt sich mit Joseph gegen die übermüthigen und berechnenden Generalstaaten zu verbinden, und sie zu zwingen, daß sie ein Privilegium abschafften, welches die Freiheit alles Handels und aller Schiffe beeinträchtige, schlossen sie eine Art Bündniß wider ihn, und ermahnten den Kaiser in langen diplomatischen Noten zur Nachgiebigkeit. Der Kaiser, welcher endlich einsehen mußte, daß er in diesem Streit ganz Europa gegen sich haben würde, mußte sich endlich wohl entschließen, nachzugeben, und die Holländer gegen eine Entschädigungssumme für die Kriegskosten im unbestrittenen Besitz ihrer Schelde zu lassen. Der Kaiser forderte Anfangs zwanzig Millionen, erklärte dann mit funfzehn zufrieden sein zu wollen, und nahm darauf zuletzt doch die zehn Millionen, welche die Holländer von Anfang an geboten hatten, weshalb Friedrich der Große sagte: Der Kaiser hat sich mit einem Trinkgeld abfinden lassen.

abgehen und also hätten sie für ihre Geschäfte und für den Verkauf von Papieren einen Vorsprung von vierundzwanzig Stunden.

Das war der Inhalt des Briefes, den der Kaiser mit andern Depeschen und Briefen von der geheimen Polizei erhalten hatte, und dieser Brief verurtheilte Günther, denn Er allein wußte um diese Angelegenheit. Ihm hatte der Kaiser gestern den Auftrag gegeben, das Rescript an die Generalstaaten auszuarbeiten, und es ihm morgen zur Durchsicht und Unterschrift vorzulegen. Mit ihm allein von allen seinen Räthen und Secretairen, mit Ausnahme des Fürsten Kaunitz, hatte der Kaiser gestern seinen gefaßten Entschluß besprochen, diesen Streit mit Holland fallen zu lassen. Des Fürsten Verschwiegenheit war über allen Zweifel erhaben, nur Günther also konnte diese Sache, welche für jetzt noch ein politisches Geheimniß hatte bleiben sollen, verrathen haben.

Es war klar und unzweifelhaft, und dennoch wünschte der Kaiser zweifeln zu können, denn sein Herz konnte sich immer noch nicht entschließen, Den für schuldig zu halten, den Joseph so lange vertraut, den er so lange geliebt hatte. Es war ja doch immer noch möglich, daß irgend ein Zufall gewaltet haben könnte, obwohl Joseph vergeblich sann, woher er kommen, wie eine Entschuldigung, eine Rechtfertigung Günthers möglich sein könnte. Aber um ihn verdammen und strafen zu müssen, mußte Joseph erst Alles versucht haben, um Günther zu rechtfertigen und zu entschuldigen.

Deshalb hatte er sofort nach dem Baron Eskeles Flies gesandt, und den Banquier aufgefordert, sogleich zu ihm zu kommen. In der Ungeduld seines Herzens hatte es ihm nicht genügt, einen gewöhnlichen Kammerhusaren abzusenden, sondern ein Courier hatte nach dem Hôtel des jüdischen Barons eilen müssen, und damit nichts ihn am schnellen Kommen hindern könne, hatte der Kaiser seine eigene Equipage dem Courier nachgesandt, daß Herr Eskeles Flies in derselben zum Kaiser fahre.

Mit hochklopfendem Herzen erwartete der Kaiser jetzt die Ankunft des Wagens. So oft er in seinem raschen Auf- und Niederwandeln an das Fenster kam, blieb er stehen und lauschte, und warf dann wieder einen raschen Blick hinüber nach der Uhr, um sich zu überzeugen, ob der Banquier bald kommen werde.

Wenn es wahr ist, murmelte der Kaiser leise vor sich hin, indem er jetzt wieder vom Fenster zurücktrat, und sein heftiges Auf- und Niederwandeln wieder begann, wenn Günther wirklich mich so verrathen und hintergehen konnte, dann ist es vorbei mit meinem Glauben an die Menschheit, vorbei mit meinem Glauben an Treue, Edelmuth, Wahrheit und Uneigennützigkeit! Ich habe ihn wahrhaft geliebt, ich habe dem Adel geglaubt, der aus seinen Zügen sprach, und der Seele vertraut, die aus seinen Augen mir entgegen leuchtete, und dies Alles sollte jetzt eine Lüge sein, eine große fürchterliche Lüge, welche nicht bloß den Kaiser, sondern auch den Menschen in mir tödtlich verletzt? Günther, der edle, uneigennützige Günther, den ich für unbestechlich hielt, der sollte jetzt um elenden Geldes willen seinen geschwornen Eid gebrochen, meine Geheimnisse verrathen haben? Ich kann's nicht glauben, und ich will's nicht glauben! Günther ist unschuldig! Ich will ihn selber fragen, ich will ihm selber die ganze Sache vorlegen, und er soll sich rechtfertigen!

Und von diesem großmüthigen Entschluß fortgerissen, näherte sich der Kaiser schon der Thür, um Günther rufen zu lassen. Aber mitten auf seinem Wege blieb er stehen, und der heitere und freudige Ausdruck, welcher einen Moment sein Antlitz erhellt hatte, verschwand wieder aus demselben.

Nein, sagte der Kaiser düster, nein, ich will ihn nicht rufen, ich muß von anderer Seite meine Ueberzeugung erlangen. Ich habe nur zu oft erfahren, wie sehr die Menschen es verstehen, die Rolle der Unschuld, der Reinheit zu spielen, ich weiß, daß die Menschen alle nur Comödianten sind, welche die Rolle spielen, die ihrem Eigennutz und Vortheil angemessen ist. Ich bin zu oft betrogen worden, als daß — Ah, da kommt der Banquier, unterbrach sich der Kaiser in seinem Selbstgespräch, als jetzt mit donnerndem Geräusch ein Wagen in den inneren Schloßhof fuhr, jetzt wird es sich entscheiden, ob Günther schuldig oder unschuldig ist.

Mit gespannter athemloser Aufmerksamkeit lauschte er nach der Thür hin. Jetzt näherten sich Schritte, der Kammerdiener öffnete die Thür des Cabinets und meldete: Der Baron von Eskeles Flies!

Der Banquier trat ein. Es war alt, sehr alt geworden seit jener Nacht, als Rahel entflohen war; kaum ein Jahr war seitdem vergangen, aber in diesem Jahr hatte das schwarze Haar ihres Vaters sich zu Schnee gebleicht, in diesem Jahr war der starke, lebensmuthige Mann von kaum funfzig Jahren zu einem Greis geworden!

Der Kaiser ging dem Banquier lebhaft entgegen, und reichte ihm seine Hand. Sehen Sie mich an, Eskeles, sagte er in seiner raschen, lebhaften Weise, beugen Sie sich nicht so demuthsvoll nieder, wir haben in dieser Stunde nicht Zeit zu überflüssigen Ceremonieen. Schauen Sie mir fest in's Auge, denn ich wünsche darin zu lesen, ob Sie noch immer der treue, biedere Mann sind, der die Lüge scheut, und die Wahrheit sagt, selbst wenn er fürchten muß, sich oder Andern dadurch zu schaden!

Herr Eskeles Flies richtete sein Haupt empor und sah den Kaiser mit ernsten, ruhigen Blicken an, und ertrug es, ohne daß eine Wimper zuckte, eine Muskel seines Gesichts sich bewegte, daß der Kaiser seine großen, durchdringenden Augen auf ihn heftete.

Ich sehe es, Sie werden mir die Wahrheit sagen, rief der Kaiser nach einer langen Pause.

Der treue und gläubige Jude sagt immer die Wahrheit, erwiederte Herr Eskeles Flies ernst, das Gesetz gebietet es ihm!

Joseph nickte leicht mit dem Kopf und trat zu seinem Schreibtisch, von welchem er einen geöffneten Brief nahm, und ihn dem Banquier darreichte.

Haben Sie das geschrieben? fragte der Kaiser.

Herr Eskeles ließ seine Blicke langsam über das Papier hingleiten und richtete sie dann wieder fest auf den Kaiser. Ja, sagte er, ich habe das geschrieben. Es ist ein Brief an meinen Handelsfreund in Amsterdam. Ich gab den Brief gestern auf die Post, nach meiner Berechnung mußte derselbe gestern Abend noch abgegangen sein, und statt dessen finde ich ihn heute noch hier? Das wird meinen Conjuncturen einen empfindlichen Rückschlag geben!

Er sagte das mit dem stillen ernsten Nachsinnen eines Kaufmanns,

der nichts weiter im Auge hat, als seine Bücher und Conjuncturen, und gar nicht ahnt, daß es auch noch andere Interessen geben könne.

Ja, der Brief ist noch hier, sagte Joseph, die geheime Polizei hat ihn mir ausgeliefert.

Jetzt drückten die Züge des Banquiers ein unverholenes Staunen aus. Ah, sagte er, leise sein Haupt schüttelnd, wir haben also wirklich eine geheime Polizei, und was man sich vom Chiffre-Cabinet und dem Oeffnen der Briefe erzählt, ist also wirklich kein Mährchen?*)

---

*) Das „Chiffre-Cabinet" hatte seine Bureaux auf der Kaiserburg in der sogenannten „Stallburg." Hier wurden von französischen und neapolitanischen Adepten alle die diplomatischen Actenstücke aufgelöst, die in Chiffren geschrieben, an fremde Gesandten gerichtet, und unterwegs von den bestochenen Courieren an die Mauthhäuschen, die überall an der österreichischen Grenze auf den Courierstationen angebracht waren, abgeliefert worden. In den Mauthhäuschen wohnten Beamten des Wiener Chiffre-Cabinets. Sie empfingen von den bestochenen Courieren die erwarteten Felleisen mit Depeschen, fuhren sogleich mit ihnen weiter, aber während des Fahrens und auf den kurzen Ruhestationen dechiffrirten und copirten sie die Depeschen. Auf dem Mauthhäuschen bei der letzten Poststation vor Wien ward das Felleisen wieder verschlossen, und dem Courier wieder eingehändigt. Drei Stunden später befand es sich alsdann in den Händen der betreffenden Gesandten, aber zur selben Zeit lasen Joseph und Kaunitz schon die Abschriften dieser Depeschen. — Das Chiffre-Cabinet in Wien war das Central-Bureau dieser „Mauthhäuschen," aber auch der geheimen Polizei und der Post, welche die Briefe an das Chiffre-Cabinet abgab, dessen Beamte sie prüfen, die interessanten copiren, die verdächtigen zurückbehalten mußten. Die Beamten des Chiffre-Cabinets, zu denen auch die vertrauten Cabinets-Secretaire (namentlich Günther) gehörten, waren hoch angesehen, und hoch besoldet, führten aber doch ein trauriges Leben, denn gleich Staatsgefangenen waren sie beobachtet, behütet und beargwöhnt. Sie standen unter schärfster Polizei-Aufsicht; man wußte genau, was sie ausgaben, wer sie besuchte, kannte ihre Neigungen und Vergnügungen, und stattete täglich Rapport über sie ab. Jeden Morgen lag auf dem Frühstückstisch des Kaisers dieser Rapport über die Staatskanzlei und das Chiffre-Cabinet, und auf einen Blick konnte Joseph ersehen, wo jeder der vertrauten Arbeiter Tags und Abends vorher gewesen war. Mit diesem Chiffre-Cabinet stand in genauester Verbindung die geheime Polizei, die auch täglich ihre Rapporte lieferte, und Berichte über Alles, was in Wien geschah, gab, oft aber auch, wenn sie nichts Besonderes wußte, Be-

Nein, es ist kein Mährchen, sagte der Kaiser, und ich entschuldige mich nicht, daß es so ist. Die Menschheit ist so schlecht und erbärmlich, daß man immer darauf gefaßt sein muß, von ihr betrogen zu werden, wenn man ihr nicht auflauert auf allen ihren Wegen, und all ihr geheimstes Thun und Denken zu erforschen sucht. Es ist traurig und schreckensvoll, daß es so ist, aber so lange die Völker nicht edler, besser sind, können auch die Regierungen nicht edler und besser sein, können sie solcher Hülfsmittel nicht entbehren.

Aber ich habe mich nie eines Vergehens gegen Ew. Majestät schuldig gemacht, sagte Herr Eskeles Flies ruhig. Warum schien denn auch mein Brief verdächtig?

Der geheimen Polizei erscheint Jeder verdächtig, erwiederte der Kaiser achselzuckend. Zudem hatte ich Befehl gegeben, mir alle nach den Generalstaaten adressirten Briefe vorzulegen. Es war eine Vorsicht, die durch unsere Mißhelligkeiten mit Holland nothwendig geworden. Und Sie sehen aus Ihrem eigenen Brief, daß diese Vorsicht nicht überflüssig war. Es ist ein Staatsgeheimniß, welches Sie da in Ihrem Briefe verrathen haben, mein Herr.

Verrathen? wiederholte der Banquier lebhaft. Man verräth doch nur das, was Einem als todtes Geheimniß, das man in seinem Herzen einscharren soll, anvertraut worden. Ich erhielt aber diese Nachricht als ein lebendiges Geheimniß, das man in das Leben ausschickt, damit es Procente verdient, und ich würde eine halbe Million mindestens verdient haben, wenn Ew. Majestät nicht unglücklicherweise meinen Brief hätten zurückgehalten.

Ich will Sie nicht hindern, Ihre Procente zu verdienen, sagte der Kaiser fast verächtlich. Ihr Brief soll heute abgehen, meine Depeschen haben Zeit bis morgen. Die Krämer-Republick wird es wohl

---

richte erfand, und oft von Andern für schweres Geld erkauft, über einzelne Personen lügnerische Thatsachen mittheilte, Intriguen spann, und den Kaiser öfter auf das Bitterste über Thatsachen und Personen täuschte. — Näheres über das Chiffre-Cabinet und die geheime Polizei findet man bei Hormayr: Franz und Metternich. Ein Fragment. S. 75 u. folg.

zufrieden sein, wenn sie ihre zehn Millionen noch einen Tag länger in ihrer Tasche behält.

Eskeles Flies verbeugte sich. Ich danke Ew. Majestät für diese gnädige Berücksichtigung meiner Handelsinteressen, sagte er.

Ich will, wie gesagt, Ihre Depesche heute, die meinige erst morgen abgehen lassen, rief der Kaiser, aber dafür müssen Sie mir einen Dienst erweisen.

Ew. Majestät haben nicht nöthig, mir eine halbe Million zuzuweisen, um dafür meine Dienste zu erkaufen, sagte Eskeles Flies mit dem Tone leisen Vorwurfs. Ich hoffe, Ew. Majestät allzeit meine Dienstbereitwilligkeit bewiesen zu haben, auch wenn es keine Procente zu verdienen gab.

Und ich habe das allzeit anerkannt, mein Herr Baron Eskeles Flies. Aber heute handelt es sich nicht um materielle Dienstleistungen, sondern um einen geistigen Dienst. Ich bitte Sie, mir frei und unumwunden zu sagen, von wem Sie dieses wichtige Staatsgeheimniß für tausend Ducaten gekauft haben?

Eskeles Flies zuckte zusammen, wie im tiefen Schreck, und warf einen scheuen, fragenden Blick auf den Kaiser. Steht dergleichen in dem Brief? fragte er.

Der Kaiser reichte ihm das Papier schweigend noch einmal dar. Herr Eskeles überflog es mit raschen, angstvollen Blicken, und indem er dann die Hand sinken ließ, taumelte er, fast wie betäubt, einige Schritte rückwärts.

Es steht da, murmelte er leise vor sich hin. Ich habe es geschrieben.

Und mit einem Ausdruck unendlicher Zerknirschung senkte er sein Haupt auf die Brust.

Der Kaiser hatte seine Augen fest und durchdringend auf ihn gerichtet. Sie sehen, Herr Baron, ich erwarte noch immer Ihre Antwort, sagte er. Wer war es, der Ihnen mein Staatsgeheimniß für tausend Dukaten verrathen hat?

Eskelis Flies richtete sein Haupt empor mit der Miene fester Entschlossenheit. Sire, Niemand hat mir Ihr Geheimniß verrathen. Es ist eine eitle Prahlerei, was da in dem Brief steht, ich habe das

nur so geschrieben, um meinem Handelsfreund die Wichtigkeit meiner Nachricht noch mehr einzuprägen.

Ausflüchte, Herr Baron, rief der Kaiser unwillig. Wenn Sie es auch nicht geschrieben, wenn Sie Ihrem Handelsfreund die wichtige Nachricht auch ohne diesen Zusatz mitgetheilt hätten, so würde ich Sie doch gerufen, so würde ich Sie doch gefragt haben: wer hat Ihnen mein Staatsgeheimniß verrathen?

Niemand, Sire, erwiederte der Banquier ängstlich, Niemand hat es mir verrathen, ich aber, ich habe es errathen. Ja, so ist es, fuhr er freudiger fort, ich habe es errathen. Alle Welt weiß ja, wie lange Ew. Majestät schon in Unterhandlung stehen mit dem kleinen Krämervolk, mein Handelsfreund in Amsterdam hatte mir schon vor vierzehn Tagen ausführliche Meldung davon gemacht, und da ich, verzeihen mir Ew. Majestät, da ich ein wenig die Geldverhältnisse der kaiserlichen Kassen kenne, so konnte ich berechnen, daß Ew. Majestät nicht länger anstehen würden, das Gebot der Generalstaaten anzunehmen, um ihre Völker vor einem unheilvollen Krieg zu bewahren. Jetzt wissen Ew. Majestät Alles.

Jetzt weiß ich, daß Sie nicht der wahrheitliebende Ehrenmann sind, für welchen ich Sie hielt, sagte der Kaiser strenge. Es ist keine Logik in Ihrer Lüge, Herr Baron Eskeles Flies. Sie konnten vielleicht errathen und berechnen, für wahrscheinlich halten, daß ich endlich in eine friedliche Ausgleichung mit den Holländern willigen würde, aber Sie konnten nicht errathen, daß ich gerade jetzt, daß ich gestern diesen Entschluß gefaßt, und daß diese Depesche heute von mir unterzeichnet werden und abgehen sollte. Sie sehen, Herr Baron, Ihre Lüge war nicht geschickt, und das macht Ihnen Ehre, denn es zeigt, daß Sie nicht viel Uebung darin haben. Ich will aber von Ihnen die Wahrheit wissen, ich verlange als Ihr Kaiser und Ihr Herr von Ihnen als meinem getreuen und gehorsamen Unterthan, daß Sie mir diese Wahrheit nicht länger vorenthalten, denn großes Leid könnte daraus entstehen. Es ist besser, Einen Schuldigen kennen, als zehn Unschuldige in Verdacht haben. Herr Baron, um der zehn Unschuldigen willen, welche mein Verdacht unglücklich machen könnte,

nennen Sie mir den Schuldigen, Verdächtigen. Ich frage Sie zum dritten Mal: wer hat Ihnen mein Staatsgeheimniß verrathen?

O, Sire, ich habe geschworen, murmelte der Banquier ganz zerknirscht, beim Gott meiner Väter geschworen, ihn nicht zu verrathen.

Ich entbinde Sie Ihres Eides, ich befehle Ihnen zu sprechen!

Nur Gott kann mich eines Eides entbinden, den mein Mund freiwillig gesprochen hat. Ich kann den Namen nie nennen, nie darf er über meine Lippen kommen, aber Ew. Majestät können ihn errathen. Das verbietet mir mein Eid nicht.

Er schwieg einen Moment und blickte gedankenvoll und starr vor sich hin, und als er dann wieder das Haupt erhob und den Kaiser anschauete, waren seine Wangen todesbleich und seine Lippen bebten, indem er mit leiser, unsicherer Stimme sagte: Ew. Majestät wissen, daß ich eine Tochter hatte?

Hatte? fragte der Kaiser. Ich denke, Sie haben sie noch, sie ist Ihnen nicht gestorben?

Sie ist mir gestorben, flüsterte der Banquier so leise, daß der Kaiser ihn kaum verstehen konnte. Sie hat mich verlassen, und ist zu einem Manne gegangen, den sie mehr liebte, als ihren Vater.

Sie ist gegangen, weil Sie sie an einen Mann verhandeln und verheirathen wollten, den sie verabscheuete. Ich weiß das, Günther selbst hat es mir gesagt. Es ist so, nicht wahr?

Es ist so, Sire. Ich ahnte nicht, daß mein unglückliches, irregeleitetes Kind so weit gehen würde in seinem Trotz gegen seinen Vater. Hätte sie mich gebeten, wie es einem Kinde geziemt, so würde ich nachgegeben haben, aber ihr Geliebter hatte das Herz meines Kindes von mir abwendig gemacht, und so verließ sie mich, um zu ihm zu gehen, der jetzt Schande und Schmach auf mich häuft, denn meine Tochter Rahel, der Stern meines Lebens, ist nicht sein rechtmäßiges Weib, sondern seine Maitresse.

Auch wiederum durch Ihre Schuld, Herr Baron. Sie hat Ihnen einen Eid leisten müssen, niemals eine Christin zu werden, und die Gesetze unserer Kirche verbieten die Ehe zwischen einem Christen und einer Jüdin. Sie sehen, ich bin gut unterrichtet, Günther hielt es

für seine Pflicht, mir dies Alles zu sagen, um dadurch sein Betragen vor mir zu rechtfertigen.

Er hat Ew. Majestät aber nicht die Wahrheit gesagt. Sire, meine Tochter ist es, welche sich weigert, Christin zu werden.

Sie ist also eine treue und eifrige Jüdin?

Nein, Sire, sie weigert sich, den Tempel der Juden zu besuchen.

Aber was ist sie denn? rief der Kaiser überrascht.

Sie ist eine fanatische und eifrige Anhängerin der neuen Lehre, welche nur Gott anerkennt, aber keine Kirche.

Eine Deistin?

Ja, Sire, eine Deistin, und weil ich sie zwingen wollte, dieser Irrlehre zu entsagen, und entweder eine Jüdin zu bleiben oder eine Christin zu werden, deshalb ist sie von mir entflohen und zu jenem Mann gegangen, von welchem sie nicht glauben wollte, daß er sie nur liebt, weil sie eines reichen Mannes Kind ist.

Sie glauben, daß Günther Ihre Tochter nur um Ihres Geldes willen liebt?

Ich weiß es, Sire. Er schlug mir schriftlich vor, ihm eine Abfindungssumme von hunderttausend Gulden zu geben, dann wolle er Rahel entsagen und sie selbst wieder in mein Haus zurückführen. Hier ist der Brief, wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollen, ihn zu lesen.

Der Kaiser nahm hastig das Papier, welches der Banquier ihm darreichte, und überflog es mit glühenden Blicken. Es ist seine Handschrift, murmelte er leise, und es steht wirklich so geschrieben, wie Sie es sagen. Und Sie lehnten diesen Vorschlag ab?

Ich lehnte ihn ab, Sire, ich wollte mir meine Tochter nicht kaufen; freiwillig, wie sie von mir gegangen, sollte sie zu mir zurückkehren. — Ich wartete also.

Und was geschah weiter?

Der Banquier schwieg einen Moment und athmete hoch auf, dann sagte er mit leiser, flüsternder Stimme: Vor einigen Tagen erhielt ich wieder einen Brief von Günther. Er schrieb mir, er befinde sich in drückender Geldverlegenheit, denn Rahel sei verwöhnt und bedürfe gar Vielerlei, was seine Mittel erschöpft habe. Da ich

seinen ersten Vorschlag abgelehnt habe, so wolle er mir jetzt einen andern machen. Er könne mir vielleicht in den nächsten Tagen irgend einen Dienst erzeigen, der mir viel Gewinn tragen könne, ob ich ihm dafür die und die Summe zahlen wolle.

Tausend Dukaten, nicht wahr?

Ich weiß nicht mehr, wie viel. Es steht hier in dem Brief verzeichnet, wenn Ew. Majestät nachsehen wollen.

Und er reichte dem Kaiser ein zweites Papier dar.

Es ist so, es ist so, rief Joseph schmerzvoll, nachdem er dies Papier gelesen; er fordert tausend Dukaten für den Dienst, den er Ihnen leisten will.

Eskeles Flies steckte die Papiere ruhig wieder in seinen Busen. Ich trage diese Briefe immer bei mir, sagte er, damit ich sicher bin, sie nicht zu verlieren. Denn wenn meine Rahel einst zu mir zurückkehrt, will ich ihr diese Dokumente zeigen, damit sie dadurch völlig geheilt werde von ihrer Liebe.

Und Günther erzeigte Ihnen den angetragenen Dienst? Und er erhielt von Ihnen die tausend Dukaten?

Ja, er erhielt die tausend Dukaten, Sire.

Jetzt also werden Sie es nicht mehr leugnen, es war Günther, welcher Ihnen mein Staatsgeheimniß verrieth?

Ew. Majestät werden sich ja entsinnen können, welchen von Ihren Secretairen Sie mit der Ausarbeitung dieses Rescripts beauftragt haben.

Der Kaiser seufzte schmerzlich. Ich wußte es, murmelte er leise, ich wußte es, und dennoch thut es weh, denn ich habe ihn wahrhaft geliebt.

Ich habe meine Tochter Rahel auch geliebt, sagte Eskeles Flies mit leiser, zitternder Stimme. Dieser Mensch hat sie mir gestohlen, entehrt und geschändet, er hat ihr Herz dem Glauben abgewendet und sie zu einer Deistin gemacht.

Sie sollen Ihre Tochter wieder haben und Günther soll gestraft werden, wie es sein Verrath und sein Verbrechen verdient, rief der Kaiser nach einer langen Pause mit zorniger Stimme. Kein Erbarmen, kein Mitleid mehr. Ich bin furchtbar getäuscht, und ich werde zu strafen wissen, wie es meine Pflicht als Kaiser mir gebietet.

Aber das wird mir mein Kind nicht wiedergeben, sagte Herr Eskeles Flies traurig, was hilft es mir, daß dieser treulose Mensch gestraft wird, mag er ungestraft bleiben, wenn ich nur meine Rahel wieder habe. Aber sie wird nicht zu mir kommen, sie wird um diesen Mann weinen, wenn er unglücklich ist, und man hört nicht auf, Diejenigen zu lieben, um welche man weint. Und dann, wenn sie auch käme, was hülfe es mir! Was habe ich an ihr, keine Jüdin und keine Christin, ein Geschöpf, das ihres Gottes spottet!

Wir wollen sie zurückführen zu ihrem Gott, rief der Kaiser. Sie soll eine Jüdin oder eine Christin sein, was sie will. Aber zu Einem Glauben muß sie sich bekennen, wenn ich sie nicht als eine Deistin nach dem Gesetz bestrafen soll.

Das ist es, rief Eskeles Flies freudig, Ew. Majestät haben das Mittel angegeben, das allein noch fruchten kann. Wir müssen Rahel schrecken mit der Strenge des Gesetzes, mit der Schande einer furchtbaren Strafe, und sie wird in sich gehen, sie wird reuevoll und zitternd zu ihrem Vater und zu ihrem Glauben zurückkehren! Sire, ich klage hiermit feierlich vor Ew. Majestät meine Tochter des Deismus an. Ich verlange, daß sie zur Rechenschaft und zur Strafe gezogen werde!

Zur Strafe! rief der Kaiser entsetzt. Kennen Sie die Strafe, welche das Gesetz vorschreibt?

Funfzig Stockschläge für den, welchen man des Deismus schuldig erkennt, ich kenne diese Strafe. Aber die Andeutung, die Furcht wird genügen, meine Rahel zu mir und zu ihrem Glauben zurückzuführen.

Ich darf als Christ nicht zugeben, daß sie durch Zwangsmittel zum Judenthum zurückgeführt werde.

So versuchen es Ew. Majestät mit dem Christenthum. O, ich beschwöre Ew. Majestät, wenn ich jemals im Stande gewesen, Ihnen und dem Staat irgend einen Dienst zu erzeigen, so lohnen Sie es mir, indem Sie gnädigst eingehen auf meinen Plan. Geruhen Sie, meine Anklage gegen die Deistin anzunehmen, lassen Ew. Majestät sie in ihrem Hause als Gefangene bewachen, lassen Sie sie bedrohen mit der furchtbaren Strafe, aber geben Sie ihr in Gnaden vier

Wochen Bedenkzeit, und lassen Sie in diesen vier Wochen täglich einen christlichen Priester zu ihr gehen, um sie zu unterrichten in der christlichen Religion. Dann am Ende dieser vier Wochen wird sie sich entscheiden, ob sie Christin oder Jüdin sein will.

Aber bedenken Sie wohl, daß, wenn sie dies nicht thut, wenn sie Deistin bleiben will, ich sie alsdann der Strafe nicht mehr entziehen kann. Wenn ich diese Sache einmal den Gerichten übergeben habe, muß ich die Gerichte ihren Gang gehen lassen und kann das Gesetz nicht beugen.

Ich fürchte nichts, Sire, ich klage meine Tochter des Deismus an, und begehre, daß sie in Untersuchung genommen werde.

Ich nehme Ihre Anklage an und werde das Nöthige verhängen. Und nun eilen Sie sich, Herr Baron, Ihren Brief nach Amsterdam zu senden. Hier ist er. Diesmal wird man ihn auf der Post nicht mehr zurücklegen, er wird abgehen und einen Tag vor meinen Depeschen in Amsterdam sein. Leben Sie wohl, wir müssen jetzt Beide unsere Pflicht thun, Sie als Kaufmann und ich als Kaiser und als strenger Richter. Sie werden dabei Procente verdienen, ich werde die letzten Procente meines Glaubens an die Menschheit verlieren. Aber es muß sein. Sie werden gerächt werden für allen Kummer, den dieser ehrvergessene Verräther an seinem Kaiser und an seiner Liebe zu Rahel Ihnen bereitet hat!

Es liegt mir nicht viel daran, daß dieser Mensch gestraft werde, sagte Herr Eskeles Flies traurig, ich will nur meine Tochter wieder haben, meine reuige Tochter zu ihrem Vater und zu ihrem Glauben zurückkehren sehen! Nur um das ist es, daß ich flehe, geben Sie mir meine Tochter wieder, Majestät!

Wir wollen versuchen, was Drohungen und Strenge vermögen. Leben Sie wohl, Herr Baron.

Der Kaiser reichte dem Banquier seine Hand dar, welche dieser innig an seine Lippen drückte, indem er dann langsam rückwärts gehend sich der Thür näherte und das Gemach verließ.

Der Kaiser blickte ihm voll tiefen Mitgefühls nach. Armer Mann, sagte er leise, der Gram hat ihn schnell in einen Greis verwandelt. Ja,

ja, der Gram besitzt die Kunst, den Stunden die Kraft der Jahre zu geben, und Falten auf die Stirn zu legen, welche das Alter noch verschont hat. Ich bin auch alt, steinalt geworden vor der Zeit, und den letzten Hauch der Jugend tödtet dieser Verräther heut in meinem Herzen, denn ich habe diesen Verräther geliebt.

Er ließ sich leise in einen Sessel niedergleiten und versank tiefer in sich selbst.

Draußen aber im Vorsaal stand der Baron Herr Eskeles Flies, er war allein, Niemand war da, der ihn beobachten konnte, und weil er das wußte, legte er sich keinen Zwang auf, erlaubte er den wilden und stürmischen Empfindungen, welche ihn bewegten, in seinen Mienen aufzuleuchten. Er stand mitten in dem Zimmer, das Antlitz der Thür zugewandt, durch welche er eben gekommen war. Er stand da mit drohend erhobener Hand, mit stolz emporgerichteter Gestalt; nicht mehr ein gramgebeugter Greis, sondern ein triumphirender Mann, mit dem stolzen Lachen des Hohns auf seinem wilden Angesicht.

Ich bin gerächt, murmelte er leise, mein Werk ist gelungen, ich bin gerächt. Weichherziger Kaiser, Du läßt Dein Herz bethören, und in Deinem Kummer siehst Du nicht, daß Du das Werkzeug bist, mit welchem der Jude Rache nimmt an dem Christen, der ihm sein Glück gestohlen hat. Geh nur hin, Herr Kaiser, strafe Deinen getreuen Diener! Je gerechter Du zu sein glaubst, desto grausamer wirst Du sein, und wenn der Günther in seinen Schmerzen zum Himmel schreit, dann werden meine Schmerzen ausgelöscht sein, denn dann werde ich gerächt sein! Geh nur, geh, heißblütiger Mann, strafe Deinen Freund, ohne ihn zu hören, bilde Dir ein, gerecht zu sein, indem Du schreiendes Unrecht ausübst. Das ist so die rechte Christenweise. Verschmähen es, allzeit zu berechnen! Verschmähen es, beim Geld zu berechnen ihren Vortheil, verschmähen es, zu berechnen die Gerechtigkeit, ob sie richtig trifft. Folgen Ihrem Instinct, ihrem Lieben und ihrem Hassen, ihrem Zorn und ihrer Freude, Kinder des Augenblicks, die nicht die Ursachen berechnen und die Wirkungen. Ich bin ein Jude und habe berechnet. Habe berechnet meinen Haß und meine Rache, habe berechnet den Ungestüm des Kaisers und seine Leichtgläubigkeit. Und es ist Alles ein=

getroffen, wie der Jude berechnet hat die Christen, und sie werden thun seinen Willen, und werden den Christen strafen, weil der Jude es will und es so berechnet hat. O, Du Gott meiner Väter, laß auch meine letzte Berechnung gelingen, laß diese Christen mir durch ihrer Priester Ungestüm mein Kind zurückhetzen von ihren Altären, laß sie wieder heimkehren zu ihrem Vater, und in dem Tempel des Herrn Zuflucht suchen wider die fanatische Kirche der Christen. Laß —

Eben öffnete sich die Thür des äußern Vorsaals, und der Kammerhusar des Kaisers trat ein. Herr Eskeles Flies nahm wieder seine demüthige, gebeugte Haltung an und verließ gesenkten Hauptes den Vorsaal des Kaisers.

VI.

Das Strafgericht.

Der Kaiser hatte noch immer, in tiefes Sinnen verloren, in seinem Cabinet gesessen, kämpfend mit seinem eigenen Herzen und sich zusammenraffend zu dem, was er thun wollte und thun mußte.

Jetzt auf einmal sprang er empor, und sein Antlitz ward wieder ruhig und energisch. Der Kaiser hatte seinen Entschluß gefaßt, die Stunde des Handelns war gekommen.

Mit hastigem Schritt durcheilte er sein Cabinet und stieß die Thür auf, welche in die daneben befindliche „Kanzlei" führte. Dort an der langen, grünen, mit Acten und Papieren bedeckten Tafel saßen die vier Cabinetssecretaire des Kaisers, schweigend, nur beschäftigt mit ihrer Arbeit, und an ihrer Spitze, dicht neben dem für den Kaiser bestimmten Fauteuil, saß der erste seiner Secretaire, der Cabinetsrath Günther.

Hätte Günther diesen zugleich schmerzvollen und zornigen Blick sehen können, mit welchem der Kaiser ihn anschauete, sein Herz würde davor erbebt sein in ahnungsvollem Schrecken. Aber weder Günther noch einer der andern Secretaire schaute von seiner Arbeit empor beim

Eintreten des Kaisers. Es war Josephs strenger Befehl so; Niemand sollte durch sein Kommen in der Arbeit sich stören lassen, „denn, hatte Joseph gesagt, in der Kanzlei bin ich nicht der Kaiser, dem Sie die schuldige Reverenz machen müssen, sondern da bin ich, gleich Ihnen, nur ein Arbeiter, der dazu angestellt ist, für Oesterreich und sein Volk zu arbeiten."

Schweigend setzte sich der Kaiser auf seinen Fauteuil nieder, dann richteten sich seine Augen mit einem raschen Blick auf die vier schweigenden, stillen und fleißigen Arbeiter hin.

Es muß sein, sagte er leise zu sich selber, und mit einer hastigen Bewegung nahm er eine Feder und schrieb einige rasche Zeilen auf das vor ihm liegende Blatt. Dann klingelte er und übergab dem eintretenden Kammerhusaren das beschriebene Blatt.

Sogleich auf die Commandantur zu tragen, sagte er, und seine Stimme zitterte ein wenig. Er hörte es selber, und schwieg, nach Athem, nach Kraft und Fassung ringend.

Eine lange Pause trat ein, die Secretaire des Kaisers schrieben eifrig weiter, und nicht ein einziges Mal hatte Günther den Blick von seiner Arbeit erhoben. Sein Antlitz war ruhig, heiter und klar, wie immer.

Günther, befahl der Kaiser jetzt mit rauher, gebieterischer Stimme, nehmen Sie ein neues Papier und schreiben Sie, was ich Ihnen dictiren werde.

Günther antwortete nur mit einem leisen Neigen des Hauptes und legte ein weißes Blatt Papier vor sich hin.

Die andern drei saßen ruhig da und schrieben ungestört weiter. Nur Einer von den Dreien hob einen Moment sein Antlitz empor und warf einen raschen und spähenden Blick hinüber auf den Kaiser; sein Antlitz war bleich, seine Stirn sorgenvoll, und als er dann wiederum das Auge senkte, und weiter schrieb, fuhr die Feder kritzelnd über das Papier hin, denn seine Hand zitterte so sehr, daß sie die Feder kaum zu halten vermochte.

Niemand achtete darauf. Günther wartete auf das, was der Kaiser ihm dictiren wollte.

Joseph athmete hoch auf, seine Stirn legte sich in düstere Falten, sein Auge flammte in Zorn. Schreiben Sie, sagte er rauh. „An Se. Eminenz den Cardinal Migazzi. Ich habe in Erfahrung gebracht, und es ist mir angezeigt worden, daß diese widersinnige und verächtliche Secte der Deisten sich von Böhmen her immer weiter verbreitet, und auch in unserer Hauptstadt selbst schon Anhänger findet. Es ist mir heute eine desfallsige Anzeige und Anklage zugegangen, ein trostloser Vater ist zu mir gekommen und hat seine ehrvergessene Tochter des Deismus angeklagt, und fordert von mir Bestrafung der Gottesleugnerin. Wohin der Aberwitz dieser Sectirer führt, das zeigt sich an dieser Person, welche Gott, dem Befehl ihres Vaters, der Ehre und Schaam trotzend, das Haus ihres Vaters verlassen hat und mit ihrem ehrlosen Liebhaber zusammenwohnt in wilder, gesetzloser Ehe. Ich will, daß diesem Unfug gesteuert werde, und daß diese Person zum Glauben zurückkehrt, oder vom Gesetz gestraft werde zum warnenden Exempel für andere leichtsinnige Frauenzimmer, die ihre Nachahmerinnen sein möchten. Ich gebe Eurer Eminenz daher auf, zuerst zu versuchen, diese Person durch Lehre und Unterweisung auf den Weg der Tugend und des Glaubens zurückzuführen, und sie der christlichen Kirche zu gewinnen. Ew. Eminenz mögen also täglich durch einen würdigen und beredtsamen Priester sie unterrichten lassen, in der Lehre unsers christlichen Bekenntnisses; aber zugleich werde ich anordnen, daß auch ein Judenpriester täglich zu ihr gehe. Denn ich will nicht, daß man sagen könne, wir benutzten die Angst des Gefängnisses, um Proselyten zu machen, und da diese Person, welche von dieser Stunde an in ihrem Hause als Gefangene bewacht wird, ursprünglich eine Jüdin ist, so muß es auch den Priestern Levi gestattet sein, zu ihr zu reden und die tolle Deistin zu heilen von ihrem Aberwitz. Ich gebe den Bemühungen der Priester vier Wochen Frist, wenn sie alsdann diese Seele nicht gerettet, diese Person nicht in die Kirche oder den Tempel zurückgeführt haben, so wird sie gestraft nach der Schwere des Gesetzes, und das Gericht wird ihr die funfzig Stockschläge aufzählen lassen, welche das von mir erlassene Gesetz den Deisten zuerkennt." *)

*) Groß-Hoffinger III. 116.

Der Kaiser hatte langsam, jedes Wort betonend, mit grollendem Accent diesen Brief an den Cardinal dictirt, Günther hatte ihn gelassen, nichts Böses ahnend, geschrieben. Nur Einmal, nur als der Kaiser die angeklagte Person als eine Jüdin bezeichnete, hatte seine Feder gestockt, und eine Wolke war über sein edles ruhiges Angesicht hingeglitten. Aber dies dauerte nur einen Moment, alsdann hatte Günther ruhig weiter geschrieben.

Sind Sie fertig? fragte der Kaiser jetzt, und er ließ seine Hand, welche sich zur Faust zusammengepreßt hatte, mit Geräusch auf den Tisch niederfallen.

Ich bin fertig, Sire, sagte Günther mit seiner schönen klangvollen Stimme, welche wider Willen das Herz des Kaisers bewegte. Er bebte leise zusammen, und ein langer, trauriger Blick seiner großen Augen ruhte auf Günther.

Beantworten Sie mir eine Frage, sagte der Kaiser rasch. Man hat mir gesagt, Sie hätten in diesen Tagen von dem Baron Eskeles Flies eintausend Dukaten erhalten. Ist das wahr?

Wieder hob sich das Antlitz des einen der drei anderen Secretaire rasch empor, diesmal waren seine Wangen noch bleicher, zitterten seine Hände noch mehr, und ein wahres Entsetzen sprach aus dem hastigen Blick, den er über den Kaiser und Günther hingleiten ließ.

Aber der Kaiser achtete nicht auf ihn, er sah nur Günther, heftete nur auf ihn seine durchbohrenden flammenden Blicke.

Günther begegnete diesen Blicken nur mit dem Ausdruck der Verwunderung und schien in den Mienen des Kaisers die Bedeutung dieser Frage lesen zu wollen.

Haben Sie wirklich von dem Baron Eskeles Flies tausend Dukaten bekommen? fragte er noch hastiger, noch dringender. Antworten Sie. Ist es wahr?

Es ist wahr, Sire, sagte Günther vollkommen ruhig, ich habe gestern von dem Baron Eskeles Flies eintausend Dukaten erhalten, nicht für mich, sondern für eine Dame, deren Namen Ew. Majestät wohl errathen werden. Es war das Erbtheil ihrer Mutter.

Der Kaiser lachte laut auf, aber es war ein so wildes, höhnisches Lachen, daß es das Herz aller seiner Hörer mit Entsetzen erfüllte.

Geben Sie mir das Schreiben an den Cardinal, sagte er rauh, und als Günther es ihm darreichte, las er es hastig und setzte dann seinen Namen darunter. Dann reichte er es einem der andern drei Secretaire hin. Couvertiren und adressiren Sie es sogleich, sagte er. Doch halt, Eins habe ich vergessen, wir müssen noch die Adresse dieser Person, welche sich frecher Weise eine Deistin nennt, hinzufügen. Diese Person heißt: Rahel Eskeles Flies!

Ein Schrei des Entsetzens tönte von Günthers Lippen, unwillkürlich streckte er die Hand aus, um das Papier zu ergreifen, dann ließ er sie, wie gelähmt von Schrecken, wieder sinken.

Majestät, sagte er mit flehender Stimme, ich bitte um Gnade für Rahel. Man hat Ew. Majestät getäuscht.

Ja, man hat mich getäuscht, rief der Kaiser, und der heimliche Schmerz, den er empfand, steigerte nur noch seinen Zorn, man hat mich furchtbar getäuscht, aber diejenigen, welche es gewagt haben, sollen es auch furchtbar jetzt büßen. Stehen Sie auf und treten Sie zurück von diesem Tisch, der nicht wieder durch Ihre Berührung entehrt werden soll. Sie sind aus meinem Dienst, aus dem Dienst des Staats für immer entlassen, als ein ehrloser, treuloser und käuflicher Verräther entlassen!

Ew. Majestät, rief Günther fast mit drohendem Ton. Sie beschimpfen mich, ohne mir zu sagen, wessen man mich anklagt, ohne mir eine Rechtfertigung zu erlauben! Was ist es? Welches Verbrechens beschuldigt man mich, Sire?

Fragen Sie darnach Ihr eigenes Gewissen, und es wird Ihnen die Antwort geben! rief Joseph, auf das Aeußerste gereizt von Günthers stolzem kühnem Wesen.

Nun, wenn Ew. Majestät mir es nicht sagen wollen, rief Günther, so verlange ich, daß man mich vor Gericht führe, denn der Richter wird wenigstens meine Schuld mir sagen, und meine Vertheidigung anhören müssen, und das Gesetz wird mich erst strafen können, wenn es mich schuldig gefunden!

Ich bin Ihr einziger Richter, sagte der Kaiser mit jener eisigen Kälte, welche das Uebermaß des Zorns zuweilen hervorruft, ich bin Ihr einziger Richter und das einzige Gesetz, welches über Sie urtheilt. Ich habe Sie schuldig befunden und ich verurtheile Sie.

Aber weshalb? wofür? schrie Günther. Ew. Majestät werden es mir sagen, wenn Sie nicht wollen, daß ich wahnsinnig werde!

Ich will nichts, als Sie strafen, sagte der Kaiser, indem er die Klingel nahm und heftig schellte. Sind die Leute da, welche ich herbestellt, fragte er den eintretenden Kammerhusaren.

Zu Befehl, Sire, erwiederte dieser. Ein Unteroffizier von dem dritten kaiserlichen Regiment und vier Soldaten stehen im Vorsaal.

Sie sollen sogleich eintreten! befahl der Kaiser. Der Kammerhusar öffnete die Thür und der Unteroffizier mit den Soldaten schritt herein.

Ihr tretet in einer Stunde Euren Marsch nach Ungarn in Eure neue Garnison an? fragte der Kaiser.

Ja, Majestät, wir sind reisefertig, war die Antwort.

Der Kaiser deutete mit erhobener Hand auf Günther hin, der bleich, starr vor Entsetzen dastand. Nehmt Den da mit, sagte er, ich übergebe ihn Euch als Euren Rekruten!

Günther stieß einen Schrei des Entsetzens aus und stürzte wie zerschmettert zu des Kaisers Füßen nieder. Gnade, ächzte er leise, Gnade!

Keine Gnade, sondern Gerechtigkeit für Alle! rief der Kaiser hart! Er winkte mit der Hand nach den Soldaten hin. Führt ihn fort und bewacht ihn gut, daß er Euch nicht entwischen kann, sagte er. Ich übergebe ihn Dir, Unteroffizier, gieb ihm seine Montirung und mach' aus dem Rekruten einen Soldaten. Fort!

Günther sträubte sich nicht, als die Soldaten zu ihm herantraten, und ihn aufhoben; er war betäubt, gelähmt, ohne Bewußtsein und Kraft, er ließ es willenlos geschehen, daß die Soldaten ihn am Arm ergriffen und ihn fortführten.

Die Thüren schlossen sich hinter ihm. Der Kaiser blieb allein mit seinen drei Secretairen. Eine bange, fürchterliche Pause trat ein, während welcher man draußen den verhallenden Schritt der Soldaten vernahm. Dann sagte der Kaiser mit kalter, harter Stimme: Er war

ein Verräther, ein Meineidiger, welcher seinen Schwur gebrochen und ein Geheimniß des Staats für Geld verrathen und verkauft hat. So wie ihm wird es Jedem ergehen, der seinen Eid bricht und zum Verräther wird. Nehmen Sie Alle sich ein Beispiel an dem Schicksal dieses ehrvergessenen, treulosen Beamten!

Er grüßte die Sekretaire mit einer leichten Handbewegung und durchschritt das Gemach, um in sein Cabinet zurückzukehren. Hier angelangt, schloß er die Thür hinter sich ab, und da er jetzt allein war, überließ er sich den schmerzvollen, bittern Gefühlen, die seine Seele bestürmten und Thränen in seine Augen trieben.

Ich konnte, ich durfte nicht anders handeln, murmelte er leise. Ich mußte, weil ich ihn liebte, auch ihn als gerechter Richter die Schwere des Gesetzes fühlen lassen. Was würden meine Feinde nicht geschrieen haben, wenn ich, der den Grafen Podstadzky und den Obrist Szekuly nicht begnadigt habe, wenn ich jetzt diesen Verbrecher begnadigt hätte, weil er meinem Herzen nahe gestanden, mein vertrauter Diener gewesen und meines Kammerdieners Bruder ist? Würde man da nicht gehöhnt und gesagt haben, daß die Camarilla jetzt wieder herrsche, wie in früheren Tagen, und daß die Gerechtigkeit nur Diejenigen treffe, welche der Kaiser nicht liebt? Nein, nein, ich durfte ihn nicht begnadigen. Ihm mußte seine Strafe werden. Ach, aber es thut mir weh, strafen zu müssen, und es wäre so viel leichter und bequemer, begnadigen zu dürfen. Aber die Gnade gehört Gott allein. Ich bin dazu da, Gerechtigkeit zu üben ohne Ansehen der Person.

Eine Stunde später marschirte das dritte Infanterie-Regiment aus Wien ab, um sich nach Szegedin, seiner neuen Garnison, zu begeben. Einige Wagen folgten dem Regiment, in welchen sich die Bagage befand, und die kranken und schwachen Soldaten, welche man den Strapazen dieses beschwerlichen Marsches nicht unterwerfen wollte. Auf dem letzten dieser Wagen lag ein armer bleicher Mensch, ein junger Recrut, der eben erst in das Regiment eingetreten war. Seine weitgeöffneten Augen starrten zum Himmel, seine Lippen bebten im wilden Fieber, der Athem ging keuchend aus seiner Brust hervor. Einmal schien er aus seinen Fieberträumen zu erwachen, denn er richtete sich empor und fragte leise:

„Wo bin ich?“ Niemand gab ihm Antwort, aber er gab sie sich selbst, und indem er mit einem Ausdruck trostlosen Schmerzes und tiefer Klage seine Augen gen Himmel richtete, flüsterten seine Lippen leise: Rahel, meine arme Rahel!

Am Abend dieses Tages verließ der Baron Eskeles Flies zu Fuß und ohne Begleitung sein Hotel, und hastig durch die Straßen dahinschreitend, trat er in ein Haus ein, in welchem er eine Treppe hinaufschritt, und dann an der nächsten Klingel heftig schellte.

Ein reich gallonirter Livréebedienter öffnete ihm. Ist der Herr Geheim-Secretair Warkenhold daheim? fragte der Banquier rasch.

Der Diener sagte, daß er es nicht genau wisse, daß er nachsehen wollte; aber Eskeles Flies drängte ihn mit einer stolzen Handbewegung zurück und trat in den Corridor.

Ich sehe es an Ihrem Gesicht, daß Ihr Herr zu Hause ist, sagte er, Sie haben auch nicht nöthig, mich anzumelden, der reiche Baron Eskeles Flies ist überall willkommen. Gehen Sie nur voran und zeigen Sie mir den Weg.

Der Diener gehorchte und führte den Baron durch eine Reihe Gemächer, deren glänzende Einrichtung Herr Eskeles mit einem halb spöttischen, halb verächtlichen Blick betrachtete.

Jetzt gehen Sie nur, sagte er dann, als sie jetzt vor einer niederhangenden Portière standen. Da drinnen ist Ihr Herr, ich werde mich selbst anmelden!

Er schlug die Portière zurück, und klopfte hastig an die dahinter befindliche Thür. Auf das laute Herein öffnete er die Thür und trat ein.

Eskeles Flies! rief der Herr, welcher da drüben auf dem Sopha saß, und welcher Niemand anders war, als der Geheim-Sekretair des Kaisers, der heute Morgen mit so viel Entsetzen dem Strafgericht des Kaisers beigewohnt hatte. Eskeles Flies! rief er noch einmal, indem er hastig vom Sopha aufsprang und dem Banquier entgegeneilte.

Ja, der Baron Eskeles Flies! sagte der Banquier betonend, Sie wissen doch, daß mich der Kaiser zum Baron ernannt hat?

Aber mein Gott, weshalb kommen Sie hierher? fragte der Sekretair

Warkenhold entsetzt. Wenn Sie Jemand hat eintreten sehen, bin ich in höchster Gefahr, daß Alles entdeckt wird.

Niemand hat mich eintreten sehen, sagte der Banquier, indem er sich unaufgefordert mit größter Behaglichkeit in einen Lehnstuhl setzte. Ich bin zu Fuß gekommen und ohne Diener. Uebrigens, mein lieber Herr Warkenhold, wird Niemand dadurch gefährdet, wenn ich ihm die Ehre meines Besuches erzeige.

Nur in dieser Stunde, nur heute ist es für mich gefährlich, sagte Warkenhold angstvoll.

Dann hätten Sie mir zuvorkommen, hätten sich Ihr Geld abholen sollen, rief Herr Eskeles lachend. Sie waren ja so in Noth um Geld, hatten Alles im Spiel verloren, und wagten nicht, es dem Kaiser und Ihrer Frau zu gestehen. Ich gab Ihnen Gelegenheit, Geld zu verdienen, und jetzt kommen Sie nicht einmal zu mir, um es abzuholen. Ich aber liebe es nicht, Schulden zu haben, und deshalb bringe ich Ihnen Ihr Geld. Hier ist es! Eine Anweisung auf tausend Dukaten!

Still, um Gotteswillen, nennen Sie die Summe nicht so laut, flüsterte Warkenhold angstvoll. Und was soll ich mit einer Anweisung? Ich wage es nicht, sie einzulösen, denn das könnte mich verrathen, der Kaiser könnte es erfahren, mein Gott, Sie wissen es ja, daß er seine Sekretaire Nacht und Tag umgiebt mit Spionen und Aufpassern. Wenn die ihm hinterbringen, daß ich in Ihr Comtoir gegangen bin, daß ich da tausend Dukaten erhoben habe, so wird er mißtrauisch werden, wird nachforschen, wofür ich sie erhalten habe.

Wird aber vergeblich nachforschen, unterbrach ihn der Banquier lachend. Wer sollte es dem Kaiser verrathen, da Niemand es weiß außer uns Beiden. Haben wir das Geschäft nicht ganz allein gemacht? Wer solls also dem Kaiser verrathen, daß Sie ein so geschickter Künstler sind, der die Handschrift Günthers so genau nachzuahmen versteht, daß der Günther selber hätte schwören müssen, er selbst habe jene beiden Briefe geschrieben. Und wer kann es ihm denn anzeigen, daß Sie ganz zufällig in der Kanzlei waren, als der Kaiser dem Günther jenes Rescript an die Generalstaaten dictirte, und mit ihm die ganze Angelegenheit besprach? Wer hat's denn gesehen, daß die Thür zum Ca=

binet offen stand, und daß Sie hinter der Thür standen und horchten, und Alles niederschrieben, was der Kaiser sprach, um, aus herzlicher Liebe für mich, mir dies Staatsgeheimniß zu hinterbringen!

Jesus Maria, müssen Sie denn Alles wiederholen, was ich gethan habe? rief der Sekretair. Ist's nicht genug, daß mein Gewissen mich plagt und peinigt, Nacht und Tag, daß ich nimmer und nimmer diesen Blick vergessen kann, mit welchem der arme trostlose Günther zusammenbrach? O, es war ein Weltgericht, das da über mich hindonnerte, ich glaubte es nicht überleben zu können, ja, ich hoffte fast, ich würde wahnsinnig werden, damit ich kein Bewußtsein mehr hätte für diese Scene des Schreckens.

Es war also recht fürchterlich und grausam? fragte der Banquier mit einem höhnischen Lachen. Donnerte er recht, der gute Kaiser, und zerschmetterten seine Wuthblitze den guten unschuldigen Günther, der den Kelch austrinken mußte, den wir Beide ihm eingeschenkt hatten? O, erzählen Sie mir das recht genau, hören Sie, recht genau.

Warkenhold erfüllte seinen Wunsch. Mit beredten Farben, noch in sich selber erschauernd, schilderte er ihm die fürchterliche Scene dieses Morgens, von dem Moment an, wo der Kaiser eingetreten, wie er dann Günther jenes Rescript an den Cardinal Migazzi dictirt, und dann, als Günther bei Rahels Namen laut aufgeschrieen, ihn mit einer so tiefbewegten Stimme gefragt habe, ob er von Eskeles Flies tausend Dukaten erhalten habe.

Und er mußte Ja sagen, unterbrach der Banquier den Erzähler mit triumphirendem Lachen. Der Günther ist ein Ritter der Wahrheit, und er mußte also Ja sagen, denn ich hatte es vorher berechnet, daß der Kaiser ihn so fragen würde, und war also der Antwort zuvorgekommen, hatte gerade gestern tausend Dukaten hingeschickt, als das Erbtheil ihrer Mutter. O, ich bin mit mir zufrieden, ich habe meine Berechnungen gut gemacht. Erzählen Sie weiter, und recht genau, recht umständlich.

Warkenhold erzählte weiter; Eskeles hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit, mit freudestrahlendem Angesicht zu, und als Jener schwieg, sagte er lebhaft mit dem Kopfe nickend: Sie sind ein wahres Genie. Sie wissen nicht allein Handschriften nachzumachen und an den Thüren

zu horchen, sondern Sie verstehen auch zu erzählen wie Homer. Niemals habe ich mich im Theater so gut amüsirt, als jetzt bei Ihrer Erzählung, die Sie vorgetragen haben, wie eine große dramatische Scene. Sie sind wirklich ein ausgezeichneter Mensch, einer der amüsantesten Christen, die ich je kennen gelernt habe, und Ihnen allein verdanke ich, daß Alles mir so wohl gelungen ist! Kein Judas hätte den Verrath pfiffiger anstellen können, oder vielmehr, Sie sind noch talentvoller als Judas, denn Sie sind nicht ein solcher Narr, nachher sich aufzuhängen in weichmüthiger Reuezerknirschung. Ihr Christen versteht Euch gut auf den Verrath, und wenn Ihr Geld verdient, gilt's Euch ganz gleich, ob der, den Ihr verrathet, auch ein Christ ist, wie Ihr. Wir Juden denken anders. Kein Jude verräth den Juden. Der Judas war auch kein Jude, wir weisen ihn zurück aus unserer Gemeinschaft. Er war ja ein Anhänger und Jünger von Christus, und also war er auch ein Christ, und hat auch gleich gehandelt wie ein rechter Christ; hat schlecht berechnet, hat nicht die Wirkung nach der Ursache calculirt, sondern vor der Wirkung seiner Thaten ist er feige zurückgeschaudert und hat sich in den Tod geflüchtet. Sie werden kein solcher Narr sein, und darum sag' ich eben, daß Sie talentvoller sind in Ihrem Fach, als es der Judas war. Und als besondere Anerkennung Ihres großen Talents will ich noch funfzig Dukaten zulegen zu den tausend, die wir für dies Geschäft bestimmt hatten, als ein kleines Nadelgeld für Ihre Geliebte!

Er zog seine Börse heraus und zählte langsam funfzig Dukaten auf den Tisch hin.

Ich danke Ihnen, murmelte Warkenhold leise. Ich muß das Geld wohl nehmen, denn ich bin in äußerster Verlegenheit. Aber ich gäb' meine rechte Hand darum, wenn ich dieses Verbrechen nicht hätte nöthig gehabt, um mich selber zu erretten!

Die rechte Hand? Wär's nicht an der linken genug, da Sie die rechte Hand doch so nothwendig zum Schreiben gebrauchen? fragte Herr Eskeles Flies lachend. Lassen Sie doch die Redensarten, mein Herr, und drapiren Sie sich nicht vor mir mit der römischen Toga der Redlichkeit und Herzensreinheit. Ich weiß doch, was ich von Ihnen

zu halten habe. Unser Geschäft, denke ich, ist jetzt zu Ende. Sie haben keine weitern Forderungen an mich?

Nein, ich habe keine weitern Forderungen.

Gut, sagte Herr Eskeles Flies, indem er aufstand und seinen Hut aufsetzte. Wir haben also nichts mehr mit einander zu schaffen, und da ich Ihnen gestehen muß, daß ich eine Antipathie gegen Verräther habe, und den Schlangen gern aus dem Wege gehe, so möchte ich nicht, daß sich unsere Wege jemals berührten. Ich hatte ein heiliges Werk der Rache zu vollführen, Sie waren dabei nur mein Werkzeug, weiter nichts. Wenn man sein Werk vollendet hat, so ist das Werkzeug nichts nütze und stumpf, und man schmeißt es weg und zerbricht es. So schmeiß ich auch Sie jetzt weit von mir, Sie mein elendes, verächtliches Werkzeug, und verbiete Ihnen, sich jemals finden zu lassen auf meinem Wege, jemals mich zu grüßen, oder die Schwelle meines Hauses zu überschreiten! Hätte einer von uns gethan, was Sie gethan haben, so würden die stolzen Christen geschrieen haben: „Er hat gehandelt wie ein echter Jude." Ich aber sage jetzt von Ihnen auch so: Sie haben gehandelt wie ein echter Christ, ich habe Sie redlich bezahlt, wie es einem ehrlichen Juden geziemt, unser Geschäft ist zu Ende! Wir kennen einander nicht mehr! Adieu!

Und ohne Warkenhold eines Grußes oder eines Blickes zu würdigen, schritt der Banquier an ihm vorüber und verließ das Gemach.

VII.

Die Deputation der Ungarn.

Im großen Audienzsaal der Kaiserburg sollte sich heute etwas Wichtiges begeben. Die ersten und vornehmsten ungarischen Magnaten waren nach Wien gekommen, um von dem Kaiser eine Audienz zu begehren, nicht als Cavaliere, welche dem Fürsten ihre Aufwartung machen wollen, sondern ls eine Deputation des Königreichs, welches

sich ihrer Lippen bediente, um dem Kaiser seine Noth zu klagen und Abhülfe zu begehren.

Seit einem Jahre schon, seit die neuen Verordnungen und Gesetze erschienen waren, hatten die ungarischen Magnaten sich stolz zurückgezogen und es vermieden, die Burg zu betreten; heute aber, da das Vaterland ihrer begehrte, heute waren sie gekommen in feierlichem Zuge, in ihren reichsten Galagewändern, um von dem Kaiser im Namen des Königreichs eine Audienz zu erbitten.

Joseph hatte ihnen dieselbe bereitwillig zugesagt und die Magnaten erwarteten jetzt im großen Audienzsaal das Kommen des Kaisers.

Mit düsteren Mienen, mit gefurchten Stirnen standen sie schweigend in langen Reihen da, die funkelnden Augen mit trotzigem Ausdruck nach der Thür gewandt, durch welche der Kaiser eintreten mußte.

Endlich öffnete sich die Thür, und Joseph trat ein, nicht im Prunk des Kaisers, begleitet von einem glänzenden Gefolge, sondern in einfacher Uniform, ganz allein und ohne alles Ceremoniell. Mit offenem Blick und einem sanften Lächeln grüßte er die Edelleute, die sich tief vor ihm neigten, und dann in ernster Haltung mit düstern Blicken erwarteten, daß der Kaiser sie anredete.

Joseph ließ seine Blicke langsam an der langen Reihe der Magnaten heruntergleiten.

Eine stattliche Deputation, welche mir Ungarn da hersendet, sagte er dann mit einem sanften Lächeln. Es kennt, wie es scheint, seine Söhne sehr gut, denn es hat mir da lauter angesehene Namen und Geschlechter gesandt, als wollte es mit Ihnen allen seine große und schöne Geschichte repräsentiren. Da ist zum Beispiel Graf Palfy, der Sohn jenes treuen Grafen Palfy, den die Kaiserin, meine Mutter, so gern ihren Ritter und auch ihren Vater nannte, da ist der Graf Batthiany, der Sohn meines einstigen Lehrers. Ich freue mich, Sie Alle begrüßen zu können, und hoffe, daß Sie kommen, um als gute und getreue Unterthanen Ihren Kaiser zu begrüßen!

Er sah sie mit einem freundlichen, warmen Blick an, aber dieser Blick begegnete überall nur finstern Mienen und drohenden Stirnen.

Wir sind gekommen als Abgeordnete des Königreichs Ungarn, um

Sr. Majestät unsere Beschwerde vorzutragen, sagte nach einer langen Pause der Graf Palfy, indem er aus der Reihe der anderen Herren hervortrat und sich dem Kaiser gegenüberstellte.

Haben Sie den Grafen zu Ihrem Sprecher ernannt? fragte der Kaiser die Edelleute, und als sie mit einem ernsten, einstimmigen Ja antworteten, fuhr er fort: nun, so sprechen Sie! Ich will Ihre Beschwerden anhören und Ihnen Antwort geben.

Wir kommen zu Ew. Majestät, sagte Graf Palfy ernst, um Ew. Majestät daran zu gemahnen, daß Sie uns beim Anfang Ihrer Regierung im November 1780 eine von Ew. Majestät eigenhändig unterschriebene Erklärung haben zugehen lassen, daß Ew. kaiserliche Majestät unsere Rechte und Freiheiten uns heilig und unverletzt erhalten, und uns dieselben auf keine Weise entziehen wollten. Ungeachtet nun die Stände des Reichs sich durch Ihr königliches Wort vollkommen gesichert glaubten, so müssen sie doch mit Betrübniß ersehen, daß seit der Zeit Vieles vorgefallen, was unsern klaren Gesetzen ganz entgegen ist. Wir nähern uns daher Ew. Majestät höchstem Thron, um über die uns bisher zugefügten Kränkungen uns empfindlich zu beklagen, in der Hoffnung, daß Sie unsere gerechten Klagen gegen Ihre geheiligte königliche Würde nicht freventlich finden werden.*)

Und wenn ich sie dennoch freventlich finde? rief der Kaiser lebhaft. Wenn ich, im vollen Gefühl, daß ich für Ungarn, wie für alle Provinzen meines Landes, die väterliche Fürsorge hege, und nur sein Wohl und Bestes will, Euch zurückweise mit Eurem Stolz und Uebermuth?

Wenn Ew. Majestät uns heute zurückweisen, sagte Graf Palfy fest, so werden wir morgen wiederkehren, und übermorgen und alle Tage, denn wir haben den ungarischen Ständen geschworen, daß wir unsere Klagen vor Ew. Majestät Ohren bringen wollen, und wir müssen unsern Schwur halten.

Ich indeß kenne Eure Klagen, bevor Ihr sie aussprecht, rief der Kaiser glühend, und damit Ihr seht, daß ich wohlbewandert in Eurer

---

*) Die eigenen Worte der Ungarn in der Beschwerdeschrift der ungarischen Stände. Siehe Hübner II. S. 265.

Geschichte und mit Euren Anforderungen bin, will ich selbst Euch sagen, was Ihr wollt, und mich zum Sprecher machen für Eure Klagen! Zuerst wollt Ihr Euch beschweren, daß ich noch immer nicht nach Ungarn gekommen bin zur Krönung und zur Eidesleistung? Ist's nicht so?

Es ist so, Sire, aber dieser Beschwerde wollen wir die Frage hinzufügen, ob es wahr ist, daß Ew. Majestät heimlich, ohne Anfrage bei den Ständen, die ungarische Krone, die Krone des heiligen Stephan, haben aus dem Schloß von Ofen entführen und hierher nach Wien bringen lassen?

Es ist wahr, ich habe es gethan, rief Joseph, ich habe die Krone hierher zu mir bringen lassen, zu mir, dem sie gehört, aber ich werde sie zurückführen lassen nach Ofen, sobald das für sie bestimmte Gebäude vollendet sein wird.

Das ist wider die Gesetze unseres Landes, rief Graf Palfy, wider die ungarische Reichsverfassung! Sagt, Ihr Magnaten, ist es nicht so?

Ja, es ist so! riefen sie Alle; es ist wider die Reichsverfassung!

Ich habe diese Verfassung nicht beschworen, und ich sehe, daß ich Recht daran gethan, sagte der Kaiser ruhig. Es muß erst Vieles noch geändert und gebessert werden in Ungarn, bevor ich kommen werde, Euch als König meinen Eid zu leisten. Ihr wollt nur die Freiheit für Euch, Ihr wollt nicht blos den Bauer, sondern auch Euren König zu Eurem Leibeigenen machen, ein Werkzeug soll er sein in den Händen der Herren Magnaten, ihm wollt Ihr die Hände binden, daß er das Scepter nicht zu führen vermag, damit Ihr ihm helfen, mit ihm und für ihn regieren müßt. Ich aber sage Euch, ich will nicht einer aristokratischen Republik vorangehen als Puppe des Königthums, sondern ich will ein wirklicher König und Herr sein in allen meinen Landen und Provinzen. Ungarn ist kein Land für sich, sondern es ist ein Theil, eine Provinz meines Reiches. Ich werde mich also in Ungarn ebensowenig krönen lassen, wie ich es in Tyrol, in Böhmen, in Galizien, in Belgien oder in der Lombardei gethan. Alle diese einstigen Kronen sind untergegangen und verschmolzen in der Einen Krone des Kaisers von Oesterreich, und es ist daher gut und billig, daß, wenn es Eurem Kaiser also behagt, er die Kronen, welche ihm gehören, aufbewahrt in

seiner Schatzkammer zu Wien. Da das Gute nur Eins sein kann, nämlich jenes, so die größte Zahl betrifft, und da alle Provinzen der Monarchie nur ein Ganzes ausmachen, so müssen vor allen Dingen Vorurtheile und Eifersucht, welche bis jetzt zwischen den verschiedenen Nationen und Provinzen meines Reiches geherrscht haben, zum Schweigen gebracht werden, und die Sonderinteressen müssen verstummen, damit das allgemeine Interesse befördert werde.*) Dies ist, was ich Euch über Eure Krone und die Krönung zu sagen habe im Allgemeinen, aber im Einzelnen sage ich Euch noch, daß ich dennoch gewillt bin, dereinst Eure Bitte zu erfüllen, daß ich mich krönen lassen will, aber nur erst dann, wenn alle die Pläne erfüllt sind, welche ich für Ungarn hege, und wenn ich in Ungarn, wie in allen meinen Landen, nicht ein Scheinfürst, sondern ein wirklicher Herrscher sein werde. Und nun, Herr Kanzler von Ungarn, Graf Palfy, nun gebe ich Euch das Wort, sagt mir Eure zweite Beschwerde, ich will Euch nachher Eure dritte nennen.

Unsere zweite Beschwerde ist, daß der ungarischen Nation zur Schmach, mit Hintenansetzung der lateinischen und der Landessprache, das Deutsche bei der bürgerlichen Administration der ungarischen Sachen eingeführt worden. Dies ist der uralten Reichsverfassung und Observanz schnurstracks zuwider, schadet dem Gang des Rechts und der guten Ordnung. Wegen Nichtkenntniß der deutschen Sprache, die doch zur Sache selbst nichts beiträgt, werden hier und dort die rechtschaffensten und verständigsten Männer von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, Andere aber, die mit ihnen gar nicht zu vergleichen sind, erhalten diese Stellen, nur weil sie Deutsch verstehen.**)

Hier erwiedere ich Euch nur dies: Die deutsche Sprache ist Universalsprache meines Reichs! Warum sollte ich die Gesetze und die öffentlichen Geschäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalsprache derselben traktiren lassen? Ich bin Kaiser des deutschen Reichs; demzufolge sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Briefe Joseph II.

**) Die eigenen Worte der ungarischen Stände. Hübner II. S. 266.

dem ganzen Staat in Verbindung Einen Körper bilden, wovon Ich das Haupt bin. Wäre das Königreich Ungarn die wichtigste und erste meiner Besitzungen, so würde ich die Sprache desselben zur Hauptsprache meiner Länder machen, so aber verhält es sich anders, und die Hauptsprache aller meiner Länder ist und soll die deutsche sein.*) — Ihre dritte Beschwerde will ich Ihnen jetzt nennen, es ist die, daß ich Eure Güter habe conscribiren und verzeichnen lassen, und daß ich Euch auferlegt habe, im Widerspruch zu Eurer alten Verfassung, die dem ungarischen Adel Steuerfreiheit zuerkennt, Steuern zu zahlen, so gut wie der Bauer und der Bürger. Ich habe dies mit gutem Bedacht gethan, und ich werde dieses Gesetz der Steuerordnung aufrecht erhalten. Die Vorrechte und Freiheiten einer Adelschaft bestehen in allen Ländern und Republiken der Welt nicht darin, daß sie zu den öffentlichen Lasten nichts beitragen, vielmehr ist ihre Belegung, wie zum Beispiel in England und Holland, stärker als irgendwo, sondern sie bestehen einzig darin, sich selbst die für den Staat und das Allgemeine erforderlichen Lasten aufzuerlegen, und durch ihre Verwilligung mit Erhöhung und Vermehrung der Auflagen vorzugehen. Die Freiheit der Personen ist wohl zu unterscheiden von jener der Besitzungen, in deren Rücksicht die Eigenthümer nicht den Edelmann, sondern blos den Feldbauer, den Hauer oder den Viehmäster, und in Städten blos den Bürger und Consumenten, auf der Straße und Ueberfahrt blos den Reisenden und den Uebersetzer vorstellen; in diesen Fällen allen müssen sie zur Erhaltung der allein das System nutzbar machenden freien Concurrenz, nach der Größe ihrer Besitzungen mit allen andern Bürgern und Einwohnern gleich sein.**) Ein Jeder muß das Seine beitragen zum Wohl des Ganzen, der Edelmann sowohl wie der Bürger, der Bauer wie der Kaiser. Ich kann also dieses Gesetz der neuen Steuerordnung nicht zurücknehmen.

Aber, Sire, rief der Graf Palfy, es verträgt sich nicht mit unserer Reichs-Constitution, mit unserer Verfassung!

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Briefe Joseph II. S. 76.

**) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Briefe Joseph II. S. 95.

Hat Ungarn eine Verfassung? rief der Kaiser heftig. Ein tumultuarischer Reichstag, die Exemtion des Adels von allen Geldleistungen, die Leibeigenschaft in ihrer rohesten Gestalt von drei Fünftheilen der Nation, ist das eine Verfassung?

Es ist die Verfassung Ungarns, und Ew. Majestät haben uns die feierliche Versprechung gegeben, uns unsere Rechte und Privilegien zu erhalten, und die ganze Reichs-Constitution unverletzt zu bewahren; aber auch ohne besondere Versicherungen hängt die Verpflichtung der unverletzten Erhaltung der National-Freiheiten mit dem ganzen Successions-Rechte des österreichischen Hauses unzertrennbar und bedingungsweise zusammen.*)

Sie wagen es, mir zu drohen? rief der Kaiser mit zornflammenden Augen.

Nein, Sire, wir wagen es nur, unserm Schmerz Worte zu geben, und wir fühlen uns verpflichtet, einem wahrheitsliebenden Monarchen die Wahrheit rein und lauter zu sagen. Wir haben schon unter Ew. Majestät Vorfahren und Voreltern einiges leiden müssen, was sich mit unserer Constitution und unsern Gesetzen nicht wohl vertrug. Aber unsere Fundamental-Gesetze mindestens waren bis zum Tode Maria Theresia's unangegriffen, denn obwohl Maria Theresia in den letzten Jahren ihrer Regierung den ungarischen Landtag nicht hatte zusammentreten lassen, so hat sie doch sonst stets unsere Privilegien heilig gehalten. Sie hat sich krönen lassen, sie hat den Eid geschworen. Auch Carl der Sechste, auch Joseph der Erste haben das gethan. Es verträgt sich sehr wohl, wie auch die Verfassung anderer Reiche zeigt, — Erbrecht und Nationalfreiheiten.**)

Aber in Ungarn giebt es keine Nationalfreiheiten, sondern nur Edelmannsfreiheiten, keine Nation, sondern nur Herren und Sclaven, und das gerade ist es, was ich ändern und abschaffen will. Ihr sprecht von Freiheiten! Die Freiheit verträgt sich nirgends mit der

*) Die eigenen Worte der ungarischen Stände in ihrer Beschwerde an den Kaiser. Hübner II. S. 263.

**) Die eigenen Worte der Stände.

Sclaverei, und Ihr wollt die Freiheit nur für den Edelmann, die Sclaverei für das Volk!

Und meinen Ew. Majestät wirklich, daß die allgemeine Freiheit gefördert werde durch die Conscription?

Ah, da kommt der vierte Beschwerdepunkt, rief der Kaiser. Ja, die Conscription, das ist Euch ein Dorn im Auge, denn diese legt auch dem Adel Pflichten auf, und macht den Edelmann zum Bürger und Sohn seines Landes. Sie giebt ihm das Schwert in die Hand, und fordert ihn auf zum Dienst des Vaterlandes, nicht weil er ein Edelmann, sondern weil er ein Mann ist, und weil das Vaterland Rechte auf ihn hat!

Wir haben dem Vaterland niemals unsern Arm und unsere Hülfe versagt, rief Graf Palfy, wir haben es mit unserm Blut und Leben gegen alle unsere Feinde vertheidigt, und Niemand hat es bis hierher wagen dürfen, seine Rechte, seine Freiheiten anzugreifen, denn wir waren da, sie zu vertheidigen. Aber wir haben freiwillig, aus innerstem Drang unsers Herzens, für unser Vaterland gekämpft, nicht gezwungen und auf Commando. Wir, und auch das ganze Volk von Ungarn, glauben nicht an die Glückseligkeit eines conscribirten Volkes. Wir Alle wissen gar wohl, welche Wirkungen die Conscription in den benachbarten schlesischen, böhmischen und mährischen Landen hervorbringt. Unser ganzes Volk fühlt daher mit uns einen Abscheu vor der Conscription. Unser Volk kennt auch die Freiheiten unsers ganzen Reiches, daß Niemand wider seinen Willen zu Kriegsdiensten gezwungen werden kann, und dies ist den Gemüthern so fest eingedrückt, daß nichts es davon abzubringen und zum Gegentheil zu überreden vermag. Wenn Reichsstände und Gutsherren mit ihren Unterthanen auf gleiche Weise conscribirt werden sollen, so würde dieser den Vorrechten unsers Adels angethane Schimpf jedes adelige und empfindliche Herz mit Recht verwunden. Und wenn wir alle Beweggründe und Folgen der Conscription genau untersuchen und erwägen, so bleibt uns nur die Schlußfolgerung: daß auch wir, die wir in süßester Freiheit geboren wurden, in den traurigsten Zustand der Sclaverei gebracht, und auf dem Fuß der übrigen deutschen Pro-

vinzen regiert werden sollen. Aber ehe wir uns diesem unterwerfen, opfern wir lieber in unterthäniger Treue Blut und Leben auf, und wollen lieber in süßer Freiheit sterben, als in verworfener Sclaverei leben!*)

Und ich, rief Joseph mit tiefer Zornesröthe auf den Wangen, ich sage Euch Allen, Ihr werdet leben, wie ich, Euer König und Euer Herr, Euch befehle zu leben!

Ein drohendes Gemurmel durchlief die Reihen der Edelleute; mit flammenden Wuthblicken schauten sie hinüber auf den Kaiser, der, Er allein gegen so Viele, dennoch in ungebeugter Herrscherwürde ihnen gegenüber stand.

Ah, rief der Kaiser mit einem verächtlichen Lachen, die Herren dünken sich hier auf dem polnischen Reichstag und vermeinen, das Brummen ihres Veto's genüge, um die Befehle und den Willen ihres Königs zu annulliren! Der König von Polen ist schmachvoll zu Grunde gegangen an diesem Veto seiner murrenden Edelleute. Ich aber will nicht zu Grunde gehen, und deshalb will ich kein Veto hören, und weder Euer Brummen noch auch Euer Beifall wird Einfluß haben auf meinen Willen und auf meine Entschließungen! Mein Wille ist es, Ungarn mächtig, stark und groß zu machen, nicht durch seine Edelleute, sondern durch sein ganzes gemeinsames Volk! Deshalb habe ich das barbarische Feudalsystem abgeschafft, weil es die Aufklärung und die Entwickelung des Landes hemmt. Deshalb habe ich die Reichsstellen und die Statthaltereien in den Mittelpunkt des Landes gelegt, deshalb habe ich eine neue Gerichtsordnung und die Conscription eingeführt, deshalb auch die allgemeine neue Steuerordnung, welche gleich der Conscription den Edelmann dem Bürger und Bauern gleichstellt, und die Vorrechte und Privilegien des Einzelnen zu Gunsten des Ganzen aufhebt, deshalb endlich will ich Ungarn den deutschen Staaten näher bringen, damit es annehme von deutscher Sitte und Cultur, damit es sein Barbarenthum ablege und eintrete in die Reihe der gebildeten Völker. Aber Ihr, Ihr Edelleute, Ihr wollt mich daran hindern! Da giebt es Privilegien, Frei-

*) Die eigenen Worte der Stände.

heiten und Nationalverfassung, welche durch das neueingeführte Gute verletzt oder umgestoßen werden. Da zieht Ihr alte Pergamente hervor, auf denen seit dreihundert Jahren geschrieben steht, daß das Königreich Ungarn von seiner Barbarei kein Haarbreit abweichen, daß dieses mächtige und große Volk auf ewige Zeiten aller Verbesserung, alles höhern Wohlstandes unfähig und unzugänglich sein solle. Die Briten würden ihre Charta Magna, wenn sie ihnen auf diese Art geflucht hätte, längst zerrissen und ihre Stücke in die Themse geworfen haben. Aber der Ungar schützt das Alterthum und die Gesetzmäßigkeit seiner Mißbräuche vor und will hinter diesem Schilde aller Verbesserung und aller Cultur Trotz bieten. Ich aber sage: hinweg mit diesem verrosteten Schilde mittelalterlichen Barbarenthums! Ein neues Jahrhundert ist angebrochen, ein neues Licht ist aufgegangen für Alle, und nicht blos die Privilegirten und adlig Gebornen sollen es sehen, sondern auch die, welche Ihr bisher ausgestoßen hattet von aller Glückseligkeit und aller Menschenwürde, die Ihr zu Sclaven gemacht hattet, damit Ihr desto mehr die Herren sein könntet. Dieses Licht, das heißt die Cultur, welche die Geister erleuchtet und auch den Niedriggeborenen erhebt zur Würde des freien Menschenthums. Die Cultur will ich dem Ungarvolke bringen, und wenn sie sich nicht verträgt mit Euren alten Privilegien, und dem, was Ihr Eure Reichsconstitution nennt, so wird die Cultur diese bei Seite schieben, und wenn es sein muß, auch zerreißen, damit sie ihren freien und siegreichen Einzug halten kann in das Land, das bis jetzt nur von Edelleuten und Leibeigenen bewohnt ward, in welchem es aber in der Zukunft ein freies, glückliches und seinem König und Herrn gehorsames Volk geben soll! Dies ist meine alleinige und unabänderliche Antwort auf alle Eure Beschwerden! Kehrt heim, Ihr Magyaren, und bringt sie den Ständen, Gespannschaften und Edelleuten, welche Euch hergesandt; mein Wille ist unabänderlich, und alle die neuen Gesetze und Verordnungen, welche ich gegeben, bleiben in voller Gültigkeit, nichts soll und darf an ihnen verändert und gedeutelt werden, denn niemals nehme ich zurück und widerrufe, was ich nach reiflicher Ueberlegung und nach bester Einsicht beschlossen

und befohlen habe! Ich bin jetzt König in Ungarn, nicht mehr die Magyaren, ich bin es, der die Gesetze giebt, ich bin Eure Reichsconstitution, und mir seid Ihr Gehorsam und Unterwerfung schuldig. Kehrt heim und sagt den Magyaren: Der Kaiser hat seine Gesetze gegeben, daß sie gehalten werden, an Euch ist es, ihnen zu gehorchen!

Er wandte ihnen mit einem leichten Kopfneigen den Rücken, und ehe noch die Edelleute Zeit gehabt, sich von ihrem Erstaunen und ihrem Zorn zu einer Antwort zu sammeln, war der Kaiser schon durch die Seitenthür verschwunden.

Die Magyaren schauten einander an mit flammenden Blicken und drohenden Gebärden.

Er widerruft nie! sagte Graf Palfy nach einer langen Pause. Habt Ihr's gehört, Magyaren, der Kaiser widerruft nie, und wenn unsere Constitution seinen Neuerungen im Wege steht, so wird er sie bei Seite drängen, und wenn es sein muß, zerreißen. Werden wir das dulden, Magyaren?

Wir werden das nicht dulden! riefen sie Alle mit begeistertem Ton. Wer unsere Constitution antastet, der greift uns selber an, und wer uns angreift, gegen den vertheidigen wir uns, so lange noch ein Athemzug in uns ist!

So sei es! sagte Palfy ernst und feierlich. Der Kaiser hat uns den Fehdehandschuh hingeworfen, wir nehmen ihn auf und sind bereit zum Kampf. Wir werden ja sehen, wer der Sieger bleibt, er oder wir. Einst in ihrer höchsten Noth rettete sich die Königin Maria Theresia zu uns. Mit ihrem kleinen Sohn Joseph auf dem Arm trat sie ein in unsere Reichs-Versammlung, und bat uns um Hülfe und Beistand. Damals riefen die Magyaren in edler Begeisterung: moriamur pro rege nostro Maria Theresia! — Damals wäre Oesterreich verloren gewesen ohne Ungarn, heue aber soll Ungarn verloren gehen durch Oesterreich, und heute rufen wir: moriamur pro rege nostro Constitutione!

Moriamur pro rege nostro Constitutione! riefen Alle, glühend vor Begeisterung, die Rechte zum Himmel emporgehoben.

Und jetzt, Ihr Magyaren, sagte Graf Palfy, jetzt laßt uns still

von hinnen gehen, und den Handschuh, welchen der Kaiser uns hingeworfen, unsern Freunden zeigen. Nicht hier, sondern in Ungarn muß dieser Kampf ausgefochten werden, in Ungarn wollen wir den Kaiser erwarten!

VIII.

Die Vergeltung.

In ihrer eigenen Wohnung war Rahel seit vier Wochen als Gefangene bewacht worden. Eine Schildwacht hatte vor der Thür des Hauses gestanden, zwei Gerichtsbeamten hatten sie im Hause selbst bewacht, und die Thüren ihres Zimmers stets verschlossen gehalten. Niemand hatte zu ihr eintreten dürfen, außer dem katholischen Priester und dem jüdischen Lehrer, welche Beide täglich, dem Befehl des Kaisers gemäß, zu ihr gekommen waren, um die Deistin wieder zurückzuführen zur Religion, zur Kirche der Christen oder zum Tempel der Juden.

Niemand außer diesen Beiden hatte seit vier Wochen zu Rahel eintreten dürfen. Aber heute schien dies Gebot aufgehoben zu sein, denn heute war noch anderer Besuch eingelassen worden, zuerst ein Abgeordneter des kaiserlichen Kanzleigerichts, welcher eine lange Unterredung mit Rahel gehabt, und jetzt beim Anbruch der Nacht kam noch ein anderer Besuch in das einsame, verödete Haus, kam der Baron Eskeles Flies.

Die Schildwacht draußen vor der Thür hatte ihn eintreten lassen, und auch die beiden Gerichtsbeamten in Rahels Vorzimmer machten keine Schwierigkeit, als ihnen der Banquier ein Blatt vorzeigte, einen von des Kaisers eigener Hand geschriebenen Passirschein. Sich tief und ehrfurchtsvoll verneigend übergaben sie dem Banquier die Schlüssel zu Rahels Zimmer und fragten nach seinen weiteren Befehlen.

Geht hinaus auf den Flur, sagte Eskeles mit leiser, hastiger Stimme, und dort wartet, bis ich Euch rufe.

Der Kaiser befiehlt uns durch jenes Papier, Ew. Gnaden zu gehorchen, wir folgen also dem Befehl des Kaisers, sagten sie, wir gehen.

Herr Eskeles dankte ihnen mit einem leichten Kopfnicken, und reichte dann Jedem eine Hand dar. Als er sie zurückzog, blitzte etwas wie Gold in den Händen der Gerichtsboten, und mit einem freundlichen Grinsen schlichen sie hinaus.

Nicht sobald hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, als Eskeles Flies hastig hineilte und vor diese Thür den Riegel vorschob. Dann durchschritt er das Gemach und näherte sich mit dem Schlüssel in der Hand der gegenüberliegenden Thür. Aber wie er jetzt den Schlüssel in das Schloß schob, zitterte seine Hand so heftig, daß ihr die Kraft fehlte, den Schlüssel umzudrehen, und ganz überwältigt von seiner inneren Bewegung sank er auf einen Stuhl nieder.

Wie wird sie mich empfangen? murmelte er leise. Wie werde ich ihr in's Auge sehen? Sie sagen, sie ist bleich und unkenntlich geworden, und ihre Augen sind roth vom vielen Weinen! O mein Kind, meine schöne Rahel, werde ich Dich anschauen können ohne Thränen, ohne zu Deinen Füßen niederzusinken und mich anzuklagen als Deinen Verderber? Aber still, unterbrach er sich selber, wozu jetzt die Klagen? Aller Kummer ist ja jetzt ausgelöscht. Ich bin ja hier, um mein Kind wieder heimzuführen in ihr väterlich Haus, um ihr zu vergelten, was ich ihr Böses gethan. O, sie soll wieder glücklich werden, und ich werde wieder mit Stolz und Entzücken auf sie schauen können, wenn sie da steht im Kreise ihrer Anbeter, strahlend wie eine Königin, schön wie ein Engel. Jede Thräne, die sie geweint hat, will ich ihr bezahlen mit einem Brillanten, jeden Seufzer will ich vergelten mit einem Goldstück! O, ich heiße nicht umsonst der reiche Eskeles Flies, ich habe Mittel, um meine Tochter wieder glücklich zu machen! Jetzt zu ihr, zu meiner Rahel!

Er drehte hastig den Schlüssel um und öffnete die Thür.

Niemand hieß ihn willkommen als er eintrat, kein Laut unterbrach die Stille dieses schweigenden, öden Gemachs, das durch die vier Lichter, welche da auf dem Tisch in der Mitte des Gemachs standen, auf eine feierliche und unheimliche Weise erhellt ward.

Solche hohen Wachslichter hatten einst das stille schweigende Gemach erhellt, in welchem Rahels Mutter auf der Bahre gelegen.

Daran mußte der reiche Banquier jetzt denken, als er auf diese Lichter hinblickte, und das bleiche stille Leichenantlitz seiner heimgegangenen Gattin fiel ihm ein, als sein Auge jetzt diese bleiche Gestalt gewahrte, welche da drüben auf dem Sopha saß, regungslos wie eine Statue, und in ihrem weißen Gewande mit ihren farblosen Wangen wirklich anzuschauen wie ein Marmorbild.

Wie? War das wirklich Rahel? Diese Frau mit dem vergrämten Zügen, der schmerzgebeugten Gestalt, den glanzlosen Augen, war das sein schönes Kind, seine Königin, sein Engel? Was sollten die Diamanten auf dieser gramgefurchten Stirn, was sollten die Goldstücke in diesen blassen magern Händen, die sich matt gerungen in Gebeten der Verzweiflung, und jetzt kraftlos und kalt in Rahels Schooße ruhten.

Ein Schrei des Entsetzens drängte sich auf ihres Vaters Lippen, als er sie anschauete, aber er hielt ihn mit Gewalt zurück und zwang sich zur Ruhe, zur Gelassenheit. Leise und langsam durchschritt er das Gemach und näherte sich seiner Tochter, die ihn fest anblickte mit ihren großen verweinten Augen.

Rahel, sagte er leise und flehend, Rahel, kennst Du mich?

Ich kenne Dich, erwiederte sie kalt, aber Du, kennst Du mich?

Ich kenne Dich, und mein Herz ruft Dich zu sich, mein Kind, meine Rahel, rief ihr Vater mit vor Rührung zitternder Stimme. O komm, meine Rahel, komm an das Herz Deines Vaters. Sieh, ich strecke Dir meine Arme entgegen, ich habe Alles vergeben und vergessen, ich will nichts mehr als Dich glücklich machen! O, mein Kind, komm doch in die Arme Deines Vaters!

Er streckte ihr seine beiden Arme entgegen, aber Rahel folgte nicht seinem Ruf. Sie war aufgestanden, aber sie blieb bewegungslos stehen und sah ihren Vater mit einem finstern, fast drohenden Blick an.

Herr Eskeles Flies seufzte tief auf und ließ seine Arme sinken. Eine lange Pause trat ein. Dann schritt Rahel langsam zu ihrem Vater hin und blickte, ganz nahe ihm gegenüberstehend, mit durchbohrenden Augen ihn an.

Wo ist Günther? fragte sie. Was hast Du aus ihm gemacht?

Ich? fragte ihr Vater zurück. Der Kaiser hat ihn gestraft, hat ihn wegen Verrath und Treubruch seiner Aemter entsetzt und ihn unter die Soldaten gesteckt. Er ist mit dem Regiment nach Ungarn abmarschirt. Der Kaiser hat ihn als Verräther erkannt und gestraft.

Ich kenne dieses Märchen, sagte Rahel mit einem verächtlichen Lächeln. Die Priester, die Ihr mir gesandt, haben es mir ja täglich, um mich zu trösten, wiederholt, daß Günther ein Verräther ist, und daß der Kaiser ihn gestraft hat. Aber ich weiß es besser, und Du weißt es auch. Nicht der Kaiser hat ihn gestraft, sondern Du hast Dich gerächt! Du bist es, der ihn als Verräther angeklagt hat, Du bist es, der mit Complotten, mit Intriguen, mit falschem Zeugniß, mit falschen Briefen, mit Allem, was die Rache ersinnen, und das Geld bezahlen kann, ihn dem Kaiser verdächtigt hat! Du allein bist der Ankläger meines edlen unschuldigen Günther gewesen!

Wer sagt das? Wer wagt es, mich anzuklagen? fragte ihr Vater.

Dein Gesicht sagt es! Deine Augen, die nicht wagen, den meinen zu begegnen, Deine Augen klagen Dich an, sagte Rahel feierlich. Leugne es, wenn Du kannst, Vater! Beim Geist meiner Mutter, bei dem Glauben Deiner und meiner Väter fordere ich Dich auf, mir die Wahrheit zu sagen: Bist Du es, der ihn angeklagt hat?

Er wagte es nicht, ihren durchbohrenden Blicken zu begegnen, sondern senkte die Augen nieder. Wer ihn angeklagt hat, gilt gleich, sagte er. Der Kaiser hat ihn schuldig befunden des Verraths, der Kaiser hat ihn gestraft.

Der Kaiser ist getäuscht, elendiglich, sträflich getäuscht, rief Rahel, o, der Kaiser kennt nicht, was Judenbosheit vermag, er weiß nicht, was die Rache der Juden ersinnen kann. Ich aber weiß es. Ich kenne meinen Vater und ich kenne Günther! Ich weiß, daß Du Dich gerächt hast, und daß Günther unschuldig ist.

Wenn Du das sagst, klagst Du den Kaiser an, der ihn verurtheilt hat.

Wenn ich das sage, klage ich Dich an, der ihn verleumdet und angeschuldigt hat.

Wir wollen uns jetzt in dieser Stunde des Wiedersehens nicht streiten um Worte, sagte ihr Vater sanft. Ich bin nicht gekommen, um mit Dir von diesem Mann zu sprechen, der wie ein dunkler Schatten durch unser Beider Leben dahin gegangen ist, und über Dir geschwebt hat eine wie schwarze Wolke, die mir das Antlitz meines Kindes umdüstert hat. Der Schatten ist jetzt auf immer verschwunden, die Wolke ist vorübergezogen, und Alles ist wieder hell und licht um uns, und nichts soll mehr zwischen uns stehen!

Ein Abgrund steht zwischen uns, und aus diesem Abgrund erhebt sich das Grab meines Glückes, und Günther streckt mir aus demselben seine Hand entgegen. Ich kann nicht zu Dir, mein Vater, ich muß bei diesem Grabe und bei Günther bleiben, und kann niemals darüber hinaus. Ein Schatten, sagst Du, war Günthers Liebe zu mir, eine Wolke, die mein Antlitz verdüsterte? Nein, sage ich Dir, nein! Er war meine Sonne und mein Licht, und alles Unglück der Welt löscht diese Sonne nicht aus. Sie strahlt noch in meinem Herzen, trotz dieser furchtbaren Wochen, die ich jetzt durchlebt habe. Ich sage Dir nicht, was ich gelitten habe in diesen Wochen, nichts von meinem Jammer, meiner Einsamkeit und Verzweiflung, nur das sage ich Dir, daß ich dennoch nicht bereue, ihn geliebt zu haben, daß er immer noch das Licht meines Lebens ist, und daß ich nimmer von ihm lassen werde, wie er nimmer von mir!

Er ist jetzt ein entehrter Mensch, ein gemeiner Soldat! sagte Eskeles Flies düster.

Und ich werde morgen auch eine Entehrte sein! rief sie fast triumphirend.

Ihr Vater schrak zusammen. Ueber dem Wiedersehen hatte er alles Andere vergessen, selbst die Gefahr, welche Rahel bedrohete.

Rahel, sagte er leise, Rahel, ich komme ja, Dich zu holen, Dich zu erretten vor dem morgenden Tag.

Mich zu holen? wiederholte sie langsam. Wohin?

Zu mir! In das Haus Deines Vaters, Rahel!

Ich habe keinen Vater, sagte sie düster. Er hat mich verstoßen, er hat mich aus seinem Hause verbannt, er hat meinen Geliebten in

Schande und Verzweiflung getrieben, er hat mein Glück gemordet. Ich habe keinen Vater mehr, und nie kehre ich heim in das Haus, dem ich entfliehen mußte, weil ich verkauft werden sollte an einen Mann, den ich verabscheute. Du hast meine Seele damals nicht bezwungen, und auch die Priester haben sie jetzt nicht bezwungen! Ich bin frei im Glauben, im Lieben und im Hassen, und diese Freiheit wird mir bleiben und meine Seele aufrecht erhalten, auch wenn sie morgen meinen Körper schmachvoller Strafe dahin geben.

Du wirst diese Strafe nicht erleiden wollen, rief ihr Vater entsetzt. Du wirst widerrufen, meine Rahel, wirst nicht mehr sagen, daß Du keine Religion und kein Glaubensbekenntniß hast, daß Du nur Gott glaubst, und keiner Religion angehörst.

Ich muß sagen, was wahr ist, ich gehöre keiner Religion an, die Pforten des Tempels und der Kirche sind mir geschlossen, ich bin keine Jüdin mehr, und ich darf keine Christin werden, denn der Schwur, den ich Dir geleistet, hält mich zurück. Aber auch ohne diesen Schwur würde ich jetzt keine Christin mehr werden; durch Furcht und Drohungen will ich mir keine Religion aufzwingen lassen. Frei soll mein Glaube sein, frei mein Gebet. Und ich richte mein Gebet an Gott, ich glaube an ihn, ich hoffe auf ihn, und all der Jammer, den ich erduldet, alle diese qualvollen Tage und Nächte haben mein Vertrauen und meinen Glauben an meinen Gott nicht irre gemacht und nicht erschüttert. Was liegt daran, ob ich nun eine Jüdin, eine Christin oder Deistin heiße, ich glaube Gott, ich liebe Gott, ich fürchte Gott, und ich hoffe auf ein ewiges Leben! O, wie hoffe ich darauf! Wie sehnt sich meine ganze Seele gen Himmel! Und morgen schon wird meine Seele ihre Schwingen entfalten, morgen werde ich bei Gott sein!

Morgen? Du willst Dich also selber tödten? schrie ihr Vater, bleich vor Entsetzen.

Nein, aber glaubst Du, daß ich die Schande und Schmach überleben werde, die sie morgen im Namen der christlichen Kirche über mich verhängen wollen? O, mein Körper ist todtesmatt, und in allen diesen schlaflosen Nächten, diesen trostlosen Tagen habe ich gefühlt, wie der Todtenwurm in meinen Gliedern gearbeitet und ge-

hämmert hat, daß sie immer matter und hinfälliger wurden, immer weniger die Kraft haben, meine Seele noch länger zu fesseln. Bei dem ersten Schlag, mit dem sie morgen meinen Körper treffen, wird meine Seele frei werden und mein Körper sterben.

Rahel, rief ihr Vater verzweiflungsvoll, Du wirst nicht so grausam sein, diese furchtbare Entscheidung abzuwarten. Du wirst das Wort sprechen, das Dich frei macht, Du wirst heimkehren in die Kirche Deiner Väter, Du wirst in diesen Wochen erkannt haben, daß Du keine Christin werden möchtest. Sieh, wie heimtückisch und scheinheilig diese Religion der Christen ist. Sie nennen sie die Religion der Liebe, aber sie ist die Religion des Hasses, des Stolzes und der Grausamkeit. Im Uebermuth ihres Selbstgefühls verachten sie alle diejenigen, welche nicht glauben, was sie glauben, nennen sie Alles eine Irrlehre, welches nicht lehrt, was sie gelernt wissen wollen, und indem sie mit ihren süß-lächelnden Lippen das Gebet der Liebe plärren, verfolgen sie mit höhnischer Grausamkeit alle diejenigen, welche ihnen widerstreben, und strafen den Unglauben als ein Verbrechen. Nennen sie nicht Dich, meine unschuldige, edle Rahel, eine Verbrecherin, blos weil Du nicht eintreten willst in ihre Kirche, blos weil Du ehrlich genug bist, zu sagen: ich glaube nicht an Euren Christus und an Eure Kirche, aber ich glaube an Gott! Wollen sie Dich nicht martern mit schimpflicher Strafe, daß Du nur Gott glaubst, nicht die Kirche? Sieh, das ist ihre gepriesene christliche Liebe, das ist ihre Duldsamkeit und ihr Erbarmen. Nein, ich weiß, meine Rahel will sich nicht bekennen zu einer Religion, die mit entehrenden Schlägen diejenigen straft, welche vor ihr zurückweichen. Sprich es also aus, mein Kind, daß Du eine Jüdin bist und bleibst, und Alles ist wieder gut.

Ich kann nicht heimkehren zu dem Gott der Juden, rief Rahel feierlich, es ist ein Gott der Rache und des Zorns, und mein Gott ist ein Gott der Liebe und des Erbarmens; er will sich ja meiner erbarmen, und mich zu sich rufen, morgen schon! Ich muß meinen Gott bekennen und für ihn leiden.

Nun wohl, sagte ihr Vater nach einer langen Pause, so habe denn Deinen Willen! Du willst keine Jüdin mehr sein, und der

Schwur bindet Deine Lippen, daß Du keine Christin werden kannst. — Ich nehme diesen Schwur zurück, ich entbinde Dich von der Erfüllung Deines Eides! Gehe hin und werde eine Christin! O, Rahel, mein Kind, dies ist der größte Beweis meiner Liebe, den ich Dir geben kann. Um Dich zu retten, erlöse ich Dich von Deinem Schwur. Gehe hin und werde eine Christin!

Nein, sagte sie kopfschüttelnd, ich kann keine Christin mehr werden, darin hast Du Recht, es ist ihnen durch ihre Härte und Grausamkeit gelungen, mich dem Christenthum abwendig zu machen. Die Christen tragen die Liebe auf den Lippen und den Haß im Herzen, ich will nicht zu denen gehören, welche meinen Geliebten unschuldig gestraft haben.

O, das sind die Worte einer Jüdin, daran erkenne ich meine Tochter, rief Eskeles Flies, strahlend vor Freude. Wie kannst Du sagen, Rahel, daß Du keine Jüdin bist, da doch Dein Denken und Empfinden, Dein Stolz und Dein Haß jüdisch ist? Du bist mein Kind, bist die Tochter Deines Volkes! Bleibe bei uns, meine geliebte Rahel, laß uns treu zusammenhalten, wie wir es gethan seit uralten Zeiten her. Sieh, der Herr hat uns gezeichnet, und wir sind sein Volk geblieben, obwohl wir verstreut worden durch die ganze Welt. Ueberall, in allen Ländern und bei allen Völkern, erkennt man an seinem Antlitz schon den Juden, und kein Christentaufwasser verlöscht von unserm Antlitz dieses heilige Erkennungszeichen, welches Gott in unser Antlitz gezeichnet. Daran siehst Du, daß das Judenthum mächtiger ist, als das Christenthum, denn es läßt sich nicht hinwegwischen, und klagt zu jeder Stunde diejenigen als Apostaten an, welche sich Christen nennen und doch zu unserm Volk gehören. Gott hat uns damit wollen ein Zeichen geben, daß wir treu bleiben sollen ihm und seiner Lehre, und nie uns vermengen sollen mit denen, welche nicht zu uns gehören, und uns schon äußerlich kenntlich gemacht sind durch ihr Gesicht als unsere Feinde. Erkenne also das Judenthum an, das Gott auf Deine Stirn geschrieben hat, meine Tochter. Komm, gieb mir Deine Hand, sage, daß Du wieder zu uns gehören willst, und wenn sie morgen kommen, die christlichen Richter, wenn sie Dich abholen wollen, um Deine edle, schöne Gestalt zu zerschlagen, wenn

die Priester ihrer Kirche kommen, um Dich mit Drohungen und Bittworten zu bekehren, dann schreie ihnen entgegen: „ich bin eine Jüdin und will eine Jüdin bleiben!“ Und dann wirst Du frei, dann wirst Du wieder die Tochter des reichen Juden sein, und alle Welt wird sich vor Dir beugen, und alle die vornehmen Cavaliere werden wieder werben um Dich, und werden Dich preisen um Deiner Schönheit willen! O, Rahel, es kann ja Alles wieder gut und glücklich werden! Komm nur, komm!

Nein, es kann niemals wieder gut werden, sagte Rahel kalt, denn Günther ist nicht bei mir, und ohne ihn giebt es für mich kein Glück. Auch kann ich niemals Dir meine Hand geben und bei Dir bleiben, niemals beten mit Dir in Einem Tempel und zu Einem Gott! Denn Du bist der Ankläger meines Geliebten, und sein Unglück ist das Werk Deiner Rache! Aber ich will Dich jetzt strafen für das, was Du an Günther gethan! Ich bleibe! Ich will die Strafe, die entehrende Strafe leiden, und wenn mein Blut in Strömen über meinen Rücken hinfließt, und wenn mein wahnsinniger Schmerzensschrei die Luft durchhallt, und wenn da auf dem Marktplatz inmitten des gaffenden Volkes ein entehrtes, zerschlagenes Weib am Boden liegt, dann werde ich gerächt sein, denn dann wird der Stolz des reichen Juden gebeugt werden und alle Welt wird mit Fingern auf ihn zeigen, und Jedermann wird scheu zurückweichen vor diesem Mann, dessen einziges Kind entehrende Strafe hat erleiden müssen.

Sie hatte sich stolz und hoch aufgerichtet, während sie so sprach, eine fieberhafte Gluth brannte jetzt auf ihren vorher so bleichen Wangen und ihre Augen leuchteten im Feuer der Begeisterung oder der Krankheit.

Ah, ich sehe wohl, Du hassest mich, sagte ihr Vater traurig, aber ich kann dennoch nicht von Dir weichen, ich muß Dich retten wider Deinen Willen. Rahel, Du mußt und Du sollst mit mir gehen. Sieh, Alles ist bereit zu Deiner Flucht, und der Kaiser selbst will, daß Du fliehst, der Kaiser selbst schaudert zurück vor diesem Strafgericht und will Dich ihm entziehen. Mit seiner Bewilligung bin ich hier, Er ist es, der mir erlaubt hat, wenn Du nicht widerrufen und zu keiner Religion Dich bekennen willst, mit Dir zu entfliehen,

Er selber hat mir Pässe gegeben nach Paris. Dorthin will ich Dich führen, dort wollen wir ein neues Leben beginnen!

Ah, rief sie höhnisch, und die dunklen Rosen des Fiebers leuchteten höher empor auf ihren Wangen, ah, der Kaiser will, daß ich entfliehe, damit die Schmach und Grausamkeit dieses Gesetzes, welches Deisten mit Stockschlägen zur Kirche zurücktreiben will, nicht auf ihn zurückfallen möge. Er hat das Gesetz gegeben, Er muß jetzt auch die Consequenzen tragen. O, wird es nicht herrlich sein, wird die Welt sich nicht freuen, zu sehen, wie dieser menschenfreundliche, humane Kaiser, welcher sich verrühmt, die Aufklärung, die Toleranz und Menschenfreundlichkeit zu bringen, auch unduldsam, tyrannisch und grausam ist, wie sie Alle? Ich hasse diesen Kaiser, welcher meinen edlen, unschuldigen Günther in's Verderben gejagt hat, ich will ihn daher nicht erretten von der Schmach, daß er ein Weib hat peitschen lassen, weil sie bekennt, daß sie Gott liebt und fürchtet, aber nicht an eine Kirche glaubt, sondern nur an Gott.*) Nein, ich fliehe nicht, ich bleibe, der Kaiser soll mich strafen lassen, wie er Günther gestraft hat, er soll mich entehren, wie er ihn entehrt hat. Beide sind wir unschuldig, und unsere Leiden und unsere Thränen werden zum Himmel emporschreien um Rache! Und unsere Qual wird —

Sie stockte und lehnte sich schwankend an einen Sessel. Ist das schon der Tod? murmelte sie leise. Kommt er schon, mich —

Das Wort verhauchte auf ihren Lippen, sie hatte jetzt keine Kraft mehr, die Arme ihres Vaters zurückzuweisen, sie duldete es, daß er sie emporhob an seine Brust, daß er sie durch das Zimmer nach dem

---

*) Das Glaubensbekenntniß der Deisten war sehr einfach. Es heißt: „Wir glauben an Einen Gott, welcher die Welt regiert, das Böse straft und das Gute belohnt. Wir halten Jesus Christus für den erhabensten und edelsten aller Menschen, aber nicht für einen Gott." — Die Strafe, welche Kaiser Joseph für diejenigen, welche sich zum Deismus bekennen, zum Gesetz erhoben, lautete auf funfzig Stockschläge. Aber eben so viel Schläge wurden demjenigen zuerkannt, der einen Andern verleumderischer Weise einen Deisten genannt. Ebenso sollte, „wer Jemand einen Naturalisten nannte, mit zehn Stockschlägen gestraft werden." Siehe: Groß-Hoffinger, Th. I. und III. und Friedels Briefe, Th. I.

Divan trug. Ihr Haupt lag schwer auf seiner Schulter. Ihr Athem stockte in ihrer Brust.

Sie ist ohnmächtig, flüsterste Eskeles Flies, indem er sich über sie neigte und in trostloser Angst in ihr Antlitz schaute. Mein Gott, es ist die höchste Zeit zur Flucht. Rahel, Rahel, erwache! Richte Dich auf, mein Kind, und folge mir. Die Stunde ist abgelaufen, welche der Kaiser mir bestimmt, wir müssen fort, Rahel, damit die Schande Dich nicht ereilt!

Sie athmete hoch auf und öffnete die Augen und blickte ihren Vater mit starren, fieberisch glühenden Augen an. Komm, meine Tochter, komm, sagte er dringend.

Sie regte sich nicht und antwortete auch nicht, sie blickte starr in das Weite und ein Lächeln umspielte ihre Lippen. Ihr Vater faßte entsetzt ihre Hand, sie wehrte es ihm nicht, ihre Hand brannte wie eine glühende Kohle in der seinen, der Athem, welcher vorher gestockt, kam jetzt keuchend und fieberisch heiß aus ihrer Brust hervor.

Sie ist krank! Sie wird sterben! schrie ihr Vater mit einem herzzerreißenden Wehelaut, und wie zerschmettert sank er neben ihr nieder. Aber dann sprang er wieder empor, dann stürzte er hinaus und rief die Gefangenwärter, und bot ihnen Geld, viel Geld, wenn sie schnell einen Arzt herbeischafften.

Und sie stürzten von dannen, und er eilte wieder zu seiner Tochter hin. Sie lag noch immer mit weitgeöffneten Augen unbeweglich da, ihr Athem keuchte und wimmerte aus ihrer hochfliegenden Brust hervor, ihre trocknen, glühenden Lippen murmelten leise, zitternde Worte, die unheimlich und tonlos, wie Geistergeflüster, die Stille durchbebten.

Endlich kam der Arzt; er neigte sich schweigend über die Kranke, er horchte auf ihren Athem, prüfte ihren Puls und legte seine Hand auf ihre Stirn und ihre Brust. Dann zuckte er leise die Achsel und wandte seine Blicke auf den Banquier hin, der mit hochklopfendem Herzen in athemloser Angst jede seiner Mienen belauscht hatte.

Sind Sie verwandt mit der Kranken? fragte er.

Ja, ich bin ihr Vater, sagte der Banquier und selbst in diesem

schreckensvollen Augenblick that es ihm wohl, dies Wort sprechen zu können, welches so lange nicht über seine Lippen gekommen.

Dann bedauere ich, Ihnen wenig Hoffnung geben zu können, sagte der Arzt. Es ist der Typhus in seiner heftigsten Gestalt. Ich fürchte, die Kranke hat nur noch wenige Tage zu leben; das Fieber muß lange schon heimlich in ihrem Körper umhergeschlichen sein, und sie hat es verborgen, bis es sie jetzt gewaltsam niedergeworfen hat. Hat die Kranke vielleicht irgend einen Kummer, ein großes Herz leid gehabt?

Ja, ich glaube, sie hat Kummer und Herzeleid gehabt, murmelte Eskeles Flies mit von Thränen halb erstickter Stimme. Sie wird sterben, sagen Sie?

Ich fürchte, daß die Kranke nicht zu retten ist!

Doctor, rief der Banquier, aus seinem dumpfen Schmerz sich aufrichtend, Doctor, Sie müssen sie retten, Sie sollen Sie retten. Fordern Sie, was Sie wollen, ich bin ja reich, ich will Ihnen geben, was Sie haben wollen, ich will Ihnen eine Million geben, nur retten Sie mir mein Kind!

Das Leben läßt sich nicht mit Millionen erkaufen, sagte der Arzt achselzuckend, und am Krankenbett ist auch der reiche Mann arm und hüflos. Nur Gott kann retten und helfen, ich habe keine Mittel, um diese Krankheit zu lindern. Hätte ich sie, würde es Ihrer Millionen nicht bedürfen, um mich zur Hülfe aufzurufen. Wir können nur versuchen, zu lindern und der Natur zu Hülfe zu kommen, helfen aber kann nur die Natur und Gott allein!

Was können wir thun zu ihrer Linderung? fragte Eskeles Flies ganz demüthig und zerbrochen.

Kühlende Getränke, kühlende Arzneien, kalte Umschläge um den Kopf, das ist Alles! Haben Sie keine weibliche Bedienung hier?

Nein, meine Tochter ist allein, sie ist eine Gefangene. Es ist ja Rahel Eskeles Flies!

Ach, die Deistin, welche morgen gestraft werden sollte. Armes Kind, sie wird nicht nöthig haben, irgend eine Kirche zu wählen, Gott, den sie bekannt hat, Gott wird sie zu sich nehmen.

Aber es ist doch noch möglich, daß sie gerettet wird, Doctor, rief

der Banquier flehend. Wir müssen alle Mittel versuchen, es muß ja Hülfe geben!

Es muß ja Hülfe geben, wiederholte der Arzt mit leisem Hohn, ja, es muß, denn Sie sind ja der reiche Baron Eskeles Flies, Sie können die Hülfe ja bezahlen! Sehen Sie, wie ohnmächtig Sie sind, all Ihr Geld und Ihre Schätze haben doch diese arme schöne Frau nicht glücklich machen können, und sie wird sterben vor Gram und Kummer trotz Ihres Vaters Millionen.

Eben schrie Rahel laut auf und faßte mit beiden Händen nach ihrem Kopf und klagte, daß da in ihrem Hirn ein Feuerbrand sei, der sie verbrenne.

Kalte Umschläge, rasch kalte Umschläge! rief der Arzt mit gebieterischer Stimme, und Herr Eskeles Flies stürzte in das Nebengemach, und holte von dem Toilettentisch seiner Tochter das Lavoir und die Kanne mit Wasser und Tüchern herbei und legte selber mit zitternden Händen die Umschläge um ihre glühende Stirn, und empfand ein seliges Entzücken, als sie aufhörte zu wimmern und wieder still zurücksank.

Wir bedürfen hier der weiblichen Hände und Pflege, sagte der Arzt. Die Kranke muß in's Bett gebracht werden, muß die sorgsamste Pflege haben. Eilen Sie, Herr Baron, holen Sie aus Ihrem Hôtel Dienerinnen und Wärterinnen. Ich nehme Alles auf mich, ich werde selber morgen früh in den Controlorgang gehen, um dem Kaiser Bericht abzustatten. Einer solchen Krankheit gegenüber hört alle Gefangenschaft auf. Eilen Sie nach Hause, und senden Sie weibliche Hülfe.

Nein, ich bleibe, sagte der Banquier entschieden. Sie hat nur noch wenige Tage zu leben, sagen Sie, ich kann also keine Minute missen, die ich bei ihr sein könnte. Ich beschwöre Sie, eilen Sie in mein Hôtel, holen Sie einige von meinen Leuten, die Dienerinnen meiner Tochter, welche immer da waren und sie erwarteten. O, aus Barmherzigkeit, eilen Sie hin. Mein Wagen steht an der nächsten Straßenecke, fahren Sie mit ihm hin und bringen Sie die Dienerinnen. O, hören Sie nur, sie schreit schon wieder auf, ihr Kopf brennt schon wieder. Neue Umschläge, schnell, schnell!

Und mit angstvoller Hast bereitete er neue Umschläge und legte

sie mit der Sorgsamkeit einer Mutter um ihre Stirn. Aber ach, es war kein Wasser mehr in der Flasche, nirgends ein Tropfen mehr, und doch bedurfte er es zu neuen Umschlägen für seine Tochter. Ohne zu zaudern, ohne sich nur zu bedenken, nahm Eskeles die Kanne und stürzte fort, die Treppe hinunter, hinaus auf den Hof und zum Brunnen hin. Mit geschäftiger Eile steckte er die Kanne unter den Brunen und begann den Brunnenstiel hin und her zu bewegen.

Die ersten Strahlen der Morgensonne begannen eben emporzuleuchten, und einer dieser Strahlen beleuchtete mit hellem Schein das todesbleiche, gramerfüllte Angesicht des Millionairs, der da am Brunnen stand und Knechtesdienst verrichtete für seine Tochter, die er einst verstoßen hatte!

Jetzt war die Kanne gefüllt, jetzt konnte der Banquier wieder mit ihr hinaufeilen zu der Kranken. Schon auf der Treppe hörte er ihr lautes Schreien und Klagen, ihren wilden Schmerzensschrei. Er beflügelte seine Schritte, er fühlte gar nicht, daß er eine Last trug, seine Füße berührten kaum den Boden. Er war wieder jung und stark geworden in der Sorge um sein Kind.

Der Arzt hatte nur sein Kommen abgewartet, um, wie er gebeten worden, fortzueilen, und die Dienerinnen für Rahel aus dem Hôtel ihres Vaters herbeizuholen.

Er blieb bei ihr, ganz allein, und das that ihm wohl, denn er durfte jetzt weinen, und ihre Hände küssen, die sie ihm willenlos überließ, er durfte auch niederknieen und beten, beten heiß und inbrünstig für das Leben Rahels, *seiner* Tochter, die er so grenzenlos wieder liebte.

Die Zeit verging, und der Arzt brachte die Dienerinnen und aus der Apotheke zugleich kühlende Arzneien mit, und machte mit halblauter Stimme seine weiteren Verordnungen, und versprach, in einigen Stunden schon wieder zu kommen, um zu sehen, ob er noch Weiteres thun könne.

Als er ging, war es Herrn Eskeles Flies, als ob eine Centnerlast sich auf seine Brust wälze, als sei seine Tochter jetzt ganz verloren und aufgegeben.

Er half Rahel in ihr Bett tragen und setzte sich vor ihrem Lager nieder, er saß da Stunde um Stunde, immer bereit, ihr hülfreich zu sein, auf jeden ihrer Seufzer, jede ihrer Klagen achtend, und immer bemüht, ihr Linderung zu schaffen.

Und so saß er da, den kommenden Tag und die kommende Nacht, keine Nahrung kam über seine Lippen, kein Schlaf kam in seine Augen. Aber Thränen, ach, welche schmerzvolle, bittere Thränen! Und wie es ihm das Herz zerriß, wenn sie klagte und jammerte, welche Verzweiflung seine Seele erfüllte, wenn er ihren Phantasieen lauschte.

In diesen Phantasieen war sie auch glücklich, sie scherzte und lachte, während der Tod schon seinen Finger auf ihre gramdurchfurchten Züge gelegt hatte.

O, wie furchtbar dieses Lachen war, wie grauenvoll, heitere Scherzworte von diesen heißen, fieberzuckenden Lippen flüstern zu hören! Und wie glühend dann wieder diese Sprache der Liebe, mit welchem Entzücken sie zu ihm sprach, zu ihrem Geliebten, den sie immer vor sich sah, von dem sich ihre Gedanken nicht einen Moment abwandten.

Nicht einen Moment gedachte sie ihres Vaters, nicht einmal in ihren Fieberphantasieen nannte sie seinen Namen! Er schien ausgelöscht in ihrem Gedächtniß und in ihrem Herzen. Sie hatte immer noch ihren Geliebten, aber sie hatte keinen Vater mehr.

Oft lag er vor ihr auf seinen Knieen und rief sie an mit verzweiflungsvollem Schmerz, und flehte zu ihr nur um ein Wort, einen Blick, ein Wort der Vergebung.

Aber Rahel schwärmte und lächelte, und sang und scherzte weiter, und achtete nicht auf den verzweifelnden, schmerzzuckenden Mann, der da bleich und zerschmettert vor ihrem Lager kniete, und den ihre leuchtenden Augen nicht sahen, weil sie immerfort nur ihn sahen, nur ihren Geliebten, ihren Freund.

Aber auf einmal wurden die lächelnden Phantasieen von einem wilden Schmerzensschrei ihrer zuckenden Lippen unterbrochen. Auf einmal fuhr sie empor in wilder Raserei und suchte sich nun mit wilden Zuckungen den Armen ihrer Wärterinnen zu entwinden, und schrie und jammerte über ihr grausames Schicksal und über diejenigen, welche

sie so unglücklich gemacht, und rief den Zorn und die Rache des Himmels hernieder auf ihre und auf Günthers Mörder.

Und jetzt in ihrer Raserei hatte sie den Namen ihres Vaters genannt, aber indem sie ihn nannte, hatte sie ihn verwünscht.

Wie er das hörte, sank er mit lautem Jammergeschrei vor ihrem Lager nieder, barg sein Antlitz in seinen Händen und ächzte laut.

Rahel aber ward allgemach stiller und sanfter, sie fiel zurück auf ihr Lager, so matt, so zerbrochen, wie eine welke Blume. Jetzt schien sie zurückzukehren zu ihren glücklichen Phantasieen, denn ein seliges Lächeln umspielte ihre Lippen. Aber sie sprach nicht, sie seufzte auch nicht, sie war lautlos und stumm. Nur einmal flüsterte sie leise, ganz leise: Günther! dann ward sie wieder stumm.

Ganz stumm. Ihr Vater, erschreckt von der tiefen Stille, richtete sich von seinen Knieen empor, er sah die Dienerinnen weinend an der andern Seite des Lagers stehen, er blickte Rahel an.

Wie schön sie aussah, so still, so sanft, so lächelnd und verklärt. So still. Kein Schrei tönte mehr von ihren Lippen, kein Seufzer hob ihre Brust. Aber das Lächeln blieb, blieb unverändert, als die starren, weit geöffneten Augen schon glanzlos wurden und trübe.

Rahel war todt!

Zwei Tage später bewegte sich ein langer dunkler Trauerzug von dem Hôtel des reichen Barons Eskeles Flies dahin durch die Straßen. Es war der Leichenzug seines einzigen Kindes. Rahel war heimgekehrt in das Haus ihres Vaters, aber nur als Leiche, Rahel bekannte sich wieder zum Judenthum, aber nur als Leiche.

Diese Leiche ward hinausgefahren auf den Begräbnißplatz der Juden, nach jüdischem Ritus ward sie eingesegnet.

Die todte Rahel war keine Deistin mehr, sondern eine Jüdin. Sie war heimgekehrt zu dem Gott, welcher nicht blos der Gott ihrer Väter, sondern der Gott aller Erdenkinder ist.

Viel Leidtragende waren ihrer Leiche gefolgt, nicht blos Männer ihres Volkes, sondern auch viele von den vornehmen Cavalieren, die einst der schönen Rahel, der Tochter des Banquiers und Millionairs,

gehuldigt hatten, der Kaiser selbst hatte seine Equipage gesandt, um ein öffentliches Zeugniß seiner Theilnahme zu geben.*)

Als das Begräbniß zu Ende war, fuhren die Kutschen wieder von dannen, hierhin und dorthin, um die Leidtragenden wieder zu den Freuden und Genüssen des Lebens hinzuführen.

Nur den Einen, der da in seiner Kutsche durch die Straßen rollt, den führt sie nicht mehr zu Freuden und Genüssen, niemals mehr. Und doch ist er ein Millionair und ein vornehmer Mann, und vor ihm beugen sich die stolzen Christen, obwohl er ein Jude ist.

Vor dem stolzen Hôtel des Barons Eskeles Flies hält die Kutsche an, und die Lakaien stürzten herbei, um ihm beim Aussteigen zu helfen.

Langsam, schwerfällig steigt er aus, der funfzigjährige Greis mit dem weißen Haar, der gramgebeugten Gestalt. Langsam tritt er ein in sein stolzes, glänzendes Hôtel, schreitet er die breite Marmortreppe empor, allein, schweigend und einsam. Niemand heißt ihn willkommen, Niemand ruft ihm einen Gruß der Liebe entgegen. Oede und leer sind die reichen Säle.

Er ist ein sehr armer, unglücklicher Mann, der reiche Baron Eskeles Flies.

---

*) Ueber das traurige Schicksal Günthers und seiner „schönen und geistvollen Geliebten Rahel Eskeles Flies" berichtet Hormayr in seiner Schrift: Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment. S. 78.

Siebentes Buch.

Des Kaisers Ende.

I.

Aufruhr in den Niederlanden.

Kaiser Joseph war wieder heimgekehrt von seiner Reise in die Krim. Er hat dort einem neuen Triumph der Kaiserin Katharina von Rußland und des Fürsten Potemkim beigewohnt. Er war Zeuge gewesen, wie Katharina in der von ihr angelegten Festung Sebastopol die ersten Grüße ihrer einstigen Kriegsflotte des schwarzen Meeres erhielt.

Potemkin hatte ihr diesen neuen Triumph bereitet. Er lud seine Kaiserin und den Kaiser Joseph zu einem Diner ein, das in einem eigens dazu errichteten Pavillon eingenommen ward. Plötzlich aber ward das Mahl durch laute Musik und Kanonendonner unterbrochen, und als die russische Kaiserin an der Hand des deutschen Kaisers aus dem Pavillon hervortrat, sah sie da zu ihren Füßen im Golf des schwarzen Meeres ihre neue Kriegsflotte in Schlachtordnung aufgereiht, und alle diese Schiffe grüßten die Herrin durch die donnernde Jubelstimme ihrer Kanonen. Dann aber, als diese schwiegen, rief Potemkiu mit begeisterter Gluth seiner Herrin zu: Diese Donnerstimmen rufen es aus, daß das schwarze Meer jetzt seine Herrin gefunden hat, und daß der russische Pavillon nur noch des Augenblicks harrt, um die Waffen und Fahnen Rußlands zu den Mauern Constantinopels hinüberzutragen.*)

An einem andern Tage hatte Joseph in einer Barke mit der Kaiserin, Potemkin und dem französischen Gesandten eine Spazierfahrt

---

*) Siehe: Der Kampf um das schwarze Meer. Von Theodor Mundt. Seite 253.

in dem Hafen von Sebastopol gemacht, um dort die neue russische Kriegsflotte näher zu besichtigen. Als sie durch die Reihe der fünfundzwanzig wohlausgerüsteten Kriegsschiffe dahin fuhren, welche in stolzem und schönem Kranz die Rhede besetzt hielten, rief Potemkin der Kaiserin zu: „Diese Schiffe harren nur Deines Winkes, um ihre Segel zu entfalten und zum Zuge nach Constantinopel in das schwarze Meer zu stechen!" *)

Und wie Potemkin so sprach, schaute Katharina mit stolz gehobenem Haupt und leuchtenden Augen hinüber nach jener Seite, wo das stolze Byzanz lag, das noch immer sich ihr nicht gebeugt, und glühende Siegesträume waren in ihrer Brust. Kaiser Joseph aber blickte ernst und stumm hinunter in die schäumenden Wogen des Meers, und Niemand sah das leise, spöttische Lächeln, das einen Moment seine feinen Lippen umspielte, als er Katharina und Potemkin dann wieder von der Wiederherstellung der griechischen Republiken und des alten Hellas sprechen hörte.

Er selbst glaubte nicht mehr an diese großen und sternfunkelnden Phantasieen der großen Kaiserin, die Begeisterung, mit welcher er selber einst die Pläne der Kaiserin aufgenommen und zu den seinen gemacht, war erloschen, er war wieder aus diesen berauschenden Zukunftsträumen erwacht, und die Wirklichkeit und die Gegenwart hatte seine Begeisterung längst gekühlt und sie entnüchtert mit dem Zweifel.

All dieser Glanz und diese Pracht, welche Potemkin aus dem Schutt und der Asche eines eroberten Landes hervorzauberte, um seine Kaiserin zu ergötzen, blendete nicht des Kaisers Augen. Hinter den schnell aufgerichteten Palästen sah er die Trümmer der verwüsteten Städte, hinter den jauchzenden Menschenmassen, welche Katharina begrüßten und die Potemkin von fern her hatte zusammentreiben lassen, sah Joseph die bleichen Schattengestalten der Tartaren, die mit finstern Blicken und mit heimlichen Verwünschungen auf den Lippen diese Frau anschaueten, die sich jetzt ihre Herrin nannte, und die es erst geworden, nachdem sie die Städte in Asche gelegt, das Land verwüstet und mehr

---

*) Theodor Mundt: Kampf um das schwarze Meer. S. 255.

als fünftausend Tartaren entweder in den Tod oder in die Fremde getrieben.

Kaiser Joseph ließ sich von all dieser Herrlichkeit der russischen Kaiserin nicht blenden, und wenn Katharina mit schwärmerischem Entzücken sich diesen stolzen Triumphen hingab, welche Potemkin ihr in ihrer neuen Provinz bereitete, so bewahrte Joseph immer sein stilles, skeptisches Lächeln, mit welchem er in unerschütterlicher Gelassenheit alle diese schönen Dinge sich betrachtete!

Aber doch wieder ging er mit liebenswürdiger Gefälligkeit auf all die ehrgeizigen Träume der Kaiserin ein, und war ihr gern behülflich, sich in allem Glanz ihrer neuen Herrscherwürde zu zeigen, und der neuen Herrscherin der Krim, welche die Städte der alten Khane zerstört hatte, jetzt zu helfen, sich neue Städte zu erbauen. Unfern von Sebastopol wollte Katharina den ersten Stein legen zu einer neuen Stadt, und sie bat Joseph, sie zu begleiten und Theil zu nehmen an der feierlichen Handlung. Der Kaiser war gern bereit dazu und begab sich mit der Kaiserin und ihrem glänzenden Gefolge hinaus auf die wüste Ebene, in welcher die neue Stadt erbaut werden sollte.

Unter dem Donner der Kanonen, unter dem Jubel der Musik und dem Zujauchzen ihrer Cavaliere legte Katharina den Grundstein zu der Stadt Ekaterinoslaw, und nach ihr nahm der Kaiser die Mauerkelle und den Mörtel und fügte den zweiten Stein dem ersten hinzu. — Er that das mit dem, diesem feierlichen Moment angemessenen Ernst, aber als er eine Stunde später mit dem französischen Gesandten, Herrn von Ségur, wie er es täglich pflegte, seinen Abendspaziergang machte, sagte er lächelnd zu ihm: Wir haben heut ein wahres Zauberwerk zu Stande gebracht, die Kaiserin und ich, denn wir haben in einer Minute den Bau einer ganzen Stadt vollendet. Die Kaiserin hat den ersten Stein gelegt und ich den letzten!*)

Aber mitten in diesen Festlichkeiten und Triumphen ward Joseph aufgeschreckt durch seltsame und unerhörte Nachrichten, welche ein Courier ihm von Wien von dem Fürsten Kaunitz brachte. Der Fürst be-

*) Masson: Mémoires secrets sur la Russie. Vol. I.

schwor ihn heimzukehren in sein Land, welches seines Kaisers bedürfe, denn die Flammen, welche so lange schon unter der Asche sich entzündet, waren jetzt hell emporgeschlagen, das grollende Gewitter, das sich langsam in diesen sieben Jahren der Regierung Josephs zusammengezogen, es begann jetzt sich zu entladen; in den österreichischen Niederlanden zuckten die ersten Blitze des Aufruhrs empor, sie zündeten in allen Gemüthern, die Donner der Empörung rollten durch ganz Belgien dahin, und jetzt war dies ganze Land nur noch Ein großes Gewitter, das den Kaiser bedrohte, und seine Macht und seinen Scepter zu Boden schleudern wollte.

Das waren die Nachrichten, welche Fürst Kaunitz dem Kaiser sandte, und die ihn heimriefen nach Wien. In Kisikermann, auf der Rückreise aus der Krim, nahm er Abschied von Katharinen, aber indem er es that, erneuerte er ihr sein Versprechen, wenn die Zeit gekommen, ihr beizustehen gegen die Türken, und ihre Pläne fördern zu helfen mit aller seiner Macht.

Neue Couriere waren eben aus den Niederlanden in Wien angelangt, als der Kaiser, von seiner Reise heimkehrend, dort eintraf. Ganz Belgien stand in hellen Flammen, und an der Spitze der Aufrührer standen die Priester und Bischöfe; sie waren es, welche das Volk aufreizten zur Wuth, indem sie auf die aufgehobenen Klöster, die eingezogenen Kirchen deuteten, und dem Volk sagten, der Kaiser sei ein Ungläubiger und Ketzer, welcher die katholische Kirche zertrümmern und in Asche legen, welcher seinen Unterthanen ihren Glauben und ihre Religion nehmen, und sich selber an die Stelle des Papstes setzen wolle. Die Priester waren es, welche die Studenten in Löwen aufstachelten, indem sie ihnen sagten, daß des Kaisers neue Verordnungen und Gesetze die Belgier ihrer Vorrechte und Freiheiten berauben, und ihnen die Joyeuse entrée*) nehmen wollten.

---

*) Die Joyeuse entrée war die alte verbriefte Verfassung, welche einst Philipp der Gute bei seinem Einzug in Brüssel den Belgiern gegeben. Dieser Verfassung zufolge sollte Belgien nie mit Soldaten beschwert, die Beamten nur aus geborenen Brabantern gewählt und nichts geändert werden an den alten

Und alles dieses, all dieser Aufruhr, dies Schreien und Wehegeheul, rief Joseph, als ihm Kaunitz diese Nachrichten mittheilte, alles dieses, weil ich einen Seifensieder, den reichen Franz Hondt, nach Wien habe abführen lassen, um ihn zur Verantwortung zu ziehen.

Aber die Joyeuse entrée verordnet, daß jeder Brabanter nur in seinem Lande und von Brabantern gerichtet werde, sagte der Fürst achselzuckend. Die Brabanter kennen jeden Paragraphen ihrer Verfassung sehr wohl!

Aber sie sollen auch mich kennen lernen, rief Joseph heftig. Ich werde nicht zurückweichen. Brabant ist mein, wie alle andern Provinzen meines Landes, die Brabanter sind meine Unterthanen so gut wie die Oesterreicher, die Lombarden, die Ungarn und die Böhmen. Sie sollen sich daher gleich allen Andern den Gesetzen meines Landes unterwerfen. Nicht die fanatischen Priester, nicht der Bischof von Frankenberg soll länger Herr sein in Brabant und Brüssel, ich will es sein, und auch in dieses von Priesterfanatismus und Mönchslehre verdüsterte Land will ich die Aufklärung bringen, will die Gemüther befreien von den Banden religiöser Knechtschaft, will statt eines frömmelnden, müßig betenden Volks, ein glückliches, freies, arbeitsames Volk haben.

Aber die Priester sind leider in Belgien und Brabant mächtiger als Ew. Majestät, sagte Kaunitz gelassen. Der Bischof von Frankenberg ist da der eigentliche Kaiser, denn er beherrscht die Gemüther, während Ew. Majestät nur gezwungenen Gehorsam finden. Der Bischof von Frankenberg ist es, welcher zuerst geschrieen hat gegen die von Ew. Majestät in Belgien errichteten Generalseminarien.

Ich glaube es wohl, daß der bigotte Bischof diese Seminarien haßt, rief Joseph, denn in ihnen will ich dem Volk neue Priester er-

---

Gerichts- und Jagd-Privilegien. Der große Rath von Brabant sollte immer aus fünf Brabantern bestehen, und aus nur zwei fürstlichen Beamten, die indessen des flamländischen Idioms vollkommen mächtig sein sollten. Außerdem sollten der Joyeuse entrée zufolge die Brabanter nur nach ihren Landesgesetzen und von den einheimischen Behörden gerichtet werden, nie außerhalb Landes geführt, nie von fremden Richtern abgeurtheilt werden.

ziehen, damit die Kinder Levi nicht mehr mit dem Menschenverstand ein Monopol treiben können.*) Aber er soll erkennen lernen, der stolze Bischof von Frankenberg, daß ich auch der Kaiser bin über ihn, und daß die Hand des Papstes nicht hinüberreicht nach Brüssel, um den aufrührerischen Bischof zu beschützen vor meinem Arm, wenn der den Ungehorsamen zerschmettern will!

Aber wenn Ew. Majestät so handeln würden, sagte Kaunitz, bedächtig sein Haupt wiegend, so möchte gar leicht der Arm Ew. Majestät, welcher den Bischof von Frankenberg zerschmettern will, dabei zugleich Ihre eigene Herrschaft in Belgien zerschmettern. Belgien ist ein schlimmes und gefährliches Land. Die Allmacht von tausend kleinen localen Autoritäten ist da auf den Baum der Volksfreiheit gepfropft, in Folge dessen sind unzählige Mißbräuche in die Verwaltung eingedrungen; es sind da so viele Berechtigte, welche ein Stück Privilegium auszubeuten haben, und Jeder betrachtet den Mißbrauch, von dem er Genuß und Vortheil zieht, als sein Eigenthum und sein Recht.

Und weil ich diese Mißbräuche abschaffen will, schreien sie, daß ich sie bedrohe an ihrem Eigenthum, rief Joseph schmerzlich, und weil ich ihnen neue Gesetze geben möchte, welche sie glücklich und frei machen sollen, schreien sie, daß ich ihre alten Privilegien zerstöre, und klagen mich an als einen Neuerer, der ihr Glück zerstören will. O, mein Freund, ich fühle zuweilen, wie mein Muth ermattet in diesem fortgesetzten Kampf mit der Dummheit, dem Eigennutz und dem Hochmuth der Menschen; es giebt Stunden, in denen ich mir schon sage, daß es sich eigentlich gar nicht der Mühe verlohnt, den Völkern die Freiheit, die Aufklärung und die Cultur zu bringen, und daß es für die Völker besser ist, wenn man sie ruhig in der Knechtschaft des Geistes, die sie nicht mehr empfinden, und in der Erniedrigung, die ihnen eine liebe Gewohnheit geworden, dahin schleichen läßt, um nichts bekümmert, als um ihr leiblich Wohl, gleich dem Thier nur dem elenden Leibesbedürfniß nachgebend, und nichts begehrend und wünschend, als ihres Leibes Nahrung!

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Briefe Joseph II.

Die Völker an sich sind auch nichts Besseres werth, sagte Kaunitz mit seiner eisernen Ruhe. Es sind gedankenlose, egoistische Kinder, die Jeder fangen und gewinnen kann, wenn er ihnen ein Stück Zucker darreicht. Ew. Majestät haben das vielleicht zu sehr versäumt, Ew. Majestät haben nicht bedacht, daß es sehr schwer hält, den Kindern, wenn sie krank sind, die nützliche Arznei einzuflößen, und daß man sie nur dazu vermag, wenn man ihnen zugleich ein Stückchen Kuchen oder ein Spielzeug giebt. Die Belgier sind auch solche kranke Kinder. Die Joyeuse entrée hat sie krank gemacht, und Ew. Majestät wollen sie nur heilen mit bittern Arzneien, und mit Pillen, die nicht einmal versilbert sind! Das geht nicht, Sire, selbst der geschickteste Arzt muß etwas Hocuspocus treiben, und dem Bitterwasser einigen Zuckerstoff beimischen, damit es trinkbar wird. Ew. Majestät sind zu ehrlich verfahren, zu offen gewesen in Ihren Angriffen gegen das, was die Belgier ihre verbrieften Freiheiten, wir aber verrottete und schändliche Privilegien nennen. Vieles läßt sich thun, wenn man es nur zu verhüllen weiß, und wenn man langsam vorwärts schreitet. Ew. Majestät hätten langsam, Tag um Tag, das alte Gebäude der Joyeuse entrée unterminiren müssen, bis es endlich von selbst zusammengefallen wäre, ganz ohne Geräusch und Aufsehen. Aber statt dessen wollten Sie es an Einem Tage durch eine Pulvermine in die Luft sprengen, und nun schreien diese großen Kinder, es brenne in dem Tempel ihrer Freiheiten, und Ew. Majestät sei es, welcher das Feuer angelegt. Hätten Ew. Majestät den betrügerischen Seifensieder nicht nach Wien abgeführt, sondern ihn richten lassen nach den Gesetzen seines Landes, so würden die guten Brabanter ihn als Verbrecher gestraft haben, während er ihnen jetzt als ein Märtyrer ihrer Freiheit erscheint, und sie um ihn weinen und jammern, als um ein Kleinod, das man ihnen entführt hat!

Ich kann nicht Winkelzüge machen, kann nicht heucheln und schmeicheln, rief der Kaiser. Grade aus ist mein Weg, mit raschem Schritt muß ich ihn vorwärts schreiten, und die Wahrheit ist das Banner, das ich in Händen halte!

Aber auf diesem Wege und mit diesem Banner in der Hand werden Ew. Majestät zuletzt vor einem Abgrund anlangen, den Ihre im

Hinterhalt lauernden Feinde Ihnen gegraben, und den sie so sorgsam verdeckt haben, daß Ew. Majestät ihn nicht eher bemerken können, als bis Sie in ihm versinken! Die Politik kann nicht gradeaus gehen, sie muß immer Seitenwege neben der graden Straße anlegen, sie muß sich auch immer einige Schlupfwinkel offen halten, in denen sie sich bergen kann, wenn es stürmt und ungewittert, und wenn auch die Wahrheit immer ihre Standarte ist, so thut sie doch gut, einen Schleier darüber zu breiten, daß man sie nur halb unkenntlich hinter demselben hindurch glitzern sieht.

Sie mögen Recht haben, seufzte der Kaiser, aber es ist traurig, daß es so ist. Ich hatte es so gut und ehrlich im Sinne! Ich wollte meinen Völkern das Glück bringen und die Freiheit, und sie verkennen meine Absicht und beschuldigen mich der Tyrannei. Ich habe ihnen ein Herz voll Liebe entgegen getragen, und sie schreien wider mich, als sei ich ihr Feind, der sie haßt und sie in's Verderben stürzen will. Aber gleich viel! Der Undank der Menschen soll mich nicht irre machen in dem, was ich als recht und groß und gut erkannt habe! Und das Geschrei der Belgier soll mich nicht bestimmen, meinen Willen zu ändern, der nur das Beste meines Volkes beabsichtigt. Mit gebundenen Händen kann Niemand arbeiten, mit geknebeltem Munde kann Niemand Urtheil sprechen und Recht. Die Joyeuse entrée bindet meine Hände und knebelt meinen Mund, sie ist der gordische Knoten, den ich auflösen oder zerhauen muß, um Belgien mein zu nennen; das Auflösen würde zu lange dauern, also zerhaue ich ihn!

Eben öffnete sich die Thür der Kanzlei, einer der Cabinets-Secretaire trat ein, und schritt hastig zu dem Fürsten hin.

Soeben, sagte er, ist ein Courier aus Brüssel angelangt und bringt Depeschen vom Grafen Belgiojoso an Ew. Durchlaucht. Da der Courier Ew. Durchlaucht nicht zu Hause traf, ist er hierher gekommen.

Ich hatte befohlen, wenn Couriere anlangten, sie herzusenden, damit ich Ew. Majestät sofort Bericht abstatten könnte, bemerkte Kaunitz, indem er die Papiere nahm und den Secretair mit einem stummen Wink bedeutete, hinauszugehen. Erlauben Ew. Majestät, daß ich die Depeschen lese?

Ich bitte Sie darum, sagte der Kaiser hastig. Hoffentlich bringen sie uns gute Nachrichten! Ich habe Belgiojoso strenge Verhaltungsbefehle gegeben, er soll meinen Willen durchführen, er soll den Belgiern beweisen, daß ihr Kaiser sich nicht einschüchtern läßt. Er soll ihnen sagen, daß ich, unbekümmert um ihre alten, verrotteten Privilegien, ihnen ihren kostbaren Seifensieder nicht wieder schicken werde. Er hat mich, seinen Landesherrn, betrogen, und es ist mein gutes Recht, den Betrüger richten zu lassen nach meinen Gesetzen. Er soll ihnen ferner sagen, daß sie gleich allen andern Provinzen meines Reichs auch außerordentliche Abgaben entrichten müssen, ohne daß ich erst den Brabanter großen Rath um Erlaubniß gefragt habe.

Belgiojoso hat den Belgiern das Alles gesagt, und sich nach dem Willen Ew. Majestät beschieden, sagte Kaunitz, der eben mit dem Lesen der ersten Depesche zu Ende war. Er hat ihnen gesagt, daß der Seifensieder Hondt in Wien bleiben und nach den dortigen Gesetzen gerichtet werden würde, obwohl er ein Brabanter sei. Dafür hat das gute Volk von Brüssel dem Grafen Belgiojoso die Fenster eingeworfen.

O, sie sollen mir diese Fenster wohl bezahlen, rief der Kaiser zornig.

Und ferner, fuhr Kaunitz ruhig fort, ferner hat er den Ständen der sieben Provinzen gesagt, daß sie außerordentliche Abgaben auf Befehl Ew. Majestät zahlen müßten, wenn auch der achte Artikel ihrer Joyeuse entrée besagt, daß der Fürst dem belgischen Volk keine Abgaben auferlegen könnte ohne Bewilligung der Stände. Darauf haben sie ihm geantwortet mit dem neunundfunfzigsten Artikel ihrer Joyeuse entrée.

Und wie lautet dieser neunundfunfzigste Artikel ihrer Verfassung?

Er lautet: „Wenn der Fürst sich in irgend einer Weise gegen die eingegangenen Verbindlichkeiten vergeht, wenn er die Vorrechte und Privilegien der Stände mißachtet und etwas anordnet und befiehlt, was den Artikeln der Joyeuse entrée zuwider ist, so sollen ihm die Stände und das Volk keinen Gehorsam mehr schuldig und nicht mehr verpflichtet sein, seinen Bedürfnissen zu genügen.“

Das ist die Sprache des Aufruhrs und der Empörung! rief der Kaiser.

Es ist auch abermals zu Aufruhr und Empörung gekommen, sagte Kaunitz, der die zweite Depesche entfaltet und gelesen hatte. Das Volk hat sich in Mecheln und in Brüssel auf den Straßen zusammengerottet, die Bürger haben sich zu Tausenden bewaffnet und sind mit drohendem Geschrei und unter Absingung aufrührerischer Lieder nach dem Palast des kaiserlichen General-Gouverneurs gezogen. Sie haben den Palast umzingelt, und während das andere Volk zu ganzen Schaaren sich auf dem Platz und in den angrenzenden Straßen drängte, haben die bewaffneten Bürger verlangt, das man ihnen die Thore des Schlosses öffne und sie zu dem General-Gouverneur führe, dem sie die Wünsche des belgischen Volkes vorzutragen hätten.

Und hat mein Schwager, der Herzog von Sachsen-Teschen, sie angenommen? fragte der Kaiser hastig.

Ja, Sire, er hat sie angenommen, sagte Kaunitz, mit einem düstern Blick auf die Depeschen.

Und was hat er den Aufrührern auf ihre unverschämten Forderungen erwiedert? Sie schweigen, Kaunitz? Ah, ich lese in Ihren Blicken, daß es nichts Gutes ist! Ich kenne ja meinen Schwager Albrecht, oder vielmehr, ich kenne meine Schwester Christine, denn sie spricht immer aus ihrem schwachen Mann, sie ist ihres Mannes Mann! Und Christine ist immer meine Feindin gewesen, von frühester Jugend ist sie mir stets feindlich gewesen, hat immer zwischen mir und meiner Mutter gestanden, hat alle meine Pläne gekreuzt und verdächtigt, alle meine Schritte zu hemmen gesucht. O, Christine wird ihren schwachen Gemahl auch in Brüssel haben eine Antwort sagen lassen, von der sie weiß, daß sie meinen Wünschen entgegen ist!

Es scheint, daß Ew. Majestät Recht haben, sagte Kaunitz mit seiner eisernen Ruhe. Die Bürger haben von dem General-Gouverneur, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, die ausdrückliche Erklärung verlangt, daß er die Joyeuse entrée in allen ihren Artikeln anerkennen und sofort wieder herstellen solle, und daß Alles und Jedes, was derselben zuwider sei, sofort abgeschafft werden solle.

Nun, sagte Joseph aufathmend, diese Forderungen sind wenigstens so unverschämt, daß selbst meine Schwester Christine, wie sehr

sie auch heimlich meine Feindin sein mag, sie doch nicht bewilligen konnte, um ihrer Würde nichts zu vergeben! Ich bin begierig zu erfahren, wie also mein Herr Schwager sich da herausgewunden und mit was für süßen Schmeichelworten er die Leute abgewiesen hat! Sagen Sie also, Kaunitz, wie war es? Was hat er gesagt?

Er hat sich Bedenkzeit ausgebeten, Sire, zwölf Stunden Bedenkzeit. Die Bürger kamen um eilf Uhr Vormittags, um eilf Uhr Nachts wollte er ihnen Antwort geben auf ihre Forderungen.

Und die Leute kehrten ruhig heim?

Nein, Sire, sie lagerten sich um den Palast, und immer neue bewaffnete Schaaren kamen hinzu, und in einigen Stunden glich der ganze große Schloßraum nur einem ungeheuren Waffenplatz, und hinter den Bewaffneten stand das Volk zu Tausenden, es füllte die benachbarten Straßen, es kletterte auf die Bäume und auf die Dächer, und Alles schrie und heulte, und donnerte und brüllte: Gebt uns die Joyeuse entrée wieder! Die Joyeuse entrée wollen wir haben!

Kaunitz, Sie würden die Wuth des Volkes weniger lebendig ausmalen, wenn die Antwort des Herzogs nicht eine feige und erbärmliche gewesen wäre! rief Joseph heftig. Was hat er dem aufrührerischen Volk nach abgelaufener Frist geantwortet? Sagen Sie rasch

Sire, als die zwölf Stunden verflossen waren, als es eilf Uhr schlug, warteten die Bürger nicht, daß ihnen die Schloßthore geöffnet würden, sondern sie schlugen sie selber ein, zweihundert bewaffnete Bürger stürzten in's Schloß, und traten unangemeldet zu dem Herzog ein, um sich seine Antwort abzufordern.

Nun, Kaunitz, und seine Antwort?

Der General-Gouverneur hat ihnen bewilligt, was sie forderten, er hat die Joyeuse entrée wieder in allen ihren Punkten hergestellt!

Der Kaiser stieß einen Schrei des Zorns aus, und eine tiefe Blässe überzog plötzlich seine Wangen. Er hat die Joyeuse entrée wieder hergestellt, rief er. O, sagte ich es Ihnen nicht zuvor, Christine ist meine erbitterte Feindin? sie ist es, die mir diese neue Schmach zugefügt hat! Widerrufen! Sie haben widerrufen, was ich befohlen habe! Das Geheul des wüthenden Pöbels hat genügt, um meine

Autorität umzustoßen, meinen Willen zu brechen! O, was werden sie gelacht haben, diese elenden Empörer, als sie blos mit dem verpesteten Athem ihres Mundes meine Befehle wie Kartenhäuser umstoßen konnten, wie elend mußte ihnen dieser Kaiser dünken, der das Gute selbst nur so lange will, als es nicht angefeindet wird, der dem Schlechten den Sieg läßt, sobald es sich zum Kampf gegen das Gute erhebt.

Nein, Sire, diese Leute haben weder gelacht noch gehöhnt, sagte Kaunitz ruhig, sie sind blos selig gewesen, sie sind die ganze Nacht hindurch jauchzend und lobsingend durch die Straßen gezogen, sie haben am andern Tage ganz Brüssel illuminirt, und sechshundert junge Leute haben sich vor den Wagen des Herzogs und seiner Gemahlin gespannt, und haben sie in's Schauspielhaus gezogen unter dem lauten Jubelrufen: Vive l'Empereur! Vive la Joyeuse entrée!*)

Vive l'Empereur! rief der Kaiser höhnisch lächelnd. Sie wollen es mit mir machen, wie die Wilden mit ihrem hölzernen Götzen. Wenn er ihnen nicht den Willen thut, so prügeln sie ihn, und nachher, wenn der Zufall thut, was sie wünschten, so heben sie den geprügelten Götzen wieder auf den Altar und beten ihn an. Ich will ihnen aber beweisen, daß ich kein hölzerner Götze bin, sondern ein Mann und ein Fürst, welcher das Schwert zu führen und den ihm angethanen Schimpf zu rächen weiß. Nur in Blut kann das Feuer des Aufruhrs gelöscht werden, und also will ich es löschen mit dem Blute der Empörer!**)

Aber es ist auch schon manche Krone untergegangen in den Wogen vergossenen Menschenblutes, sagte Kaunitz bedächtig, und mancher edle Fürst ist in der Geschichte als Tyrann gebrandmarkt worden, blos weil er das Gute mit Gewalt durchsetzen wollte, und weil er die Bösen, die ihm widerstrebten, züchtigte. Die aufrührerischen Stände haben einen Schein von Recht für sich, und dieser

---

*) Groß-Hoffinger III. 201 und Hübner II. S. 447.

**) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Coxe history of the house of Austria. Vol. IV. p. 478.

Schein wird sich als Märtyrerglorie um ihre Stirn legen, wenn Ew. Majestät mit Härte und Strenge gegen sie verfahren!

Und doch bin ich, ich allein der Märtyrer! rief Joseph schmerzlich, der Märtyrer der Freiheit und der Aufklärung! O, Kaunitz, wie das wehe thut, sich mit seinen besten Absichten, seinem reinsten Willen verkannt zu sehen, es dulden zu müssen, daß die, welche man liebt, irre geleitet werden von der Bosheit, der Heuchelei und dem Uebelwollen unserer Feinde! Ich muß das Volk strafen, und doch sind es die Mönche und Priester allein, welche Alles verschuldet haben. Sie haben mir diesen Aufruhr angestiftet, sie stehen hinter den Coulissen und lassen die Stände und die Bürger wie Marionetten agiren, sie halten sie an ihren Drähten und setzen sie in Bewegung ungesehen und wohl geborgen.

Und weil es so ist, Sire, und weil das Volk nicht der eigentliche Aufrührer ist, sondern die Priesterschaft, so geben Sie dem Volk und den Ständen noch eine Frist, versuchen Sie es noch einmal mit väterlicher Milde und Geduld. Vielleicht, daß es damit gelingt, den Aufruhr zu stillen.

Aufruhr? fragte der Kaiser befremdet. Der Aufruhr ist ja beseitigt. Der General-Gouverneur hat ihnen ja die Joyeuse entrée wiedergegeben, er hat den Ständen ja den Willen gethan!

Und doch sind neue Tumulte schon am folgenden Tage entstanden, Sire. Man hat den Versprechungen des General-Gouverneurs, wie es scheint, gemißtraut; in Brüssel, in Mecheln, überall haben sich die Bürger bewaffnet und durchziehen in Patrouillen die Stadt, die Priester rufen mit fanatischem Geschrei das Volk zum Kampf auf für die Kirche und den Glauben, aufrührerische Schriften, Brandbriefe und Pasquille scheinen vom Himmel niederzuregnen, denn sie liegen an jedem Morgen neu auf den Straßen, ganz Belgien steht da wie Ein Mann, und wartet auf die Entscheidung Ew. Majestät. Sie müssen jetzt das ganze Volk niederschmettern, wenn Sie Ihren Willen mit Gewalt durchsetzen wollen! Man muß aber niemals zu solchen äußersten Mitteln schreiten, so lange man noch nicht alle andern Mittel erschöpft hat.

Und welches andere Mittel rathen Sie mir an? rief der Kaiser heftig. Soll ich unterhandeln mit dem Pöbel?

Nein, Sire, aber unterhandeln mit dem Volk! Wenn das ganze Volk vereinigt dasteht, ist es seinem Fürsten ebenbürtig, und er erniedrigt sich nicht, wenn er ihm milde und wohlmeinend begegnet. Nun haben Ew. Majestät in diesen Streitigkeiten nicht persönlich zu Ihrem Volk gesprochen, versuchen Sie es damit. Berufen Sie Abgeordnete aller Provinzen und der drei Stände hierher nach Wien, um mit ihnen zu unterhandeln. Damit werden Sie Zeit gewinnen, die erste Hitze der Aufrührer wird sich abkühlen, sie werden wieder nüchtern und besonnen werden, und warten auf das Ende der Unterhandlungen hier in Wien. Wenn man es aber mit einem aufrührerischen Volk erst bis zum Waffenstillstand der Unterhandlungen gebracht hat, so ist das Volk auch schon so gut wie besiegt, denn in seiner kindlichen Arglosigkeit versteht es sich sehr schlecht auf Diplomatenkünste. Unterhandeln Ew. Majestät also! Lassen Sie Deputirte hersenden! Rufen Sie mit väterlichem und gütigem Wort diese Deputirten hierher!

Nun wohl, es sei, sagte der Kaiser nach langem Besinnen. Ich will Ihnen nachgeben, will meinen Stolz bezwingen zum Wohl dieses armen, von fanatischen Priestern irregeleiteten Volks. Ich will Deputirte aller Provinzen und der drei Stände und außerdem den General-Gouverneur mit seiner Gemahlin und meinen Militair-Bevollmächtigten herbeirufen. Sie Alle sollen mir Rechenschaft geben und mir ihre Klagen und Wünsche vortragen. Ich will sie noch einmal als Vater und Freund anhören, ehe ich sie als Richter verdamme. Wenn aber auch dieser letzte Schritt meiner Güte nicht fruchtet, wenn die Belgier fortfahren in ihren Ausschweifungen und Empörungen, dann werden sie auch die Folgen zu tragen haben, und nicht auf mich, sondern auf sie allein komme dann die Schuld des vergossenen Blutes! *)

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Hübner II. S. 454.

II.

Der kaiserliche Brautwerber.

Ein halbes Jahr war seitdem vergangen. Die Deputirten der Niederlande waren nach Wien gekommen, und der Kaiser hatte mit ihnen unterhandelt, seine Güte und Sanftmuth, seine Herablassung und Freundlichkeit hatte auf sie Alle einen tiefen Eindruck gemacht, und sie kehrten heim, um dem belgischen Volk die Versicherung des Kaisers zu bringen, daß er niemals die Absicht gehegt, die Freiheiten und Privilegien der Niederländer anzugreifen, vielmehr auch jetzt noch gewillt sei, dieselben aufrecht zu erhalten, nur müßten sie „von einigen schädlichen Mißbräuchen, die sich im Laufe der Zeiten ihnen angehängt, befreit werden." Zu diesem Zweck versprach der Kaiser Bevollmächtigte nach Brüssel zu senden, um in seinem Namen mit den Ständen zu unterhandeln.

Der Graf von Trautmannsdorf und der General d'Alton waren diese Bevollmächtigten, welche der Kaiser öffentlich nach Brüssel sandte, aber als geheimen Bevollmächtigten wollte er ihnen jetzt noch einen dritten treuen Diener und Freund nachsenden, auf dessen Treue er zählen durfte, wie schon Maria Theresia auf dieselbe hatte zählen dürfen.

Dieser geheime dritte Bevollmächtigte, das war der Graf Dietrichstein, der einstige Hofmarschall der Kaiserin.

Sie sollen den beiden Andern mit Ihrem feinen Kopf und Ihrem zartfühlenden Herzen zur Seite stehen, sagte Joseph zu dem Grafen Dietrichstein, als dieser kam, von ihm Abschied zu nehmen. Ich weiß, daß ich meinen beiden Bevollmächtigten in Ihnen einen weisen Mentor gebe, und ich danke Ihnen, daß Sie mir das Opfer gebracht haben, sich Ihrer süßen Behaglichkeit, Ihrer Ruhe und Ihrer Familie zu entreißen, um mir auf's Neue Ihre Dienste zu weihen. Aber ich nehme dies Opfer von Ihnen an, denn Sie werden dort in den Niederlanden nicht blos mir, sondern noch mehr dem armen, mißleiteten Volk von Nutzen sein. Sie sind mein Deputirter an die

Gesellschaft, an die öffentliche Meinung. Klären Sie dieselbe über mich auf, sagen Sie ihr, daß ich nicht der Tyrann bin, als welchen die Priester mich ausschreien, weil ich einige unnütze Klöster aufgehoben, und weil ich auch von der Geistlichkeit, wie von allen meinen Unterthanen, Gehorsam fordere. Sagen Sie den Belgiern, nicht officiell, sondern mit der Ihnen eigenen feinen Zutraulichkeit, daß ich wirklich nicht ein so schlechter Christ bin, als die Priester es sagen, wenn ich auch nicht will, daß der Papst in meinen Landen über mir steht und Befehle ertheilen kann, die den meinen zuwider laufen. Kurz, ich wiederhole es noch einmal, klären Sie die öffentliche Meinung über mich auf!

Dies ist ein sehr leichter Auftrag, sagte Graf Dietrichstein lächelnd, Ew. Majestät haben mir da schon so sehr vorgearbeitet durch die Aufnahme, welche die belgischen Abgeordneten hier gefunden. Es wird nicht nöthig sein, Sire, die öffentliche Meinung für Ew. Majestät, sondern nur, sie gegen die Geistlichkeit anzurufen, gegen diese aufrührerischen Priester, welche sich schützen mit dem heiligen Symbol der Kirche, und, statt das Volk zu beschwichtigen, es aufwiegeln.

Ah, ich sehe, daß Sie mich verstanden haben, mein alter treuer Freund, rief der Kaiser freudig, indem er dem Grafen seine Hand darreichte. Nun sehe ich Sie mit Freuden scheiden, denn ich weiß, daß Sie dort Gutes und Heilsames wirken werden!

Ew. Majestät wissen, daß ich stets bereit bin, für meinen Kaiser mein Leben einzusetzen, sagte der Graf ernst. Es ist dies aber kein Verdienst von mir, sondern eine alte von meinen Ahnen ererbte Gewohnheit meiner Familie. Die Dietrichstein haben immer treu und fest in guten und schlimmen Zeiten zu dem Kaiserhause gestanden, und haben ihm gedient in unerschütterlicher Treue und Ergebenheit.

Ich wünschte, es gäbe ein Mittel, Ihnen und Ihrer Familie diese hundertjährige Treue und Anhänglichkeit zu lohnen, und Ihnen zu beweisen, daß die Habsburger dankbar sind, rief der Kaiser.

Sire, es giebt ein solches Mittel, sagte der Graf nach einer Pause mit ernster Stimme. Wenn Ew. Majestät wirklich vermeinen, daß mein Haus und meine Familie einer Anerkennung von Ew.

Majestät werth sind, so weiß ich eine Gnade, um deren Bewilligung ich Eure Majestät anflehen möchte.

Sprechen Sie, Graf, rief der Kaiser hastig. Sprechen Sie, sagen Sie mir Ihre Bitte, ich bewillige sie Ihnen schon, bevor ich sie kenne, denn ich weiß, daß der Graf Dietrichstein niemals etwas Unbilliges und Unmögliches von mir fordern wird.

Ich nehme diese Bewilligung meiner Bitte schon im Voraus von Ew. Majestät an, sagte der Graf mit demselben feierlichen Ernst, wie zuvor. Meine Bitte ist indeß für Ew. Majestät leicht zu erfüllen, sie wird meinem angebeteten Kaiser keine Mühe und Schwierigkeiten machen. Ich wollte Ew. Majestät um eine Gnade bitten in Bezug auf meine Tochter Therese, die ich hier in Wien zurück lasse.

Wie? Sie lassen Therese hier? fragte der Kaiser erstaunt.

Ja, Sire, die Comtesse Therese bleibt hier in meinem Hôtel unter der Obhut ihrer Tante.

Ach, Therese bleibt hier! rief der Kaiser, und es blitzte wie ein Strahl der Freude über sein Antlitz hin.

Graf Dietrichstein sah es, und über sein Antlitz hin legte sich ein düsterer Schatten. Ich lasse meine Tochter hier, sagte er, weil die Sendung, welche Ew. Majestät mir aufgetragen, vielleicht nicht ohne Gefahr ist, denn wenn es zu ernsten Conflicten in Belgien kommt, so sind die treuen Diener Ew. Majestät von der Wuth des Volks bedroht. Ich opfere freudig mein Leben dem Dienst Ew. Majestät, aber ich habe nicht das Recht, das Leben meiner Tochter zu gefährden. Deshalb bleibt sie hier. Aber freilich, Gefahren giebt es überall, besonders für ein junges schönes Mädchen. Deshalb ist es mir auch nicht genügend, daß Therese hier unter dem Schutze ihrer Tante zurückbleibt, sondern ich möchte ihrer Jugend, ihrer Ehre und Unerfahrenheit noch einen andern kräftigeren Schutz an die Seite stellen.

Der Kaiser hatte, während Graf Dietrichstein so sprach, sich langsam abgewendet und war hastig und unruhig einige Male auf und ab gegangen, dann trat er an's Fenster, und dem Grafen den Rücken zuwendend, schien er aufmerksam hinunter zu schauen auf den Platz.

Graf Dietrichstein blickte mit düsterm Gesicht zu ihm hinüber und ging dann langsam durch das Zimmer nach dem Kaiser hin.

Sire, sagte er laut, ich wünschte meine Tochter Therese jetzt zu vermählen.

Mit wem? fragte der Kaiser, ohne indessen sich umzuwenden.

Mit dem Grafen Philipp von Kinsky, dem Kammerherrn Eurer Majestät. Der Graf liebt sie zärtlich und wirbt schon seit lange um Theresens Hand.

Und Ihre Tochter? fragte der Kaiser, immer noch dem Grafen den Rücken zukehrend und aus dem Fenster schauend. Hat die Comtesse seine Bewerbungen nicht angenommen?

Nein, Sire, sie hat sie bis jetzt immer zurückgewiesen. Sie behauptet, einen unüberwindlichen Abscheu gegen die Ehe zu haben, und verlangt durchaus meine Einwilligung, um in das Kloster der Elisabethinerinnen eintreten zu dürfen. Ich aber will ihr meine Einwilligung nicht geben, ich will nicht, daß mein einziges Kind, um einer schwärmerischen Mädchenlaune willen, ihre Jugend in einem Kloster vergrabe, sie gehört der Welt an und soll in dieser Welt eine Rolle spielen, wie sie der Tochter meines Hauses gebührt. Der Graf Kinsky ist ein Ehrenmann, er liebt meine Tochter und wird sie glücklich machen. Ich wünsche deshalb diese Verbindung, und es betrübt mich, daß meine Tochter mir ihre Zustimmung versagt. Deshalb also will ich das Aeußerste thun, um meinen Wunsch erfüllt zu sehen. Meine Tochter ist auch darin die echte Tochter ihres Hauses und ihres Vaters, daß sie eine unbegrenzte Hochachtung und Verehrung für Ew. Majestät hegt, und daß jeder Wunsch Ew. Majestät für sie ein Befehl ist, den sie sich beeilen wird, zu erfüllen. Deshalb also, und weil ich weiß, daß es zum Besten meines einzigen Kindes ist, deshalb wage ich es, Ew. Majestät an die Worte zu erinnern, welche Sie vorher gesprochen, und Sie um die Gnade zu bitten, daß Ew. Majestät ein mächtiges Wort sprechen, daß Sie meiner Tochter sagen, es sei auch Ew. Majestät Wunsch, daß die Comtesse Dietrichstein sich mit dem Grafen Philipp von Kinsky vermähle, und Ew. Majestät zweifeln gewiß nicht, daß meine Tochter sich beeilen würde, Ihren Wunsch zu erfüllen.

Der Kaiser wandte sich hastig um und schaute den Grafen mit glühendem Antlitz an. Wie? fragte er mit leiser, zitternder Stimme. Sie fordern von mir, daß ich den Brautwerber bei Ihrer Tochter machen solle?

Sire, es ist die Bitte, welche ich an Ew. Majestät richten wollte, und welche Ew. Majestät bereits die Gnade gehabt, mir im Voraus zu bewilligen, sagte der Graf ernst und fest.

Der Kaiser antwortete nicht sogleich. Er schaute den Grafen mit finstern, durchbohrenden Blicken an, aber der Graf schlug vor ihnen die Augen nicht nieder, sondern er begegnete ihnen mit festem, ruhigem Anschauen.

Eine lange Pause trat ein. Allmälig ward der Blick des Kaisers milder, allmälig schwand die Röthe von seinen Wangen und machte einer tiefen Blässe Platz. Er athmete hoch auf und zuckte zusammen, als erwache er aus tiefem Nachsinnen.

Graf Dietrichstein, sagte er endlich und seine Stimme zitterte, als er sprach, Graf Dietrichstein, ich habe Ihnen gesagt, daß ich mir ein Mittel wünschte, um Ihnen beweisen zu können, daß ich Ihnen dankbar bin für langjährige treue Dienste. Sie haben mir dieses Mittel genannt, und ich nehme es an! Ich werde bei der Comtesse Therese der Brautwerber sein für den Grafen Kinsky!

Ach, daran erkenne ich meinen großmüthigen, edlen Kaiser! rief der Graf in freudiger Rührung, indem er die Hand, welche der Kaiser ihm darreichte, zärtlich an seine Lippen drückte. O, Sire, ich danke Ihnen nicht blos in meinem Namen, sondern im Namen aller meiner Ahnen, denn Therese ist die letzte Tochter unsers Hauses, und sie soll unsern Namen rein und schön hinüber tragen in das edle Haus der Grafen Kinsky. Ew. Majestät wollen das vermitteln, und darum danke ich Ihnen in meinem und meiner Ahnen Namen.

Danken Sie mir nicht, mein Freund, sagte der Kaiser trübe. Ich habe sie verstanden, und Sie haben mich verstanden, das ist Alles! Wann soll ich meine Brautwerberschaft antreten?

Sire, ich soll nach den Befehlen Ew. Majestät heute Abend schon abreisen, und ich möchte meine Tochter gern als Braut des Grafen

zurücklassen! Wenn ich wieder heimkehre, soll dann sofort die Vermählung sein!

Gut denn, sagte der Kaiser mit einem mühsam unterdrückten Seufzer, so werde ich noch heute Ihren Wunsch erfüllen und bei Ihrer Tochter den Brautwerber für Kinsky machen. Ist die Comtesse zu Hause in Ihrem Hôtel?

Nein, Sire, sie ist heute Morgen hinausgefahren auf unsere Villa in Schönbrunn. Aber ich werde sogleich meine Equipage hinaussenden, die Comtesse abzuholen, und sobald sie hier ist, werde ich die Ehre haben, es Ew. Majestät zu melden.

Nicht doch, lassen Sie die Comtesse immerhin in der Villa, sagte der Kaiser rasch, gönnen Sie es ihr, noch einen Tag in stiller Zurückgezogenheit ihren jungen Mädchenträumen nachzuhängen, ehe sie als Braut des Grafen Kinsky eintritt in die große Welt. Ich werde meine Spazierfahrt nach Ihrer Villa richten und dort meine Werbung anbringen. Und damit die Sache bald entschieden sei, werde ich sogleich fahren. Freilich werde ich dann wohl auf Ihre Begleitung verzichten müssen, denn ich weiß, daß Sie sogleich zum Fürsten Kaunitz wollen, der Sie schon erwartet, um Ihnen weitere Instructionen zu geben.

Ein düsterer, mißtrauischer Blick des Grafen Dietrichstein traf das Antlitz des Kaisers; er begegnete diesem Blick und fuhr hastiger fort: aber wenn Sie mich auch nicht begleiten können, so werden Sie mir doch nachfolgen. Ich erwarte Sie in Ihrer Villa, und bringen Sie nur gleich den Grafen Kinsky mit, damit wir ihm seine Braut entgegenführen können, wenn Sie wirklich meinen, daß meine Fürbitte bei der Comtesse von Einfluß sein wird!

Ich bin davon überzeugt, Sire. Meine Tochter Therese wird den Wünschen Ew. Majestät ebenso gehorsam sein als ich. Und so wie ich jetzt getreu den Befehlen Ew. Majestät zum Fürsten Kaunitz gehe und auf das Glück verzichte, Ew. Majestät nach meiner Villa begleiten zu können, so wird auch Therese den Befehlen Ew. Majestät gehorchen, und den Gemahl annehmen, den Ew. Majestät ihr vorschlagen.

Wir wollen es versuchen, sagte der Kaiser düster. Eilen Sie, Herr Graf, sich beim Fürsten Kaunitz zu beurlauben. Ich fahre so-

gleich nach Ihrer Villa, und Sie — beeilen Sie sich, mir dahin mit Ihrem Schwiegersohne nachzukommen!

Er reichte dem Grafen seine Hand dar und entließ ihn mit einem freundlichen Lächeln. Aber sobald der Graf das Zimmer verlassen hatte, schwand dieses Lächeln von dem Antlitz des Kaisers, und es nahm den Ausdruck tiefer Trauer an. Mit einem schweren Seufzer auf einen Sessel niedergleitend, schlug er beide Hände vor sein Angesicht.

So saß er lange da, unbeweglich, nur zuweilen aufächzend wie in tiefer Pein. Tiefe Stille herrschte um ihn her; aber plötzlich ward sie unterbrochen durch den hellen Klang der Kaminuhr, welche die elfte Stunde anschlug.

Der Kaiser schrak zusammen und ließ die Hände von seinem Antlitz gleiten, welches jetzt farblos war und tief bewegt. Elf Uhr! flüsterte er mit zitternden Lippen. Die Zeit verfliegt und ich muß eilen, denn ich habe mein Wort gegeben, und es ziemt mir, es zu halten! Ein Kaiser hat nicht Zeit, seinem Schmerz nachzuhängen, er darf nicht menschlich leiden, und nicht Schonung haben für sich selber! Ach, es ist zuweilen sehr schwer, seiner Pflicht zu genügen! Aber ich will es! Die Devise meines Wappens muß ich treulich erfüllen! Virtute et exemplo! Fort zu ihr!

Eine Viertelstunde später fuhr der Kaiser hinaus nach der Villa des Grafen Dietrichstein, die unfern von dem Lustschloß Schönbrunn inmitten eines Parks belegen war. Der Kaiser fuhr dahin, ganz allein in seinem Cabriolet, nur begleitet von seinem Jockey, der hinter ihm auf dem leichten Wagen saß. Die Leute auf den Straßen Wiens blieben stehen, um den Kaiser vorüberfahren zu sehen und ihn zu begrüßen; Joseph nickte freundlich nach allen Seiten hin, und Niemand sah es, wie bleich seine Wangen, und wie traurig seine Augen waren, denn der Kaiser liebte es, wie seine Mutter, rasch zu fahren, und er flog in seinem Cabriolet, das er selber leitete, flüchtig wie ein Blitz vorüber.

———

III.

Der letzte Liebestraum.

Therese von Dietrichstein war allein in dem kleinen Pavillon am Ende des Parks. Dieser Pavillon gehörte ihr allein; für sie hatte ihr Vater ihn erbauen lassen ganz nach den Wünschen und dem Begehr seiner Tochter. Der Pavillon bestand aus einem kleinen Salon und einem Cabinet. In dem Salon empfing Therese ihre Gäste, ihren Vater, ihre Tante, oder die nächsten Freunde ihres Hauses, er war mit der äußersten Eleganz und doch ohne allen Prunk eingerichtet, und man konnte darin füglich die vornehmsten, wie die bescheidensten Gäste aufnehmen. Das Cabinet aber durfte Niemand ohne Theresens besondere Einwilligung betreten, es war ihr Sanctuarium, ihre Zelle, ihr Atelier. Dort feierte das junge Mädchen ihre stillen heiligen Andachtsstunden, dort hing sie in ungestörter Stille ihren jungen Mädchenträumen nach, dort verwandelte sich die Gräfin in eine Künstlerin, welche mit tiefem Ernst die Künste, welche sie liebte, und denen sie sich hingegeben, übte und studirte. Therese war eine Virtuosin auf dem Clavier und der Harfe, und eine ausgezeichnete Malerin. Ihr Vater und ihre nächsten und vertrautesten Freunde wußten das; Niemand sonst hatte Proben davon, denn Therese war scheu wie eine Gazelle, sie verbarg mit erröthender Schüchternheit ihre Talente vor jedem fremden Blick und Ohr.

In der glänzenden Villa und in dem Hôtel ihres Vaters war sie die vornehme Dame, die stolze Grafentochter, welche es sehr wohl verstand, zu repräsentiren, welche in dem Salon ihres Vaters statt ihrer Mutter die Dame des Hauses machte, und alle Welt entzückte durch ihre Anmuth, ihre Schönheit und ihren Geist. In ihrem Pavillon aber war Therese nur die Künstlerin oder das träumerische junge Mädchen. In ihrem Cabinet stand ihre Harfe, ihr Clavier, und nahe an dem großen Fenster die Staffelei, an welcher sie malte, daneben der runde Tisch, auf welchem ihr Zeichenbrett, bunte Farben und Stifte lagen.

Wenn sie in dem Cabinet war und malte oder musicirte, mußte

ihre Kammerfrau draußen vor dem Pavillon Wache halten, um sobald irgend ein Besuch durch die Allee, den einzigen Weg, der zu dem Pavillon führte, sich nahete, sofort zu ihrer Herrin zu eilen und ihr Nachricht davon zu geben. Dann erhob sich Therese von ihrer Harfe oder von ihrer Staffelei, und trat aus dem Cabinet, dessen einzige Thür sie sorgfältig hinter sich verschloß, in den Salon, um dort ihre Gäste zu empfangen.

Heute war Therese in ihrem Cabinet, und da sie keinen Besuch zu fürchten hatte, denn ihr Vater war mit ihrer Tante nach Wien gefahren und wollte erst am Nachmittag zurückkehren; da sie also bis dahin sicher war, ganz allein zu sein, hatte sie die Portière, welche in den Salon, und die Thür, welche von da in den Garten führte, nicht geschlossen. Die schöne frische Sommerluft sollte durch Thür und Fenster zu ihr eindringen, der Garten sollte ihr seine Düfte und das sanfte Bäumerauschen herein senden. Sie war ja ganz sicher, nicht gestört und überrascht zu werden, denn draußen im Garten, unfern von dem Pavillon, saß ja ihre treue Kammerfrau und hielt Wache, daß kein Unbefugter sich nahen durfte.

Therese war also ganz unbesorgt. Sie durfte sich zwanglos ihren Phantasieen und Träumen hingeben, durfte thun und treiben, was ihr beliebte. Sie hatte eben musicirt, zu ihrer Harfe hatte sie sich ein Lied gesungen, das sie selber gedichtet und componirt. Die letzten Töne dieses Liedes waren eben verhallt; Therese ließ ihre weißen durchsichtigen Hände von den Saiten niedergleiten und lehnte ihre Stirn an die goldene Säule ihrer Harfe. Der goldene Adler, der sich auf der Spitze der Säule befand, schwebte mit seinen weit ausgebreiteten Schwingen über dem Haupt Theresens, als wolle er sie beschützen mit seinen Fittigen und die Pfeile des Unglücks von ihr abwenden.

Das junge Mädchen überließ sich ihren Träumen; die Worte des traurigen Liedes, das sie eben gesungen, schienen noch in ihr nachzuklingen, denn sie seufzte tief auf, und zwei Thränen glitten langsam über ihre Wangen nieder. Wer sie so gesehen hätte in ihrer schwermuthsvollen Haltung, in diesem leichten luftigen weißen Negligé, das lose und malerisch ihre edle stolze Gestalt umhüllte und in langen

wallenden Falten bis auf die Füße herunterfiel, wer sie so gesehen, das schöne Haupt geneigt an die Harfe, die schönen, nur halb von den weiten weißen Aermeln verhüllten Arme nachlässig im Schooße ruhend, die bleichen und durchsichtigen Wangen von Thränen bethaut, der hätte die zarte, edle und schöne Erscheinung wohl für den Genius der Musik halten mögen, der, an die Harfe gelehnt, an dem Grabe irgend eines großen Künstlers trauere.

Aber Therese war nur mit ihrem eigenen Leid beschäftigt, sie trauerte nur um sich selber, und die Thränen, die über ihre Wangen niederglitten, galten dem Kummer, der tief in ihrer Seele schlummerte, und den sie niemals zu Worten aufwachsen ließ, den sie sich selber kaum zu gestehen wagte.

Als daher die Thränen jetzt von ihren Wangen auf ihre Hände niederfielen, schrak sie zusammen, als habe eine brennende Kohle sie berührt, und hob hastig ihr Haupt empor. Ein ängstlicher Blick ihrer großen dunkelblauen Augen irrte in dem Gemach umher, ein leises Roth flog über ihre Wangen hin, als erröthe sie über diese Thränen, welche ihr Herz verrathen.

Ich will nicht weinen, sagte sie leise. Niemand darf ahnen, daß mein Herz trauert, ich selber kaum! Nein, ich will nicht weinen! Ich will mein Geschick annehmen und es schweigend tragen! Schweigend und muthig! Für mich giebt es auf Erden kein Glück, aber das Unglück will ich mir fern halten und mich nicht einschmieden lassen in seine Fesseln. Frei will ich sein und bleiben, und keine Drohungen und keine Bitten sollen mich vermögen, meine traurige Freiheit aufzugeben. Ich will wenigstens das Recht haben, weinen zu dürfen, ohne daß meine Thränen mich anklagen, träumen zu dürfen, ohne daß meine Träume ein Verbrechen sind! Ich nehme mein Schicksal an, aber nur von meinem eigenen Herzen; ich will meinen einsamen stillen Weg durch das Leben dahin gehen, und wenn sie mich mit Gewalt davon forttreiben wollen, so flüchte ich mich in ein Kloster! Ja, rief sie ganz laut und begeistert, ja, dann flüchte ich in ein Kloster!

Und warum in ein Kloster? fragte eine sanfte Stimme hinter ihr.

Therese stieß einen Schrei aus und sprang so rasch empor, daß die Harfe mit einem schrillenden Klang zurückfiel an die nahe Wand.

Therese kannte diese sanfte Stimme gar wohl, sie war die Musik ihrer Träume, das heimliche Entzücken ihres Herzens, und wie sie jetzt so unvorbereitet, so unerwartet an ihr Ohr schlug, hatte das junge Mädchen ein Gefühl, als ob ein Blitz ihr Herz treffe, als ob sie sterben müßte, sie wußte selber nicht, ob vor Entsetzen oder vor Glückseligkeit.

Joseph! rief sie laut, sich selber unbewußt, und ganz ermattet, ganz überwältigt sank sie wieder nieder auf den Sessel. Ihre Arme fielen kraftlos nieder, ihr Haupt neigte sich auf ihre Brust, ein Zittern durchflog ihre ganze Gestalt.

Sofort war der Kaiser an ihrer Seite. Mit dem Ausdruck tiefen Erschreckens neigte er sich zu ihr nieder und faßte ihre Hände.

Verzeihung, Comtesse, sagte er leise, ich habe Sie erschreckt. Es war unrecht von mir, daß ich es wagte, unangemeldet bei Ihnen einzutreten und die Kammerfrau fortzuschicken, die mich annonciren wollte. O mein Gott, in meinem Egoismus dachte ich nur an mich, nur daran, daß ich nicht eine Minute länger warten wollte, Sie zu sehen, und daß das Annonciren das verzögern würde. O, sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen, Comtesse, schauen Sie mich an und lassen Sie mich in Ihrem Antlitz lesen, daß Sie mir vergeben haben!

Sie hob langsam ihr Haupt empor und schaute ihn an. Sie wollte sagen, daß sie ihm nicht zürne, aber das Wort verstummte auf ihren Lippen; der Kaiser bannte es mit seinen großen blauen Augen, die mit einem Ausdruck unaussprechlicher Zärtlichkeit auf ihr ruhten. Sie hatte nicht die Kraft, diesen Augen auszuweichen, diese tiefen zärtlichen Augen bannten sie wie ein Zauberkreis und schienen mit magischer Kraft die geheimsten Gedanken ihres Herzens hervorzulocken und sie aus ihren Blicken sprechen zu lassen.

Verstand der Kaiser, was diese Blicke zu ihm sagten?

Er schaute sie noch immer an, so tiefernst, so zärtlich und durchdringend. Sie versuchte, sich diesem Zauber zu entwinden, sie wollte die Augen niederschlagen, das erhobene Haupt senken, und aufstehen. Er drückte sie sanft wieder in ihren Sessel nieder und bat leise:

bleiben Sie! Und als sie ihr Haupt senkte, legte er mit einem unaussprechlichen Ausdruck seine beiden Hände an ihre Wangen, und hob ihr Haupt empor und schaute sie an.

O, entziehe mir nicht Dein Antlitz, Therese, flüsterte er leise. Ich habe es so lange nicht gesehen, so ewig lange nicht! Laß mich Abschied nehmen von diesem letzten schönen Traum meines Lebens, Abschied von Deinem Engelsangesicht.

Sie zuckte schmerzlich zusammen und fragte leise: Abschied?

Ja, so ist es! sagte Joseph. Abschied! heißt das Wort, welches mich hergeführt. Sie haben mein Herz errathen, die klugen Menschen, sie haben das Geheimniß ausgespürt, von dem ich glaubte, daß nur ich und Gott es kenne. Und doch habe ich Dir niemals gesagt, wie unaussprechlich ich Dich liebe! Aber meine Augen haben es doch verrathen, und seit jenem Abend, wo ich in Schönbrunn die Rose aufnahm und sie küßte, die Dir vom Busen gefallen, seit jenem Abend habe ich Dich nicht wieder gesehen. Ich hätte es Dir nie gesagt, daß ich Dich liebe, aber der Schmerz und die Ueberraschung dieser Stunde entlockt mir dieses Wort. Es wird vor Deinen Ohren verklingen, wie eine fremde Melodie, die Du einst von einem armen vorüberziehenden Wanderer vernommen, und Du wirst sie vergessen unter den Jubelklängen Deines schönen glücklichen Lebens!

Er ließ seine Hände langsam von ihrem Antlitz niedergleiten und wandte sich ab, um die Thränen nicht sehen zu lassen, die seine Augen verdüsterten.

Therese stand auf, sie wollte fliehen, und vermochte es doch nicht, ein süßer Schauer durchrieselte ihre ganze Gestalt und machte das Blut in ihren Adern stocken, und ihr Herz still stehen, und dann wieder so heftig und stürmisch schlagen.

Der Kaiser wandte sich wieder zu ihr hin, und sein Antlitz war jetzt ernst und gefaßt. Er hatte sich überwältigen lassen von dem ersten Moment des Wiedersehens, das fühlte er mit Beschämung, und er wollte jetzt wieder gut machen.

Schweigend nahm er die Hand Theresens und führte sie zu dem Divan hin, in welchen er sie mit sanfter Gewalt niederdrückte. Sie

ließ es geschehen, sie hatte keinen eigenen Willen mehr, sie war sich keines andern Gedankens bewußt, als daß Er da war, Er, dessen Name in ihrem Herzen brannte, und den ihre Lippen kaum zu nennen wagten. Ihre ganze Seele lag in dem Blick, mit welchem sie zu ihm aufschaute, zu ihm, der mit verschränkten Armen vor ihr stand und sie betrachtete, wie man ein ideales Kunstwerk, ein angebetetes Heiligenbild betrachtet.

Therese, sagte Joseph nach einer langen Pause, warum sagten Sie vorher, daß Sie in ein Kloster flüchten wollten?

Therese schrak zusammen, und das Lächeln erblaßte auf ihrem Antlitz, denn seine Stimme kam ihr jetzt so kalt und hart vor. Joseph verstand ihren Blick und neigte sich nieder zu ihr, und wiederholte mit leiser, weicher Stimme seine Frage.

Wenn mein Vater mich zwingen will zu einer verhaßten Vermählung, dann flüchte ich mich in ein Kloster, sagte Therese, die unter dem Zauber seiner Blicke die Wahrheit aus ihrem Herzen auf ihre Lippen hervorströmen fühlte, wie der Duft aus dem Kelche der Rose steigt.

Aber Sie werden ihm doch folgen und nachgeben müssen, Therese, sagte er traurig, eingedenk des Versprechens, das er dem Grafen gegeben. Sie werden sich vermählen müssen.

Ich werde es niemals thun, rief sie heftig, ich werde mich niemals vermählen.

Es ist indessen die Bestimmung des Weibes, sagte Joseph, das Weib soll dem Gatten folgen.

Wenn sie ihn liebt, unterbrach sie ihn rasch. O, es muß süß und köstlich sein, mit dem Geliebten in die Welt hinauszugehen, mit ihm Leid und Freude zu theilen, ihm sich hinzugeben mit allen Gedanken, allen Wünschen, aller Begeisterung der Seele, aller Gluth des Herzens, für ihn zu leben in Liebe, für ihn, wenn Gott diese Gnade gewährt, zu sterben in Liebe.

Therese! rief Joseph mit leidenschaftlicher Innigkeit, über dem Anschauen ihres strahlenden, begeisterten Angesichts all seiner Vorsätze, seiner Versprechungen vergessend.

Sie schrak zusammen bei ihrem Namen und schien wie aus einer Verzückung zu erwachen. Tief erröthend senkte sie ihre Blicke nieder. Ich werde ein solches Glück nie kennen lernen, sagte sie, ich werde mich nie vermählen!

Nie?

Nein, nie!

Und warum nicht? fragte er heftig. Warum wollen Sie, so jung, so schön, so begeistert und glühend, warum wollen Sie schon jetzt, am Eingang in das Leben, verzichten auf das Glück desselben? Warum wollen Sie sich nie vermählen?

Therese antwortete ihm nicht. Sie saß da mit niedergeschlagenen Augen, beschämt, verwirrt, und in dieser Verwirrung überaus reizend anzuschauen.

Sagen Sie es mir, Therese, bat er dringender, vertrauen Sie es mir, mir, dem Ihr Wohl und Ihr Glück theurer ist, als sein eigenes Leben, sagen Sie es mir, warum wollen Sie sich nicht vermählen?

Therese antwortete noch immer nicht.

Joseph neigte sich zu ihr nieder und faßte ihre Hände, die in ihrem Schooß ruhten, und diese Berührung schien sie Beide zu durchglühen, wie ein elektrischer Funke, denn Beide schraken sie zusammen, Beide errötheten sie.

O, schau mich an, Therese, flüsterte er leise, hebe Dein Antlitz zu mir empor und laß mich in Deinen Augen die Antwort lesen, die mir Deine Lippen versagen. Schau mich an, Therese, denn Dein Antlitz ist mein Himmel und mein Licht, und wenn ich es nicht sehe, ist es trübe um mich und kalt.

Therese hatte nicht die Kraft, ihm zu gehorchen, sie neigte ihr Haupt tiefer, und bange Seufzer hoben ihre Brust.

Joseph, kaum wissend, was er that, kniete vor ihr nieder, um ihr in's Antlitz zu sehen, um in ihren Mienen zu lesen, um ihre Augen zu schauen. Vor ihr auf den Knieen liegend, ihre Hände in den seinen, sein Antlitz nahe dem ihren, sah er sie an mit seinen flammenden Blicken und flüsterte: warum willst Du Dich nicht vermählen?

Der Zauber seiner Augen wirkte wieder auf sie; wider Willen hob sie ihre Blicke empor und begegnete den seinen, wider Willen, betäubt, selig, befangen von seiner Nähe, seinem Anschauen, seinen Worten, wider Willen flüsterte sie: Weil ich Dich liebe!

Hatte sie das wirklich gesprochen? War sie wirklich von ihren Lippen gehaucht, diese süße, heilige Musik? Waren es nicht die Bäume gewesen, die sie gerauscht? Hatten sie nicht die Vögel gesungen, die vorüberflatterten an den Fenstern? Hatte sie nicht der Himmel geflüstert, der so rein und blau zu ihnen hernieder schauete?

Hatte Therese wirklich diese süße, heilige Musik von ihren Lippen tönen lassen, diese Musik, welche Josephs Herz mit süßen Schauern erfüllte und sein Antlitz strahlen machte wie im Sonnenglanz?

Er kniete noch immer vor ihr und hielt ihre zuckenden Hände in den seinen und schaute sie an mit einem stolzen, seligen Lächeln.

Und so habe ich Dich endlich gefunden, Du letzter Stern meines düstern, einsamen Lebens, sagte er nach einer langen Pause, so bist Du endlich mein geworden, Du schüchterne Gazelle, die scheu vor mir her floh, immer höher, höher hinauf den steilen Pfad, höher hinauf in Schnee und Eis? Endlich, hoch oben in den Schneeregionen des Lebens, da hat sie sich mir ergeben, meine süße Gazelle. O, Therese, warum erst in den Schneeregionen, warum habe ich Dich nicht gefunden am Anfang meiner Laufbahn, warum erst jetzt, da ich ein Mann bin, ein alternder, von Sorgen gebeugter Mann? Und dennoch danke ich Dir, daß ich Dich jetzt finde, denn Du giebst mir meine Jugend wieder, meine Illusionen und Jünglingsträume. Wenn ich Dich anschaue, bin ich wieder jung und das Leben lacht mir wieder entgegen, und alle Wunden sind vernarbt in meinem Herzen, und alle Erfahrungen sind ausgelöscht. Ich fühlte und wußte das, als ich Dich zum ersten Mal sah, Therese, als Du an der Hand Deines Vaters mir entgegentratest, so stolz wie eine Königin, so demüthig wie eine Priesterin, so schön wie eine Venus. Ich stand Dir stumm und staunend gegenüber und fand kein Wort, Dich zu begrüßen, aber mein Herz grüßte Dich mit seinen lauten

Schlägen und hieß Dich willkommen als seine Herrin! Und so bin ich Dein Sclave geworden, ohne daß ich es selber wußte, so bin ich Dir gefolgt und habe Dir gehuldigt, ohne zu wissen, was ich that. Nur neulich, als ich jene Rose nahm und sie küßte, und dann Deinen Vater sah, der mich mit düstern Blicken anschaute, da ward ich zuerst mit mir selber klar, da wußte ich, daß ich Dich liebe, daß ich Dich ewig lieben werde. Ja, Therese, Du bist meine letzte Liebe, der letzte Liebestraum eines armen, mattgehetzten Menschen, den sie da draußen einen Kaiser nennen, der aber vor Dir kniet, wie ein armer, kranker Bettler vor dem Madonnenbild, und Dich anfleht um ein wenig Trost und Erquickung, um eine milde Gabe Deiner Liebe! Neige Dich zu mir, Madonna, Einmal nur laß mich tief in Deinen Augen lesen, Einmal nur laß mich ihn noch träumen, den letzten Liebestraum! O, sie werden schon kommen, mich zu wecken, mich aufzuschreien mit der Mahnung, daß ich ein armer Kaiser bin, der nicht werben darf um den reichen Schatz Deiner Liebe, daß Du eine reiche, stolze Gräfin bist, die alles Glück und alle Pracht des Lebens verschenken soll an einen andern Mann, nicht an mich, o, nicht an den armen Kaiser! Neige Dich zu mir, Therese, nur Einmal, Einmal berühre meine Lippen mit einem Kuß, weihe meine Lippen für den Schmerz und die Entsagung!

Und Therese, ganz überwältigt von seinen Worten, seinen Blicken, Therese, gleich ihm befangen in dem begeisternden Traum ihrer Liebe, neigte sich zu ihm nieder, ihre Augen leuchtend in Thränen, ihr Mund umflattert von einem seligen Lächeln.

Ihre Lippen brannten auf einander, innig und fest, ihre Arme legten sich wie von selbst um seinen Nacken, seine Arme schlangen sich fest um ihre schlanke Gestalt. Eine unaussprechliche Wonne durchglühte sie Beide in diesem ersten Kuß ihrer Liebe.

Tiefe Stille herrschte um sie her. Auf einmal ward diese Stille unterbrochen von einem doppelten Schrei, und in der offenen Portière des Salons stand Theresens Vater mit dem Grafen Kinsky, die entsetzten bleichen Gesichter hingewandt auf das Liebespaar.

Der Kaiser sprang empor, flammend vor Scham, vor Zorn und

Schreck. Therese schauerte in sich zusammen und schlug ihre beiden Hände vor ihr bleiches Angesicht, und saß da, tief gebeugt, zitternd wie eine Angeklagte, die ihr Urtheil erwartet.

Eine lange Pause trat ein. Niemand wagte es, das erste Wort zu sprechen, den Gefühlen Ausdruck zu geben, die mit wildem Ungestüm in ihrem Innern tobten.

Mit finstern, drohenden Blicken schauten die beiden Grafen hinüber zu dem Kaiser, der, an der Fensternische lehnend, die großen Augen mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Schmerz und Klage zum Himmel emporgerichtet hatte.

Endlich wandten sich diese Blicke niederwärts, und richteten sich hinüber nach den beiden Männern, die noch immer unbeweglich, finster und schweigend auf der Schwelle standen.

Die schmerzliche Spannung verschwand aus des Kaisers Zügen, die jetzt einen milden, schwermuthsvollen Ausdruck annahmen. Er hatte seinen Schmerz niedergekämpft, er hatte sein Herz bezwungen!

Mit stolz gehobenem Haupt, mit ruhiger, ernster Haltung trat er wieder zu Theresen hin, die noch immer mit verhülltem Antlitz da saß.

Stehen Sie auf, Therese, und geben Sie mir Ihre Hand, sagte er fast gebieterisch.

Sie gehorchte ihm ohne Widerstreben und reichte ihm aufstehend ihre Hand. Der Kaiser nahm sie und drückte sie fest in der seinen, als wollte er ihr damit Muth einflößen, den Muth der Entsagung.

Sie an der Hand führend, durchschritt Joseph mit ihr das Gemach und ging zu den beiden Grafen hin, die ihnen entgegen schauten wie zwei Richter dem Angeklagten.

Herr Graf Dietrichstein, sagte der Kaiser ernst und fest, Sie mahnten mich heute an die hundertjährigen Dienste, welche Ihre Familie dem Kaiserhause geleistet, und ich versprach Ihnen zu vergelten, wenn es in meiner Macht stände. In dieser Stunde ist es in meine Macht gegeben. Herr Graf Dietrichstein, ich führe Ihnen Ihre Tochter zu, sie ist bereit, freudig und gehorsam Ihren Willen zu thun, und den Gemahl anzunehmen, den Ihre väterliche Liebe ihr ausgewählt. Sie giebt Ihnen und mir, und auch Ihnen, Herr Graf

Kinsky, ihr Wort, daß sie nicht in ein Kloster gehen, und auch nicht unvermählt bleiben, sondern daß sie ihr Geschick ertragen und ihren Beruf erfüllen will, wie wir Alle es müssen. Nicht wahr, Therese, es ist so, wie ich in Ihrem Namen Ihrem Vater verspreche?

Ja, es ist so, sagte sie leise.

Und jetzt, Herr Graf Dietrichstein, fuhr der Kaiser fort, jetzt muß ich Sie bitten, Ihre Reise noch auf einige Tage zu verschieben. Ich gebe Ihnen noch acht Tage Urlaub, damit Sie alle Anordnungen treffen, die zur Vermählung Ihrer Tochter nothwendig sind, denn es ist besser, daß Sie sie als vermählte Frau denn als Braut zurücklassen. In acht Tagen, wünsche ich, soll die Vermählung stattfinden in der Kapelle der Kaiserburg. Ich selbst will Zeuge sein bei der Trauung. Herr Graf von Kinsky, sehen Sie da Ihre Braut, in acht Tagen schon Ihre Gemahlin! Leben Sie wohl! In der Schloßkapelle sehen wir uns wieder!

Er grüßte die Herren mit einem flüchtigen Neigen des Kopfes, und ging an ihnen vorüber und durchschritt raschen Fußes den Salon. Er hörte wohl den durchdringenden Schmerzensschrei, der von Theresens Lippen tönte, aber er wandte sich nicht um, auch dann nicht, als Graf Dietrichstein mit lauter, ängstlicher Stimme nach Hülfe, nach Theresens Kammerfrau rief. Aber als der Kaiser diese Frau, welche den Ruf nicht gehört, weiter hinauf in der Allee bemerkte, ging er zu ihr hin und sagte flüchtig: die Comtesse ist ohnmächtig geworden, eilen Sie zu ihr.

Dann ging er weiter die Allee hinauf, zwischen den Blüthenbäumen und duftenden Sträuchern dahin, und er gedachte daran, wie Adam aus dem Paradiese getrieben worden durch die drohende Stimme Gottes und seiner eigenen Schuld, und er fühlte, daß diese Austreibung aus dem Paradiese an jedem Menschen sich erneuere, auch an ihm, dem schwerbeladenen, traurigen Menschensohn, der eben noch geträumt den seligen Traum des Paradieses, und jetzt aus der Pforte desselben hinausschritt in das rauhe, kalte, stürmende Leben.

Vor der Pforte des Parks stand sein Cabriolet mit dem harren-

den Jokey daneben. Der Kaiser schwang sich hinein und ergriff die Zügel und kehrte in rasendem Galopp heim nach Wien.

Und wieder blieben die Leute auf der Straße stehen, um ihn zu grüßen, und wieder neigte sich der Kaiser freundlich dankend nach allen Seiten hin, und Jeder war entzückt von seiner Leutseligkeit, und Niemand sah, daß der Kaiser jetzt bei seiner Rückkehr von der Spazierfahrt noch bleicher war, als beim Anfang derselben. Niemand sah das, denn der Kaiser liebte es, rasch zu fahren, und er flog in seinem Cabriolet, das er selber leitete, wie ein Blitz an ihnen vorüber.

IV.
Der Türkenkrieg.

Der lange erwartete Schlag war endlich gefallen; der Krieg Rußlands mit der Pforte war ausgebrochen. Als der Kaiser heimkehrte von seiner traurigen Fahrt nach der Villa des Grafen Dietrichstein, waren soeben Couriere angekommen aus Petersburg, Constantinopel und Berlin. Der Courier aus Petersburg brachte ihm, nebst vielen Depeschen seines Gesandten, des Grafen Cobenzl, ein eigenhändiges Schreiben der Kaiserin. Katharina mahnte ihn in demselben an sein ihr in Petersburg gegebenes, in Cherson erneuertes Gelübde: wenn er wieder zum Krieg Rußlands mit der Türkei komme, dann treu zu ihr zu stehen, und mit ihr seine Armee in den Kampf ziehen zu lassen wider die Türkei.

Und jetzt war die Stunde gekommen, in welcher der Kaiser sein Gelübde erfüllen mußte, denn der Krieg Rußlands mit der Türkei, dieser Krieg, welcher so lange unter der Asche des Scheinfriedens geschlummert hatte, er war jetzt wieder in vollen Flammen emporgeschlagen.

Diesmal indessen war es die Türkei gewesen, welche die Flammen angeblasen. Schon im Sommer des vorigen Jahres hatte die Pforte

den Frieden gebrochen, indem sie den russischen Gesandten wegen willkürlich herbeigeführter Streitigkeiten gewaltsam gefangen nehmen und in die Siebenthürme festsetzen ließ. Rußland hatte schon damals der Türkei den Krieg erklärt, wenn sie nicht sofort ihren Gesandten frei lasse und volle Genugthuung gebe. Die Pforte dagegen hatte an Rußland die Bedingung gestellt, es solle ihr die Krim wiedergeben und seine Flotte wieder aus dem schwarzen Meer entfernen.

Den beiden feindlichen, streitenden Mächten hatte sich damals der österreichische Internuntius zum Vermittler angeboten, und da er von beiden Mächten angenommen worden, hatten seitdem fortwährende Versuche zur Versöhnung und Verständigung stattgefunden.

Aber weder Rußland, noch auch die Pforte, noch auch Oesterreich hatten an das abermalige Zustandekommen des Friedens geglaubt, und ganz offen hatten alle drei Mächte ihre Rüstungen begonnen, alle Drei nur bemüht, Zeit zu gewinnen, um diese Rüstungen zu Ende führen und dann eine imponirende Streitmacht entwickeln zu können.

Und jetzt, im Frühling des Jahres 1788, war die Zeit dieses Hinhaltens und Wartens vorbei, jetzt hatte der österreichische Internuntius die Friedens-Verhandlungen für abgebrochen erklärt, und der Kampf zwischen der Türkei und Rußland war nun mit erneuerter Wuth schon wieder begonnen.

Das war es, was die Couriere aus Petersburg und Constantinopel dem heimkehrenden Kaiser meldeten. — Joseph nahm die Nachrichten mit freudigem Muth auf. Er athmete hoch auf, denn es schien ihm, als nähmen diese Briefe eine Last von seiner Brust, die Last des Kummers und des Grams.

Jetzt werde ich genesen von diesen Schmerzen, sagte er, indem er mit raschen Schritten, die Depeschen in der Hand, in seinem Cabinet auf und nieder ging. Gott ist sehr gnädig gegen mich, denn er zeigt mir das Mittel, um Trost und Beruhigung zu finden, er zeigt mir den Weg, den ich wandeln muß, um wieder zu fühlen als Kaiser und als Mann! O, mir wird wohl werden, wenn die Kugeln mich umsausen, wenn die Schlacht mich umtobt. Für mich giebt es keine Myrthen, aber vielleicht Lorbeeren. Das hat das Schicksal mir sagen,

daran hat es mich mahnen wollen. Sei mir also willkommen, Krieg, vielleicht bringst Du mir Lorbeeren, vielleicht auch den Tod! Ich fühle meine alte Kraft wieder in mir erwachen, ich fühle, daß ich noch immer ein Mann bin, der noch den Muth besitzt, dem Kummer zu trotzen und dem Unglück die Stirn zu bieten! Auf zum Kampf gegen die Türken!

Er klingelte hastig und befahl dem eintretenden Kammerhusaren sogleich nach dem Feldmarschall Lacy zu senden und ihn zu bitten, sich unverzüglich zum Kaiser zu verfügen.

Dann las er wieder in den Depeschen, von Zeit zu Zeit ungeduldige Blicke hinüberwerfend nach der Thür, durch welche Lacy eintreten mußte. Endlich öffnete sich die Thür, und der Kammerhusar meldete den Feldmarschall Grafen Lacy.

Der Kaiser ging seinem langjährigen, vielbewährten Freund mit einem strahlenden Lächeln entgegen.

Lacy, sagte er, von heute an sollen Sie wieder mit mir zufrieden sein. Sie haben mich in letzter Zeit oft mit unwilligen und mißvergnügten Blicken angesehen, — o, versuchen Sie nicht zu streiten, ich habe es wohl bemerkt, und wenn ich nichts sagte, war es vielleicht, weil ich mich schuldig fühlte, — Sie haben oft über meine Schwermuth und Verzagtheit geseufzt. Von heute an sollen Sie wieder mit mir zufrieden sein, von heute an bin ich wieder bereit, dem Schicksal zu trotzen und mit dem Unglück zu kämpfen.

O, wie freue ich mich, Ew. Majestät so zu sehen, rief Lacy, des Kaisers dargereichte Hand zärtlich in der seinen drückend. Jetzt sind Sie wieder mein Held, mein Kaiser, und der Siegesmuth leuchtet von Ihrer Stirn. O, mit diesen flammenden Augen, diesem stolzen, siegreichen Blick gleichen Ew. Majestät dem Schlachtengott selber, und wenn Ihr Heer Sie so sieht, wird es mit begeistertem Jubelruf Ihnen folgen, wohin Sie es auch führen wollen.

Ah, rief Joseph mit einem heitern Lachen, Sie haben es also schon errathen, Sie wissen es schon, daß es zur Schlacht geht! Ja, ich weiß es wohl, der Krieg wird Ihnen und Tausenden in meinem Heer willkommen sein! Ich weiß auch, daß das, was ich Ihnen jetzt

sagen will, Sie erfreuen wird. Lacy, ich lade Sie ein, mir in der bevorstehenden Campagne wider die Türken Gesellschaft zu leisten, ich übertrage Ihnen sogleich die Oberaufsicht über meine Heere, über alles das, was zum Feldzug gehört, nachdem wir mit den Russen ausgezogen sind, die Osmanen zu besiegen. Sie haben sich durch Ihren Patriotismus immer rühmlich ausgezeichnet, Sie sind ein General, dessen Dienste ich so annehmen muß, als wenn Sie sie mir freiwillig leisteten, denn Jahre, Ruhm und vollkommen erfüllte Pflichten würden mir alle rechtlichen Ansprüche auf die Fortsetzung derselben rauben.*)

Aber Ew. Majestät wissen, daß es mein größter Stolz, meine größte Freude ist, Ihnen meine Dienste zu weihen, so lange ich lebe, rief Lacy glühend, daß ich glücklich sein werde, an Ihrer Seite zu fechten, und Zeuge zu sein, wie sich mein Kaiser seine Lorbeeren verdient?

Und nicht wahr, fragte der Kaiser, Sie sind es auch noch ganz besonders zufrieden, daß wir ausziehen gegen dieses übermüthige Türkenvolk?

Lacy schwieg einen Augenblick. Ich würde ganz glücklich sein, sagte er dann zögernd, wenn Oesterreich freiwillig und selbstständig in den Krieg zöge wider die Türken.

O, unsere Bundesgenossen, die Russen, geniren Sie? fragte der Kaiser lächelnd. Sie lieben also die Russen noch immer nicht?

Sire, ich erlaube mir kein Urtheil über Diejenigen, welche es Ew. Majestät seit einiger Zeit beliebt, Ihre Bundesgenossen zu nennen!

Ehrlich, Lacy, keine Winkelzüge! Sie haben mir ja Ihr Wort gegeben, mir immer die Wahrheit zu sagen. Ehrlich also, es ist Ihnen zuwider, daß wir in diesem Krieg mit den Türken die Bundesgenossen Rußlands sind?

Nun denn, Sire, wenn ich die Wahrheit sagen soll, ja! Ich würde mich noch mehr freuen, wenn Ew. Majestät als selbstständiger Kriegsherr gegen die Pforte aufgetreten wären. Rußland denkt immer nur an sich, hat immer nur Vergrößerungspläne für sich im Auge, und

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Hübner II. S. 466.

wird Ew. Majestät Hülfe nur benutzen wollen, um sich selber neue Eroberungen zu sichern.

Aber ich werde solche Eroberungen nicht dulden, rief Joseph heftig. Katharina mag ihren Kampf gegen die Türkei auskämpfen, es ist als ihr Bundesgenosse und als Mann von Wort meine Pflicht, ihr beizustehen, wie ich es versprochen habe. Aber zu neuen Eroberungen werde ich nicht meine Hand bieten. Ich habe es geduldet, daß die Pforte Tauris an Katharina abtrat, denn dies brachte mir nicht allein keinen Nachtheil, sondern den unberechnenbaren Vortheil, daß meine Staaten dadurch vor jedem Angriff der Türken geschützt sind, weil diese die Truppen und Schiffe der Krim fürchten, und dann entzweite sich bei dieser Gelegenheit der Petersburger Hof mit dem Berliner, wodurch dem Letztern ein mächtiger Alliirter geraubt ward.*) Dies bestimmte mich, Rußland im Besitz der Krim nicht zu hindern; aber jetzt hat Alles eine andere Gestalt; ich werde nicht dulden, daß sich die Russen in Konstantinopel niederlassen! Die Nachbarschaft der Turbane wird für Wien immer noch weniger gefährlich sein, als die der Hüte.**) Aber Rußland bietet mir eine Gelegenheit, auch meinerseits die Scharte auszuwetzen, welche die Türken in das Schwert der Habsburger geschlagen. Wir müssen Belgrad wieder haben, ich muß die Niederlage rächen, welche mein Vater vor Belgrad von den Türken erfahren. Der Sohn muß wieder erobern, was man seinem Vater genommen, Belgrad muß wieder zu Oesterreich gehören, die Türken müssen es mir wiedergeben. O, diese Barbaren des Orients haben seit mehr denn zweihundert Jahren alle möglichen Treulosigkeiten gegen meine Vorfahren begangen, Tractate verletzt, so oft es ihrer Raubbegierde gefiel, Verheerungen anzustellen, und alle Aufrührer unterstützt, die sich dem rechtmäßigen König entgegenstellten. Meineidiger Weise verletzten sie alle Friedensbündnisse, und als sie in den Ungaraufständen Tökely und Ragotzy gegen meinen Ahn Kaiser Leopold unterstützten, mißhandelten sie die Einwohner von Ungarn auf die grausamste Art. Die Zeit ist

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Groß-Hoffinger III. S. 428.

**) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Groß-Hoffinger III. S. 429.

gekommen, wo ich als Rächer der Menschheit auftrete, wo ich es über mich nehme, Europa für die Drangsale zu entschädigen, die es ehemals von den Türken erdulden mußte, und wo ich es hoffe dahin zu bringen, daß ich die Welt von einem Geschlecht Barbaren reinige, die ihr so lange zur Geißel geworden.*)

Und mir wollen Ew. Majestät die stolze Freude gönnen, rief Lacy, daß ich in diesem großen Kampf der Cultur und des Christenthums gegen den Moslem und das Barbarenthum Ew. Majestät zur Seite stehen, mit Ihnen fechten, mit Ihnen siegen darf? Dies ist eine Gnade, die ich Ew. Majestät lohnen will mit dem letzten Tropfen meines Blutes, wenn das Schicksal mir vergönnen will, es für Sie auf dem Schlachtfelde zu vergießen!

Der Kaiser reichte ihm seine Hand dar und nickte ihm freundlich zu. Ich wußte, daß Sie das freuen würde, Lacy, und daß Sie gern mit mir hinausziehen in's Feld. Diesmal wird's kein Zwetschkengerummel werden, sondern ein ernster, wirklicher Krieg. Wir sind gerüstet und also mag der Kampf beginnen! Jetzt zu den Vorbereitungen! In einer Stunde muß der Courier abgehen, welcher mein Kriegsmanifest an die Pforte bringt. Nein, Lacy, fuhr der Kaiser fort, als Lacy Miene machte, sich zurückzuziehen, als mein erster commandirender General müssen Sie den Stand der Angelegenheiten genau kennen, und ich bitte Sie daher, hier zu bleiben und den beiden Manifesten zuzuhören, die ich jetzt meinem Secretair dictiren will. Das erste ist an die Pforte gerichtet, und bringt ihr meine Kriegserklärung. Das zweite ist eigentlich kein Manifest, sondern ein Brief, und zwar an den König Friedrich Wilhelm den Zweiten, den Nachfolger des großen Friedrich. Se. preußische Majestät, in geistvoller Vorausahnung, daß ich jetzt nicht länger zögern würde, auch meinerseits der Pforte den Krieg zu erklären, hat geruht, sich freundschaftlichst an mich zu wenden und mir seine Vermittelungen zwischen mir und der Pforte anzubieten! Ich habe seinen Vermittelungsbrief soeben durch einen expressen Courier erhalten und will ihn sogleich beant-

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Briefe Josephs II. S. 135.

worten! Haben Sie die Güte, mir zuzuhören und dann mir zu sagen, ob Sie mit meiner Antwort einverstanden sind.

Lacy verneigte sich, und Joseph öffnete die Thür des Cabinets, um einen seiner Geheim-Secretaire in sein Cabinet zu rufen.

Setzen Sie sich und schreiben Sie, was ich Ihnen dictiren werde, sagte der Kaiser, als der Secretair eintrat.

Dieser nahm vor dem großen, mit Papieren beladenen Schreibtisch des Kaisers Platz und harrte mit der Feder in der Hand des kaiserlichen Wortes. Lacy durchschritt leise auf den Zehen das Gemach und zog sich in die Fensternische zurück, um dort, die Arme über der Brust zusammengeschlagen, das edle, ernste Antlitz beschattet von den dunkelrothen Fenstervorhängen, zuzuhören.

Joseph aber ging unruhig und mit hastigen Schritten auf und ab, und dictirte mit rascher, zürnender Stimme das Manifest an die Pforte, in welchem er, hinweisend auf die Verträge mit Rußland und auf das Scheitern seiner Vermittlungsversuche, der Pforte anzeigte, „daß er nunmehr sich veranlaßt und genöthigt sehe, die ihm selber als getreuem Freunde und Alliirten der Kaiserin von Rußland obliegenden Pflichten in die vollständigste Erfüllung zu bringen und an dem Kriege unverzüglichen, wirklichen Antheil zu nehmen.“*)

Jetzt, sagte Joseph zu seinem Secretair, als das Manifest beendigt war, jetzt nehmen Sie ein anderes Blatt und schreiben Sie: An Se. Majestät den König von Preußen. — Er ging eine Zeit lang, die Hände auf dem Rücken gefaltet, sinnend und tiefernst auf und ab. Dann begann er mit lauter Stimme, und so rasch und heftig, daß der Secretair kaum mit den flüchtigen Zügen und Zeichen seinen Worten zu folgen vermochte.

„Mein Herr Bruder! In der That, es ist die unangenehmste Aeußerung, die ich zu machen genöthigt bin, daß ich Ew. Majestät die angebotene Vermittelung in Ansehung der mit der Pforte entstandenen Irrungen auf das Freundschaftlichste verbitten muß. Ich muß den

*) Hübner II. S. 468.

Degen ziehen, und er wird nicht wieder in die Scheide kommen, bis ich Genugthuung, bis ich wieder habe, was man meinem Hause entzogen hat. Ew. Majestät sind Monarch, und als Solchem sind Ihnen die Rechte der Könige nicht unbekannt. Und ist die Unternehmung gegen die Ottomanen etwas Anderes, als ein wiedergesuchtes Recht auf einige meinem Hause entrissene Provinzen, deren Besitz Zeit, Schicksal und Verhängniß meiner Krone geraubt hat?"

„Die Türken (und vielleicht nicht sie allein) haben es zur Maxime, das, was sie in widrigen Zeiten verloren, bei der ersten für sie günstigen Gelegenheit wieder zu suchen, — das heißt, man läßt dem Schicksal seinen Lauf und unterwirft sich den Fügungen der Vorsehung."

„Das Haus Hohenzollern ist auf eben die Art zum Gipfel seiner Größe gelangt. — Albrecht von Brandenburg entriß seinem Orden das Herzogthum Preußen, und seine Nachfolger behaupteten sogar in dem Frieden zu Oliva die Souverainetät über dieses Land."

„Eurer Majestät verstorbener Oncle entzog meiner Mutter Schlesien zu einer Zeit, da sie, von Feinden umringt, keinen andern Schutz als die Größe ihrer Seele und die Treue ihres Volkes hatte."

„Was haben die Höfe, die dermalen von dem Gleichgewicht in Europa so viel Posaunens machen, was haben diese dem Hause Oesterreich zum Aequivalent seiner nur in diesem Jahrhundert verlornen Besitzungen gethan?"

„Meine Vorfahren mußten im Utrechter Frieden Spanien — in dem zu Wien die Königreiche Neapel und Sicilien — etliche Jahre darauf Belgrad und die Fürstenthümer in Schlesien, in dem zu Aachen Parma, Piacenza, Guastalla, und vorher noch Tortona und einen Theil der österreichischen Lombardei an ihre Nachbarn überlassen. Hat Oesterreich dafür eine andere Acquisition von Wichtigkeit binnen diesem Jahrhundert des Verlustes gemacht?"

„Einen Theil vom Königreich Polen! Und hiervon hat Preußen einen bessern Antheil als ich." —

„Ich hoffe, daß Ew. Majestät die Ursachen meines Entschlusses, die Pforte zu bekriegen, sehr einleuchtend finden, daß Sie die Gerechtigkeit meiner Ansprüche nicht verkennen werden, und daß Sie nicht

minder mein Freund sein werden, wenn ich auch die Orientalen etwas travestire. Ew. Majestät können sich von mir versichert halten, daß ich bei ähnlichen Gelegenheiten die nämlichen Grundsätze in Ansehung der Erwerbungswege seiner verlornen Besitzungen von Ihnen auch gegen mich anwenden lasse, und daß jetzt alle Vermittelungsgeschäfte einige Jahre Ruhe haben."

„Ich empfehle mich der Fortdauer Ihrer Freundschaft und bin mit vieler Hochachtung Ew. Majestät Freund und guter Bruder

Joseph."*)

Nachdem der Kaiser diesen Brief zu Ende dictirt, winkte er dem Secretair, hinaus zu gehen, und ließ sich erschöpft und hoch aufathmend in einen Lehnstuhl niedergleiten.

Nun, Lacy, sagte er nach einer Pause, sind Sie zufrieden mit meinem Brief? Hat derselbe, wie ich es wünschte, auch Sie überzeugt, daß ich eine Art von Pflicht, jedenfalls aber das Recht habe, mein Schwert zu ziehen und es gegen die Moslems zu richten?

Sire, sagte der Feldmarschall, sich dem Kaiser nähernd, ich danke Ew. Majestät von ganzer Seele, daß Sie mir gestatteten, diesem Brief an den König von Preußen zuzuhören, und ich weiß nicht, was ich, während Ew. Majestät dictirten, mehr bewundert habe, Ihre allzeit präsente Kenntniß der Geschichte Ihres Hauses, oder die ruhige Schärfe Ihrer Darstellung. Das aber weiß ich, daß, wenn Ew. Majestät mich auch nicht aufgefordert hätten, Sie zu begleiten, ja, wenn Sie es mir selbst verbieten wollten, an diesem Feldzug Theil zu nehmen, ich jetzt zum ersten Mal in meinem Leben Ew. Majestät ungehorsam sein würde, und als gemeiner Soldat verkleidet diesen Krieg mitmachen würde, wenn Ew. Majestät mir untersagten, es auf andere Weise zu thun.

Das ist mein Lacy, mein tapferer Freund, rief der Kaiser, dem Grafen seine beiden Hände darreichend. Auf denn, an's Werk! Ertheilen Sie heute noch Ihre Ordres, setzen Sie die Regimenter in Bewegung. In zwei Tagen müssen zweimalhunderttausend Mann marschiren, und sich in sechs Heeres-Colonnen den Grenzen nähern.

---

*) Siehe: Briefe Kaiser Josephs II. S. 121 folg.

Vom Dniester bis zum adriatischen Meer müssen wir einen Riesencordon ziehen, um unsere Grenzen gegen die türkischen Räuberhorden zu sichern. Die Hauptarmee aber rückt vorwärts auf Semlin und Futak zu. Wir Beide führen die Hauptarmee, und schon in drei Tagen müssen wir aufbrechen und — nein, unterbrach sich der Kaiser, und der Glanz seiner Augen erlosch plötzlich, nein, in drei Tagen kann ich noch nicht fort. Ich muß erst alle meine Anordnungen treffen, muß erst abschließen mit allen Beziehungen des Lebens, muß reisefertig sein, um, wenn es sein muß, die große Reise in das Jenseits antreten zu können, muß mich erst losreißen von Allem, was mir theuer ist, und dem letzten Traum meines Lebens entsagen! In acht Tagen, Lacy, gehen wir zur Armee ab, die uns immerhin langsam vorangehen mag! O, und wenn wir erst im Feldlager sind, dann werden wir nicht Zeit haben, unserer Träume und unserer Schmerzen zu gedenken, und das ist am Ende auch ein Glück!

V.

Die Trauung und Trennung.

Die acht Tage waren verflossen, alle Geschäfte waren beendet, die Regimenter waren ausgerückt und auch der Kaiser war jetzt reisefertig. Er hatte in diesen acht Tagen rastlos gearbeitet, hatte sich Tag und Nacht keine Ruhe gegönnt, und wenn seine Freunde ihn beschworen, sich zu schonen, wenn sein Leibarzt es wagte, ihn zu ermahnen, mehr Sorgfalt auf seine Gesundheit zu verwenden, und von unregelmäßigem Puls und von Fieberröthe auf den Wangen sprach, so wies Joseph alle diese Mahnungen kopfschüttelnd und mit einem sanften Lächeln zurück.

Der Staat hat mich nicht zum Kaiser gemacht, sagte er, damit ich meines Leibes pflege und an *mein* Wohlergehen denke, sondern damit ich für ihn arbeite, und *seinem* Wohlergehen jede Stunde meines Lebens weihe. Ich bin nur der erste Beamte meines Staates

und wenn ich nicht mehr die Kraft habe, meine Schuldigkeit zu thun, so muß ich mich pensioniren lassen und in ein Kloster gehen, wie Carl der Fünfte.*) Dazu aber habe ich noch gar keine Lust, sondern ich möchte gern noch ein wenig als Kaiser leben, und dann zuletzt auch als Kaiser sterben! Lassen Sie mich also immerhin meine Pflicht thun.

Aber, Sire, sagte der Leibarzt, Herr von Quarin, Sie haben vor allen Dingen auch die Pflicht, sich Ihrem Volk zu erhalten. Und Sie werden krank werden, wenn das so fortgeht. Ew. Majestät haben heute heftiges Fieber, die Wangen sind eingefallen, die Lippen brennen, und die Augen glühen fieberhaft.

Geben Sie mir kühlende Tränke, Doctor, vielleicht kühlt das mein brennendes Herz, rief der Kaiser mit einer schmerzlichen Ironie.

Kühlende Tränke sind nicht genügend, Sire, sagte Herr von Quarin. Der Schlaf ist die Hauptarzenei, welche Ew. Majestät bedürfen, denn Ew. Majestät schlafen zu wenig.

Ich mag nicht schlafen, sagte der Kaiser düster vor sich hin. Der Schlaf bringt mir Träume, die ich fürchte, weil sie schön sind. Und ich mag nicht von einem Glücke träumen, das ich im Wachen nicht besitzen kann!

Der Kammerdiener hat mir gesagt, daß Ew. Majestät die vorige Nacht gar nicht geschlafen haben!

Der Kammerdiener ist ein Schwätzer, der nichts davon weiß, rief Joseph hastig.

Er weiß indessen, daß Ew. Majestät gar nicht Ihr Bett berührten.

Nun, so habe ich im Lehnstuhl geschlafen! — Nein, fuhr der Kaiser nach einer kleineren Pause mit weicherem Tone fort, nein, ich will Ihnen die Wahrheit sagen, Quarin, ich habe wirklich diese Nacht nicht geschlafen. Ich hatte eine schwere Arbeit zu vollenden, und ich durfte Wien nicht verlassen, bevor ich damit fertig war. Ich habe mein Testament gemacht!

Ihr Testament? fragte Herr von Quarin entsetzt. Ew. Majestät fürchten doch nicht —

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Hübner I. S. 184.

Ich fürchte gar nichts, unterbrach in der Kaiser, selbst nicht den Tod. O, es muß schön sein, todt zu sein, denn dann ist es vorbei mit allem Fieber und mit allen Träumen, und man schläft entweder den ewigen Schlaf, oder man ist selig im ewigen Leben und Wachen! Nein, ich fürchte den Tod nicht, aber ich mußte mein Haus ordnen, und mich auf ihn vorbereiten. Die Kugeln haben gar keinen Respect, und wissen nichts von dem Ceremoniell, daß man einem Kaiser nicht unangemeldet nahen darf. Und ich denke, es sollen in nächster Zeit sehr viel Kugeln fliegen, und ich werd' ihnen nicht ausweichen. So könnte es also sein, daß eine von ihnen mein Haupt zur ewigen Ruhe legte. Machen Sie nicht ein so jammervolles Gesicht, Doctor. L'empereur est mort! Vive l'empereur! Und Sie werden einen lieben jungen Kaiser haben nach mir, und eine schöne, liebreizende Kaiserin, ist das nicht besser, als einen mürrischen alten Junggesellen, wie ich es bin? Der Franz ist jetzt mein Stolz und meine Freude, und seine Gemahlin Elisabeth liebe ich wie mein eigen Kind. Ich mußte also wohl mein Testament machen und für meine Kinder sorgen. Doctor, sind Sie nun zufrieden, und verzeihen Sie es mir jetzt, daß ich die Nacht nicht geschlafen habe?

Ich habe nichts zu verzeihen, Sire, ich habe nur zu bitten. Und um eine Gnade möchte ich Ew. Majestät jetzt in dieser Stunde bitten.

Sie wollen mir Arzeneien und Latwerge mitgeben, nicht wahr? fragte der Kaiser lachend. O, ich seh's an Ihrem Gesicht, daß Sie das wollen, eine ganze Apotheke liegt in Ihren Mienen!

Nein, Sire, ich möchte Ew. Majestät mich selber mitgeben, ich möchte Sie beschwören, mir zu erlauben, daß ich Ew. Majestät begleite, damit ich zur Hand bin, wenn irgend etwas geschieht!

Nein, Quarin, ich kann Ihnen dies nicht gewähren, sagte der Kaiser ernst. Es wäre zu viel Egoismus von mir, denn Tausende von Menschen würden Sie hier entbehren, und ich — würde doch keinen Vortheil von Ihnen haben, denn mein Unwohlsein dürfte ich doch nicht beachten. Sie wissen ja, ein Soldat im Felde läßt sich nicht krank melden, damit man ihn nicht der Feigheit beschuldige! Und wenn eine Kugel mich niederwirft, so sind ja die Chirurgen da, welche mich

so gut verbinden werden, wie meine Soldaten. Bleiben Sie also hier, Quarin, und gedenken Sie meiner, indem Sie recht viele Kranke gesund machen. Und jetzt leben Sie wohl, Quarin! In zwei Stunden reise ich ab. Vorher aber habe ich noch zwei wichtige Geschäfte; zuerst muß ich zum Fürsten Kaunitz und ihm mein Testament bringen.

Ew. Majestät wissen doch, daß der Fürst neulich die Gräfin Clary fast geschlagen, und sie acht Tage von seinem Angesicht verbannt hat, weil sie das Wort „Testament" in seiner Gegenwart ausgesprochen hat?

Ich weiß es, und werde mich wohl hüten, mich in eine ähnliche Gefahr zu bringen, rief der Kaiser lächelnd. Ich werde nicht von meinem Testamente sprechen, sondern ich werde sagen, ich bringe Ihnen hier meinen Friedenstractat mit dem Leben! Seltsames Leben, fuhr der Kaiser sinnend fort, so bunt und wechselnd wie ein Kaleidoscop! Zuerst besorge ich jetzt mein Testament und übergebe die Regierung an Kaunitz, dann wohne ich einer Trauung bei, und dann — dann geht's in den Kampf mit den Türken! Leben Sie wohl, Quarin, auf Wiedersehen hier unten oder dort oben!

Eine Stunde später begab sich der Kaiser, vom Fürsten Kaunitz heimkehrend, in die Kapelle der Burg. Er hatte seine Staatsuniform angelegt, und war geschmückt mit allen seinen Orden. Nur bei außerordentlich festlichen Gelegenheiten pflegte der Kaiser sich so zu schmücken, und seit der Vermählung seines Neffen Franz mit der Prinzessin Elisabeth von Würtemberg hatte man ihn nicht in so glänzender Toilette gesehen.

Aber heute war sein Antlitz nicht so heiter und freudig strahlend, wie es an jenem Tage gewesen, heute war sein Blick ernst und finster, und als er in die Kapelle eintrat, und da drüben vor dem Altar die Braut gewahrte, welche in ihren weißen Gewändern, umwallt von dem weißen Spitzenschleier, der von ihrem Haupt niederfiel, vor dem Altar stand, da überdeckte eine tödtliche Blässe das Antlitz des Kaisers, und er mußte sich an eine der Säulen lehnen, um nicht umzusinken. Aber dies dauerte nur einen Moment, dann schritt der Kaiser vorwärts zu dem Brautpaar hin, das da, umgeben von den nächsten Verwandten

und Freunden, vor dem Altar stand, und nur des Kaisers geharrt hatte, um die Ceremonie beginnen zu lassen.

Der Kaiser näherte sich dem Grafen Dietrichstein, und begrüßte ihn freundlich, dann wandte er sich zu dem Grafen Kinsky und reichte ihm seine Hand dar. Aber der Graf schien dies nicht zu sehen, er verneigte sich steif und ceremoniell vor dem Kaiser, der mit einem schmerzlichen Lächeln seine Hand zurückzog.

Noch nicht einen Blick hatte er auf Therese geworfen, auf die bleiche, zitternde Braut, die eben sich auf einen der Sessel hatte niedersetzen müssen, und um welche die Damen mit Flacons und Essenzen beschäftigt waren, denn Therese hatte soeben einen Anfall von Ohnmacht gehabt, und es schien, als würde sich derselbe erneuern. Die Comtesse Dietrichstein, die Tante Theresens, gab indessen den Anwesenden eine genügende Erklärung dieser Ohnmacht. Therese hatte von Kindheit an eine unüberwindliche Scheu vor Gewittern und jeder zuckende Blitz hatte auch ihren zarten Körper zucken gemacht.

Und es stand ein Gewitter am Himmel, eines jener seltenen Frühlingsgewitter, die mit so donnerndem Jauchzen daherrollen, als wolle der Frühlingsgott der ganzen Menschheit verkünden, daß der Winter wieder verschwunden, und er unter Fanfaren und Wetterleuchten wieder einziehe in seine Welt. Der ganze Himmel war bedeckt mit schwarzen Wolken, die nächtige Schatten in die düstere Kapelle hineinwarfen; durch die hohen gemalten Fenster zuckte Blitz auf Blitz, und der rollende Donner schien die Erde erbeben zu machen.

Aber man hatte nicht Zeit, das Ende des Gewitters abzuwarten, denn die Reisewagen standen bereit, sowohl für den Kaiser als auch für den Grafen Dietrichstein und für das junge Paar, das gleich nach der Trauung nach seinen Gütern in Tyrol abreisen wollte. Auch stand Theresens Oheim, der Fürstbischof von Passau, Graf Leopold von Thun, der auf ausdrücklichen Wunsch der Braut die Trauung verrichten sollte, schon umgeben von Prälaten und Kaplanen, vor dem Altar und harrte des Brautpaars.

Graf Dietrichstein näherte sich also seiner Tochter und flüsterte ihr einige Worte in's Ohr. Sie nickte leise mit dem Haupt und er-

hob sich rasch von ihrem Sessel, aber ihre Gestalt schwankte hin und her, und ihr Antlitz war bleich, wie das einer Todten.

Therese konnte ja das Rollen des Donners nicht ertragen, und eben erschütterte ein majestätischer Donner die Mauern und machte die Fenster klirren, und eben zuckte ein so gewaltiger Blitz daher, daß der Kaiser, der sich eben der Braut näherte, wie in einem Flammenmeer dastand. Aber ihn hinderte dieses Tosen der Elemente nicht, er schritt vorwärts mit erhobenem Haupt und stolzer Haltung, grade zu Theresen hin. Ohne ein Wort, einen Blick verneigte er sich vor ihr und reichte ihr dann seine Hand dar.

Therese legte langsam und todesmatt die ihre hinein, und zuckte zusammen vor der Fiebergluth, die aus des Kaisers Hand in ihre eiskalten, erstarrten Finger sich übertrug. Der Kaiser führte sie zum Altar, hinter ihnen ging Graf Dietrichstein mit seiner Schwester, in ihrer Beider Mitte Graf Kinsky, dessen düstere Blicke mit einem finstern, zornigen Ausdruck bald auf den Kaiser, bald auf seine Braut sich richteten, und jede ihrer Bewegungen, jeden ihrer Schritte zu überwachen schienen.

Aber sie sahen sich gar nicht an, nicht ein einziges Mal wandte der Kaiser sein Haupt seitwärts und blickte auf sie hin, nicht ein einziges Mal richtete Therese ihr gesenktes Haupt empor. Nur der Druck seiner Hand, nur das Beben der ihren mochte ihnen Beiden verrathen, was sie Beide empfanden.

Jetzt standen sie vor dem Altar, jetzt nahm der Kaiser Theresens Hand und winkte den Grafen Philipp von Kinsky näher herzu und legte die kalte, willenlose Hand der Braut in die seine — dann trat er zur Seite.

Der Fürstbischof begann seine Rede, und der Himmel schien der bleichen, schwankenden Braut mit seinem rollenden Donner die Gegenwart Gottes verkünden zu wollen, und ihr seine zuckenden Blitze als Hochzeitsfackeln zu senden.

Die Trauung war zu Ende, der Bischof sprach den Segen, und alle Anwesenden sanken auf ihre Kniee nieder. Neben der Braut kniete der Kaiser. Gemeinsam stiegen ihre Gebete zum Himmel empor, in

Einem Seufzer, in Einem Gedanken schwangen sie sich aufwärts. Sie beteten für einander, das fühlten und wußten sie Beide, und darum strahlte Theresens Antlitz jetzt in schwärmerischer Begeisterung, und darum waren die Augen des Kaisers feucht von Thränen.

Aber er drückte sie schnell in seine Augen zurück und erhob sich von seinen Knieen, wie es die Andern thaten, und näherte sich der Braut, um ihr seinen Glückwunsch darzubringen.

Der Donner rollte eben so mächtig, daß Niemand die Worte verstand, welche der Kaiser zu ihr sagte. Sie allein verstand, sie allein hörte, wie er leise sagte: „Lebe wohl, Therese! Dort oben bist Du mein!“

Ja, dort oben! flüsterte sie leise, und mit einem Ausdruck unaussprechlicher Sehnsucht richteten sich ihre Blicke zum Himmel empor.

Der Kaiser ließ ihre Hand fahren, und wandte sich an den Grafen Kinsky. Herr Graf, auf ein Wort! sagte er gebieterisch, und er trat einige Schritte zurück aus dem Kreis der Herren und Damen. Graf Kinsky folgte zögernd und mit finstern Blicken dem Kaiser, der noch einige Schritte weiter ging bis zu dem Seitenschiff hin, wo sie allein waren und Niemand sie hören konnte.

Hier blieb der Kaiser stehen und wandte sich um nach dem Grafen, der schweigend und finster ihn anschaute.

Herr Graf Kinsky, sagte der Kaiser ernst und feierlich, Sie lieben die Gräfin Therese?

Der Graf schwieg einen Moment, und sein Antlitz ward noch düsterer, und ein trauriges Lächeln zuckte um seine blassen Lippen. Ich habe sie geliebt, sagte er dumpf.

Sie haben sie geliebt, wiederholte der Kaiser. Sie lieben sie nicht mehr?

Nein, ich liebe sie nicht mehr!

Wann ist Ihre Liebe erloschen, Graf?

Heute vor acht Tagen, Ew. Majestät!

Er sah dem Kaiser mit einem drohenden Zornesblick fest in's Antlitz, aber Joseph schien das nicht zu bemerken. Seine Augen behielten ihren milden, sanften Ausdruck.

Graf, sagte er nach einer kleinen Pause, nicht wahr, obwohl Sie

mir grollen, halten Sie mich doch für einen Ehrenmann und sind überzeugt, daß ich niemals einen Meineid schwören würde? Sagen Sie, sind Sie dessen überzeugt?

Ja, Sire, vollkommen überzeugt!

Nun wohl, fuhr der Kaiser hastig fort, ich schwöre Ihnen bei Gott und bei Allem, was mir heilig ist, ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre als Kaiser und als Mann, Sie dürfen die Gräfin auch jetzt noch so lieben, wie Sie es vor acht Tagen gethan, Sie dürfen sie ehren und lieben und hochhalten als Ihre Gemahlin und als die einstige Mutter Ihrer Kinder, denn Therese ist rein, wie die Engel im Himmel, und sie darf ohne Vorwurf und ohne Scham zu Gott aufblicken, sie hat weder vor ihrem Vater, noch vor ihrem Gemahl, noch dereinst vor ihren Kindern zu erröthen!

Ew. Majestät müssen sehr genau und vertraut auf dem Grunde ihres Herzens gelesen haben, um gut sagen zu können für die Gräfin, sagte der Graf mit einem höhnischen Lächeln.

Der Kaiser sah ihn betroffen an. Ah, sagte er schmerzlich, Sie sind also unversöhnlich. Aber nicht wahr, Sie glauben meinem Ehrenwort?

Der Graf verneigte sich. Ich werde niemals wagen, an dem Ehrenwort meines Kaisers zu zweifeln.

Und Sie werden Ihre Gemahlin, deren Ehre rein ist wie ein Spiegel, der nie von einem Hauch getrübt worden, Sie werden Therese wieder lieben, wie Sie sie geliebt haben?

Die Liebe läßt sich nicht befehlen, Sire, ich kann mein Lieben und Hassen nicht wie ein Paar Handschuhe aus- und anziehen!

Hassen! rief der Kaiser entsetzt. Mein Gott, es ist doch unmöglich, daß Sie die Frau hassen, welcher Sie eben vor dem Altar Ihre Treue und Liebe gelobt? Weshalb haben Sie denn der Gräfin sich vermählt, wenn Sie sie jetzt, heute hassen?

Sire, heute vor acht Tagen befahlen mir Ew. Majestät, die Comtesse Therese von Dietrichstein an diesem Tage zu heirathen. Ich habe mich als gehorsamer Unterthan, als dienstbereiter Edelmann und Cavalier diesem Befehle nicht entziehen wollen! Ich habe der Comtesse Therese meine Hand gereicht.

Und Sie werden glücklich durch sie werden, Graf, sagte der Kaiser trübe. Ihre Liebe wird verzeihen, und Ihre Gemahlin wird Ihren beleidigten Stolz zu heilen wissen. Seien Sie milde und sanft mit ihr, Graf, denn ihr Herz, glaube ich, ist krank und bedarf einiger Schonung.

Der Graf verneigte sich schweigend. Wollen mir Ew. Majestät erlauben, eine Bitte an Sie zu richten? fragte er dann.

Es wird mich freuen, Ihnen irgend einen Wunsch gewähren zu können, rief der Kaiser lebhaft, bitten Sie also!

Ich bitte Ew. Majestät um die Gnade, mir Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie auf eine Frage, die ich mir erlauben will, an Sie zu richten, mir mit der vollen unverkürzten Wahrheit antworten wollen.

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, sagte der Kaiser ganz ruhig. Fragen Sie!

Was sagten Ew. Majestät vorher zu der Gräfin, als das Ceremoniell beendet war, und was antwortete sie Ew. Majestät?

Der Kaiser sah den Grafen betroffen und verwirrt an, und antwortete nicht.

Ew. Majestät hatten die Gnade, mir Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie meine Frage mit der vollen Wahrheit beantworten wollten.

Ja, Herr Graf, ich gab Ihnen mein Ehrenwort, und ich werde es halten. Ich sagte: Lebe wohl, Therese! Dort oben bist Du mein!

Ew. Majestät hatten die Gnade, meine Gemahlin zu duzen! Und sie erwiederte?

Sie erwiederte: Ja, dort oben!

Ich danke Ew. Majestät, sagte der Graf, sich tief verneigend.

Der Kaiser nickte leicht mit dem Kopf, und dem Grafen den Rücken zuwendend, kehrte er zu der Gesellschaft zurück. Einen einzigen raschen Blick warf er auf Therese hin, die im Kreise der Damen stand, bleich und matt, mit einem schmerzvollen Lächeln um die zitternden Lippen, dann wandte er sich an den Grafen Dietrichstein.

Jetzt, Herr Graf, sagte er, wird es wohl für uns Beide an der Zeit sein, abzureisen, denn unser Beider Urlaub ist abgelaufen, und wir müssen, als treue Beamte des Staats, unsern Dienst antreten. Leben Sie wohl, Graf, und möchten wir Beide siegreich heimkehren! Addio!

Er drückte dem Grafen die Hand und schritt rasch dahin durch die Kapelle, nach der Thür zu, welche in die innern Gemächer der Burg führte.

Eine Viertelstunde später rollte ein einfacher Kaleschwagen aus dem großen innern Hof der Burg. Darin saß der Kaiser, nur begleitet von seinem General-Adjutanten und einem Kammerdiener.

Er begab sich zur Armee, zu der schon einige Tage zuvor der General-Feldmarschall Lacy abgereist war.

Um dieselbe Zeit stand auch der Reisewagen bereit, in welchem der Graf von Kinsky mit seiner jungen Gemahlin abzureisen gedachte.

Graf Dietrichstein hatte seine Tochter und seinen jetzigen Schwiegersohn in das Hôtel des Grafen von Kinsky begleitet, dort hatte er Abschied von ihnen genommen, und dann sofort seine Reise nach den Niederlanden angetreten. Therese war also jetzt allein, ganz dem Willen und der Gewalt ihres Gemahls dahingegeben! Wie sie das dachte, durchrieselte ein Schauder ihre ganze Gestalt, und mit einem angstvollen Blick schaute sie umher in dem großen düstern Zimmer, in welchem sie sich befand, und das in seiner weiten Ausdehnung nur spärlich von den zwölf Wachskerzen erleuchtet ward, die auf den beiden silbernen Armleuchtern da auf dem Tisch brannten. Dieses düstere Zimmer sollte ihr künftiges Wohnzimmer sein; sie war eben, nachdem sie ihre Reisetoilette beendet, in dasselbe eingetreten, und erwartete jetzt den Grafen.

Sie erwartete ihn mit hochklopfendem Herzen, mit athemloser Brust, es schien ihr, als leuchteten aus jedem dunklen Winkel dieses großen Gemachs ihr seine zornigen Augen entgegen, als tauchte überall aus der Dunkelheit sein bleiches, drohendes Antlitz hervor. Sie fürchtete sich, und wußte selbst nicht weshalb, sie wußte nur, daß der einzige Freund, den sie ersehnte, den sie freudig willkommen heißen möchte, der Tod war.

Eben öffnete sich die Seitenthür, und eine dunkle, ganz in einen schwarzen Mantel eingehüllte Gestalt trat ein. Therese stieß einen Schrei aus und sank auf einen Sessel nieder.

Graf Kinsky beantwortete diesen Schrei mit einem kurzen höhnischen Lachen. Fürchten Sie sich, Madame? fragte er, immer näher zu ihr heranschreitend, und dann mit übereinander geschlagenen Armen

vor ihr stehen bleibend, seine düsterflammenden Blicke mit zornigem Ausdruck auf sie gerichtet.

Therese hob langsam ihre Augen zu ihm empor und sah ihn stolz und ruhig an. Ich fürchte mich nicht, sagte sie, auch dann nicht, wenn Sie gekommen sind, mich zu tödten.

Der Graf lachte laut auf. Ach, Madame, rief er rauh, Sie denken, ich werde es machen, wie der Fürst Bagration oder der Herzog von Orleans, die Beide ihre schönen jungen Frauen erwürgten, weil sie von ihnen ihre Ehre verletzt glaubten? Beruhigen Sie sich, Madame, solche romantische Schreckensgeschichten gehören dem vorigen Jahrhundert an, in unserer prosaischen und nüchternen Zeit sucht man seine Ehre auf weniger gewaltsame Weise rein zu waschen, und wenn man sich rächt, so geschieht das nicht durch corsisches Blutvergießen, sondern durch Verachtung. Ich bin nur gekommen, um die gnädige Gräfin zu fragen, ob Sie bereit sind, abzureisen?

Ich bin bereit, sagte Therese, sich langsam erhebend.

Und ich darf die Ehre haben, Sie zu Ihrem Wagen zu geleiten? Sie wollen mir das erlauben?

Mein Vater hat Sie zu meinem Gemahl ernannt, Herr Graf, und also habe ich kein Recht, Ihnen diese Erlaubniß zu verweigern.

Vorher aber bitte ich die Frau Gräfin, gnädigst bestimmen zu wollen, welches meiner Güter die Frau Gräfin Kinsky zu ihrer vorläufigen Residenz erwählen will?

Sie haben auch darüber zu bestimmen, Herr Graf, ich kenne Ihre Güter nicht.

So wähle ich für Sie dasjenige meiner Güter in Ungarn, welches am nächsten an der Grenze nach der Türkei liegt, denn dort werden Madame am raschesten und leichtesten Nachrichten von der Armee und den Heerführern derselben haben können.

Therese antwortete auf diese beißende Anspielung des Grafen nur mit einem ruhigen, kalten Blick. Da ich meinem angetrauten Gemahl gehorchen muß, sagte sie, so werde ich Ihnen das Recht nicht streitig machen dürfen, für mich den Aufenthaltsort auszuwählen, und muß mich fügen.

Ich hoffe, daß die Frau Gräfin nicht lange dem Zwang unterworfen sein wird, sich meinem Willen zu fügen, sagte er finster, und daß die Reise, welche ich soeben antreten will, zu einem günstigen Resultat für uns Beide führen wird. Ich komme nicht blos, um Sie zu Ihrem Wagen zu führen, sondern auch, um mich von der Frau Gräfin zu beurlauben, denn ich bin im Begriff, eine Reise nach Rom anzutreten. Ich will mich dem heiligen Vater zu Füßen werfen und ihn um die Gnade anflehen, die Frau Gräfin zu erlösen von den Fesseln, die Sie an mich binden.

Sie wollen den Papst um Scheidung anflehen? fragte Therese ruhig. Vielleicht können Sie sich diese Mühe ersparen, Herr Graf. Ich bin Ihnen zuvorgekommen. Ich habe schon vor meiner Trauung ein schriftliches Gesuch um unsere Scheidung an den heiligen Vater gerichtet, und —

Se. Majestät hat die Gnade gehabt, Ihr Schreiben durch einen eigenen Courier nach Rom zu befördern, nicht wahr, das wollten Sie sagen?

Therese fuhr ruhig, als habe sie die Unterbrechung gar nicht gehört, fort: und ich habe dieses Schreiben selbst an den päpstlichen Nuntius Monsignore Garampi gegeben. Er hat mir versprochen, es sogleich zu befördern und bei dem heiligen Vater mein dringendes Flehen um Scheidung zu befürworten.

Welch ein seltenes und musterhaftes Ehepaar wir sind! rief der Graf mit einem rauhen Lachen. Wir hegen schon jetzt dieselben Gedanken, dieselben Wünsche, und sehnen uns nach demselben Ziel! Ich nehme jetzt Abschied von Ihnen, Madame, und ich werde nicht eher die Ehre haben, Sie wiederzusehen, als bis ich Ihnen das Decret überreichen kann, durch welches der Papst unsere Scheidung bewilligt.

Sie werden mir alsdann sehr willkommen sein, sagte Therese ruhig. Wollen Sie jetzt die Güte haben, mich zum Wagen zu geleiten?

Ich bitte die Frau Gräfin, mir ihren Arm reichen zu wollen. Nur eins habe ich noch zu bemerken! Ich hoffe, daß Madame dem Kaiser beweisen kann, daß er nicht durchaus nöthig hatte, zu dieser Phrase: „Dort oben bist Du mein!“ seine Zuflucht zu nehmen. Aber

ich bitte, daß Sie ihm dies hier unten doch nicht eher beweisen, als bis ich die Ehre gehabt, mich Ihnen nach meiner Rückkehr von Rom mit meinen Depeschen zu präsentiren.

Therese hatte nicht die Kraft zu einer Erwiederung. Sie neigte leise ihr Haupt, und zwei Thränen glitten langsam über ihre bleichen Wangen nieder, mit einer stummen Verneigung nahm sie den Arm des Grafen und ließ sich von ihm zu dem Wagen führen, auf welchem schon die Kammerfrauen und Bedienten ihre Plätze eingenommen.

Der Graf hob Therese in den Wagen und machte selbst den Schlag zu. Dann ging er ruhigen Schrittes zu dem Kaleschwagen, der hinter der großen hochbeladenen Reise-Equipage stand, und schwang sich rasch hinein.

Zu gleicher Zeit donnerten die beiden Wagen von dem Schloßhof, nur daß sie nicht dieselbe Straße einschlugen, nur daß das junge Ehepaar, welches soeben vor Gottes Altar geschworen, den Weg durch das Leben gemeinsam zu machen, die Ehe damit begann, daß ihre Wege sich trennten, um sich nie wieder zu begegnen. Die Gräfin begab sich auf eins der ungarischen Güter ihres Gemahls, der Graf fuhr nach Rom, den Papst um seine Scheidung anzuflehen.*)

---

*) Der ganze Hergang dieser Scene ist historisch. Die „himmlische Therese," wie Hormayr sie nennt, ward wirklich so vermählt, und so von ihrem jungen Gemahl verlassen, „denn," so sagen die Geschichtsbücher, „er glaubte sich verletzt, glaubte an ein mehr als platonisches Verhältniß zwischen ihr und dem Kaiser, schied gleich nach der Trauung von ihr, und eilte nach Rom." — Indessen erfolgte die Scheidung nicht so leicht und schnell, als Beide gehofft hatten. Der Papst weigerte sich, die Scheidung auszusprechen, vielleicht weil er glaubte, daß er gerade den Oesterreichern, deren Kaiser ihm und der Kirche so oft feindlich und hemmend entgegengetreten, die Unbeugsamkeit und Macht der katholischen Kirche beweisen müsse. Jahre vergingen unter nutzlosen Bemühungen, endlich gab der päpstliche Nuntius Severoli den Rath, Therese möge constatiren, die Trauung sei unter den heftigsten, von Therese überhaupt ungeheuer gefürchteten Gewitterschlägen geschehen, und sie sei während dessen stets halb ohnmächtig und fast ganz bewußtlos gewesen. Außerdem gab der Fürstbischof Leopold von Thun das Attest: „er habe gar nicht gehört, daß die Ohnmächtige das Ja ausgesprochen habe." Diese Erklärungen führten endlich

VI.

Die Nacht bei Lugos.

Das Schicksal schien es einmal darauf abgesehen zu haben, den Muth und die Ausdauer des Kaisers prüfen zu wollen, um ihn seine unangreifbare Macht fühlen zu lassen. Es widerstrebte allen seinen Wünschen, es zermürbelte alle seine Kraft, es legte ihm die grausamste Enttäuschung von allen seinen Hoffnungen und Wünschen auf. Mit dem stolzen Gleichmuth der unnahbaren und unangreifbaren Gottheit schien es prüfen zu wollen, wie viel die Kraft eines Sterblichen ertragen, wie viel ein menschlich Herz zu dulden vermöge.

Aufruhr und Empörung bedrohte den Kaiser in allen seinen Provinzen, in den Niederlanden und in Ungarn hatte sich schon die Empörung organisirt und bedrohte den Kaiser mit offenem Abfall, wenn er die alten Privilegien nicht herstellen, die alten Verfassungen, die er umgestürzt zum Wohle seines Volkes, nicht wieder aufrichten wolle zum Wohl des stolzen Adels und der herrschsüchtigen Geistlichkeit. In Tyrol begann das Volk auch schon zu murren, und schaarte sich mit drohendem Geschrei hinter seinen Priestern, um diese, wenn es sein müsse, zu vertheidigen gegen den Kaiser selbst. Auch in Rom hatte man noch nicht Frieden gemacht mit dem Kaiser, und mit geharnischtem Widerstand hatte sich der ganze katholische Clerus dem Kaiser gegenüber gestellt.

Und zu diesem Allen kam jetzt noch dieser türkische Krieg, der dem Kaiser und seinem Heer wenige vereinzelte Lorbeern, aber desto mehr Schmerzen und Krankheiten brachte.

---

zu dem gewünschten Ziel. Die Ehe des Grafen Kinsky ward als wesentlich defect, ja null erklärt, und Beide wurden von den Fesseln derselben befreit. Nach dem Tode des Kaisers vermählte sich Therese an den Grafen Max Meerveldt, denselben, der 1797 mit Napoleon den Frieden von Campo Formio schloß. Siehe Hormayr: Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment. S. 180.

Das Schicksal schien es darauf abgesehen zu haben, den Muth und die Ausdauer des Kaisers zu prüfen. Es bedrohte ihn nicht allein mit Aufruhr und Empörung, mit der Vernichtung aller seiner Pläne, es sandte seinem Heer, das in den feuchten Sümpfen zwischen der Donau und Save lagerte, in den Sommermonaten eine glühende Hitze, und in Folge derselben verheerende Krankheiten, die in den Reihen der Regimenter furchtbarer wütheten, als es eine ganze feindliche Armee in offener Feldschlacht vermocht hätte.

Die Spitäler waren überfüllt, traurig und mißmuthig schlichen die Soldaten im Lager umher, und endlich begannen auch sie zu murren, endlich begann auch in der Armee ein finsterer Geist der Unzufriedenheit und der Insubordination sich zu regen, und die Soldaten, besiegt von dem unsichtbaren Schlachtenführer Tod, der unaufhaltsam in ihren Reihen wüthete, muthlos gemacht durch Krankheiten und Entbehrungen aller Art, die Soldaten verloren die Freudigkeit und das Vertrauen zu ihren Heerführern, und murrten laut über diesen lässigen und unthätigen Krieg, und nannten den Kaiser und Lacy die Urheber desselben. Dieses unthätige Lagerleben empörte sie und machte sie unwirsch und träge, sie wollten entweder zurück in die Heimath oder vorwärts dem Feinde entgegen ziehen.

Vorwärts, dem Feinde entgegen! Das war auch die Sehnsucht des Kaisers. Und dennoch konnte er ihr nicht genügen, dennoch mußte er auch jetzt wieder, wie im baierischen Krieg, unthätig dem Feinde gegenüber lagern mit seiner Armee, denn er wartete noch immer vergeblich auf das Anrücken der Russen, die, dem gemeinsamen und verabredeten Plan gemäß, sich mit den Oesterreichern vereinigen sollten, um den Grenz-Cordon unüberwindlich zu machen und gemeinsam vorzurücken in die türkischen Länder.

Aber die Russen zögerten noch immer, denn unerwartete Mißhelligkeiten, die mit den Schweden ausgebrochen waren, nöthigten die Kaiserin, auch ein Armeecorps an den nördlichen Grenzen aufzustellen, und hinderten sie, mit gehöriger Kraft in der Moldau und in Bessarabien aufzutreten.

Wieder also war der Kaiser verurtheilt, zu zaudern und zu warten,

wieder durfte er es nicht wagen, vorwärts zu gehen. Denn seine Armee war allein nicht stark genug, um der ganzen vereinten türkischen Macht zu trotzen. Er mußte warten auf Rußland, und Rußland kam noch immer nicht, und die Hitze, die Krankheiten dauerten fort.

Joseph mußte sich dem Schicksal, das wieder ein neues Opfer der Entsagung von ihm forderte, unterwerfen. Seine Truppen mußten sich von allen Seiten aus dem türkischen Gebiet zurückziehen, die Geschütze mußten nach Peterwardein zurückgeführt werden, denn die Belagerung von Belgrad, welche des Kaisers glühender Wunsch gewesen, mußte jetzt vorläufig ganz und gar aufgegeben werden.

Und wieder lagerte sich die Armee in unthätiger Ruhe hin, und die Hitze und die Krankheiten folgten ihnen auch zu ihren neuen Lagerstätten. Immer lauter murrten die Soldaten, immer vernehmlicher klagten sie den Kaiser an für alle Leiden, die sie erduldeten. Sie beachteten es nicht, daß er mit ihnen litt, daß er mehr litt als sie, denn *sie* hatten nur die physischen Leiden, er hatte aber außerdem noch die moralischen.

Er theilte mit seiner Armee jede Gefahr und jede Beschwerde, jede Entbehrung und jede Noth, er sorgte für sie mit unablässiger Liebe und Treue. Er legte für sie Lagerspitäler an, ließ täglich Wein unter die Mannschaften vertheilen, ließ Brunnen graben, und mit ungeheuren Kosten von fernher kräftige Nahrungsmittel kommen. Vor Sonnenaufgang mußte exercirt und manövrirt werden, damit die Hitze des Tages die Mannschaften nicht erschöpfe. Alles Lagerceremoniell ward aufgehoben, und selbst die Annäherung des Kaisers durfte die Soldaten nicht unterbrechen in ihren Beschäftigungen und in ihrer Ruhe. „Wer liegt, bleibe liegen, wer sitzt, bleibe sitzen," war der ausdrückliche Befehl des Kaisers, und Niemand durfte auf ihn sehen, wenn er durch das Lager schritt, mit sorgsamen, liebevollen Augen hin- und herspähend, jeden Kranken mit mitleidigen Blicken betrachtend, überall aufmerkend, wo es der Hülfe, der Verbesserung bedurfte.

Und Niemand sah auf ihn. Niemand sah, daß auch auf ihn

die tödtliche Luft der Sümpfe, die glühende Hitze, die Entbehrungen und Strapazen ihre Wirkung ausübten, Niemand wußte, das das Fieber auch in seinem Körper ras'te, daß es seine Kräfte ausdörrte und sein Blut in Feuerströmen durch seine Adern jagte.

Niemand sah es, und der Kaiser klagte zu Niemand. Wenn seine Armee schlief, arbeitete er. Auch im Feldlager war er immer noch der thätige Regent, welcher nicht blos für die Armee zu sorgen und an den Krieg zu denken hatte, sondern der für alle seine Länder und Provinzen der denkende Kopf, die handelnde Hand sein mußte.

Im Lagerzelt arbeitete er daher wie in seinem Cabinet der Burg zu Wien. Alle wichtigen Regierungs-Depeschen mußten ihm von Wien aus gesandt werden, alle Chefs der Hofstellen mußten ihm ihre Acten senden, und von Bergen derselben umgeben, saß er oft inmitten der Nacht vor seinem kleinen Arbeitstisch, umschwärmt von den Schnaken, der fürchterlichen Plage dieser Gegenden, die kalte, sumpfige Nachtluft einathmend, mit brennenden, dürstenden Lippen, und arbeitete mit ruhiger Gelassenheit und ohne Klage an seinen Acten und Depeschen.*)

Das Schicksal hatte es darauf abgesehen, den Muth und die Ausdauer des Kaisers zu prüfen.

Einen Lichtblick indessen gab es in diesen trüben und unheilsvollen Tagen. Das war die Einnahme der Festung Sabacz; Joseph selber leitete die Belagerung; drei Kanoniere wurden an seiner Seite erschossen, die von den Kugeln aufgewirbelte Erde bespritzte des Kaisers Antlitz und seine Gewänder**), aber inmitten des Kugelregens blieb er heiter und ruhig, und seit langer Zeit hatte man sein Antlitz nicht so freudig strahlen sehen, als an diesem Tage.

Aber dies, wie gesagt, war doch nur ein Lichtblick in der Reihe der trüben und düstern Tage, die ihm folgten, und welche die Armee

*) Im Wiener Archiv wird eine Depesche aufbewahrt, welche der Kaiser in der Nacht vor der Einnahme von Sabacz mitten im Walde unter freiem Himmel ausgefertigt hat. Siehe: Groß-Hoffinger III. S. 464.

**) Hübner II. S. 472.

zur Unthätigkeit, zum Ausharren in diesen ungesunden, sumpfigen Gegenden Siebenbürgens nöthigten. Plötzlich indessen ward diese verzweiflungsvolle Ruhe durch den Schreckensruf unterbrochen: „die Türken sind über die Donau gegangen und wollen in das Banat einfallen!“

Nun auf einmal ward Alles lebendig in dem siechen, todesmatten Heer. Wie von einer schwer drückenden Last befreit, athmete Joseph auf, der Moment der That war endlich doch gekommen, der Kampf sollte beginnen.

Die Kriegstrompete schmetterte durch das Lager und rief die Grenadiere und den größten Theil der Infanterie- und Cavallerie-Regimenter zum Marsch auf, und mit ihnen zogen der Kaiser und Lacy aus, den Türken entgegen. Aber bald kamen ihnen von allen Seiten fliehende Regimenter entgegen. Mit angstbleichen Gesichtern verkündeten sie, der Großvezier habe mit seinem Heer an zwei Stellen den Grenz-Cordon der Oesterreicher durchbrochen, der General Papilla habe sich schon vor ihnen mit seinen Truppen und Kanonen zurückgezogen, dadurch sei eine Lücke im Cordon entstanden, und durch diese wälzten sich jetzt die raubsüchtigen und wüthenden Schaaren der Türken unter Anführung des Großveziers in das Banat herein.

Und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von Posten zu Posten, von Lager zu Lager, und von panischem Schrecken getrieben wich das Heer zurück, immer weiter zurück, denn immer sahen sie vor sich die glühenden Feuersäulen der Städte und Dörfer, welche den nahenden Schritt der Moslems verkündeten; immer hörten sie die Luft erzittern von dem Wehegeschrei der geängsteten Flüchtlinge, welche mit zerfetzten Gewändern, mit blutenden Wunden, mit zerschlagenen Gliedern in ganzen Haufen daher geras't kamen, um bei der Armee des Kaisers Schutz zu suchen gegen diese türkischen Horden, die wie ein beflügeltes Furienheer das Land überströmten, überall hin Tod und Verderben brachten und die Arrièregarde in ganzen Haufen niedersäbelten.

Immer weiter zurück wich das kaiserliche Heer, denn es hatte nicht die Kraft, nicht die moralische und physische Kraft, diesen un-

geheuren Türkenhorden, die wie tosende und heulende Sturmeswellen jetzt daher brauseten, zu trotzen, es mußte sich zurückziehen vor dieser heranschwellenden Fluth.

Immer weiter, weiter zurück wich das kaiserliche Heer. Jetzt stand es bei Lugos, hier sollte es rasten, denn jetzt glaubte man sich weit genug von den Türken entfernt, um nach so langem qualvollen und angestrengten Marsch einige Stunden der Ruhe und der Erholung genießen zu können. Mit einem Gefühl unaussprechlichen Behagens lagerten sich die Soldaten, bewaffnet und gerüstet zum Weitermarsch, aber voll Sehnsucht nach einigen Stunden Schlafs. Neben den Kanonen legten sich die Kanoniere, neben ihren gesattelten Pferden die Cavalleristen nieder, in langen Reihen sank die Infanterie auf die Erde hin, unbekümmert um ihre Feuchtigkeit und Kühle, nur selig, endlich die Glieder strecken, endlich schlafen zu können.

Und der Schlaf kam, die müden Augen der Krieger zu erquicken, und über das stille, schweigende Lager schien der Mond mit ruhiger, stiller Klarheit dahin.

Der Kaiser machte noch einen letzten Gang durch das Lager, er sah, daß überall Friede und Ruhe herrschte, er prüfte mit spähendem Auge nach allen Seiten hin, nirgends ließ sich eine Rauchsäule, eine Flamme gewahren, nirgends auch vernahm man irgend ein Geräusch. Die Türken waren fern, die Oesterreicher konnten also schlafen.

Tiefe Ruhe herrschte in der ganzen Natur, tiefe Ruhe auch in dem improvisirten Lager der Armee des Kaisers, der Kaiser kehrte in seine Lagerstätte, das heißt, in seine Kalesche zurück. Dort wollte er jetzt einige Stunden ruhen. Die Kälte der Nacht fächelte so angenehm seine fieberglühenden Wangen, in der sternenklaren, mondhellen Nacht ließ es sich so köstlich träumen.

Der Kaiser schlief nicht, er träumte mit offenen Augen, er sah, wie allmälig Wolken heranzogen und die Sterne verdüsterten, und den Mond wie mit einem schwarzen Trauerschleier überdeckten, und mit einem trüben Lächeln sagte er zu sich selber, daß dies ein treues Bild sei seines eigenen Lebens, und daß auch für ihn alle

Sterne erloschen und jeder Lichtstrahl von schwarzen Trauerschleiern verdüstert sei.

Immer schwerer und schwerer zogen die Wolken herauf und deckten jetzt eine tiefe Nacht über die Erde und über das schlafende Heer. Der Kaiser lag hingestreckt in seinem Wagen und schaute zum Himmel empor und versank tiefer in seine Träume.

Aber nicht Alle schliefen im Lager. Drüben am linken Flügel desselben, da ging es lebendig her, da hatten sich um einen Wagen mit Branntwein Husaren gelagert und tranken in langen Zügen, mehr Stärkung erhoffend von dem berauschenden Getränk, als von dem Schlaf. Und auch einige Soldaten des Freicorps, das in ihrer Nähe lagerte, waren ihrer Meinung. Auch sie wollten lieber mit Branntwein sich erquicken, als mit Schlaf, und sie stürmten heran zu den Husaren und forderten mit Ungestüm, daß diese mit ihnen den Branntwein theilen sollten. Diese weigerten sich, und zwischen den Husaren und den Soldaten des Freicorps kam es zu wüthenden Händeln. Aber die Husaren blieben Sieger bei denselben. Sie jagten die Soldaten in die Flucht und lagerten sich wieder triumphirend um die gewonnenen Fässer, und schlürften in langen Zügen von dem berauschenden Getränk, und sanken dann betäubt, überwältigt vom Schlaf und der Trunkenheit zur Erde nieder.

Eine Zeit lang herrschte jetzt tiefe Stille auch auf diesem Flügel der Armee. Der Himmel war jetzt ganz dunkel und umwölkt und Alles schlief im Lager.

Und hätten Einige auch gewacht, sie würden doch kaum die Soldaten des Freicorps bemerkt haben, welche die Husaren vorher in die Flucht geschlagen, und die jetzt mit Wuth und Rachegedanken im Herzen leise herankrochen, wie Schlangen auf der Erde weiter rutschten, bis sie ganz nahe waren bei der Lagerstätte der Husaren.

Nun auf einmal sprangen sie empor, nun feuerten sie mit schmetterndem Knall ihre Gewehre ab und schrieen und brüllten mit wildem Geschrei: Türki! Türki!

Die Husaren, betäubt noch vom Branntwein, sprangen auf, hier

und dort richteten sich andere Schläfer empor, das Wort Türki hatte sie Alle lebendig gemacht.

Die Türken sind da! schrie Alles wild durcheinander. Die Türken sind da, laßt uns fliehen!

Und die Schlaftrunkenen erhoben sich taumelnd vom Boden und schrieen mit lallender Zunge: die Türken sind da! und stürzten rathlos, besinnungslos vorwärts, gleichviel wohin, nur fort von hier, wo die Türken sind, wo sie eben mit lautem Gewehrknall die ruhigen Schläfer geweckt. Mitten hinein in die Reihen der Schläfer stürzten die entsetzten, schlaftrunkenen Soldaten vorwärts mit der furchtbaren Klage: die Türken, die Türken sind da!

Halt! Halt! schrieen den entsetzten Schaaren die Besonnenen entgegen. Halt! Halt!

Den geängsteten Ohren klingt das wie Allah, Allah! wie das gefürchtete, oft vernommene Kriegsgeschrei der Türken.

Die Türken also auch hier! Die Türken haben die ganze Armee umringt. Man muß sich seines Lebens wehren, man muß sich hindurch schlagen durch die wüthenden Schaaren.

Die Säbel heraus, die Gewehre geladen, die Türken sind da mit ihrem Allahgeschrei. Der Kampf beginnt, in's Blaue hinein feuern Diese, in's Blaue hinein schwingen Jene ihre Schwerter. Wuthgeheul, Jammergeschrei, Aechzen und Klagen, das Todesgeröchel der Sterbenden, das Winseln der Verwundeten erfüllte die Luft. Immer allgemeiner, immer ungeheurer ward die Verwirrung. In blinder Wuth, in bleichem Entsetzen feuerten und kämpften die Schaaren, der Freund gegen den Freund, der Bruder gegen den Bruder, immer noch überzeugt, daß er die Türken vor sich habe, daß es nur Türken seien, vor denen er floh.

Bald war die Verwirrung, das Entsetzen allgemein. Die fliehenden Schaaren wälzten sich rückwärts in das Lager, der Jammerschrei: die Türken, die Türken kommen! sauste vor ihnen her, und in der Dunkelheit und in der Verwirrung des ersten Schreckens hielt man die Fliehenden für die anstürmenden Türken, und empfing sie mit Kartätschenschüssen, und schwang gegen sie die Schwerter.

Vergeblich, daß die Officiere und Generäle Ruhe und Halt geboten, ein panischer Schrecken hatte sich jetzt durch das ganze Heer verbreitet. Alles floh durch einander, Alles kämpfte gegen einander. Die ganze Armee glich jetzt nur noch einem einzigen wild bewegten Meer, das in brausenden Wellen auf und nieder rauschte.

Der Kaiser war von dem wilden Lärm aus seinen Träumen geweckt, in seiner offenen Kalesche war er, begleitet von einigen Generälen und Adjutanten zu Pferde, vorwärts geeilt, gerade hinein in das wilde Getümmel. Aber die wüthenden Schaaren achteten nicht mehr auf den Kaiser, nicht auf sein Commandowort. Die Kugeln pfiffen um die Ohren des Kaisers, die Kugeln seiner eigenen Soldaten, die in wildem Kreuzfeuer von hüben und drüben die Luft durchsauseten.

Und die Nacht war so dunkel, der Mond ganz von Wolken umhüllt, keine Sterne am Himmel, als fürchteten sie herniederzuschauen auf dieses furchtbare Gemetzel, auf diese Bruderschlacht.

In immer wilderen Wogen brausten die Flüchtenden durcheinander. Nach der kleinen Brücke, die dort drüben über das Flüßchen führt, drängten die angstbleichen Schaaren. Aber gerade vor dieser Brücke hatte der Kaiser seinen Wagen auffahren lassen. Hier wollte er die Fliehenden aufhalten, wollte ihnen sagen, daß Alles nur ein falscher Lärm, daß gar kein Feind da sei.

Aber die Fliehenden achteten nicht auf seine Worte, nicht auf seinen Commandoruf. Sie drängten vorwärts, sie schoben in ihrer wilden Angst den Wagen des Kaisers vorwärts, gerade hin an das steile Ufer des Flusses. Er neigte sich, die fliehenden Schaaren stießen in dem Wahnsinn ihres Entsetzens gegen ihn mit den Kolben ihrer Gewehre, sie wußten nur, daß dieser Wagen ein Hinderniß sei, das sie aufhielt, nichts weiter.

Der Wagen stürzte nieder von dem Ufer, grade hinein in das Wasser, das zischend emporschlug. Niemand achtete darauf. Jeder dachte nur an sich, nur an seine Flucht. Niemand achtete auf den Wagen, der im Wasser versank, auf den Kaiser, der besonnen und kühn in dem Moment, wo der Wagen sich neigte, aus demselben heraussprang.

Jetzt stand er auf seinen Füßen, jetzt fühlte er wieder Boden unter sich; aber er war allein, Niemand von seiner Suite war mehr bei ihm. Sie Alle hatte der wilde Strom der Flucht, das wahnsinnige Drängen und Schieben von ihm getrennt.

Der Kaiser war allein, denn der Strom der Flüchtenden hatte jetzt eine andere Richtung genommen, die kleine Brücke war zusammengebrochen, und mit wüstem Geschrei lief jetzt Alles an dem Ufer entlang, nach einem anderen Uebergang spähend. Weit ab wälzte sich die Flucht.

Der Kaiser stand allein und verlassen inmitten der grausen Nacht auf ödem Feld.

Mit trostlosem Schmerz blickte er empor zum Himmel und seine Lippen flüsterten leise: jetzt könnt' ich sterben! In dieser Nacht des Schreckens könnte mein Leben ausglühen wie ein Licht, das man in's Wasser wirft, und das zischend erlischt! O, meine Seele ist wund und todesmatt, alle meine Hoffnungen sind zerschmettert. Könnt' ich jetzt nicht sterben? Liegt nicht mein Wagen da unten im Wasser? Wer will's wissen, wer den Kaiser da mit seinem Wagen hinabgestürzt? — Er schwieg und schaute sinnend und schwermuthsvoll aufwärts. Nein, nein, rief er dann laut und mit mächtiger Stimme, nein, es ist noch nicht Zeit zum Sterben! Ich will, ich kann, ich darf noch nicht sterben. Ich will nicht dahin gehen, verkannt und geschmäht von meinem Volk! Ich muß noch leben, um mein Volk überzeugen zu können, daß nur die feste Begründung seines Glückes das einzige Ziel aller meiner Arbeiten und Mühen ist! *)

Eben trat der Mond hinter zerrissenen Wolken hervor und beleuchtete mit hellem Schein das Antlitz Josephs, dies traurige, bleiche, schmerzzuckende Antlitz. **)

Der Kaiser! rief eine laute Stimme unfern von ihm. Der Kaiser! rief sie noch einmal, und ein Reiter sprengte heran, er hielt gerade vor dem Kaiser an und schwang sich hastig vom Pferd.

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Hübner II. S. 488.

**) Hübner II. S. 475.

Hier, Majestät, mein Pferd! Besteigen Sie es! Es ist ein sicheres Thier!

Du kennst mich? fragte der Kaiser.

Ja, Majestät, ich bin ja ein Reitknecht von der Suite Ew. Majestät. Wollen Sie die Gnade haben, mein Pferd zu besteigen?

Aber Du? fragte der Kaiser, indem er sich in den Sattel schwang. Was wird aus Dir werden?

Ich werde Ew. Majestät begleiten, sagte der Jockey frohen Muths. Die Pferde laufen heute Nacht wie toll herum, wir werden schon einem Thier begegnen, und ich werd's mir einfangen, und wenn's dann Ew. Majestät gefällig ist, reiten wir nach Karansebes. Der Mond scheint ja jetzt wieder hell, und ich glaube, ich werde den Weg schon finden!

Ich habe meinen Weg schon gefunden, flüsterte der Kaiser leise vor sich hin, als er langsam dahinritt durch die schweigende Nacht. Gott hat mir meinen Weg gezeigt, als er mir Hülfe sandte in dieser einsamen, dunklen Stunde. Das Leben hat mich wieder zu sich gerufen, und ich will es muthig und geduldig tragen, so lange es Gott gefällt!

Eben sprengte in wildem Lauf ein herrenloses Pferd daher; der Jockey faßte es mit kräftiger Hand und brachte es zum Stehen, und schwang sich mit lautem Jauchzen in den Sattel.

Jetzt, Herr Kaiser, jetzt wollen wir fröhlich davon jagen, rief er jubelnd. Da sind wir auf dem rechten Weg, und in einer Stunde werden wir in Karansebes sein.

In Karansebes, sagte der Kaiser gedankenvoll vor sich hin. Cara mihi sedes! so hat Ovid gesungen, und aus der Ode ist eine Stadt geworden *) — ein Denkmal seines Ruhmes und der Stadt, der seine Ode den Namen gegeben, das ist das Grab Ovid's. In Karansebes ist er gestorben, und jetzt kommt ein verirrter, einsamer Kaiser zu dem Grabe des Dichters, um bei ihm ein wenig Trost und Schutz zu suchen, und auszuruhen auf seiner dornenvollen Pilgerfahrt in dem

*) Groß-Hoffinger III. S. 471.

Schatten seines Dichtergrabes. Ovid, gönne mir eine Zuflucht in Deiner Stadt! O Cara mihi sedes! wo bist Du?

Schweigend und in sich gekehrt ritt er weiter, der Jockey sprengte vor ihm her; gedankenvoll folgte ihm der Kaiser.

Der Morgen dämmerte herauf, da ritten sie in Karansebes ein. Und jetzt war die Gefahr vorüber, denn hier hatten einige der Regimenter sich gesammelt, hier fand der Kaiser seine Generäle, seine Suite und auch seinen geliebten Neffen, den Erzherzog Franz, wieder, der, gleich ihm, von dem Gedränge mit fortgerissen, aber von seinen Getreuen gerettet worden. Mit ihren eigenen Leibern hatten sie den Erzherzog geschützt, und ein Quarré um ihn bildend, hatten sie ihn sicher aus dem Getümmel entführt und nach Karansebes gebracht. *)

Die Gefahr war beendet, aber diese Schreckensnacht von Lugos hatte des Kaisers letzte Kräfte aufgezehrt. Das Fieber durchraste von nun an so heftig seinen Körper, daß er nicht mehr sein Pferd besteigen, nicht mehr arbeiten konnte.

Und zu dem physischen Leiden kam noch das moralische. Die Armee hatte kein Vertrauen mehr zu ihm, sie glaubte nicht an ihn. Sie rief mit lautem Ungestüm nach Laudon, sie beschwor den Kaiser, Laudon zum Heere zu rufen, denn Er allein sei im Stande, die Truppen zu siegreichen Schlachten zu führen.

Der Kaiser, in tiefster Seele verwundet von diesem Mißtrauen seiner Soldaten, schmerzvoll resignirend auch auf die letzte Hoffnung, sich selber im Felde Ruhm und Lorbeern zu verdienen, der Kaiser gab dem Flehen seiner Armee nach und berief Laudon zur Armee und an die Spitze seines Heeres.

Und Laudon, getreu dem kaiserlichen Ruf, nicht achtend seines Alters und seiner Hinfälligkeit, Laudon kam.

Mit lautem Jubel empfing ihn das Heer. Dieser Jubel hallte hinein in das ärmliche, kleine Zimmer, in welchem der Kaiser fiebernd auf seinem Lager lag. Er vernahm ihn mit einem traurigen Lächeln, und sagte nur leise vor sich hin: Laudon ist da! Jetzt kann der Kaiser

---

*) Hübner II. S. 477.

gehen! Niemand bedarf seiner mehr! Ich will heimkehren nach Wien, heimkehren und beten, daß Gott Laudon und meinem Heere den Sieg verleihe, den ich ihm nicht habe geben können.

Das Schicksal hatte nicht den Muth des Kaisers gebrochen, aber wohl sein Herz.

VII.
Die Drohungen der Ungarn.

Ja, das Schicksal hatte des Kaisers Herz gebrochen. Krank war er zu Ende des Jahres 1788 aus dem Türkenkrieg heimgekommen, und obwohl er nach einigen Monaten anscheinend genas, war doch der Todeswurm in seinem Herzen zurückgeblieben, und er fühlte ihn hämmern und bohren, rastlos, unermüdlich, Tag und Nacht.

Selbst die freudigen Siegesnachrichten, die von der Armee herübertönten, machten diesen Todeswurm im Herzen des Kaisers nicht verstummen. Laudon gewann Schlachten, Laudon hatte Belgrad den Türken abgewonnen, er hatte vollführt, was des Kaisers glühender Wunsch gewesen. Er hatte die Fahnen Oesterreichs auf den Thürmen Belgrads aufgepflanzt. *) Wien empfing diese Botschaft mit lautem

*) Folgende merkwürdige Zusammenstellung brachten damals die Zeitungen Wiens über die Eroberung von Belgrad: Kaiser Franz, damals Herzog von Lothringen, Maria Theresia's Gemahl, war 1739 bei der kaiserlichen Armee, als Belgrad an die Türken überging. Sein Enkel, Erzherzog Franz, war 1789 bei der österreichischen Armee, als Belgrad den Türken wieder abgenommen ward, und feuerte mit eigener Hand die erste Kanone gegen Belgrad ab! General Wallis kommandirte im Jahre 1739 die Armee bei Belgrad, und übergab die Festung an die Türken. Sein Sohn, der nachherige Feldmarschall Wallis, ward 1789 der erste Commandant von Belgrad. Der türkische Commandant Osman Pascha, welcher jetzt 1789 die Festung an die Oesterreicher übergab, war der Sohn Osman Pascha's, dem sie die Kaiserlichen 1739 übergeben hatten. S. Hübner II. 492.

Freudejauchzen, es illuminirte die Stadt drei Tage lang, und auch der Kaiser nahm Theil an dem Entzücken seines Volkes. Er löste von seinem eigenen Gallakleid den brillantenen Ordensstern des Maria-Theresia-Ordens; diesen Stern, den nur der Kaiser als der Großmeister des Ordens allein tragen durfte, und der vierundzwanzigtausend Dukaten an Werth hatte, *) sandte er an Laudon, indem er ihm zugleich das Patent als Generalissimus verlieh. Er wohnte dem Tedeum in der Hofkirche bei, und zeigte Allen ein freudestrahlendes Angesicht. Nur als er sich allein befand mit Lacy, nur da ließ er einen Moment die Maske von seinem Antlitz gleiten, und das Lächeln verschwand von seinen zitternden Lippen.

Lacy, sagte er traurig, ich beneide Laudon nicht, aber ich hätte gern diesen letzten seiner Lorbeerkränze mit meinem Leben bezahlt. Aber für mich giebt es keine Lorbeern, nur Cypressen, für mich giebt es keine Triumphe, nur Niederlagen!

Ja, er hatte wohl Recht, so zu sprechen. Für ihn gab es keine Triumphe, sondern nur Niederlagen. Alles, was er gehofft und erstrebt, sollte er in Trümmer zerfallen sehen, die langen schmerzvollen Jahre seiner Alleinherrschaft sollten umsonst gewesen sein.

Aufruhr tobte in Ungarn und in den Niederlanden, Aufruhr drohte in Tyrol. Wohin er sein Auge wandte, überall begegnete er unzufriedenen Gesichtern, hörte er lautes Murren und wüstes Geschrei seines Volkes, das gegen ihn sich erhob, gegen den Kaiser, der es so grenzenlos geliebt, daß er ihm jeden Gedanken, jede Stunde seines Lebens gewidmet hatte, gegen den Kaiser, dessen ganzes Bestreben es gewesen, seinem Volk die Aufklärung, die Cultur, die Geistesfreiheit zu bringen!

Aber sein Volk wollte nicht frei sein, es liebte seine Geistesfesseln, und seine Priester hatten es glauben gemacht, was der Kaiser ihnen darbiete als Aufklärung, das sei der Unglaube, der Abfall von der Kirche, der Treubruch an den Priestern!

---

*) Groß-Hoffinger II. S. 492.

Und das Volk glaubte seinen Priestern mehr als seinem Kaiser, es war bereit, für seine Priester den Kaiser aufzugeben.

Ganz Belgien stand jetzt in hellen Flammen des Aufruhrs, die Bürger hatten sich bewaffnet und bildeten eine Volksarmee, und an ihre Spitze stellte sich der Adel und die Geistlichkeit. Die kaiserlichen Truppen hatten nicht mehr die Macht, diese fanatisirten Schaaren zu besiegen, aber sie hatten auch nicht mehr den Willen. Haufenweise gingen die Soldaten zu dem Volk über, und diese vereinte Macht stellte sich jetzt drohend dem Kaiser gegenüber. Van der Noot, der Anführer und das Haupt des Aufstandes, erließ jetzt ein feierliches Manifest, in welchem er Brabant für unabhängig, den Kaiser seiner Herrschaft in den Niederlanden für verlustig erklärte, und sich selbst „den Bevollmächtigten des Brabanter Volkes" nannte. Das Volk hatte jetzt schon eine Armee von zehntausend Mann, und neben den Adligen waren die Priester die Führer dieser Armee. In Waffen trat der Mönch an die Spitze der Volkstruppen, aus den Klosterkassen wurden diese Truppen besoldet, in den Klosterhöfen und Gärten so gut wie auf den öffentlichen Plätzen wurden sie einexercirt. In allen belgischen Städten wurden Messen zur Beglückung des bewaffneten Volks gelesen, und Todtenämter gehalten für die gefallenen Patrioten. *)

Ein allgemeiner Fanatismus bemächtigte sich der Gemüther, und jauchzend öffneten die Städte Brüssel, Antwerpen, Löwen, Mecheln und Namur dem Patriotenheer die Thore.

Der österreichische General d'Alton entfloh mit seinen Truppen nach Luxemburg, und seine Kriegskasse mit drei Millionen Gulden blieb in den Händen der Insurgenten. **)

Das waren die unglückseligen Nachrichten, welche der kranke Kaiser zu Ende des Jahres 1789 aus den Niederlanden erhielt. Joseph wollte indeß noch einen letzten Versuch machen, die Belgier zu sich zurückzu-

---

*) Groß-Hoffinger III. S. 289.

**) Der Kaiser ließ d'Alton zur Verantwortung nach Wien berufen; derselbe reiste von Luxemburg ab, ging bis Trier, dort aber tödtete er sich, indem er Gift nahm, an dem er vier Tage vor dem Tode des Kaisers starb.

rufen. Er sandte den Grafen Cobenzl mit Friedensaufträgen nach Brüssel, und bat den Fürsten Ligne, ihm dahin nachzureisen.

Der Fürst war bereit dazu, und kam, sich von dem Kaiser zu beurlauben.

Ich sende Sie als Vermittler zu Ihren Landsleuten, sagte Joseph mit einem schwachen Lächeln. Beweisen Sie dort den sogenannten Patrioten, daß Sie ein wahrer Patriot sind, indem Sie das belgische Volk mit seinem Fürsten versöhnen wollen.

Sire, ich werde gehen, sagte der Fürst, ich werde meinen armen, irregeleiteten Landsleuten sagen, daß ich Ew. Majestät habe über ihre Treulosigkeit weinen sehen, daß Sie ihnen nicht zürnten, aber um sie trauerten.

Ich, ich trauere um sie, sagte Joseph tiefbewegt. Ihr Land ist es, das mich umbringt, mein Freund. Gents Einnahme ist mein Todeskampf. Das verlassene Brüssel ist mein Tod. O, fuhr er heftiger und mit einem Ausdruck unendlichen Schmerzes fort, o, welche Schmach ist dies für mich! Welche Schmach! Ich sterbe daran! Ich müßte ja von Holz sein, wenn nicht! Gehen Sie nach den Niederlanden, bewirken Sie, daß sie zu ihrem Herrscher zurückkehren. Können Sie das aber nicht, mein Freund, so bleiben Sie dort. Opfern Sie mir Ihr Glück nicht, Sie haben Kinder. *)

Ich habe Kinder, aber ich habe auch meinen Kaiser, rief der Fürst tiefbewegt. Ihn sehe ich leiden, und sehe auch mein Volk leiden in seinem Unverstand und seiner Verirrung. Was ich vermag, werde ich thun, um es auf den rechten Weg und zu seinem Kaiser zurückzuführen! Ich reise in dieser Stunde noch ab, wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollen, mich zu beurlauben.

Reisen Sie, mein Freund, meine besten Wünsche begleiten Sie, aber ich gestehe Ihnen, ich habe keine Hoffnung mehr!

Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, Sire! Und indem ich jetzt scheide, sage ich: auf Wiedersehen, Sire!

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Oeuvres du Prince de Ligne.

Auf Wiedersehen dort oben! flüsterte der Kaiser leise, als der Fürst ihn verlassen hatte. Ja, ich fühl's, auf Wiedersehen dort oben! Der Tod steht schon hinter mir — und ich habe noch sehr viel zu thun und zu arbeiten, unterbrach sich der Kaiser selbst, und ich habe keine Zeit müßigen Träumereien nachzuhängen.

Er erhob sich hastig von seinem Lehnstuhl und durcheilte das Cabinet, um seine drei Secretaire aus der Kanzlei herbeizurufen.

Wir wollen arbeiten, sagte er zu den Eintretenden.

Sire, sagte einer von ihnen mit schüchterner Stimme, Herr von Quarin hat uns beschworen, wenn Ew. Majestät arbeiten wollen, Sie in seinem Namen anzuflehen, sich doch nur einige Tage noch Ruhe zu gönnen.

Ich kann nicht, rief der Kaiser ungeduldig, die Staatsgeschäfte stehen nicht still, weil meine Kräfte nicht vorwärts wollen, und wenn ich das Arbeiten noch länger aufschiebe, so wird bald nicht mehr durchzukommen sein. Statten Sie mir Bericht ab. Was für Depeschen sind aus Ungarn eingelaufen?

Traurige, Sire. Die ungarischen Grundherren verweigern ihren Beitrag zu der ausgeschriebenen Kriegssteuer, sie jagen die Steuerbeamten, welche kommen, sie einzuziehen, mit Hohn und Spott von ihren Gütern fort, und das Volk weigert sich ebenso, der Conscription zu gehorchen, es folgt nicht mehr dem Ruf der kaiserlichen Beamten, es schaart sich zusammen in Haufen, die mit wildem Geschrei überall die Polizeibeamten und die Soldaten, welche die Militairpflichtigen auszuheben kommen, mit dem Tode bedrohen, wenn sie nicht schleunigst entfliehen.

Aufruhr, Aufruhr überall, flüsterte der Kaiser entsetzt. Man soll ihnen nicht nachgeben, sie sollen gehorchen!

Eben öffnete sich leise die Thür des Cabinets, und der Hofmarschall trat ein.

Sire, sagte er, soeben ist eine Deputation der Magyaren in's Schloß gekommen, und fleht dringend um eine Audienz bei Ew. Majestät.

Eine Deputation, von wem? fragte der Kaiser hastig.

Ich weiß es nicht, Sire. Der Graf von Palfy steht an ihrer Spitze.

Ah, Palfy wieder einmal, rief Joseph mit einem höhnischen Lachen. Wenn die Ungarn mir eine Unglücksbotschaft zu senden haben, schicken sie sie durch Palfy! Ich will die Herren empfangen, Herr Graf! Führen Sie sie in das kleine Empfangzimmer neben meinem Cabinet hier. Sagen Sie ihnen, daß ich sogleich bei ihnen sein werde.

Er entließ die Sekretaire mit einem raschen Wink seiner Hand, und klingelte nach seinem Kammerdiener, um sein weites, bequemes Gewand mit der Uniform zu vertauschen. Aber während des Anziehens schwankte seine Gestalt hin und her, und als er einige Schritte vorwärts machen wollte, mußte er sich auf den Arm des Kammerdieners lehnen, um nicht umzusinken.

O, rief der Kaiser zornig, wie sie hohnlachen werden, wenn sie mich so schwach und hinfällig sehen, wie triumphirend sie heimkehren werden, um es den Ungarn zu sagen, daß ich nichts mehr bin als ein kranker, todesmatter Greis! Aber sie sollen das nicht sehen, ich will ihnen zeigen, daß ich noch immer der Kaiser bin, und daß das Leben und die Kraft noch nicht in mir erloschen ist! Führe mich dorthin, Günther, dort an den Pfosten der Thür. An ihn will ich mich lehnen, und da will ich stehen bleiben, während ich die Herren aus Ungarn empfange.

Er ließ sich zu der Thür hingleiten, und lehnte sich an die breite Mauerbrüstung derselben, dann befahl er Günther, die beiden Thürflügel, welche nach außen hin nach dem Empfangszimmer aufgingen, zu öffnen.

Als dies geschehen, sah man da in dem Zimmer die zwölf Magyaren in ihren reichen gestickten ungarischen Costümen, mit denen sie sich diesmal statt der Uniformen und der Hofkleider geschmückt hatten. Es waren dieselben Männer, welche schon vor Jahren bei dem Kaiser als Deputation der Ungarn erschienen waren, und wieder wie damals, stand der Graf Palfy, der jetzige Kanzler von Ungarn, an ihrer Spitze.

Der Kaiser begrüßte sie mit einem leichten Neigen des Kopfes, die Herren verbeugten sich mit düsteren Gesichtern.

Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, sagte der Kaiser rasch,

sind das alle dieselben Herren, welche ich schon vor Jahren einmal bei mir gesehen?

Es ist so, Sire, erwiederte Graf Palfy ernst.

Und warum kommen Sie wieder?

Um derselben Ursache willen, Sire, um welche wir im Jahre 1783 hier waren, um der bedroheten Freiheiten und Rechte unseres Vaterlandes willen, und darum sendet das Königreich Ungarn Ew. Majestät dieselben Männer, damit Sie sehen und erkennen mögen, daß die Jahre unsere Gesinnungen und unsere Herzen nicht ändern, daß die Männer, welche vor sechs Jahren Ew. Majestät die Klagen und Beschwerden Ungarns vorgetragen, noch dieselben Worte, dieselben Gedanken, dieselben Wünsche haben, daß wir noch immer entschlossen sind, unsere Freiheiten und Rechte mit unserm Blut und Leben zu vertheidigen! Ungarn hat sich nicht geändert und wird sich niemals ändern, Sire, es fordert heute, was es vor sechs Jahren gefordert hat!

Und der Kaiser hat sich auch nicht geändert, rief Joseph glühend, er befiehlt heute, was er vor sechs Jahren befohlen hat, er kann heute so wenig wie damals seinen Willen ändern.

Dann, Sire, wird das ganze Königreich sich erheben, sagte Graf Palfy mit feierlicher Stimme, dann wird das ganze Ungarnvolk sich waffnen zu dem heiligen Kampfe, für seine Freiheiten, seine Verfassung und seine Rechte. Sire, noch einmal, aber zum letzten Male nahen wir uns flehend dem Throne Ew. Majestät, noch einmal bitten wir: geben Sie uns unsere Rechte wieder!

Und was nennt Ihr Eure Rechte? fragte der Kaiser, höhnisch lächelnd.

Das, was uns seit Jahrhunderten auf den Pergamenten unserer Verfassung gesichert worden, was unsere Könige uns feierlich, jeder bei seinem Regierungsantritt, gelobt und geschworen, uns zu erhalten: unsere Nationalität, unsere Sprache, unsere Abgabenfreiheit, unsere Krone, unseren Landtag! Sire, wir wollen keine deutsche Provinz werden, denn wir sind Ungarn und wollen Ungarn bleiben, wir wollen keine Steuern zahlen, wir wollen keine Conscription haben, denn unsere Verfassung sagt, daß wir Steuerfreiheit haben und nicht gezwungen

werden sollen zum Kriegsdienst. Sire, Ungarn steht am Rande eines Abgrundes; wenn Ew. Majestät es nicht von demselben zurückziehen wollen, wird Ungarn sich selber retten müssen. Nicht blos unsere Freiheiten sind bedroht, sondern auch unsere materiellen Interessen sind gefährdet. Durch das Losschlagen der Krongüter, durch den Verkauf der eingezogenen Kirchengüter ist der Werth des Grundbesitzes auf das Erheblichste gefallen; die Steuerregelung hat durch die Verminderung des Grundwerthes die Einkünfte aller ständischen Gutsbesitzer um neun Millionen, und das Stammkapital um mehr als zweihundert Millionen verringert. Sire, Ungarn geht, wenn Ew. Majestät diese unserm Lande, unsern Freiheiten, unserer Ehre schädlichen Gesetze nicht aufheben, seinem Ruin entgegen, oder —

Oder? fragte der Kaiser hastig, als Palfy zögernd schwieg.

Oder der Revolution! sagte der Graf mit feierlicher Stimme.

Ah, Sie wagen es, mir zu drohen? rief der Kaiser mit mächtiger Stimme.

Ich wage es, zu sagen, was mir mein Land zu sagen geboten hat, was diese Männer, die mich begleiten im Namen unseres Volks, Ew. Majestät sagen würden, wenn meine Lippen zu feig wären, es auszusprechen. Ist es nicht so, meine Freunde?

Ja, es ist so! riefen sie Alle wie aus Einem Munde.

Sire, ich wiederhole es, wenn Ew. Majestät nicht jetzt unsere drohende, mahnende Stimme hören, geht Ungarn, welches nicht zu Grunde gehen will, einer Revolution entgegen. Gleich den Belgiern werden wir unsere Freiheiten zu schützen wissen, gleich ihnen werden wir unsere Verfassung mit unserm Leben vertheidigen. Sire, noch kann Alles gut werden. Geben Sie uns unsere Constitution wieder, rufen Sie die Stände zu einem Landtag zusammen, lassen Sie unsere Krone wieder nach Ungarn zurückführen, und kommen Ew. Majestät selber dahin, um sich krönen zu lassen und unserer Verfassung den Eid der Treue zu schwören, dann werden auch wir Ew. Majestät den Eid der Treue schwören, dann werden wir treu und fest zu unserm König halten, und bereit sein, ihn mit unserm Blut und Gut zu vertheidigen.

Geben Sie uns unsere Krone und unsere Verfassung wieder,

riefen die Magyaren mit glühender Begeisterung, und wir sind bereit, Ew. Majestät zu vertheidigen mit unserm Gut und Blut!

Das heißt, rief der Kaiser mit flammenden Zornesblicken, das heißt, ich soll mich erniedrigen, soll Euren Trotz zu Recht anerkennen, soll nicht das Gesetz respektiren, sondern Euren Willen, soll die Ehre Eures Fürsten Eurem Belieben unterordnen, und meinen Willen von Eurem Veto abhängig machen.

Nein, Sire, rief Graf Palfy glühend, das heißt, Ew. Majestät sollen das letzte Mittel ergreifen, das noch im Stande ist, Ew. Majestät Ungarn zu erhalten. Denn wenn Ew. Majestät nicht unsere billigen und gerechten Forderungen erhören wollen, so steht Ungarn auf wie Ein Mann, und verweigert Dem Gehorsam, der es knechten will. Das schwören wir im Namen unserer Nation!

Das schwören wir im Namen unserer Nation! riefen die Magyaren.

Und ich schwöre im Namen meiner Ehre und meiner Würde, rief der Kaiser, bebend vor Aufregung, mit Zornesgluth auf den Wangen, ich schwöre, daß ich niemals Denen nachgeben werde, welche drohen, niemals Denen verzeihen werde, welche mit verbrecherischen Mitteln von mir ertrotzen wollen, was ich nicht geben kann, ohne mich zu demüthigen.

Sire, es ist keine Demüthigung, einzugestehen, daß man geirrt hat, und begeisterter noch werden Ihre Ungarn Sie lieben, wenn sie sehen, daß ihr König sie so sehr liebt, daß er sogar um ihretwillen seinen Fürstenstolz beugt und sagt: ich war ein Mensch, ich habe mich geirrt als Mensch, und ich will wieder gut machen als Fürst, welcher sein Volk liebt. Sire, wir warten mit Todesangst auf diese Antwort, wir warten auf dieselbe bis morgen um diese Stunde.

Ah, Sie sind also großmüthig genug, mir eine letzte Gnadenfrist zu setzen, rief der Kaiser außer sich, Sie —

Plötzlich verstummte der Kaiser und sein Antlitz bedeckte eine tödtliche Blässe. Er hatte ein Gefühl, als ob da innen in seiner Brust eine Ader zersprengt war, als ob ein Feuerstrom von seinem Herzen in seine Brust und zu seinen Lippen emporstieg. Mit einer hastigen Bewegung drückte er sein Taschentuch an seine Lippen, und ebenso

hastig zog er es dann wieder zurück und barg es in seinem Busen. Der Angstschweiß stand in dicken Tropfen auf seiner Stirn, es dunkelte vor seinen Augen.

Aber diese übermüthigen Magyaren sollten nicht die Freude haben, ihn zusammensinken zu sehen, seine Feinde sollten nicht den Triumph haben, seine Leiden zu gewahren!

Mit einer letzten ungeheuren Kraftanstrengung raffte er sich empor, und seine Blicke leuchteten wieder auf in stolzer Energie. Geht, sagte er laut und stolz, ich habe Eure Forderungen vernommen, ich werde Euch meine Antwort zukommen lassen!

Wir erwarten sie bis morgen Mittag, erwiederte Graf Palfy feierlich, alsdann reisen wir ab, um nimmer wieder zu kommen.

Geht, rief der Kaiser heftig, und die Magyaren hielten diesen krampfhaften Schrei seiner Leiden für einen Ausruf seines Zornes. Mit düstern Gesichtern verneigten sie sich und verließen das Gemach.

Der Kaiser kehrte langsam und todesmatt in sein Cabinet zurück. Mit einem tiefen Seufzer sank er in einen Lehnstuhl nieder, und hatte kaum noch so viel Kraft, die Handklingel zu nehmen und zu schellen.

Günther, sagte er zu dem eintretenden Kammerdiener mit leiser, tonloser Stimme, sende einen Wagen zu meinem Leibarzt Quarin, er soll sogleich hierher kommen.

VIII.
Der Widerruf.

Als Herr von Quarin eine Viertelstunde später in das Cabinet eintrat, saß der Kaiser ruhig vor seinem Schreibtisch, der mit Stößen von Acten beladen war, und arbeitete. Quarin blieb ehrfurchtsvoll an der Thür stehen und wartete, bis der Kaiser ihn bemerken wolle.

Plötzlich unterbrach ein heftiger Hustenanfall den Kaiser in seinen Arbeiten. Er ließ die Feder sinken und lehnte sich erschöpft in den

Fauteuil zurück. Ew. Majestät dürfen nicht arbeiten, sagte Herr von Quarin ernst, Sie müssen Sich mehr schonen, Sie müssen einige Zeit lang alle Arbeiten aussetzen.

Ich glaube, ich werde sie bald für immer aussetzen, sagte der Kaiser matt. Ich habe Sie rufen lassen! Ich habe einen schlimmen Prozeß mit meiner Brust und möchte gerne wissen, wer ihn gewinnen wird.*) Sie sollen mir das sagen, Quarin!

Was soll ich Ew. Majestät sagen? fragte der Arzt zögernd.

Der Kaiser sah ihm mit seinen großen, fieberglühenden Augen fest in's Antlitz. Quarin, Sie wollen mir ausweichen, Sie haben mich aber ganz gut verstanden. Sie sollen mir sagen, wer in dem Proceß, den ich mit meiner Brust habe, gewinnen wird, der Tod oder ich? Und damit Sie dazu alle nöthigen Beweisstücke haben, nehmen Sie das!

Er zog sein Taschentuch, das er vorher so hastig in seinen Busen gesteckt, hervor und legte es auf den Tisch. Dieses Tuch war dunkelroth gefärbt.

Blut! rief der Arzt erbebend. Ew. Majestät haben sich verwundet?

Ja, innerlich, tief im Herzen, sagte Joseph. Die Ungarn haben mir vorher den Todesstoß gegeben. Das Blut, das von meinen Lippen gequollen ist, zeugt davon! Sehen Sie mich nicht so traurig an, Doctor, lassen Sie uns wie Männer, die den Tod nicht fürchten, zu einander sprechen. Sehen Sie mir fest in's Auge, und dann sagen Sie mir, Doctor, glauben Sie, daß ich genesen kann?

Warum sollten Ew. Majestät nicht genesen können? fragte der Arzt langsam. Sie sind ja noch so jung, Sire, haben eine so gesunde Natur!

Keine Gemeinplätze, Quarin, keine Umschweife, rief der Kaiser ungeduldig. Ich will die Wahrheit, hören Sie, die Wahrheit. Ich darf mich von dem Tode nicht überraschen lassen, denn ich habe für ein ganzes Volk zu sorgen, ich muß mein Haus bestellen, muß alle

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Charakterzüge Josephs II. S. 14.

meine Verhältnisse ordnen! Und ich sage Ihnen, ich fürchte den Tod nicht, er erscheint mir nach einem qualvollen Leben als ein rechter Tröster und Freund. Deshalb, Quarin, zögern Sie nicht, sagen Sie es frei heraus, ich fordere Sie dazu auf als Ihr Kaiser und Herr: ist meine Krankheit gefährlich?

Er sah den Arzt mit großen durchdringenden Augen an; dieser erbleichte, es arbeitete und zuckte in seinem Angesicht, und Ströme von Thränen entstürzten plötzlich seinen Augen.

Ja, Sire, sagte er leise, sie ist gefährlich.

Josephs Angesicht blieb vollkommen ruhig und klar. Können Sie mir mit Bestimmtheit sagen, wie lange ich noch zu leben habe? fragte er.

Nein, Sire. Es kann noch einige Wochen dauern, es kann schnell zu Ende gehen. Diese Krankheit ist eine von denen, wo die Patienten jeden Augenblick ihrem Tod entgegen sehen müssen.

Unheilvolle Brustkrankheit, nicht wahr? fragte der Kaiser ruhig.

Ja, Sire, flüsterte Quarin unter Thränen, unheilbar.

Der Kaiser schwieg einen Moment und blickte ernst und sinnend vor sich hin. Dann reichte er mit einem sanften Lächeln dem Arzt seine Hand dar. Ich danke Ihnen, mein Freund, sagte er, danke Ihnen aus tiefster Seele, daß Sie mir die Wahrheit gesagt haben. Ich werde Ihnen beweisen, daß ich dankbar bin, und Ihre Treue und Wahrheitsliebe gern belohnen möchte.*) Sie haben Familie, nicht wahr?

Ja, Sire, zwei Töchter!

Und Sie sind nicht reich?

Sire, das Gehalt, welches mir Ew. Majestät gnädigst geben, und meine Praxis ernähren uns reichlich.

Der Kaiser nickte leicht mit dem Kopf. Ich bitte Sie, eine kleine Bestellung von mir zu übernehmen, sagte er, und indem er sich dem Schreibtisch zuwandte, nahm er die Feder und schrieb auf ein Blatt Papier hastig einige Zeilen.

Nehmen Sie, Doctor, sagte er dann, dem Arzt das Papier darreichend, haben Sie die Güte, dies Blatt in meiner Hofkanzlei bei dem

---

*) Diese Scene ist historisch genau, wie auch des Kaisers Worte. Hübner II. 496.

Finanzbüreau abzugeben. Man wird Ihnen zehntausend Gulden dafür zahlen. Das ist die Aussteuer Ihrer Töchter.

O, Sire, rief der Arzt tief bewegt und mit zitternder Stimme, ich danke Ihnen, danke Ihnen im Namen meiner Töchter und mit der ganzen Kraft meines Vaterherzens.

Nein, sagte der Kaiser sanft, danken Sie mir nicht, es ist meine Pflicht, Verdienste zu belohnen.*) Damit Sie aber auch persönlich ein kleines Erinnerungszeichen an mich haben, das Sie immer mit sich herumtragen müssen, ernenne ich Sie zum Freiherrn, und werde dafür sorgen, daß Ihnen das Patent gleich ausgefertigt werde. Still, Freund, kein Wort mehr! Lassen Sie mich jetzt allein. Ich muß arbeiten, denn, Sie wissen es am besten, meine Zeit ist kurz und meine Stunden sind gezählt! Gehen Sie! Wer weiß, wie bald ich Sie wieder werde rufen müssen!

Herr von Quarin küßte schweigend die dargereichte Hand, und ging dann rasch, um seine Thränen nicht sehen zu lassen, hinaus.

Der Kaiser sank tief aufseufzend in seinen Lehnstuhl zurück. Seine großen Augen richteteten sich mit einem unaussprechlichen Ausdruck gen Himmel, sein bleiches, abgezehrtes Gesicht hatte einen wunderbaren Glanz, es leuchtete wie in einem Strahl der Verklärung.

Da öffnete sich hastig die Thür der Kanzlei, sein erster Cabinetsrath trat ein und schritt, mit Papieren in der Hand, rasch zu dem Kaiser hin.

Was giebt's? fragte der Kaiser, leicht zusammenschreckend.

Sire, zwei Couriere sind soeben eingetroffen. Der Eine kommt vom Grafen Cobenzl. Er hat ihn in Luxemburg abgefertigt, und meldet, daß sich ganz Belgien, mit Ausnahme Luxemburgs, in den Händen der Patrioten befinde, daß eine General-Versammlung der unirten belgischen Provinzen von van der Noot zusammenberufen sei, in welcher der Cardinal Frankenberg als Präsident fungirt. Man hat feierlich Belgien zu einer Republik erklärt, und England, Preußen und Holland sollen als Garanten derselben auftreten. Graf Cobenzl bittet Ew. Majestät um Verhaltungsbefehle, was nun zu thun sei?

---

*) Des Kaisers eigene Worte.

Der Kaiser hatte der traurigen Botschaft mit vollkommen ruhigen Mienen zugehört. Und der zweite Courier? fragte er nach einer kurzen Pause.

Sire, sagte der Cabinetsrath zögernd, der zweite Courier kommt von dem kaiserlichen Statthalter in Tyrol.

Was meldet er?

Schlimme Botschaft, Sire. Das Volk empört sich, es schreit laut gegen die Conscription und gegen die kirchlichen Reformen. Es droht mit Abfall und Empörung, wenn die neuen Gesetze nicht wieder abgeschafft werden.

Der Kaiser stieß einen lauten Schmerzensschrei aus, und drückte seine beiden Hände auf seine Brust. Es ist nichts, sagte er dann nach einer Pause, als er den angstvollen, fragenden Blicken des Cabinetsraths begegnete, ein zufälliger, vorübergehender Brustschmerz, weiter nichts! Fahren Sie fort in Ihrem Bericht!

Sire, ich bin zu Ende. Dies ist die ganze Meldung des kaiserlichen Statthalters. Er beschwört Ew. Majestät, den Aufruhr im Keim zu ersticken, und —

Und meine Gesetze und Erlasse zurückzunehmen, nicht wahr? unterbrach ihn der Kaiser ruhig. O, ich kenne das, es ist das alte Unkenlied, das ich jetzt von allen Seiten vernehme! Nun, ich will mir's überlegen, und werde Sie nachher rufen, um Ihnen meinen Entschluß mitzutheilen!

Aufruhr in Tyrol, Aufruhr in Ungarn und in den Niederlanden, sagte der Kaiser leise vor sich hin, als er wieder allein war. Sie läuten von allen Seiten meine Todtenglocken! Sie wollen mich begraben, noch ehe ich todt bin! Kaiser Karl der Fünfte, mein großer Ahn, schaute auch seinem Begräbniß zu, aber er that's freiwillig, mich wollen sie dazu zwingen durch Aufruhr und Rebellion. Ich soll Alles begraben, was ich gewollt, gewirkt und erstrebt habe, ich soll sterben mit dem Bewußtsein, umsonst gelebt zu haben! O, mein Gott, welche Qualen sind dies, und wodurch habe ich denn solche Demüthigung verdient? Was habe ich denn verschuldet, daß ich so furchtbar büßen muß? Und muß ich denn, giebt es kein Rettungsmittel für mich? Muß ich, o, mein Gott, muß ich widerrufen?

Er schwieg, und versank tiefer in sich selbst, und überdachte angst-

voll und schmerzensreich seine Lage. Und immer bleicher ward sein Angesicht, immer düsterer sein Blick, immer schwerere Seufzer hoben seine beklemmte Brust.

Ja, murmelte er nach einer langen Pause leise vor sich hin, ich habe kein anderes Mittel mehr, ich kann mein Werk nicht vollenden, es bricht über mir zusammen! Ungeheure Schwierigkeiten thürmen sich gegen dasselbe auf, und ich habe kein Leben mehr vor mir, keinen Raum für meine erlöschende Kraft. Drei meiner Länder in Aufruhr, und nur die äußerste Gewalt wäre im Stande, ihn zu dämpfen. O, mein Gott, warum muß ich gerade jetzt sterben, warum darf ich nicht noch einige Monate leben, nur so lange, bis ich meinem Reich wieder Ruhe gegeben! Denn so kann ich es, so darf ich es meinem Nachfolger nicht hinterlassen, kann ihm diese Erbschaft der Revolution nicht auferlegen. Ich muß es verhüten, daß mein Staat zusammenbricht. Ich muß es verhüten, denn ich habe es verschuldet. O, und es giebt dazu nur Ein Mittel, ein furchtbares, martervolles Mittel, aber ich muß es ergreifen, ich muß widerrufen!

Er schauderte in sich zusammen und legte seine beiden Hände über sein schmerzzuckendes Angesicht. Lange saß er so da, tief gebeugt, leise stöhnend und wimmernd, ringend mit seiner Qual. Große Thränen rannen zwischen seinen Fingern hervor, seine ganze Gestalt erbebte im Kampf des Schmerzes. Einmal schrie er laut auf vor ungeheurer Seelenpein, und hob sein zitterndes Antlitz jammernd zum Himmel empor, dann senkte er es wieder nieder in seine Hände, und kroch schmerzvoll in sich selbst zusammen.

Dann, nach einer langen, langen Stunde der Qual, ließ er langsam seine Hände von seinem Gesicht gleiten, das jetzt farblos und bleich war, wie das eines Todten.

Jetzt ist's vorüber, sagte er mit zitternden Lippen, der Kampf ist ausgekämpft, das Opfer ist gebracht. Alle meine Werke, meine Gesetze und Einrichtungen sollen mit mir niedersteigen in mein Grab, und wenn sie es über mir schließen, wird keine Spur von mir zurückbleiben. Ich will meinem Vaterland und meinem Nachfolger dies letzte Opfer darbringen, ich will widerrufen!

Er griff nach der Klingel und schellte heftig, und befahl dem eintretenden Kammerdiener, den Kabinetsrath aus der Kanzlei herbeizurufen, denn seine Stimme hatte nicht mehr die Kraft, zu rufen.

Jetzt, sagte er, als der Kanzleirath eintrat, jetzt wollen wir arbeiten! Meine Hand ist leider zu schwach, die Feder zu führen, Sie werden Alles für mich ausarbeiten müssen. Zuerst die Antwort für die Ungarn. Ein Manifest setzen Sie auf, in dem ich alle die Neuerungen, alle die Gesetze, welche gegen die alte ungarische Reichs-Constitution sind, — widerrufe!

Er schwieg einen Augenblick, und trocknete sich den Schweiß ab, der in großen Tropfen auf seiner Stirn stand. Hören Sie, fuhr er dann fort, ich widerrufe in diesem Manifest alle meine Gesetze, mit Ausnahme des Toleranz-Ediktes. Ich verspreche den Ungarn, im kommenden Jahr den Reichstag auszuschreiben, und die Verwaltung und die Rechtspflege des Königreichs wieder auf den alten Fuß, wie es vor 1780 war, herzustellen. Ich hebe die Conscription feierlich und förmlich auf und nehme das Steuergesetz zurück. Alles soll wieder so werden, wie es zu Maria Theresia's Zeiten gewesen. Ich verspreche, die Grundgesetze des Landes und die geheiligten Rechte der Stände zu ehren und nie zu verletzen. Ich verordne, daß die ungarische Krone sofort wieder von Wien nach Ofen gebracht werde, und bin bereit, sobald ich mich von meiner Krankheit erholt habe, nach Ungarn zu kommen, und mich krönen zu lassen.*) — Fertigen Sie dies Decret sogleich aus, und bringen Sie es mir zur Unterschrift. Alsdann wird es dem Kanzler Grafen von Palfy übergeben, er wird es nach Ungarn bringen. —

Das war, was wir für Ungarn zu thun hatten! — Unsere zweite Sorge gilt Tyrol. Fertigen Sie in meinem Namen auch ein Decret für Tyrol aus. Ich bin bereit, dem Willen des Volkes Genüge zu thun, ich hebe die Conscription auch für Tyrol auf, und nehme die eingeführten Neuerungen in Kirchensachen zurück. Fertigen Sie dies Decret

*) Dies ist der Inhalt der Widerrufungs-Verordnung, die Joseph einige Wochen vor seinem Tode erließ, und die damals in der ganzen Welt das ungeheuerste Erstaunen und Aufsehen erregte. Siehe Groß-Hoffinger III. S. 290. Hübner II. S. 279.

auch sogleich aus, geben Sie es mir zur Unterschrift und senden Sie es alsdann sofort durch einen Courier an den kaiserlichen Statthalter in Tyrol. — Dann haben wir also Ungarn und Tyrol Ruhe und Zufriedenheit gegeben, und es bleibt nur noch übrig, die Niederlande zu beruhigen. Aber ich fürchte, dort wird Niemand meine Stimme mehr hören wollen. Ich werde also mein Herz überwinden und meinen Stolz beugen. Ich werde an den Pabst schreiben, seine Vermittelung anflehen und ihn bitten, daß er die Bischöfe und die Geistlichkeit ermahne, Frieden mit mir zu machen.*) Was sehen Sie mich so erstaunt und traurig an? Ich mache meinen Frieden mit der Welt, mein Freund, ich streiche mein Leben mit einigen Federzügen aus und gieße das Dintenfaß über meine Gesetze! Eilen Sie, die Decrete auszufertigen. Besorgen Sie auch einen Courier, der nach Rom abgeht. Ich will sogleich das Schreiben an den Papst aufsetzen, denn, wenn man als Bittsteller kommt, muß man schon eigenhändig schreiben. In einer Stunde kommen Sie hier herein, das Schreiben abzuholen, und jetzt eilen Sie sich.

Nach einer Stunde trat der Cabinetsrath, dem kaiserlichen Befehl gemäß, wieder in das Cabinet.

Auf dem Schreibtisch lag der schon beendete Brief des Kaisers an den Papst. — Aber diese letzte furchtbare Demüthigung hatte die letzte Kraft des Kaisers gebrochen.

Er lag ohnmächtig in seinem Fauteuil und seine Lippen waren von dem Blut geröthet, das aus seiner Brust hervorströmte.

IX.

Der Tod des Märtyrers.

Es war Alles vollbracht. Er hatte Abschied genommen von seiner Familie, seinen Freunden, seinen Dienern, er hatte gebeichtet, und

---

*) Groß-Hoffinger III. S. 279.

öffentlich, im Beisein seiner Familie und seiner Freunde, das heilige Abendmahl empfangen.

Der Kampf mit dem Leben war ausgekämpft, alle Schmerzen waren überwunden. Mit heiter strahlendem Angesicht lag Joseph auf seinem Lager; kein Wort des Unmuthes oder der Klage kam über seine Lippen. Er tröstete die Weinenden, und hatte für jeden ein Wort der Beruhigung und der Liebe. Er schrieb noch in den letzten Tagen mit eigener zitternder Hand Abschiedsbriefe an seine Schwestern, an den Fürsten Kaunitz, und an einige Damen seines nähern Umgangs, Briefe voll rührender Innigkeit und Zartheit, und unterzeichnete noch am siebenzehnten Februar achtzig Mal seinen Namen.

Aber jetzt fühlte er, daß seine Kräfte zu Ende, und als am Abend dieses Tages seine Freunde Lacy und Rosenberg zu ihm kamen, um die Nacht bei ihm zu wachen, winkte er sie mit der Hand dicht zu sich heran an sein Lager.

Es geht zu Ende, meine Freunde, sagte er leise, die Lampe hat kein Oel mehr, sie wird bald erlöschen! Still! Weint nicht, sagt mir heiter das letzte Lebewohl!

Heiter? fragte Lacy traurig, heiter, wenn wir Sie niemals wieder sehen sollen?

Der Kaiser blickte sinnend zur Decke empor. Wir werden uns wiedersehen, sagte er nach einer langen Pause. Nicht hier auf Erden, aber im Jenseits. O, ich glaube an ein Jenseits, ich hoffe auf ein Jenseits! Muß es denn nicht ein Dasein geben, wo ich einigen Ersatz finde für Alles, was ich hier auf Erden gelitten?

Und eine Strafe für Diejenigen, welche Ew. Majestät leiden gemacht? fragte Rosenberg düster.

Ich habe Allen verziehen, sagte der Kaiser lächelnd. Kein Groll und kein Unmuth ist mehr in meinem Herzen, ich bin ganz resignirt! Ich hatte die gute Absicht und den redlichen Willen, mein Volk glücklich zu machen, ich zürne ihm nicht, daß es nicht annehmen wollte, was ich ihm geboten habe. Ich wünschte, man schriebe auf mein Grab: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen.“ — Ach, meine

Freunde, der Dichter hatte nicht Recht, wenn er sagt: „Et du trône au cercueil le passage est terrible.“ Ich vermisse den Thron nicht, und fühle mich ganz ruhig, nur ein wenig gekränkt durch so viele Lebensplage, so wenig Glückliche und so viel Undankbare gemacht zu haben. Allein das ist das gewöhnliche Schicksal der Männer auf dem Thron!*)

Das Schicksal der großen Männer, die ihrer Zeit vorangehen, sagte Lacy, das Schicksal Aller, die Großes wollen, Großes erstreben, und den Völkern neue Ideen des Glücks, der Aufklärung und der Geistesfreiheit bringen. Sie müssen Alle sterben als Märtyrer der Dummheit, des Uebelwollens und der Kleinlichkeit.

Ja, ein Märtyrer bin ich, sagte Joseph mit einem sanften Lächeln, aber sie werden aus meinen Gebeinen keine Reliquien machen.

Aber die Liebe zu Ew. Majestät werden wir als heilige Reliquie in unserm Herzen tragen, rief Graf Rosenberg weinend.

Sie sollen nicht weinen, sagte Joseph. Haben wir nicht schöne Tage der Treue und Freundschaft mit einander durchlebt, wollen Sie mir nicht auch jetzt noch Ihre Freundschaft beweisen, indem Sie mir ein heiteres Angesicht zeigen? Sie vor allen Dingen, Rosenberg, Sie, welcher mir heute die letzte Freudenbotschaft gebracht, das letzte Freudenlächeln auf meinem Antlitz gesehen haben, als Sie mir meldeten, daß meine geliebte Nichte Elisabeth meinem Franz eine Tochter geschenkt hat. O, es ist schön, eine Freude mit sich in sein Grab zu nehmen, und sterbend eine neue Hoffnung aufblühen zu sehen! Elisabeth wird dereinst Eure Kaiserin sein, liebt sie, Ihr, meine alten Getreuen, liebt sie um meinetwillen, denn ich habe sie geliebt, wie mein eigenes Kind! Man hat mir seit einigen Stunden schon keine Nachricht von ihr gebracht. Es geht ihr gut, nicht wahr?

Die beiden Freunde antworteten nicht und senkten die Augen nieder.

Lacy, rief der Kaiser, und jetzt fuhr wieder ein Ausdruck menschlichen Leidens durch die vorher so verklärten Züge, Lacy, warum weinen Sie? Sie schweigen, o mein Gott, Sie schweigen? Rosenberg,

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Charakterzüge rc. II. S. 23.

ich beschwöre Sie bei unserer Freundschaft, bei Allem, was Ihnen heilig und theuer ist, sagen Sie mir die Wahrheit: wie steht es mit der Erzherzogin Elisabeth, mit meiner Tochter?

Er richtete sich halb empor und schaute in athemloser Angst auf den Grafen hin. Dieser wagte es nicht, den Blicken des Kaisers zu begegnen.

Die Erzherzogin Elisabeth ist sehr krank, sagte er leise. Die Entbindung hat sie sehr angegriffen.

Ah, sie ist todt, rief der Kaiser, nicht wahr, sie ist todt?

Niemand antwortete, nur die Thränen, welche in Lacy's und Rosenberg's Augen standen, gaben die Antwort.

Joseph stieß einen lauten Schmerzensschrei aus, und seine Arme zum Himmel emporstreckend, rief er: O Gott, Dein Wille geschehe! Aber was ich leide, ist unbeschreiblich! Ich meinte, ich wäre bereit, alle Todespein zu ertragen, die es Gott gefallen möchte, mir zu senden: aber dieses fürchterliche Unglück übersteigt Alles, was ich jemals gelitten hatte!*)

Er sank zurück auf sein Lager und lag still und starr da eine lange, lange Zeit. Dann auf einmal richtete er sich wieder empor, und seine Stimme war wieder kräftig und voll, und sein Auge hatte wieder Feuer und Glanz, und sein ganzes Wesen zeigte wieder den Kaiser und den Herrscher, der vor allen Dingen sich selbst beherrscht.

Man soll die Erzherzogin mit allen Ehren, wie sie die edle und erhabene Fürstin verdient, bestatten, sagte er. Ihnen übertrage ich die Sorge, Rosenberg, daß das Leichenbegängniß mit allem Pomp geschehe. Morgen soll die Leiche in der Hofkapelle ausgestellt werden, aber dann soll man sich beeilen, sie zur ewigen Ruhe in die Kaisergruft hinabzusenken, damit in der Hofkapelle Platz werde für meine eigene Leiche!**)

Das war der letzte Befehl, den der Kaiser ertheilte; von nun

---

*) Des Kaisers eigene Worte.

**) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Hübner II. S. 491.

an war er nur noch ein armer, sterbender Mensch, und nur Gott und seinem Volk galten seine letzten Gedanken.

Er ließ seinen Beichtvater an sein Lager rufen, und bat, ihm etwas aus dem Gesangbuch vorzulesen, ein Sterbegebet.

Mit gefaltenen Händen hörte er zu, die großen Augen gen Himmel gewandt, aber plötzlich schien es, als wenn eine freudige Begeisterung über ihn komme, und er begann laut die Worte des Gebetes mitzusprechen.

So bleiben nun Glaube, Hoffnung und Liebe! betete der Geistliche.

Der Kaiser wiederholte die drei letzten Worte. Er sprach das Wort Glaube mit tiefer Zuversicht, das Wort Hoffnung leise und schüchtern, das Wort Liebe aber rief er mit einer wahren, freudigen Inbrunst.*)

Dann wieder ward er ganz still. Die Gebete verstummten. Der Kaiser lag mit gefalteten Händen bleich und unbeweglich da.

Einmal hörte man ihn leise sagen: Herr, der Du mein Herz kennst, Dich rufe ich zum Zeugen an, daß ich Alles, was ich unternahm und befahl, aus keinen andern Absichten als zum Wohl und zum Besten meiner Unterthanen meinte. Dein Wille geschehe!**)

Dann wieder ward er still, ganz still. — Weinend, mit gefalteten Händen stand der Erzherzog Franz, Lacy und Rosenberg an seinem Lager. Der Kaiser sah sie mit seinen großen, gebrochenen Augen an, aber er kannte sie nicht mehr.

Aber dann wieder blitzte der Geist mit einem letzten Scheidegruß in seinen Augen auf und mit fester Stimme sagte er: Ich glaube, meine Pflicht als Mensch und als Regent erfüllt zu haben!

Dann wandte er sein Antlitz zur Seite.

Wieder herrschte eine tiefe Stille. Auf einmal ward diese Stille unterbrochen von einem langen, schweren Seufzer.

Es war der Todesseufzer Kaiser Josephs des Zweiten! — —

Am 20. Februar 1790 starb Kaiser Joseph. Aber sein Geist starb nicht mit ihm, er lebte und wirkte fort bis auf die heutigen Tage!

---

*) Ramshorn, S. 449.

**) Hübner II. S. 502.

Auch sein Volk, welches ihn oft mißkannt, fühlte nach seinem Tode erst, was es an seinem Kaiser verloren, und wie sehr er es geliebt hatte. Jetzt, da er todt war, da sie ihm das Herz gebrochen, jetzt liebten sie ihn und weinten um ihn. Die Dichter sangen ihm ihre Klagelieder nach und mühten sich ab, geistreiche Grabschriften für den großen Märtyrer der Aufklärung zu machen. Die beste und geistvollste dieser Grabschriften ist vom Fürsten von Ligne und lautet also:

Ce prince malheureux, dans ses vastes projets,
Pour fixer leur bonheur, déplut à ses sujets.
Esclave d'un devoir, que vit mal son génie
A créer, reformer, il consuma sa vie:
Sourd aux cris de son coeur, qu'égarait son esprit
Risquant plus d'une fois de perdre tout crédit,
Allarmant ses états, et l'Europe et l'Asie,
Blamé par des ingrats que suscitait l'envie,
Il entreprit beaucoup, et commençant toujours
Ne put rien achever, exceptés ses beaux jours.

Das Volk aber sang:

Ich denk' so manchmal hin und her,
's kommt doch kein Kaiser Joseph mehr!
Wenn Einem der in's Auge sah,
Das war mein' Seel' ein Gloria!

Ende.

Quellen-Nachweis.

1. Lebensgeschichte Joseph des Zweiten, Kaisers der Deutschen, oder Rosen auf dessen Grab. Gesammelt von L. Hübner. Salzburg.
2. Friedrich von Raumer. Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges (1763 bis 1783). Nach den Quellen im britischen und französischen Reichsarchiv. Leipzig 1839.
3. Carl Ramshorn. Kaiser Joseph II. und seine Zeit. Leipzig 1845.
4. A. J. Groß-Hoffinger. Lebens- und Regierungsgeschichte Joseph des Zweiten und Gemälde seiner Zeit. 4 Bände. Stuttgart 1842.
5. Johann Pezzl. Characteristik Joseph II. Eine historisch-biographische Skizze. Wien 1790.
6. J. D. E. Preuß. Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. 5 Bände. Berlin 1833.
7. Caroline Pichler. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. 4 Bände. Wien 1844.
8. Joseph Freiherr von Hormayr. Oesterreichischer Plutarch oder Leben und Bildnisse aller Regenten und der berühmtesten Staatsmänner, Gelehrten und Künstler des Kaiserstaats. 20 Bändchen. Wien 1807.
9. J. G. Siegmeier. Ueber den Ritter Gluck und seine Werke. Berlin 1837.
10. Anton Schmid. Christoph Wilibald, Ritter von Gluck. Dessen Leben und tonkünstlerisches Wirken. Leipzig 1854.
11. Johann Friedel. Briefe aus Wien an einen Freund in Berlin. 2 Thle. Leipzig und Berlin 1783 und 1785.
12. Briefe aus Berlin über verschiedene Paradoxe dieses Zeitalters. An den Verfasser der Briefe aus Wien an einen Freund in Berlin. 2 Thle. Berlin und Wien 1784.
13. Zehn Briefe aus Oesterreich an den Verfasser der Briefe aus Berlin. Gedruckt an der schlesischen Grenze 1784.
14. Kaiser Franz und Metternich. Ein nachgelassenes Fragment. (Von Joseph Freiherr von Hormayr.) Leipzig 1848.

15. v. Dohm. Denkwürdigkeiten meiner Zeit oder Beiträge zur Geschichte von 1778 bis 1806. Fünf Bände. Lemgo und Hannover 1814.
16. Carl Riesbeck. Briefe eines reiſenden Franzoſen über Deutſchland. An ſeinen Bruder in Paris. 2 Bände. 1783.
17. Johann Bernouilli's Sammlung kurzer Reiſebeſchreibungen. Bd. 16 u. 17. Berlin 1785.
18. Characterzüge, Memorabilien und hiſtoriſche Anekdoten von Kaiſer Joſeph II. Herausgegeben von keinem Reichsbiographen. 2 Bände. Leipzig und Meißen 1847.
19. Joſeph Freiherr von Hormayr. Wien, ſeine Geſchicke und ſeine Denkwürdigkeiten. Band V. Wien 1823.
20. F. C. Schloſſer. Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts ꝛc. Bd. III. und IV. Heidelberg 1844.
21. Briefe von Joſeph dem Zweiten als characteriſtiſche Beiträge zur Lebens- und Staatsgeſchichte dieſes unvergeßlichen Herrſchers. Leipzig 1821.
22. Theodor Mundt. Der Kampf um das ſchwarze Meer. Hiſtoriſche Darſtellungen aus der Geſchichte Rußlands. Braunſchweig 1855.
23. Adam Wolf. Oeſterreich unter Maria Thereſia. Wien 1854.
24. v. Hormayr. Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte.
25. Peter Philipp Wolf. Allgemeine Geſchichte der Jeſuiten.
26. Juſtinus Kerner. Franz Anton Mesmer aus Schwaben.
27. Caraccioli. La vie de Joseph II. Amsterdam 1790.
28. Henry Swinburne. The Courts of Europe at the Close of the last Century. 2 Bände. London 1841.
29. Rulhière. Histoire de l'anarchie de Pologne. 4 Bände.
30. Masson. Mémoires secrèts sur la Russie.
31. Madame de Campan. Mémoires. 4 Bände.
32. Soulavie. Mémoires historiques et politiques du Règne de Louis XVI. 8 Bände.
33. Georgel. Mémoires. 6 Bände.
34. Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette. 2 Bände.
35. Coxe. History of Austria. 5 Bände. London.
36. Wraxal. Memoirs of the Courts of Berlin, Vienna etc. London 1800.
37. Frédéric II. Oeuvres complètes.
38. Prince de Ligne. Conversations avec Frédéric le Grand.
39. Ferrand. Histoire des trois démembremens de la Pologne. 4 Bände.
40. Marquise de Créqui. Mémoires. 7 Bände.
41. Dutens. Mémoires d'un voyageur quï se repose. 4 Bände.
42. Mémoires secrèts sur Louis XIV. 6 Bände.

Mühlbach, Luise,

Kaiser Joseph der Zweite und sein Hof historischer Roman in 3 Abteilungen

Bd.: 3

Berlin 1864